Hausbuch für christliche Unterhaltung.

Siebenter Band.



KIRCHE DES HEILIGEN GRABES.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Hausbuch

für

christliche Unterhaltung.

Erzählungen, Novellen, Gedichte, Legenden, Sagen.

Mit

Original-Beiträgen

von

Isab. Braun, G. [illegible], Dr. [illegible], Dr. Sebast. Brunner, K. Beyerl, Gräfin [illegible], A. Hirner, Jos. Kehrein, A. [illegible], J. [illegible], C. [illegible], H. [illegible], J. [illegible], K. Pfaff, J. A. Pflanz, [illegible] J. M. [illegible], Graf Ch. v. [illegible], Bruno Schön, Dr. A. [illegible], J. G. Seidl, F. [illegible], F. Trautmann, Dr. J. Em. Veith, K. Warner, J. V. Zingerle, P. Zingerle u. A.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Lang,

Studienlehrer in [illegible].

Siebenter Band.

Mit Titelstahlstich.

Augsburg 1857.
B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.



KIRCHE DES HEILIGEN GRABES.

[illegible] Manz in Regensburg

Hausbuch

für

christliche Unterhaltung.

Erzählungen, Novellen, Gedichte, Legenden, Sagen.

Mit

Originalbeiträgen

von

Isab. Braun, H. Breusing, Dr. M. Brühl, Dr. Sebast. Brunner, K. Deyerl, Gedeon von der Heide, K. Hiemer, Jos. Kehrein, A. Kolping, A. Langer, G. Neuling, H. Overhage, J. Pape, K. Pfaff, J. A. Pflanz, Dr. J. M. Ruland, Graf Th. v. Scherer, Bruno Schön, Dr. A. Schöppner, J. G. Seidl, Fr. Stelzhamer, F. Trautmann, Dr. J. Em. Veith, A. Werfer, J. V. Zingerle, P. Zingerle u. A.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Lang,

Studienlehrer in Regensburg.

Siebenter Band.

Mit Titelstahlstich.

Augsburg 1857.

B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorrede.

Am Schlusse des siebenten Bandes fühlt sich der Unterzeichnete von Neuem verpflichtet, den verehrlichen Mitarbeitern für ihre gütigen Beiträge, sowie dem großen Leserkreise für dessen fortdauernde Theilnahme seinen Dank auszusprechen.

Um den Inhalt des Hausbuches künftighin noch mannigfacher zu gestalten, und zugleich den Wünschen mehrerer Leser zu entsprechen, wird der Unterzeichnete im achten Bande einige kritische Besprechungen über bedeutendere Erscheinungen der katholischen Erzählungsliteratur bringen, und zwischen den Erzählungen auch kulturhistorische Aufsätze und einzelne Partieen aus den hervorragendsten Dichtungen des Mittelalters einflechten.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Er führt dich in den Hafen.

Von P. P. Zingerle.

Wenn auch auf wildem Meere
Dein Schifflein schwebt in Noth,
Ringsum von einem Heere
Gefahren stets bedroht,
Du kannst doch ruhig schlafen;
Er führt dich in den Hafen.

Laß toben das Geheule
Des Sturmes her um dich!
Laß Blitz und Donnerkeile
Vor dir durchkreuzen sich!
Wenn sie auch Viele trafen,
Er führt dich in den Hafen.

Verborg'ne Klippen starren,
Sandbänke drohen dir,
See-Ungethüme harren
Auf dich mit grauser Gier.
Doch kannst du sorglos schlafen;
Er führt dich in den Hafen.

Was willst du also zittern?
Fährst du im Sonnenschein,
Fährst du in Ungewittern,
Du bist doch immer Sein,
Der einst im Sturm geschlafen;
Er führt dich in den Hafen.

Christchen.

Aus dem münsterländischen Volksleben von H. Overhage.

Es war im Monat April, um Abgehenszeit, als Christchen die Stadt verließ, wo sie als Kindermädchen gewohnt hatte. Klärchen, ihre beste Freundin, war eigens vom Dorfe herein gekommen, um Christchen abzuholen, nur daß sie einige Privatgeschäfte in Staatsangelegenheiten in der Stadt nebenbei besorgte, die im Dörfchen nicht abgemacht werden konnten, denn Klärchen konnte es gut thun, und wollte auch etwas Auswahl in den Waaren, das Beste war ihr gut genug. Sie war auf einem Leiterwagen als Ueberfracht mitgenommen, und auf diesem kehrten beide heim. Als die Beiden zusammenkamen, da gab es ein rechtes Fest, und das natürliche Landmädchen ließ sich derartig sehen, daß sich Christchen etwas schämte, nicht der Freundin — das hatte ja keine Noth — aber wohl ihres lauten Lachens und Rufens

und ihres Herumspringens. Die Stadtleute konnten ja denken, das Landmädchen habe gar keine artigen Manieren. Klärchen aber hatte den Grundsatz:

„Frisch, fröhlich, fromm und frei,
Das And're Gott befohlen sei."

Was hatten sich die nicht Alles zu erzählen? Christchens drittes Wort aber war: „Wie geht's der Mutter noch?" obschon Klärchen bereits wiederholt darüber Bericht erstattet hatte. Klärchens Einkäufe und Schachteln und Christchens Koffer wurden auf den Wagen geladen. Der war schon ziemlich voll und nicht von nichtsnützigen Mützen mit ellenlangen Bändern und nicht von Tüchern wie Spinngeweben und nicht von Kleidern aus Wasserkattun. Nun ging der Wagen langsam voran, denn Bernd Hinnick, der Fuhrmann, war ein Antithierquäler, wenn er auch nicht zu einem Verein gehörte. Er dachte: Gestern haben Lammert und Braun tüchtig daran müssen, heute sollen sie ihren guten Tag haben. Weil der Bauer nicht will, daß ich ihnen den Hafersack zu oft öffne, so darf ich auch so oft die „Schwiepe" nicht um ihre Ohren sausen lassen, denn Ruhe ist die halbe Mast. Die Mädchen waren aber so sehr in ihre Gespräche vertieft, daß sie den besonnenen Fortschritt des Gespanns kaum merkten. Christchen ließ das Klärchen noch aussprechen, so viel Bildung hatte sie sich in der Stadt schon angeeignet, aber Klärchen redete stets dazwischen, wie wenn man Flachs drischt, wo bekanntlich die Drescher zusammen darauf losschlagen und nicht hinter einander, wie beim Korndreschen. Dabei wurde das Landmädchen dergestalt laut, daß der trockene Bernd Hinnick bemerkte: „Gut, daß meine Pferde nicht leicht scheu werden und durchgehen, selbst nicht, wenn neben ihnen geschossen wird, ich cavirte sonst nicht dafür, daß wir mit heilem Halse und geraden Gliedern im Dorfe ankommen würden!" Darüber mußten beide sehr lachen, und Klärchen schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, denn sie hatte ihr Lebenlang noch keinen „Spaß" von dem Bernd Hinnick gehört.

Sie fuhren so ziemlich Stunde auf Stunde. Als sie zur Hälfte des Weges gekommen, standen auf einmal Lammert und Braun stille, wie Bildsäulen oder Bäume, vor einem Wirthshause. Da mußte demnach ausgestiegen werden.

Klärchen bestellte einen Kaffe so kräftig, wie er nur aus dem Pfeifchen kommen könne, und sie erhielten einen nach der Verordnung, so daß die Wangen der beiden Mädchen noch röther und ihre Augen noch feuriger wurden. Dem Wagenlenker bestellten sie ein Glas Bier von wegen des Jures, den er gemacht, und noch eines wegen guter Besserung mit dem Fahren. Auch Lammert und Braun bekamen ihren Theil an Brod. Dann stiegen die Passagiere wieder auf, nachdem das wohlhabende Klärchen verstohlener Weise die Zeche bezahlt hatte. Sie sprach zum Fuhrmann: „Daß du mir aber jetzt die Schwiepe gebrauchst! Wozu trägst du sie anders? Sonst will ich fahren

und zeigen daß du ein schlechter Fuhrmann bist. Lammert und Braun sehen ja nicht darnach aus, daß sie Hungersnoth leiden, es geht ihnen nicht ans Leben. Sie sind ja wie aneinander gewachsen oder genäht. Wir kommen vor Urnacht nicht nach Hause. Alloh, die Peitsche her!" Das Bier mußte gut gewesen sein, denn Bernd Hinnick war in gute Stimmung gerathen, darum versetzte er die Pferde in Trab, dann gar in Galopp. Klärchens Worte aber thaten es nicht allein, denn wenn der hartnäckige Bube nicht wollte, dann brachten ihn zwei Gespann Pferde nicht voran. Nun lobte ihn Klärchen und versprach ihm, er könne noch Kutscher beim Grafen werden, und wenn er sich noch ferner so gut betrage, so sei ihm ein Maß Bier auf künftigen Sonntag gewiß. Jetzt gings schier wie auf der Eisenbahn. Als aber die Pferde anfingen zu dampfen, da ließ er sie wieder langsamer gehen.

„Können wir Altenkirchen noch nicht bald sehen?" fragte Christchen ungeduldig. — „Es liegt da vor uns hinter dem Busche, der hindert die Aussicht," antwortete der Wagenführer. — „Ich sehe da rechts eine Spitze, es wird das Thürmchen sein," also Christchen. — „Du unchristliches Wicht!" bemerkte Klärchen. „Ein schöner Kirchenthurm! es ist ein viel weltlicheres und unheiligeres Ding; es ist wahrhaftig die Vogelstange, schwarz-weiß angestrichen, worunter sie das Schützenfest halten. Die da hat aber von der Mission an wenig Verdienst mehr. Wenn das nicht anders wird, dann können die Jäger sie nur kurz und klein hauen und sich dann dabei wärmen. Du kannst dir gar nicht denken, wie unbändig und grausam fromm wir nun geworden sind, es ist baar das End davon weg." So sprach Klärchen. — „Es soll mich freuen, wenn's wahr ist," versetzte Christchen. „Die" — auf Klärchen zeigend — „hat vor der Hand noch keine Noth, heilig gesprochen zu werden," bemerkte Bernd Hinnick. „Doch noch hundert Jahre eher, als der," versetzte Klärchen, auf Bernardus Henricus deutend. „Eine kurzweilige Dirne!" — „Ein langweiliger Junge!"

Der Wagenlenker war nun weder durch Güte noch durch Strenge zur Eile zu bringen. Die Mädchen fröstelte zudem, des Kaffe's Kraft und Wärme waren längst verraucht. Darum stiegen sie herunter und gingen von nun an zu Fuße. Man hatte einen Hügel zu ersteigen. Oben darauf rief Christchen: „Altenkirchen! Altenkirchen! da ist es wahrhaftig! Ja ich sehe die Thurmspitze, da sind die Linden auf dem Kirchhofe. Auch die Kirche bemerke ich. Sieh da links die Mühle! Gottlob, daß wir bald da sind! Nun wird mir die Gegend ganz bekannt! Da ist Beckmanns Busch, wo wir oft Heidelbeeren pflückten. Da ist Brüggemanns Wiese, wo wir Blumen suchten zur Frohnleichnamsprozession und wenn des Pastors Namenstag war. Siehe da ist ja das Kreuz mit den fünf Wunden!" — Beide eilten, wie junge Rehe, doch konnte Klärchen mit Christchen kaum gleichen Schritt halten. — „Die hohen Pappeln dort liegen bei der Pastorat. Sieh da rechts bemerke ich

schon die Schule! Wir sind keine halbe Stunde mehr davon." Nun begegnete ihnen ein alter Mann aus dem Dorfe. Christchen lief auf ihn zu, gab ihm die Hand und sprach: „Guten Abend, Nachbar! Wie gehts? Ist's Leben noch frisch? Was fangen Frau und Kinder an? wie geht's meine Mutter?" — „Welche hab' ich denn vor mir?" fragte der alte Mann. — „Kennt Ihr denn Christchen nicht mehr?" — „Sieh, sieh, wie doch aus Kindern Leute wachsen! Du bist ja ein recht artiges und nettes Wicht geworden! Allen geht's aufs Beste. Vergiß nicht, uns bald anzusprechen." Dann hörten sie das Rufen der Kinder, die aus der Dorfschule kamen. Einige kannten sie, liefen auf sie zu, reichten ihr die Hand und lächelten freundlich, Andere hielten sich in der Entfernung, und flüsterten mitsammen. Christchen hatte die Kinder gerne, plauderte viel mit ihnen und erkundigte sich angelegentlichst nach Mariechen, ihrer kleineren Schwester. Nun gingen sie schnell weiter. — Ein Bauersmann kam ihnen entgegen. Christchen grüßte freundlich. „Was hab' ich denn für eine vornehme Mamsell vor mir?" fragte der „Unnäsele". — „Ich bin nur Christchen Ostermanns aus dem Dorfe. Meine Mutter werdet Ihr sicher kennen," antwortete Christchen etwas empfindlich. — „So, so! ich hätte dich nach deinem Hute für viel vornehmer gehalten." Unter den Landleuten gibts doch viele rücksichtlose Menschen. Dem Christchen traten die Thränen in die Augen. Klärchen wurde bitter böse und sprach zu dem Unnäsele: „Uns ist immer gelehrt worden, wenn uns Jemand artig grüßte, so sollte man artig wiedergrüßen, und den nicht ins Gesicht schlagen, der uns freundlich anblickt; Ihr scheint in einer andern Schule gewesen zu sein. Hättet Ihr eure Brille mitgebracht, dann würdet Ihr leicht Christchen Ostermanns erkannt haben, trotz ihres einfachen Hütchens, das zudem ein Geschenk ihrer Herrschaft ist, im Uebrigen sind die Hüte Eurer Töchter um das Doppelte so theuer." — Der Bauer meinte, „das sei auch ganz etwas Anderes, und Jungfer Naseweiß solle nicht eher antworten, als sie gefragt werde." Diese aber meinte, „wie man in das Holz hineinriefe, so rufe es heraus, und Klotz und Keil müßten zusammen passen." Christchen faßte die Freundin bei dem Arme und sprach: „Laß ihn!" Sie gingen weiter. Klärchen war recht erregt, denn wenn sie auch keine feinen städtischen Manieren hatte, so fühlte sie doch sehr wohl, was wirklich verletzend und unziemend war, und was nicht. Sie ward höchst verkehrt, daß Jemand ihre beste Freundin und dazu ein so bescheidenes Mädchen, ohne alle Veranlassung, verletzte. Sie konnte sich so leicht nicht geben. Endlich sprach sie: „Wie man doch so scharfe Augen hat, zu sehen, wenn an der Nath des fremden Kleides auch nur ein Nadelstich fehlt, und das Loch im eigenen Rocke, wodurch man die ganze Hand stecken könnte, übersieht man. — Wie, der Bauer will dich für eitel erklären, der sich auf seinen Hof und sein ausstehendes Geld mehr einbildet, als unser gnädiger Herr auf sein Schloß und seine vielen Besitzungen? Aber — es

ist wahr — Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz." — „Sprechen wir nicht mehr davon. Es wird am Besten sein, wenn ich das Hütchen gar nicht mehr aufsetze, so einfach es auch ist. Kein einziges Blümchen ist darunter und kein zu kostbares und zu langes Band ist daran." Also sprach Christchen noch immer betrübt. „Das wär' der rechte Weg! Wer dir dein Hütchen angreift, der hat's mit mir zu thun. Das hältst du hübsch auf, es steht dir gar zu schön," so erwiderte Klärchen. Ich kann nicht sagen, daß Christchen dieß ungern hörte.

Jetzt kamen sie der Kapelle vorbei. Ein kleines Gebäude scheinet aus uralten Linden hervor, wovon der Wind schon manchen Ast herabgeweht, die Zeit schon manchen Zweig dürre gemacht hatte. Christchen konnte nicht unterlassen, hineinzugehen und einige Vater unser sammt dem Ave vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter zu beten. — In diesem Augenblicke wurde im Dorfe die Betglocke gezogen: es war noch der alte liebe Ton, unzählige fromme Gefühle wachten in dem Herzen des frommen Mädchens auf. Das Glöcklein lautete ihr wie ein freundliches Willkommen, wie ein Gruß vom Himmel, wie eine Engelstimme. Selten hat sie den „Engel des Herrn" so andächtig gebetet, wie gerade an diesem Abend. — Nun kamen die ihr so wohlbekannten Gärten bei dem Dorfe. Daraus kehrten Bekannte und Freundinen zurück. Wie selig fühlte sich das Mädchen, als man ihr mit so vieler Liebe entgegen kam! Nun war des Landmanns schroffes Benehmen bald verschmerzt. Doch sie darf nicht lange weilen, so nahe bei der Mutter und noch nicht an ihrem Herzen? Sie will ja die Freundinen alle besuchen, keine soll vergessen werden, sie wollen nach Herzenslust von alten Zeiten sprechen, und von der Stadt und aller ihrer Herrlichkeit, dabei wollen sie aber wahrlich nicht ihr Dörfchen herabsetzen, welches Allen im Grunde noch unendlich mehr gilt.

Vor dem Dorfe stand die uralte Linde, worunter die Kinder spielen und die Greise an Sonntag-Nachmittagen Rath halten über die guten alten und die schlechten neuen Zeiten. Sie hatte sich in den paar Jahren von Christchens Abwesenheit nicht verändert, und erschien dem Mädchen wie eine jung gebliebene alte Bekannte.

Jetzt traten sie in das Dorf hinein. Da wohnte voran der Schuster, ihr Oheim. Sie hörte ihn im Hause sprechen. Es konnte nicht fehlen, es war seine Stimme. Schon dunkelte es. Christchen schlich dem Hause vorbei, sie konnte jetzt nicht eintreten. Es trieb sie zu sehr zur Mutter. Noch eine Gasse herauf, dann seitwärts durch einen Garten, da stand der große Apfelbaum und der Nagelbaum, davor ihr Häuschen. Jetzt konnte Klärchen nicht mehr mitkommen. Christchen lief, als wär' sie aus einer Flinte geschossen, in die Arme ihrer vielgeliebten Mutter, die gegen ihre Gewohnheit den ganzen Nachmittag wenig beschickt hatte, und fortwährend zur Thüre und zum Fenster hinaussah, ob Christchen noch nicht komme.

Nun war es da — das Kind ihres Herzens. Welches Fest! Die fromme Tochter umfaßte sie mit beiden Armen, die Mutter drückte das gute Kind an ihr Herz, und wollte dessen Hand noch lange nicht fahren lassen. „Mutter! Mutter!“ „Kind! Christchen!“ das waren die einzigen Worte, die beide zuerst hervorbringen konnten. So wenig Worte und doch so viel Inhalt! Man hätte sie hören müssen, um sich zu überzeugen, welche Fülle von Liebe sie enthielten. Allmälig riß sich die Mutter los, um den Kaffee zu bringen, das Kind müsse ja hungerig und kalt sein, es sei ein weiter Weg von der Stadt, und die Abendluft greife an! Mit der Kälte war's nichts, im Gegentheil, Christchens Wangen glühten, als wenn die aufgehende Sonne sich in zwei Fensterscheiben abspiegelt. Für dieses Mal hatte die Mutter einige Bohnen mehr genommen und selbst Zwieback fehlte nicht dabei. Solche Feste und freudige Stunden kommen auch alle Tage nicht. Nuu fragte Christchen nach Mariechen, ihrer kleinen Schwester. Die war ihr entgegengegangen und schon mehrere Stunden fort. Die beiden Mädchen hatten aber einen Richtweg genommen, und darum hatte Mariechen sie nicht angetroffen. „Es wird dem Kinde doch kein Unglück begegnet sein?“ sprach Christchen ängstlich. — „Sei deßhalb unbesorgt“ — erwiederte die Mutter — „Oheims Gretchen, das schon einige Jahre älter ist, begleitet sie.“ — Nun entfernte sich Klärchen, nachdem sie noch erst an dem Zaubertrank sich hatte betheiligen müssen. „Tausend Dank“ — versetzte Christchen — „für deine Gutheit, daß du mich abgeholt hast und mir so gut und treu bist. Wir wollen ewig gute Freundinen bleiben. Nimm mirs nicht für ungut, daß ich mich jetzt so wenig mit dir abgegeben, es kam nur von meiner guten Mutter.“ — „Hat nichts zu bedeuten“ — versetzte Klärchen — „die Mutter muß vorgehen, und dann haben wir ja auch acht Stunden lang uns unterhalten. Es that mir gut, daß ich mal frei Athem holen konnte. Was wir noch nicht verhandeln konnten, dazu bleibt ja noch Zeit übrig.“ —

Darauf sah sich die Tochter im Hause um. Da war die kleine Küche und der traute Heerd, wo Christchen oft auf dem Schooße des Vaters saß, der mit ihr scherzte und sie hegte; hier war sie stets um die kochende Mutter, hier hatte sie manchen Apfel gebraten und sehnsuchtsvoll gewartet, wenn die Mutter mit dem Backen des beliebten Kuchens beschäftigt war.

Christchen ging in das kleine niedrige Stübchen mit den schmalen Fenstern und den kleinen Scheiben, von wo aus man in des Nachbars großen Obstbaumhof schaute, wo das artige Kind von der guten Frau Nachbarin manchen Apfel mit rothen Bäckchen erhalten hatte. Hinter dem Plattenofen, mit dem springenden Pferdchen davor, hatte der selige Vater ihr so manche freudige und traurige Geschichte erzählt. Da näher zum Fenster fand sich der Mutter Spinnrad, bei dem sie oft gestanden, wo sie von der Mutter die ersten Lehren vom lieben Herrn im Himmel erhielt und zum ersten Male ihre

Händchen faltete. Später setzte sie ihr eigenes Rädchen nahe bei dem der lieben Mutter, und ließ es so schnell laufen, als wäre es vom Dampf getrieben, damit auf dem Haspel der Hämmer voll würde, wofür sie Kaffee und Brod holen wollten. — Dann blickte sie in die Schlafkammer, die klein und düster war, aber für sie ein Heiligthum. Hier hatte sie im dünnen Bettchen so manche Nacht ruhig geschlafen, süß geträumt, und ihr heiliger Schutzengel hatte an ihrem Bette gewacht. Da hatte sie oft vor dem Schlafengehen und vor dem Aufstehen kindlich andächtig gebetet, daß ihr die Kammer wie eine Kapelle vorkam. Ach! auch an Trauriges erinnerte sie diese Stätte. Sie wußte noch recht gut, wie ihr Brüderchen hier entschlummerte. Sie glaubte zu sehen, wie es so lang ausgestreckt da lag, das Gesichtchen, weiß wie Wachs, und lieblich, wie ein Engelköpfchen in der Kirche, und wie es die Augen fest geschlossen hatte, als läg' es im tiefsten und sanftesten Schlafe, und wie die Dorfkinder alle herbeikamen und das Engelchen sehen wollten in seinem schneeweißen Kleidchen. Ein noch traurigeres Bild schwebte ihrem Geiste vor. Sie glaubte das Stöhnen ihres guten Vaters auf dem Krankenbette noch zu hören. Es war ihr, als wär' es heute passirt, daß der liebe Vater Christchen bei der Hand nahm und mit schwacher Stimme, daß sie's kaum hören konnte, sprach: „Bleib fromm und sei gut gegen deine Mutter, mein liebes Kind! dann geht's dir hier und dort gut." Mehr konnte er vor Schwäche nicht sprechen, und mehr konnte Christchen vor Rührung nicht hören. Da ward's dem Kinde doch so eigen zu Muthe, daß es nur mit Gewalt die Thränen zurückhalten konnte, die Mutter hätt' es bemerkt, und es hätte ihr zu wehe gethan im Herzen.

Nun kam Mariechen zurück. Welche Freude! welcher Jubel! Es hing sich an Christchen fest wie eine Klette, wie Epheu am Baum. Es war ein Geschrei, als wär' ein Unglück vorgefallen. Dann drückte Christchen es an sich, herzte und koste mit ihm und küßte es und freute sich über das Schwesterchen, das so anhänglich war, und so wohl aussah und dabei so gutmüthig und fromm. Sechs der größten und schönsten Aepfel, die auf dem Baume hinter dem Hause gewachsen, hatte Mariechen der Schwester aufbewahrt, so große Versuchung es auch oft gehabt, sie zu verspeisen. Christchen wollte das Kind nicht davon berauben, aber das wäre sehr übel aufgenommen worden, wenn Christchen das theure Geschenk verschmähet hätte; sie mußte sofort einen davon genießen, wenn man Ruhe im Hause haben wollte; dann entstand eine Einigung, daß man sich in die Leckerbissen theilte.

Jetzt erst hielt der Fuhrmann vor Christchens Hause, um den Koffer abzuladen, wornach das Mädchen schon lange verlangt hatte, und nicht um ihrer selbst willen. Er wurde geöffnet, und das Erste, was Christchen herauszog, war ein recht sauberes Tuch für die Mutter und Stoff zum Mantel, daß die Arme nicht frieren brauche. Dann zeigte sich ein allerliebstes Tüch-

lein, ein feines Kleidchen nebst der Schürze dazu, und ein kleines Gebetbuch für fromme Kinder. Da erhob Mariechen ein Freudengeschrei und ruhte nicht, bis sie Alles anprobirt hatte. Es saß ihr, als wär' es angegossen, und das Mädchen beschaute sich darin nach allen Seiten, klomm auf einen Stuhl und sah in den kleinen Spiegel, wie es sitze, und schien sehr wohl mit sich zufrieden. Als nun die Mutter etwas über Eitelkeit bemerkte, da ward Mariechen feuerroth und schmiegte sich verlegen an Christchen, während sie mit beiden Händchen die Augen bedeckte. Der Mutter stand aber das Wasser in den Augen, wie man trotz der blindelichen kleinen Lampe gut genug bemerken konnte.

Ach Gott! diese Freude ist der armen guten Frau wohl zu gönnen, und der Herr ist auch gut gegen die geringen Menschen, denn sie haben so wohl ihre frohen Stunden, als die reichen, und es gehört weniger dazu, als bei den Letzteren. Christchen war vergnügt, wie ein Engel des Himmels, daß sie zwei Seelen, die ihr die liebsten und nächsten auf der Welt waren, so viele Freude bereitet hatte. Nun erst schaute Christchen die Mutter näher an, und sie meinte, daß ihre Mutter tiefgebeugter einhergehe, wie damals, als die Tochter in den Dienst bei den Stadtleuten trat. Die Wangen waren auch dünner und blasser, auf der Stirne zeigte sich eine Falte, und wenn Christchen morgen am hellen Tage genau zusieht, so wird sie auch einige weiße Haare bemerken. Das berührte das zarte Herz des Kindes wieder sehr unangenehm, denn es ging ihr durch den Sinn: ach, wenn du die Gute nun auch bald verlieren solltest! Sie mochte aber nicht länger bei dem Gedanken verweilen und that ein Schußgebetlein, daß der liebe Herr sie vor diesem größten Uebel, das ihr und dem guten Mariechen auf der Welt begegnen könnte, in Gnaden bewahren möge.

Inzwischen war der Mond aufgegangen. Christchen trat vor die Küchenthüre. Der Mond erleuchtete die Zweige des Apfelbaums, die bereits zu grünen begannen, und der Nagelbaum hatte schon sein volles Laub. Da wurde Christchen zurückversetzt in ihre frühste Jugend, und die schönen Frühjahre mit ihrem Grün, ihren Blumen, ihrem Duft traten vor das Geistesauge des Mädchens. Es war sehr aufgeregt, konnte noch nicht schlafen. Die Mutter war zur Ruhe gegangen, Mariechen hatte sich gleichfalls dazu verstanden, jedoch unter der Bedingung, daß es bei Christchen schlafen sollte. Es war still im Hause, nur die Heimchen am Herde sangen noch, wie ehedem. Das Kind schlich heraus. Draußen herrschte Stille. Die Dorfbewohner gehen frühe zu Bette, wie die Hühner, mit denen sie auch wieder aufstehen. Die Lerche hatte ihren Abendsang schon lange beendet, und die Nachtigall war noch nicht gekommen. Tiburtius war noch nicht gefeiert. Dort in der Ferne, in der Bauerschaft bellten einige Hunde, und der Bach, der durch des Pfarrers Garten geht, plätscherte und murmelte vernehmlich genug. Die fromme Tochter

ging zum Kirchhof. Die Fenster und der Schiefer an der einen Seite der Kirche glänzten im Mondscheine, die andere Seite lag im Dunkel, daraus drang das schwankende Licht der ewigen Lampe. Sie knieete auf ihres Vaters Grabhügel. Es steht kein Kreuzchen darauf, das konnten die armen Leute nicht erschwingen. Christchen hatte jedoch einen Rosenstrauch darauf gesetzt und als Umrandung Marienblümchen. Diese waren in voller Blüthe und der Rosenstrauch knospete bereits. Das Kind war froh, daß sich Alles noch im besten Stande befand. Dann aber ließ sie ihren Thränen freien Lauf, wischte darauf ihre Augen aus, und betete so andächtig und innig, wie nie, für die Seelenruhe ihres guten Vaters. Nun knieete sie noch vor dem Crucifixe an der Ostseite der Kirche, in der Nähe des Hochaltars, und flehte zum Gekreuzigten, daß Er ihr die gute Mutter noch lange — lange erhalten möge, Er, der selbst so gut gegen seine vielliebe Mutter gewesen. Da ward's als hätte der Gekreuzigte allen Schmerz von ihrem Herzen weggenommen und noch zu dem eigenen getragen. Leise, stille, als hätte sie auf bösen Wegen gewandelt, entfernte sich das Kind, denn das ist der große Unterschied zwischen guten und schlechten Menschen, daß die ersten ihre guten und die andern ihre schlechten Handlungen verbergen. So verhüllt der Schleier Schönheit und Häßlichkeit. Nun begab sie sich auch zur Ruhe und träumte von nichts, als vom Himmel und von den Engeln, bei denen sie mit dem Vater und mit der Mutter und mit Mariechen zusammenwohnte.

Des andern Tages war Christchen früh aus dem Bette, und fing den Tag mit Gott an, wie sich von selbst versteht. Die Mutter war ihr jedoch noch zuvorgekommen und bereits am Wirthschaften. Da bemerkte die Tochter, das dürfe künftig nicht wieder vorkommen. Die Mutter solle nicht mehr die Erste und Letzte sein, das wäre die verkehrte Welt. Die müsse zwei Stunden zusetzen, dann werde sie wieder kräftiger, sie habe lange genug wachen und sich plagen müssen. Ein junges Blut, das zudem in der Stadt lange genug ausgeruhet habe, müsse jetzt an die Reihe; das hörte die Mutter gern, nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil sie von ihrem Kinde so sehr geliebt wurde. Christchen hatte bald einen Eimer Wasser aus dem gemeinschaftlichen Brunnen geholt — dieser war in der Nähe ihres Hauses, dabei eine alte Linde — und ihr Gesichtchen war heller wie das Brunnenwasser und ihre blonden Haare glänzten davon wahrhaftig so blinkend, als hätte sie Pomade gebraucht. „Für heute“ — bemerkte die Tochter — „müsse Mutter ihr noch etwas Pardon geben und sie noch an der langen Leine gehen lassen, denn sie habe einige Besuche zu machen, die dürfe sie nicht auslassen, man sollte sonst glauben, als hätte sie Alle vergessen, das habe aber gute Wege.“ Noch war nicht zur Siebenuhr-Messe geklappt, da befand sich das gute Kind schon in der Kirche. Meist Alles noch beim Alten! Wie manche Christenfreude hatte sie in dem kleinen Gotteshause genossen! Da in jener Bank fehlte sie an

keinem Morgen in der Kindermesse. Sieh, da war die alte Communionbank mit dem Schnitzwerk, woran das fromme Kind das größte Glück ihres Lebens gefunden! Die Altäre hatten sie unterdeß, wie jetzt überall, recht aufgeputzt, und ihnen ein Vierhochzeiten-Kleid angezogen; wie das schimmerte und blitzte, als einige Strahlen der Morgensonne durch die Bäume sich drängten, dann durch die Fenster, und nun die Altäre beleuchteten! Der glorreichen Himmelskönigin hatten die frommen Jungfrauen ein neues blauseidenes Kleid verehrt, und viele silberne und goldene Kreuze und Ringe waren daran geschenkt. — Auch neue rothe Fahnen! — Es war noch Niemand in der Kirche, sonst hätte sich Christchen geschämt. Nun knieete sie vor dem Muttergottesbilde nieder und flehte die heilige Jungfrau an, sie möge ihre zweite Mutter sein und auch ihre wirkliche Mutter und die kleine Schwester in ihren mächtigen Schutz nehmen. Nun wurde gekleppt, bald erschien auch der Herr am Altare. Er sah noch rüstig und wohl aus; darüber freute sich das Kind ungemein, denn sie wußte es wohl zu erkennen, wie gut der Pastor es meine, und wie lieb ihm seine Pfarrkinder waren, und wie er sie alle so gerne in den Himmel geführt hätte, und daß er Alles weggebe, und welche schönen Lehren er ihr immer ertheilt; die sollten auch nimmer vergessen werden, eben so wenig, als der Herr selbst. Bei dem heiligen Opfer hat sich die Jungfrau recht gesammelt und noch andächtiger gebetet, als vordem im hohen Dome selbst. Nach der Messe eilte sie zur Pastorat, da mußte sie — wollte sie oder wollte sie nicht — mit der Haushälterin erst ein Schälchen trinken. Dann kam der Herr aus der Kirche. Er empfing, wie immer, das Kind in seiner herzlichen und gemüthlichen Weise, so daß man sich gleich wohl und heimisch befand, wie in seinem eigenen Hause, und liebevoller hätte ihr seliger Vater nicht mit ihr sprechen können. Der Pastor fragte: „ob das große Kind noch Lust an Bildern habe.“ „Noch so große, als ein kleines Kind“ — antwortete Christchen. Da zog der Herr ein schwarzes, schöneres heraus, als die Schulkinder bekamen, es stellte die unbefleckt Empfangene vor, und das Kind ließ es sich bald in einen Rahmen machen und setzte es bei den andern auf ihr Schlafkämmerlein. In den großen schönen Pastoratgarten mußte Christchen doch auch eben eintreten; sie hatte im Frühjahr und Sommer manche Blume daraus geholt, um bei festlichen Gelegenheiten Kränze daraus zu winden; und im Herbste hatte der Herr Pastor ihr manchen Apfel mit rothen Backen daraus verabfolgen lassen, und die fleißigsten Schulkinder durften hier zuweilen auch spielen im Schatten der vielen Obstbäume mit den breiten Kronen, deren Aeste sich bis zur Erde niederließen, zwischen den zahlreichen Blumenbeeten und in den Schlangenpfaden des Boskets, während der Buchfink aus dem Apfelbaum, die Grasmücke aus dem Gebüsche und die Nachtigall aus der Trauerweide auf der Bleiche die Jugend zur Heiterkeit mit ihren besten Liedern aufmunterten. Diese schönen Bilder aus der Jugendwelt traten dem Mädchen

jetzt wieder recht lebhaft vor. — Bei dem Herrn Lehrer mußte sie doch auch vorsprechen, das war nicht mehr als recht; er hatte sich ja immer viele Mühe mit ihr gegeben und das Kind lieb gehabt. Darum war sie ihm auch jetzt willkommen. — Klärchen und ihre Eltern durften natürlich nicht vergessen werden. Da sie auch hier ein Frühstück halten sollte, protestirte sie entschieden gegen alle Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Der Kaffee nebst Zubehör wurde auf Sonntag Nachmittag prolongirt, dann brauchte man beiderseits nichts zu versäumen, und Klärchen konnte erfahren, was auf der Reise noch nicht hatte verhandelt werden können. Nun kam die Reihe an Onkel Schuhmacher. Da hatte Christchen wieder eine Pille zu verschlucken, wie denn auf der Welt keine Rose ohne Dornen ist. Die „Möhne" bemerkte nämlich, Christchen trete doch zu staatig auf, mehr als sich für die Tochter eines Arbeitsmannes zieme, die Leute redeten nur darüber, sie solle den Ueberfluß hübsch an ihre arme Mutter schenken und an das Schwesterchen, deren Kleidchen dünn genug sei. Da antwortete Christchen weinend: „Was hab ich denn Kostbares an? und ist etwas Ueberflüssiges dabei, so ist es mir von meinem Dienstherrn geschenkt worden und hat mich keinen Pfennig gekostet. Und Gott im Himmel weiß es, daß ich für meine arme Mutter und mein Schwesterchen that, was ich konnte. Darüber bin ich ganz ruhig." Nun versetzte der Ohm: „Empfange das gute Kind doch nicht so! Es ist an ihr ja nur Alles heil und ganz. Sollen wir es tadeln, daß Christchen die Nadel und die Reife gebraucht? die sind doch selbst in unsern theuren Zeiten noch wohlfeil genug, und darum macht man noch keinen Bankerot. Wenn Andere sie nur besser handhabten! Der Staat ist mir auch in der Seele verhaßt, aber wenn ein junges Mädchen sich rein und ordentlich hält, das sehe ich gerne, und was kann Christchen davor, daß ihr Alles so schön sitzt?" — Nun war Mariechen aus der Schule gekommen, und suchte die Schwester auf. Hand in Hand gingen beide nach dem Hause, zur Mutter zurück, die schon lange darnach verlangt hatte, denn eine Mutter verweilt nirgends lieber, als in der Nähe ihrer Kinder, und mit keinem Menschen auf der weiten Welt spricht sie so gerne. Auf den Gassen trafen sie hie und da einige Bekannten an, und sie sprach mit Allen freundlich, und sie hatte nun nichts Unangenehmes auf dem Wege mehr zu hören. Der Eine sagte ihr, daß sie so sehr gewachsen, und der Zweite, daß sie so wohl und schmuck aussehe, zum Glücke begegnete ihr keine Dritte, die ihr vielleicht gesagt, daß sie so sehr städtisch fein sei. Daß es aber nicht Manche, die sie vorbeigehen sahen, hinter ihrem Rücken bemerkte, dafür sage ich keineswegs gut.

Jetzt fing Christchen an im Hause zu wirthschaften. Erst brauchte sie den Besen, daß es eine Art hatte. Kein Winkel, keine „Glieve" blieb verschont. Da an den Fenstern nahm sie einige Spinnennester aus. Dann

wurde der kleine Tisch gescheuert, und die Scheiben wurden geputzt, daß die Sonne wieder ungehindert durchscheinen konnte. Sie zog aus dem alten Koffer einige kleine rothe Gardinen, die sie vor die kleinen Scheiben strüppte. Bald glänzte Einem Alles spiegelglatt und blank entgegen, und das alte Häuschen nahm sich schon viel freundlicher aus, wie wann eine alte Frau eine schneeweiße Mütze aufsetzt und ein reines Vortuch vorbindet.

Nachmittags war das Mädchen mit der Wäsche beschäftigt, am Abend mit der Nadel. Wer nicht blödsichtig war, konnte alsbald Christchens Wirken entdecken. Aber hielt denn die Mutter nicht auf Reinlichkeit? Ja wohl, aber sie mußte so oft aus dem Hause arbeiten und in demselben beschäftigt sein, um das Allernöthigste zu verdienen, daß ihr nicht viele Zeit zum Putzen übrig blieb, und dann verlieren auch leider sehr gedrückte Leute allmählig die Lust dazu, und verkommen nur zu leicht, wenn nichts nach Wunsch und Alles quer geht. Das müßte nun freilich nicht sein, aber es ist nun einmal bei den Meisten so. Es gibt nicht Viele, die Sauer und Süß gleich gut vertragen können, ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Reißen im Leibe zu verspüren. Das Mariechen wollte immer um die Schwester sein, und ihr wo möglich helfen. Vor der Hand ist es noch Kinderwerk, aber Christchen lehrt sie gut an, es soll wohl noch besser kommen. Abends saßen die drei zusammen, die Mutter spann, Christchen nähte, und Mariechen hatte sich möglichst nahe zur Schwester gesetzt und hielt ihren kleinen Katechismus auf dem Schooße. Der hatte aber für dieses Mal noch wenig Verdienst. Das Kind ruhte nicht eher, bis es vor Christchen seine „Lex" aufgesagt hatte. Dann griff es zum Strickstrumpf, und es ist schwer zu sagen, ob die Hände oder der Mund der drei mehr in Bewegung waren. Sie sahen sammt und sonders seelenvergnügt aus und hatten so recht ihre Freude an einander. Der Mond brach sich Bahn durch die Zweige des Apfelbaumes und schien ein viel helleres und freundlicheres Gesicht zu haben, wie gestern Abend und Frühe, als Christchen die Scheiben noch nicht geputzt hatte. Nun kamen noch drei Dorfmädchen zum Besuche, so daß die Stube übervoll war, und man mittelst eines Brettes und zweier Blöcke, die man aus der Küche holte, eine Bank improvisirte. Da wurde es bald so lebhaft, man kicherte, man lachte, als wär' bei Ostermanns ein großer Kaffee gewesen, was doch nur dreimal daselbst geschehen war, nämlich bei der Hochzeit und bei Christchens und Mariechens Taufe. Die drei Mädchen wollten, nachdem sie eine Viertelstunde gesessen, Christchen bereden, mit ihnen ein Bischen draußen zu gehen, der Mond scheine so wunderschön, und die Frösche im Graben um die Pastorat seien schon lebendig, und vielleicht lasse sich schon die Nachtigall hören. Christchen aber sagte, sie habe gestern und heute so viele Spaziergänge gemacht, daß sie ohne Bewegung werde schlafen können; es sei draußen gegen Abend noch immer kalt, und hier im Stübchen so warm

und traulich. Die Mutter gab Christchen völlig recht, die Abendluft sei sehr gefährlich und verderblich, besonders für junge Mädchen. Nun entfernten sich die Drei etwas muchsig und sagten zu Christchen, das sie bis zur Hausthüre begleitete: „Bist du noch so unwissend, wie ein Schulkind und so fromm, wie du sprichst, so wollen wir's loben; aber thust du nur so, und zeigst anders und schlagst anders, gleich einer Wanduhr, oder siehst du uns nur mit dem Rücken an oder über uns her, weil du aus der Stadt kommst, so kratzen wir dir wahrhaftig die Augen aus, darauf verlasse dich." Da sprach Christchen empfindlich, ob sie denn freundlicher hätte gegen sie sein können, als sie gewesen, und was sie ihnen denn zu Leide gethan; sie wisse noch von ihren Kindheitjahren her, daß die Mutter es nicht gern sehe, daß ihre Kinder Abends aus dem Hause gingen; wie sie der Guten dann gleich hätte Verdruß machen können, und beide hätten noch so viel zu überlegen und zu besprechen, und seien so eine halbe Ewigkeit lang nicht zusammen gewesen, und ob denn die Luft nicht wirklich sehr kühl sei. Da wurde das Kleeblatt etwas besänftiget und zog ab. Als Christchen zurückkam, bemerkte die Mutter: „Das hast du gut gemacht, mein Kind! Ich sehe dich Abends am liebsten zu Hause. Die schönsten Blumen können im Frühjahr in einem Abend oder in einer Nacht erfrieren, und die Nachtschmetterlinge fliegen so lange um das Licht, bis sie ihre schönen Flügel und sich selbst dazu verbrannt haben. — Du thust wohl daran, wenn du dich mit diesen Nachtvögeln nicht zuviel einlassest; es kommt mir so vor, als wenn sie die Rechten wären. Wenn man lange gelebt hat, so versteht man sich etwas auf die Gesichter und die Manieren der Menschen. Die haben so wilde Töne. Wenn ich recht sehe, dann sind sie rechte Flüschen (Schmetterlinge), Gott vergebe mir meine Sünde, wenn ich ihnen Unrecht thue, aber ich sag's ja nur zu deinem Besten. Halt' dich etwas zurück. Du hast mir bis dahin nur Freude gemacht; du wirst mir nie Kummer bereiten, mein Kind!" — „Nie! nie!" — rief Christchen mit unverkennbarer Aufrichtigkeit laut aus.

Am andern Morgen war Christchen richtig zuerst auf, und so blieb es, die Mutter mochte einwenden, was sie immer wollte. Beide verdienten nun Geld. Christchen war außerordentlich gesucht. Die Mutter hatte sie frühzeitig arbeiten gelehrt. Sie mußte nun in den ersten Häusern helfen, wie in der Pastorat, bei dem Rentmeister, bei dem Lehrer und bei dem reichen Dorfschulzen; zuvorderst war viel in den Gärten zu thun. Dann kam keine große Wäsche, wozu das Mädchen nicht helfen mußte, und dabei gab es doppelten Lohn. Man hatte das Mädchen gerne, denn die Arbeit flog ihr flink von der Hand, und nicht flinker, wenn die Herrschaft dabei war, als wenn sie den Rücken gekehrt hatte. Im Nähen und Stärken war es gleichfalls sehr geschickt, und hatte in der Stadt noch Gelegenheit gehabt, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen. Gegen ihre Arbeit konnte keine Putzmacherin ankommen.

Sie hatte in kurzer Frist alle Schulzenfrauen und Schulzentöchter an der Hand und widmete sich bald lediglich diesem Geschäfte, welches ihr manchen Groschen abwarf, nicht zu gedenken der außerordentlichen unsichern Gefälle an Butter, Stutzen und „Potthast," die das Mädchen extra bezog, damit sie ihr Bestes thue, daß die Kirchspieldamen ihres Gleichen ja überflügelten. Das half Haushalten. Die Mutter verdiente auch meist noch ihren Taglohn, und selbst Mariechen hatte sich schon Silbergroschen mit Stricken erworben. Nun sah's bald ganz anders aus in dem Ostermannschen Hause. Zu dem Bette kam ein Pfühl, ins Bett kamen mehrere Pfund Federn; der Schrank enthielt bald mehrere Hemden, und im Koffer fand sich selbst ungeschnittene Leinwand. Einige Papierscheiben wurden in gläserne umgewandelt, und manche Ritzen in der Wand ausgefüllt. Ihre Kuh hatte die Wittwe nach dem Tode des Mannes verkaufen müßen, weil in dessen Krankheit so viel aufgegangen war. Der Stall stand leer, aber zu einer Ziege wurde schon im ersten halben Jahre Rath gemacht, zur unendlichen Freude der Kleinen, die dafür das Futter suchte, wo sie es nehmen durfte, oder in Freistunden das mäckernde, lustige Thier wohl hütete. Die Kohlen für den Kochofen fehlten nicht, im Küchenschrank war nun an jedem Tage Schwarzbrod zu finden für die Schwestern und für die Mutter Weißbrod vom Bäcker, weil sie an Magenkrämpfen litt und nicht Alles hineinessen durfte, Sauer und Süß, Kalt und Warm, Trocken und Feucht, Hart und Weich. Ja an den Sonntagen aßen sie nun gar regelmäßig Fleisch, und es war mehr als „Mundtrügerei" (Mundneckerei). Wie glücklich fühlten sich jetzt die Drei, vor allen aber Christchen, die sich sagen durfte: „Du kannst nun deiner guten Mutter Freude bereiten, du kannst ihre alten Tage erheitern, sie hat der frohen bis dahin nur zu wenige gekannt! Wohl dir, daß es dir möglich, in etwas die Liebe der Guten zu vergelten!" — Daß sie jetzt keinen drückenden Mangel mehr fühlten, dies machte aber nicht allein ihr Glück aus.

Die Drei waren Ein Herz und Eine Seele, in ihren Gesinnungen sich gleich wie die drei Blätter an derselben Kleepflanze. Die Eine that, was sie der Andern nur ansehen oder errathen konnte. Christchen fürchtete immer, die Mutter möge sich zu sehr plagen und kam derselben, wo's nur eben ging, zuvor; die Mutter war immer in Schrecken, die Tochter möge sich zu sehr anstrengen und krank werden, und Mariechen wollte schon viel mehr thun, als sie konnte. Da war jetzt ein ganz anderes Leben im Hause. Christchen stimmte nun bei ihrer Arbeit auch wohl einen Sang an, denn es geht den Menschen wie den Vögeln. Diese singen draußen im kalten Winter oder in der Julihitze oder bei den Novemberstürmen wenig oder nichts, wohl aber bringt im schönen Frühjahr ihr fröhliches Lied aus dem grünen Laube und aus den Blüthenbäumen. So stimmt auch die Freude den Menschen zum Gesange. Das Mariechen ließ sein Stimmchen dazwischen tönen, wie die

kleine Pingelglocke zwischen der großen Betglocke schallt. Christchen versuchte ihr ausgezeichnetes Erziehungstalent auch an der kleinen Schwester, nicht als wenn diese verzogen gewesen wäre, aber manche schroffe Seiten, ungeschickte Redensarten und Manieren hatte das Kind noch. Darum war Christchen bei ihr oft am Meistern. Die Kleine nahm es wohl auf, denn die ältere Schwester brachte ihre Erinnerungen immer mit so freundlichem Gesichte und mit so sanfter Stimme vor, daß kein Mensch sie übel nehmen konnte, viel weniger Mariechen, das so sehr an Christchen hing und umgekehrt, ja darum nahm sich die Kleine ihre ältere Schwester ganz zum Muster, lauschte derselben manches artige Wort ab, und sah ihr die feinern Sitten ab. Es gibt selbst unter den geringen Leuten einzelne, welche in ihrem Betragen geborne Adelige zu sein scheinen, und von Natur wie Vornehme auftreten. Ein feiner angeborner Tact, ein gewisser Instinkt gibt ihnen an, was sich schickt, und was nicht. Zu diesen Leuten gehörte Christchen. Dann hatte sie in der Stadt auch nicht umsonst gewohnt, sondern sich feine Lebensart wohl gemerkt; nicht das Unnatürliche, Affectirte, Erheuchelte, Unwahre, nein, was wirklich gefällt. So kam es, daß die beiden Schwestern im Allgemeinen für die artigsten, freundlichsten und sittlichsten Kinder im ganzen Dorfe und Kirchspiel galten. Nicht wenig gefielen sie auch wegen ihrer angebornen Herzensgüte, die man unverkennbar schon in ihrem Gesichte las, und ihr Betragen bestätigte, daß man recht gelesen. Es waren keine solchen Hammänner, Wahne, Unnäsele und Trembache, wie man sie auf dem Lande genug antreffen kann, die nicht an die Thüre klopfen, sondern mit der Thüre ins Haus fallen, die mit ihren Holzschuhen „klatschen" und „ramenten," als wäre Alles taub, oder als wollten sie Alle taub machen, und nicht weniger mit ihren Mäulern; denen Hände und Füße im Wege stehen, die einen steifen Nacken oder kein Gelenke in den Knieen zu haben scheinen und Nägel unter der Kappe, und die jedes Küchlein todt treten, welches in ihre Tretweite kommt.

Nicht allein für das Zeitliche war das Kleeblatt besorgt, bewahre, vielmehr noch für's Ewige! Keinen Tag fehlte Christchen in der Kirche, und keinen Sonntag-Morgen und keinen Sonntag-Nachmittag, so oft daselbst Gottesdienst war, und jeden Monat hielt sie ihr Fest. Da war sie früh und spät, d. h., sie kam stets früh hinein und ging stets spät heraus. Das Mariechen aber folgte ihr, wie das Lamm der Schafmutter. Dem brachte sie auch viele neue schöne Gebete und weise Sprüche bei. Wie lange sie Morgens und Abends auf ihrem Schlafkämmerchen betete, das ist nur dem lieben Gott bekannt, aber versäumt hat sie dadurch keine nöthige Arbeit; wenn man's nur recht einrichtet, dann bleibt Zeit übrig für die Hand, sie zum Werke auszustrecken und zum Himmel, damit zu werken, zu segnen, zu geben und sie zu falten.

Zusammen haben alle Drei stets gebetet in der Fastenzeit, an jedem

Abend, die Litanei vom bittern Leiden des Herrn und auch sonst noch oft, besonders an den Vorabenden von hohen Festen oder Communiontagen. Das Mariechen hat aber jeden Morgen und jeden Abend laut sein Gebet verrichten müssen, damit es dasselbe ja nicht vergesse, denn die kleinen Dinger sind noch kurz von Gedanken, wenn sie's auch noch so gut vorhaben. An jedem Muttergottesfeste mußte Christchen das Bild der heiligen Jungfrau in der Kirche aufschmücken, denn kein Mädchen im ganzen Dorfe verstand sich so geschickt darauf, und die besten Kränze für die Bogen, die am Frohnleichnamsfeste zur Prozession aufgestellt wurden, waren ein Werk ihrer kunstfertigen Hand. Sie machte mit ihrer Frömmigkeit gar kein Geräusch, im Gegentheil hüllte sie dieselbe in einen dichten Schleier ein, damit man sie nicht bemerken sollte, wenn's eben ging. Sie ließ Kopf und Mund nicht hangen, sie blickte Jedermann freundlich an, freilich nicht ausgelassen, sie machte gern einen unschuldigen Spaß und lachte herzlich, wenn Andere ihn machten. Aber ganz verhehlen läßt sich die Frömmigkeit nicht; ist Feuer im Ofen, so fühlt man's, ist ein Licht in der Laterne, so sieht man's, ist Frömmigkeit im Innern, so gewahrt man's äußerlich, das geht nicht anders. Sie blickt durch das Auge, wie das Licht der ewigen Lampe Abends durch das Kirchenfenster dringt, sie ist im Gesichte mit deutlichen Buchstaben zu lesen, sie verräth sich durch das ganze Wesen und Benehmen. Darum stellten viele Väter und Mütter das Christchen als Muster für ihre Kinder auf, der Pfarrer und der Schulmeister lobten die Familie bei jeder Gelegenheit, und wie das eine Wort das andere gibt, und weil das fremde Lob manchem Menschen klingt, wie Rabengekrächze und Eulengeschrei, und nur das eigene Lob als Sang der Lerchen und Nachtigallen, so bemerkten auch Einige, es seien nicht alle Heilige, die in alle Heiligen-Kirchen gingen, und es sei kein Heiliger so klein, er wolle seine eigene Kerze haben; ferner, am Menschen fänden sich keine Fenster, daß man hineinschauen könne, und wiederum: der Schein betrügt, der Spiegel lügt. Wie sich doch die Wespen stets die süßesten Trauben und die weichsten Pflaumen aussuchen! — Andere meinten, Christchen wolle in's Kloster gehen, eine Betschwester sei sie schon, worauf wieder Andere entgegneten, das habe nichts zu bedeuten, umsonst putze sie sich nicht also auf. Wie die Menschen doch ins Blaue schießen! Und will das Christchen dereinst auch eine Nonne werden, wer wollte etwas dagegen aussetzen? Sie hat Solches aber noch nie geäußert, vor der Hand hat sie noch Pflichten gegen die Mutter und die kleine Schwester zu erfüllen; im Uebrigen ist ihr Häuschen rein und heilig wie ein Kloster, und es wird drinnen auch sehr andächtig gebetet, und es ist dort eine Klause, nichts Ausgelassenes findet Zutritt, so oft es schon versucht ward, und das Mädchen lebt wie eine gottgeweihte Jungfrau, so viel ist wahr. Was man über ihren Luxus vorbrachte, darüber hab' ich sie schon vertheidigt, sie hatte den Grundsatz:

Außen fein, innen rein,
Stimmen müssen Schein und Sein.

Sie war nicht über ihren Stand gekleidet; freilich fand sich kein Fleckchen in ihrem Kleide so groß wie ein Sandkörnchen, und kein Riß in ihrem Tuche so weit als ein Fliegenflügel, und ihre Wäsche war stets weiß, wie frischgefallener Schnee, und Alles paßte, wie die eine Hand zur andern, und Alles ließ ihr gut, Linnen und Kattun so gut, als bei Manchen nicht Sammet und Seide. Sie war wohl gewachsen, und ihr Gesicht wie Milch und Blut. Kein Wunder, daß Mancher an ihrem Häuschen vorüberging, ohne daß er besondere Geschäfte hatte, und daß Mancher sich dort zu thun machte, und daß Mancher sie anredete, wenn sie aus der Kirche ging! Sie antwortete dann freundlich und kurz und war bald wieder entschwunden, wie eine Erscheinung aus der andern Welt. Nicht selten warf man ihr zur Abendzeit Erbsen vor die Fenster, und Christchen sprang dann wohl hoch auf, vor Schrecken, aber sie ging nicht heraus, um zu sehen, was es gebe. Die Mutter sagte, man müsse gar nicht darauf achten, thun, als wenn nichts vorgefallen, dann würden die Leute solch' närrisch Werk am ersten müde. An den andern Abenden hatte Christchen bereits eine lange, dichte Gardine vor das Fenster gezogen, wodurch kein Bube schauen konnte. Oft saßen die Bursche auch in der Nähe unter der Linde, und sangen ihre besten Weisen, aber Christchen ließ sich nicht herauslocken. Auch machte sie keinen Hopsa oder Juchhei mit. Da sagte man wohl, wenn sich das Mädchen nicht so sehr absonderte, etwas mitmachte, wie Andere auch, die doch eben nicht schlecht seien, so könnte sie in der That wohl eine gute Partie thun, obschon ihr Geld fehle, freilich das beste Möbel in der Haushaltung, denn alle andern guten Eigenschaften besäße sie; eine solche finde man nicht auf allen Straßen, ja, man müsse solche mit der Kerze suchen; solche wären so selten, wie Kilaver-Bier. Christchen ließ sich durch nichts beirren. Sie hatte sich entschlossen, stets brav und gut zu leben, alle ihre Pflichten zu erfüllen und insbesondere eine sittsame, eingezogene Jungfrau zu sein. Die heiligste Jungfrau hat sie sich zu ihrem Musterbilde erwählt, und noch immer ist sie eine würdige Jüngerin derselben gewesen; die hat sie sich noch zu ihrer geistigen Mutter erkiesen, und die wird ihrer frommen Tochter mit ihrer Fürbitte sicher nahe bleiben. Das fromme Mädchen hat in ihrem Innern die holde Zucht und Reinheit sorgsam bewahrt, wie man die heiligen Geräthe in eiserne Schränke verschließt, und wie ein gewissenhafter Kirchner die ewige Lampe nie eingehen läßt; noch nie hat ihre Wangen Röthe überzogen wegen eigener Unlauterkeit, wohl wegen fremder; noch nie ist ein unsauberes Wort über ihre Lippen gekommen, und ihre heilige Pflegemutter und ihr Schutzengel haben sie rein bewahrt, wie eine Blume in der Wildniß, wohin noch kein menschlicher Schritt kam, und sollte der Herr die Jungfrau abrufen, so mögen die Freundinen ihrem Sarge

nur Lilien nachtragen und Lilien auf ihr Grab pflanzen, denn nie können diese Blumen passender und würdiger verwendet werden: o wie schön ist doch ein keusches Geschlecht! Im Uebrigen hat Christchen ihr ganzes künftiges Geschick in Gottes Hand gestellt, wo wär' es besser bewahrt?

Das gute — gute Kind! Es mußte doch erfahren, daß der Himmel auf der Erde nicht zu finden ist. Die Mutter klagte über Kopfweh. Christchen wurde gleich ängstlich. „Es wird nichts zu bedeuten haben; ich hab' es so oft," bemerkte die Mutter. Sie mußte jedoch zu Bette gehen. Christchen lief heraus und holte, was im Laden und bei dem Bäcker Gutes zu haben war, aber die Mutter kostete es nur eben, der Tochter zu Liebe, und sprach: „Wenn man's mag, dann hat man's nicht, und wenn man's hat, dann mag man's nicht." — Gegen Abend stellte sich ein heftiges Fieber ein, eine lange Nacht wartete die Tochter am Krankenbette. Am andern Morgen frühzeitig hatte sie den Arzt aus dem nächsten Städtchen schon geholt. Gefragt, ob Gefahr da sei, antwortete er, man könnte es noch nicht wissen. Nun lief sie noch einmal, um die Medizin zu holen. Nur der Tochter zu Liebe nahm die Mutter den braunen Trank aus dem zinnernen Löffel, alle Stunden. Der Abend kam und die zweite Nacht, der Mutter Gesicht war, als wenn man in einen glühenden Backofen sieht, und hob man das Bett auf, so dampfte es wie aus einem Garnkessel. Am dritten Morgen schien es etwas besser, und die blassen Kinder athmeten etwas leichter. Es kam der vierte Abend und die vierte Nacht — Christchen hatte in diesen Tagen noch kein Auge geschlossen, und auch Mariechen war nicht zu bereden, daß sie in's Bett ging, obschon bei dieser die Natur sich geltend machte; das Köpfchen war hingesunken auf der Mutter Kissen, das Kind schlummerte, aber sprach und fuhr schreiend aus dem Traume auf. — Da wälzte sich die Mutter hin und her und machte Miene, von ihrem Lager aufzuspringen. Dann fiel sie in den Schlaf, und sprach: „Fällt ein Stein vom Himmel, er fällt einer armen Wittwe auf das Haupt. — Ist überwunden die Noth, dann kommt der Tod." — Da rief Christchen schluchzend: „Nein, Mutter! Mutter! du stirbst nicht!" Die Mutter schien es nicht zu hören. Sie fuhr fort: „Ein Waisenkind, ein armes Kind! Der Vater wirket nicht in der Werkstätte, die Mutter kocht den Hungrigen keinen Kuchen. Mariechen greift nach des Vaters Hand, sie ist kalt, kalt; Christchen wirft sich an das Mutterherz, es steht still, still." — Die Kinder weinten laut auf. Die Kranke öffnete nun stierend die Augen. Christchen rief: „Wie ist es liebe, liebe Mutter! Du kennst uns doch, deine Kinder? Hier sind wir bei dir, Mariechen und ich!" — Sie schloß das Auge wieder und schlummerte abermals ein. Nach einigen Minuten sprach sie: „Christchen, hüt' dich vor der Abendluft, sie ist kalt und gefährlich, du darfst mir nicht sterben und nicht verderben! Mädchen" — schrie sie mit lauter Stimme und wilden Zügen, „denk' an das vierte Gebot, oder du bist un-

glücklich zeitlich und ewig!“ — Da warf sich Christchen um den Hals der Mutter, und rief: „Mutter! Mutter! wann hab' ich's denn je verletzt?“ — — Da erwiederte die Mutter weich und sanft, als hätte sie mit einem Kinde von drei Jahren gesprochen: „Es ist wahr, du bist gut, wie ein Engel, bist sanft, wie ein Lämmchen, und rein, wie ein weißes Täubchen; du bist mein liebstes, mein Herzenskind; nicht wahr, du bleibst brav, bis du mir folgen wirst; ich will dich bald nachholen, mein Engel, daß die böse Welt dich nicht verdirbt.“ — Während die Kranke also sprach, spielte sie mit Christchens Locken, plätschte sie aufs Haupt und streichelte ihre blassen Wangen. Dann fuhr sie fort: „Und du sorgst auch für das kleine — kleine Mariechen, daß es nicht friere und nicht hungere, und nicht gehen brauche von Thür zu Thür, und die harten Menschen es nicht ausschmälen und nicht wegjagen. Du gibst mir die Hand darauf, mein Engel!“ Christchen reichte sie willig hin. Nun schloß die Mutter abermals die Augen, dann richtete sie sich auf, wurde mit aller Gewalt im Bette zurückgehalten und rief mit entsetzlicher Stimme: „Wartet ihr Buben! ich will euch! Laßt mir mein Kind in Ruh, ihr sollet sehen, was eine Mutter kann, ihr Bösewichter!“ — „Jesus! Maria!“ schrie Christchen laut auf, — „sie redet wild!“ Dann rang sie die Hände, hob die Augen zum Himmel und betete: „Barmherzig und gnädig!“ — Mariechen bebte an allen Gliedern und hielt die Schürze vor den Augen. — „Geh hin, mein liebes Kind“ — so sprach die ältere Schwester zu der jüngern — „geh' hin und hol' den Pastor; fürchte dich nicht, der liebe Gott ist bei dir Nachts sowohl, als bei Tage, besonders wenn du für eine gute Mutter ausgehest. Dein Schutzengelchen geh' mit dir!“ Das Kind entfernte sich. Der Seelenhirt ließ nicht lange auf sich warten. Das Kind führte er an seiner Hand. Er redete die Mutter an; sie kannte ihn nicht, sie redete irre. Nun hatte Christchens Schmerz den höchsten Gipfel erstiegen: die Mutter konnte sterben, und war nicht mit den Stärkungsmitteln der heiligen Religion versehen, mußte ohne heilige Wegzehrung vielleicht die Reise in die Ewigkeit antreten, und das durch ihre Schuld! Der Pfarrer aber beruhigte sie, es sei noch nicht alle Hoffnung verschwunden, die Kinder hätten die Gefährlichkeit der Krankheit nicht eingesehen, und ihre Mutter sei stets eine so brave Frau gewesen; was auch kommen möge, sie sollten nicht verzweifeln, sondern auf den Vater im Himmel vertrauen, der Alles zum Besten lenken werde. Der Pfarrer verweilte lange und hob die geknickten Rosen auf, und erwies den armen Kindern die Liebe eines Vaters. Sie beteten zusammen, darauf ward die Mutter ruhiger und auf der Kinder verwundetes Herz ergoß sich Balsam und erquickte es, wie der nächtliche Thau im Juli die fast versengten Blumen. Am andern Tage blieb der Zustand der Kranken wie gewöhnlich. Verwandte und Nachbarn mieden das Haus, denn es hieß im ganzen Dorfe, dort sei das schwarze Nervenfieber ausgebrochen. Nur der

Pfarrer erschien täglich, und Klärchen blieb treu in den Tagen der Noth. Auch der Arzt kam und fühlte nach dem Pulse, versicherte gegen die Kinder, es sei einige Besserung eingetreten, aber sein Gesicht und seine Worte stimmten nicht, auch sprach er sich gegen den Pastor anders aus. Christchen war umsichtig genug, es zu merken, nur mochte sie es sich selbst nicht gestehen, sie redete sich mit Gewalt Hoffnung ein. So lange wie Athem im Menschen sei, dürfe man hoffen; viel gefährliche Kranke seien wieder gesund geworden, die Mutter habe noch ein so feuriges Auge (leider!) und sie sei in ihrem Leben noch wenig krank gewesen; sie habe noch so viele Kraft, man könne sie kaum halten. Was man wünscht, das glaubt man, oder vielmehr, sie hoffte es, wenn es etwas besser mit der Mutter wurde; lag diese aber wieder im heftigsten Fieber, dann schwankte des Kindes Hoffnung, und es war in dem schrecklichen Zustande der ewigen Spannung. — Einzelne Kunden ließen anfragen, ob ihr Putz fertig sei. Christchen ließ aber jetzt Alles liegen und stehen, mochte sie keinen Heller verdienen, mochte sie jede Stunde Ausgaben machen, mochten alle Kunden sie verlassen, die Mutter galt ihr mehr, als Alles in der Welt. Sie durfte keinen Augenblick allein sein, an der Pflege sollte nichts fehlen, was menschliche Hilfe und kindliche Liebe zu leisten vermögen.

Die fünfte Nacht nahte; da erschien Klärchen und erklärte fest und bestimmt, sie übernehme jetzt die Wache. Christchen reibe sich auf, wenn sie nicht etwas ausruhe. Das Mädchen wollte nicht daran, es könne — sagte es — doch kein Auge vor Unruhe und Angst schließen. Es half nicht, die Freundin versprach, kein Tütelchen solle an der Pflege fehlen, und sie gab Christchen die Hand darauf, dieselbe zu wecken, falls es schlimmer würde. Um 10 Uhr Abends wars noch leidlich. Da knieete die fromme Tochter noch erst vor dem Muttergottesbilde auf ihrem Kämmerchen nieder, weinte sich aus, betete andächtiger, inniger, als je, und es war ihr, als wenn die Himmelskönigin unsichtbar herniedergestiegen wäre, um die Thränen aus den Augen ihrer würdigen Tochter zu wischen, als hätte diese ihr zugeflüstert: Hab' guten Muth, mein Kind! deine Mutter soll nicht sterben.

Nun begab sich die Jungfrau zur Ruhe, und es war, als hätte unsere liebe Frau die Augen ihrem Kinde zugedrückt. Dieses war aber bald auf der Erde, bald im Himmel. Auf der Erde sah es nichts, als Sterbelager, Leichenzüge, Todtenkirchhöfe, Särge und Gräber; und es hörte nichts, als Wimmern, Röcheln, Krankenschellen, Todtenläuten, de profundis und Requiem singen. Sie sah, wie der Pfarrer in der Stola ihrem Hause nahte, der Kreuzträger voran, der Knabe mit dem Weihwasserkessel ihm zur Seite, ein langer Zug hinter ihm; sie hörte, wie man den Sarg zuhämmerte, ein schrecklicher Ton! Sie erwachte, lauschte, es war still in der Stube, wo ihre Mutter ruhte. Sie rief Klärchen zu, wie es ginge. „Nur ruhig, es ist gar

nicht schlimm!“ erwiederte die Freundin. Da schlief Christchen wieder ein. Nun war sie im Himmel. Sie sah ihren Vater am Throne Gottes hinknieen, der Thron glänzte mehr, als die Sonne zur Mittagszeit, bei dem klarsten Himmel, den kein Wölkchen trübt. Sie sah ihre Mutter neben der heiligsten Jungfrau sitzen, die derselben so freundlich zublickte und so liebevoll mit ihr sprach. Sie hörte die Cherubim singen, so klingt kein Erdenlied, selbst kein Kirchenlied, keinen so majestätischen Choral vernimmt das Ohr im hohen Dome, wenn auch die Orgel und zahllose Instrumente dazwischen schallen. Das Kind war nun überaus froh. Es schlief jetzt so ruhig, wie Mariechen, das neben ihm ruhte.

Klärchen ersetzte die Tochter bestens. Sie wischte der Kranken den Schweiß von der Stirne und gab ihr fortwährend zu trinken, denn die Sieche rief: „Wasser! Wasser! es ist mir, als könnt' ich die ganze Lippe austrinken!“ — Und wiederum forderte sie zu trinken. Einmal sprach sie sehr zufrieden: „Der ist vom besten, von den ächten blauen Bohnen, und kein verdächtiges Zeug ist dazwischen. — Aber Christchen, wie ungeschickt du bist! Wer gießt denn Kaffee in ein Glas?“ — Nun mußte Klärchen doch lächeln und goß das Wasser in ein Kaffeeschälchen, und die Kranke leerte das eine nach dem andern. Was die Einbildung nicht thut, und nicht bei Fieberkranken allein! — Dann fing die Kranke wieder an, irre zu reden: „Wenn ich auch sterbe, der Bernard ist ja bei ihnen, er hat kräftige Glieder und braucht sie, und hat ein Vaterherz gegen die Kinder, er läßt sie nicht hungern und frieren. Er bringt das Geld nicht ins Wirthshaus. Sieh, da steht er! Brauchst nicht zu weinen, wenn mir Gott den Himmel gibt, was hab' ich sonst noch nöthig? Mußt mir aber gut gegen die Kinder sein, Christchen verdient es wahrhaftig, und Mariechen ist noch ein so kleines, armes Würmlein. Gewiß, das thust du, bist ja ihr Vater!“ Sie redete, als lebte ihr Mann noch. Nun mußte Klärchen bitterlich weinen, ja, es wurde ihr recht grauelich. Die Kranke fuhr fort: „Was liegst du da so lang ausgestreckt auf dem Bette? Blaß wie der Tod! Wie schläfst du so fest! Erwache, Bernard! erwache! Es ist Aufstehenszeit. Ans Werk! ans Werk! Die Kinder sind schon aufgestanden, und es ist nur noch wenig Brod im Schranke!“ Die letzten Worte rief die Kranke mit so lauter Stimme, daß Christchen erwachte. Hat die Mutter einen leisen Schlaf und hört es gleich zur Nachtszeit, wenn das Kind sich bewegt oder winselt, und ist alsbals bereit, ihm zu helfen, so ist auch der Schlummer des guten Kindes nicht schwer, wenn es die ängstliche Stimme der kranken Mutter hört. Mit fliegenden Haaren eilte sie herbei, und nahm die Mutter in ihre Arme, und rief mit lauter, immer klagender werdenden Stimme: „Mutter, wie ist's? liebe Mutter, wie gehts? — Kennst du dein Kind nicht mehr?“ — Die Mutter blickte ihre Tochter mit stieren, feuerfunkelnden Augen an und sagte kein Wort. Da

weckte Christchen ihre kleine Schwester und sprach zu ihr: „Bete mein Kind, bete, so andächtig, wie du noch nie gebetet hast, daß wir unsere liebe Mutter behalten, sie ist schlimmer, wie je. Gott hört auf unschuldige Kinder noch am meisten. Darum bete mein Kind! bete!" — Das demüthige Mädchen! Wer weiß, ob nicht der Herr ihr Gebet eben so gerne hört, als jenes der kleinen Schwester! Ist es doch leichter, als Kind ein Kind und unschuldig zu sein, denn in den höhern Jahren den kindlichen Sinn und die kindliche Reinheit zu bewahren. Beide knieten nun vor dem Cruzifixbilde nieder und beteten inbrünstig für die Mutter. Eine Schreckensnacht für die Kinder! Mutter erreichte noch glücklich den so sehnlich herbeigewünschten Morgen.

Am folgenden Tage kam der Arzt und setzte ein ganz anders Gesicht auf, wie früher. Christchen fragte: „Herr Doktor, Herr Doktor, behalten wir die gute Mutter? Ist noch ein Fünklein Hoffnung?" Der Arzt entgegnete: „Freilich, mein Kind, mehr als Hoffnung, fast Gewißheit! Die Krisis ist glücklich überstanden." — Da ergriff die Tochter des Arztes Hand und rief voller Freude: „Herr Doktor, gehörte mir die ganze Welt, ich gäbe sie Euch wegen dieser himmlischen Worte!" — „Mein Kind! ich glaube es; aber es macht mir dennoch große Freude, daß ich dir die Rettung deiner Mutter verkünden kann." — „Mariechen, Mutter stirbt nicht! Freue dich mit mir, und gehe hin und bring' Klärchen und dem Pastor die Freudenbotschaft: die Mutter stirbt nicht! Lauf, was du kannst! — Wirf diese Groschen in den Opferkasten, wo Sankt Rochus steht, und zünde drei Kerzen an vor dem Muttergottesbilde in der Kirche, zum Danke, daß der Herr unser Gebet erhört hat." — Christchen begleitete den Arzt bis zur Thüre, da beschlich sie wieder einige Aengstlichkeit, sie konnte sich in ihr Glück nicht finden und sprach: „Aber Herr, Doktor, die Mutter sieht nun so bleich aus, als hätt' sie schon einige Tage im Grabe gelegen, und sie ist nur Haut und Bein mehr." — „Das ist mir eben recht, mein Kind! Ich sehe bei Kranken die Bläße lieber, als die Röthe. Die Bläße auf den Wangen kommt mir vor, wie weiße Narzissen, die unter dem Schnee hervorlugen und verkünden, daß der Frühling im Anzuge ist, die Röthe aber erscheint mir, wie rothe Rosen auf Gräbern. — Die Schwäche wird schon schwinden, wenn der Appetit eintritt." — Nun eilte Christchen wieder zur Mutter und rief ihr zu: „Mutter! Mutter! du wirst wieder gesund, du bleibst bei uns!" Diese schlug ihre Augen auf, der Blick war matt, aber nicht stierend, nicht wild mehr, und sie sprach schwach, aber verständig: „Ja, mein Kind, es ist viel besser mit mir! Gott, sei gelobet und gedanket, daß ich bei euch bleibe! Aber wo bin ich denn?" — „In deiner Kammer, bei deinen Kindern!" — „Sieh, Christchen, wie blaß siehst du doch aus, und wie hat Mariechen die Augen roth geweint!" — „Ach, konnten wir anders? Du warst ja nur noch einige Schritte von dem Grabe entfernt!" — „Es ist mir als hätt ich' einen schweren Schlaf gehabt, und Entsetzliches hab'

ich in den Träumen gelitten! Also so gefährlich krank war ich? doch ich fühle es, mir ist jetzt viel wohler." — Nun fiel Christchen der Mutter um den Hals, und Mariechen wollte ihre Hand nicht loslassen. Wie hatte sich doch an diesem glücklichen Tage das Gesicht der frommen Tochter geändert! Wie wenn ein Heiligenbild gewaltsam aus der Kirche geworfen ward, und Jahre lang vernachlässigt im Winkel einer Stube stand, dem Wind und Wetter, dem Schmutze und Staube ausgesetzt, und es nun von einem Kenner hervorgezogen, gewaschen, gesäubert, neu renovirt wird, und als das herrlichste Kunstwerk erscheint, so war es mit der frommen Tochter, eine ähnliche Veränderung war im Gesichte und in dem ganzen Wesen Christchens wahrzunehmen.

Die folgende Nacht schlief die Mutter schon einige Stunden ruhig. Sie redete zwar bisweilen im Schlafe, die Tochter fragte dann besorgt: „Mutter, wie ist's?" — „Recht gut, Christchen! nicht ängstlich! mir träumte nur; ich bin sonst wohl bei Sinnen," war die Antwort.

Noch einige Tage weiter, da äußerte die Mutter, sie habe einen rechten Hunger. Welch ein Glück! Von der Pastorat wurde täglich Suppe geholt, die Hühner vom eigenen Hause und die man sonst um Geld und gute Worte haben konnte, wurden nach und nach alle geschlachtet. Die gnädige Frau auf dem Platze schickte Eingemachtes. Viele Kinder aus dem Kirchspiel kamen mit Körbchen. Wilhelm, der Sohn der verwittweten Bäckerin, that wirklich sein Beßtes: in seinem Zwieback waren Milch und Eier nicht gespart, in seinem sonstigen Gebäcke weder Butter, noch Zucker, noch Corinthen, und sonderbar! er wollte für dieses Extra-Gebäck unter keiner Bedingung einen Groschen nehmen. So viel thue man ja einer braven und so sehr heimgesuchten Frau gerne zu Liebe, äußerte er. Da saß nun Christchen immer bei der Mutter, die schon wieder aufstand, setzte ihr bald dieses, bald jenes Gericht vor und forderte stets zum Essen und Trinken auf. Selbst Wein schaffte sie an; der guten Mutter sollte nichts fehlen, was diese auch einwandte, Alles ließ sich durch Fleiß ja wieder ersetzen. — „Sind wir nur noch einige Tage weiter, dann soll dir der Kaffee auch besser munden; jetzt will der hartherzige Doktor nur einige Schnüpfchen erlauben; dann nehmen wir ein ganzes Loth und geben noch einige Bohnen in den Kauf." So tröstete Christchen ihre Mutter mit dem ihr nahe bevorstehenden Hofgericht, ihrem Lieblingsgetränke, wie sie denn Alles sprach und that, was nur irgendwie der Mutter angenehm sein konnte. Kein Wunder, daß diese wieder anging, wie das Licht einer Lampe, worauf man reichliches und gereinigtes Oel goß!

Jetzt führten die Drei wieder ein glückliches Stillleben, wie die Vöglein im einsamen Walde, wo kein Bube ihre Nester ausnimmt und keine Katze sich der jungen Brut nahet. Das Nestchen ist zwischen Laub und Baumzweigen wohl verborgen. Das Männchen singt unverdrossen, hüpfend von Zweig zu Zweig, dann fliegt es vereint mit dem Weibchen nach Nahrung

aus. Christchen nähte nun wieder von Morgen früh bis Abends spät, die Mutter ließ das Rädchen schnurren, Mariechen strickte mit allen Kräftene bis die Hände wund waren. Allmälig deckte man die alten Schulden und legte schon einige Thaler zurück.

Ja, dem Christchen schien noch ein größeres Glück zu blühen. Wilhelm, der Bäcker, hatte ein gutes Aug' auf sie. Umsonst war er ja nicht so überaus freundlich gegen das Mädchen und selbst gegen die Mutter. Kam Christchen aus der Kirche, begegnete er ihr fast immer, das konnte kaum Zufall sein. Einige Worte mußte er dann mit ihr wechseln. Allerlei Dienst, und Gefälligkeiten drang er der Familie fast auf. Doch folgte daraus noch nichts ganz Gewisses. Der Jüngling war brav und hatte besonders das Herz auf der rechten Stelle: er konnte ja aus bloßer Herzensgüte und Christenliebe gegen eine durch und durch brave Familie also handeln, und was ist aus den freundlichen Worten zu schließen? Falsch waren die gewiß nicht, aber wie sollte ein wohlerzogener Jüngling anders sprechen zu einem musterhaften Mädchen, das er zudem aus den Jahren der Kindheit kannte? Sie hatten als Kinder zusammen oft gespielt und auch zusammen die Schule besucht.

Daher fand Christchen nichts Besonderes in seinem Benehmen; die Mutter war jedoch scharfsichtiger; bei dem Extragebäck war ihr schon eingefallen: der Mutter schenk' ich, der Tochter denk' ich; sie meinte indeß, es könne dem Wilhelm nicht Ernst und bedacht sein, und warnte Christchen, sie solle sich mit ihm nicht näher einlassen und sich nichts in den Kopf setzen, aus der Sache werde nichts, und sie solle sich durch ungegründete Hoffnungen nicht unglücklich machen lassen. Ein Jüngling, der ein so einträgliches Gewerbe, ein so großes Haus, vier Gärten und über hundert Morgen Landes besitze, werde ein so armes Mädchen, wie Christchen nicht heirathen wollen. Und wolle er auch, so wollten doch die Verwandten nicht. Die Tochter erwiederte, sie wisse von nichts, als daß der Wilhelm wohl freundlich bei hellem Tage mit ihr geredet, sie versteige sich mit ihren Gedanken auch nicht so hoch und habe überhaupt Gedanken über solche Dinge ihr Lebenstag noch nicht gehabt. Da erhielt Christchen eines Tages einen Brief von ihm. Er schrieb, er wäre selbst nicht gekommen, damit nicht gleich Gerede im Dorfe entstehe. Sie hätten sich von Jugend auf gekannt, und er hätte stets viel auf sie gehalten; seine Achtung und Liebe sei nun noch sehr vermehrt worden, als er gesehen, wie sie sich stets so züchtig und ehrbar im Hause gehalten, wie sie so emsig und fleißig gewesen, und besonders, wie brav sie sich gegen die Mutter immer und besonders in deren Krankheit betragen; da habe er gedacht, diese Jungfrau könne ihn glücklich machen, diese wolle er wählen oder keine. Was ihr fehle, das besitze er in Fülle; er wolle damit nicht groß thun — der Herr hätt' es gegeben, der könnt' es auch nehmen — er wolle nur sagen, daß Christchen ihm dafür Tugenden in's Haus bringe, die mehr seien, als

Geld und Gut. Wenn sie wolle, dann sei er glücklich, könne sie aber nicht Ja sagen, dann ersuche er sie, die Sache geheim zu halten, das würde ihm wehe — sehr wehe thun, aber er wolle dann denken, es hätte nicht sein sollen. Mit ihrer Mutter wolle er nächstens reden, und er hoffe, die seinige werde ihm keine Schwierigkeiten machen, denn sie spreche immer mit Hochachtung und Liebe von der Familie Ostermann.

Das war wohl ein etwas ungewöhnlicher Liebesbrief und Heirathsantrag! Keine Blumen, keine Romansprache, keine herzzereißende Versicherungen und Schwüre, keine Ueberschwenglichkeiten kamen darin vor; um so besser! es war eine verständige, warme, herzliche, brave, wahre Sprache.

Christchen gerieth in nicht geringe Verwirrung. Sie las den Brief einmal, zweimal, was sollte sie denken, was sollte sie sagen, wozu sich entschließen? Sie brachte der Mutter den Brief. Die wurde nicht böse über den Inhalt und fragte ihre Tochter: „Was meinst du denn über die Sache? dich geht sie am nächsten an!“ — „Ich weiß nicht, was ich denken und was ich sagen soll. Mutter, was denkst du darüber?“ — „Ich denke, mein Kind, wenn es dem Burschen Ernst ist, so ist die Sache gar nicht übel.“ — „Er wird mich nicht zur Närrin haben wollen, dazu ist der Wilhelm viel zu brav.“ — „Ich glaub's jetzt am Ende selbst. Ich denke nun, wenn du Haus und Hof, Land und Sand und einen braven Menschen dazu bekommen kannst, und nur die Hand darnach ausstrecken brauchst, dann ist das ein hübsches Anerbieten, das unter Tausenden bloß einer einzigen gemacht wird, und dazu alle hundert Jahre nur einmal. — Was ich denke? Was wollte eine Mutter anders denken? Wenn dein Kind sich da so sacht und warm hinsetzen kann, dann darfst du einst ruhiger dein Auge schließen, als geschehen wäre, wenn dich der liebe Herr im Nervenfieber abgerufen hätte. Das denk' ich. — Aber setz' die Sache dir nicht so in den Kopf, daß sie wieder heraus kann, wenn's sein muß. Ein Haken ist dabei, und ein recht krummer, seine Mutter, und einen Streich hat er gemacht, nämlich den, daß er sie nicht erst um ihre Einwilligung fragte. Es gilt die Wette, hört sie von dem Vorhaben des Sohnes, sie wird vor Zorn so roth im Gesicht und so feurig in den Augen, daß man bei stockfinsterer Mitternacht nur sich sehen könnte.“

„Mutter, wie du doch argwöhnen kannst! Es ist ja eine gute Frau.“ — „Sonst gut genug; aber sie hat's höher im Kopf, als uns're gnädige Frau. Und Christchen, die Tochter eines Taglöhners — die Frau ihres Sohnes? Nein, nein, dazu sagt sie sobald nicht ja!“ — „Wenn die Sache nur Kummer und Verdruß absetzte, so wär's wohl am besten, sie unterbliebe ganz.“

„Das ist nun eben nicht nöthig; so schnell gibt man das Spiel nicht verloren, Rom ist auch nicht in einem Tag gebauet. Vor der Hand sind wir stumm, wie die Fische. — Du aber, mein Kind! bitte Gott um Erleuchtung und Beistand, daß du wählest, was dir heilig und selig ist. Ein gröſ-

seres Glück könnt' ich auf der Erde nicht haben, als wenn ich dich wohl versorgt sähe, und du hast es wohl verdient."

Christchen konnte in der Nacht kein Auge schließen, und lange betete sie vor dem Cruzifixe. Am andern Morgen war sie schon frühzeitig in der Kirche und die letzte heraus.

Der Wilhelm erschien wirklich im Ostermannschen Hause. Die Mutter empfing ihn, Christchen war eben abwesend. Er bat die Mutter um ihre Einwilligung, nachdem man zuvor auch vom Wetter, von den Kornpreisen, von Einsaat und Einfahrt, vom Säen und Mähen gesprochen. „Ich müßte nicht bei Trost sein, wenn ich nicht damit zufrieden wäre, daß mein Kind glücklich würde. Du kannst es nicht allein gut thun, sondern bist auch darüber aus, daß Alles gut bleibe, bist nie ein Wildfang gewesen, kannst dem Wirthshause vorbeikommen, wirfst den Kopf nicht in den Nacken und bietest auch einem geringen Mann die Zeit des Tages. Ich kann mein Haupt viel ruhiger niederlegen, wenn ich Christchen so wohl versorgt sehe." Das hörte der Wilhelm gern. Die Mutter fuhr fort: „Aber zwei Dinge sind bei der Geschichte, die mich etwas bange machen. Du bist reich, Christchen ist arm; ich kann ihr keinen Brautschatz mitgeben; du bist von vornehmer Familie, Christchen von dürftiger, aber" — setzte sie mit einigem Selbstgefühle hinzu — „kein Fleckchen von Schande, so groß, wie ein Nadelkopf, klebt an der unsern. Also vorher bedacht, nicht erst gethan! Wirst du's Christchen nie vorwerfen und nie fühlen lassen, daß sie dir nichts ins Haus gebracht, daß ihre Eltern nicht über einen Morgen Landes Herren sind, und daß man ihre Verwandten nicht Herren nennt, und daß sie nicht in Sammet und Seide gehen? Das ist Nro. 1."

Darauf der Jüngling: „Ich will nichts, als Christchen, das Andere hab' ich selbst. Ich will eine fromme, gottesfürchtige Frau, die mir gut ist und meine Sachen in Acht nimmt; das wird Eure Tochter werden." —

„Dafür cavire ich," erwiderte die Mutter.

„Eure Tochter wird eine Frau, die ich überall sehen lassen kann. Ihre Tugenden schmücken sie mehr, als wenn sie goldene Ketten und Ringe trüge. Einer ehrlichen Familie brauch' ich mich nie zu schämen. Ehrlich kommt von Ehre. Und was die Menschen oft Stand und Ehre nennen, davon denk' ich: Wer Ehre verdient, bekommt sie nicht, und wer sie hat, verdient sie nicht".

„Das lautet gut! Aber nun kommt mein Nro. 2. Alles ist gut; aber Eins gefällt mir nicht. Du hättest deine Mutter nicht übergehen sollen." —

„Sie soll nicht übergangen werden. Erst wollt' ich bei Euch beiden meiner Sache gewiß sein, dann wollt' ich die Mutter um ihre Einwilligung bitten."

„Ich glaube, du wirst die unsrige eher erhalten, als die ihrige." —

„Aber sie dringet täglich darauf, daß sie einen Ablöser und Hülfe bekomme, sie kann nicht mehr.“

„Aber darum ist ihr noch nicht gleichgültig, welche Hülfe du ihr in's Haus bringst.“ —

„Sie hat mich lieb und sprach stets von Euch und Eurer Familie mit Liebe. Warum wollte sie sich denn unserm Wunsche widersetzen?“

„Ich seh' es gerne, aber sie denkt über Geld und Gut, über Ehre, Stand und Familie doch etwas anders, als du! Darum gib mir die Hand darauf, daß du sie bald um ihr Jawort ersuchst!“

Er gab sie ihr.

Da erschien Christchen. Sie fuhr zusammen, erröthete, wurde verlegen, der Jüngling nicht minder. Eine peinliche Pause! Die Mutter brachte das Gespräch wieder in den Gang', wie der starke Fuhrmann den Wagen, wenn das Rad in den Graben gelaufen ist. Nach vielem Räuspern fragte Wilhelm Christchen, ob sie seinen herzlichsten Wunsch erfüllen wolle. Diese antwortete, die Mutter wisse das am besten, was der Mutter recht wäre, das wär' ihr gewiß nicht unlieb. Da sagte die Mutter, ihr wär' es ganz recht. Da sagte Christchen, dann sei es ihr auch so, und freute sich nicht wenig, daß sie das schwere Wort vom Herzen hatte. Nun wurde Wilhelm auch wieder dreister und bemerkte, sie müße selbst wählen, und nicht allein der Mutter wegen. Darauf versetzte Christchen, was sie denn gegen ihn haben könne, er sei immer so gut und artig gegen sie gewesen, und alle Menschen sagten nur Gutes von ihm, und sie hätten sich schon so lange gekannt. Es thu' ihr nur weh im Herzen, daß sie ihm nichts zubringen könne, und wenn er ihretwegen sollte Verdruß haben, da er's doch so herzlich gut mit ihr meine, und ganz andere Mädchen, wie sie aussuchen könne. Das könne sie ihm aber wohl versprechen, gut wolle sie gegen ihn sein, so lange noch Athem in ihr sei. — Darauf gab Wilhelm ihr einen Ring auf die Treue, und dem Mädchen standen die Thränen in den Augen.

Es wurde nun von der Mutter vorgeschlagen, erst solle Wilhelm seiner Mutter Alles offen mittheilen; wenn sie nicht einwillige, so solle er an sein Versprechen nicht gebunden sein. Sei's ihr recht, dann wolle man die Heirath nicht auf die lange Bahn schieben, es komme nichts dabei heraus; vor der Hand wolle man die Sache noch geheim halten, zurückgezogen leben und den Herrn bitten, daß er ihnen seinen Segen geben möge. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß sich Alle glücklich fühlten. Wilhelm war stets artig und rücksichtsvoll gegen seine Mutter, aber seit seinem Besuche des Ostermannschen Hauses war er es doppelt und vierfach, so daß es selbst der Mutter auffiel, und sie sich immer mehr des braven Sohnes erfreute. Als es sich nun eben traf, daß beide ganz allein in der Stube waren, da sprach

Wilhelm, er habe sich jetzt entschlossen, den so oft geäußerten Wunsch der Mutter zu erfüllen, nämlich zu heirathen.

„Soll mir lieb sein, Wilhelm! dann bekomm' ich Muße. Aber welche denn?" —

„Ein recht frommes, braves Mädchen, mit dem du sicher auskommen kannst." —

„Um so besser, also welche?"

„Was meinst du denn von der frommen Tochter der Wittwe?"

„Ich verstehe nicht, welche du meinst." —

„Das Christchen Ostermanns."

Da fuhr die Mutter auf, als sei sie auf eine Natter getreten. Sie sprach nichts, sondern öffnete die Thüre, und wies ihn hinaus.

Das schien dem Sohne doch zu viel. Er bemerkte: „Mutter! Mutter! hab' ich denn eine solche Behandlung verdient? Hab' ich dem Hauswesen — so jung ich auch noch bin — seit des Vaters Tod nicht redlich vorgestanden? Bin ich nicht stets bei dir zu Hause geblieben, wenn Jünglinge von meinem Alter sich auf Märkten, in Wirthshäusern und auf dem Tanzboden lustig machten? Mutter! hab' ich dir je Verdruß bereitet?"

„Es ist jetzt noch frühe genug." —

„Und was hast du denn gegen diese Jungfrau?"

„Gegen sie als Mädchen hab' ich nichts, viel aber gegen sie als Schwiegertochter."

„Und was denn?"

„Ich nehme kein Bettelmädchen als Schwiegertochter an."

„Mutter! du bist ungerecht, wann hat das Mädchen denn je gebettelt, wer sah seine Eltern von Thür zu Thür gehen? Sie sind weder der Gemeinde noch irgend einem Wesen zur Last gefallen. Ich weiß es von Herrn Pastor, er bot der Familie bei der Krankheit der Mutter, als ihre Ausgaben sich so sehr mehrten, und ihr Verdienst sich so sehr minderte, Unterstützung an. Da wurden die Wangen des Mädchens roth, wie Gluth, dann trat ihr eine Thräne ins Auge, und sie antwortete: „Ich danke Ihnen, guter Herr, für Ihre Liebe und Ihren guten Willen; aber so weit ist es noch nicht mit uns; wir haben noch keine drückende Noth." — So spricht kein verkommenes Bettelmädchen."

„Und ist sie kein Bettelmädchen, so ist sie doch die Tochter eines Taglöhlöhners, und diese nehm' ich nicht zur Schwiegertochter, und hieltest du etwas auf Stand und Ehre, so würdest du sie nicht zur Frau wünschen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Du weißt doch, daß dein Onkel Bürgermeister ist und deine Tante Frau Rentmeisterin, und daß auch wir: wer da? sagen können; nimm also meine Vernunft an."

„Daß sie dürftig ist, wie ihre Familie, kann ich nicht läugnen; aber

ihre Tugenden sind mehr werth, als volle Beutel; und wo ist denn in der ganzen Gegend ein so frommes und eingezogenes Mädchen? wo ist eine so durch und durch ehrliche Familie? Wahrlich, die wird uns keine Schande machen!"

„Thorheiten! Das hast du aus Romanbüchern."

„Nein, Mutter! wenn ich eine tugendhafte Frau suche, die ich achte und liebe, so meine ich ganz nach dem Evangelium zu handeln, und nach der gesunden Vernunft dazu."

„Wie so ein Guckindiewelt mehr Verstand haben will, als eine erfahrene Frau von sechzig Jahren! Wird eine Näherin unserm Geschäfte vorstehen können?" —

„Mutter! sie versteht mehr, als Nähen. Ihre Mutter hat sie in allen häuslichen Arbeiten unterwiesen, und was sie noch nicht weiß, das könnte sie leicht und bald erlernen, denn das Mädchen hat viele Einsicht und Geschick." —

„Die Liebe ist blind und macht blind; Liebe und Erdäpfel haben beide Augen und sehen doch beide nicht. Und nun kein Wort weiter mehr!"

Der Sohn schwieg und entfernte sich traurig, nicht trotzig. Er theilte Christchen und dessen Mutter mit, wie es ihm mit seiner Mutter gegangen. Da bemerkte Christchens Mutter: „Hab' ich's nicht gesagt?" — Die Tochter aber äußerte: „Wie thut es mir weh in der Seele, daß ein braver Jüngling meinetwegen so viel Unangenehmes hat! Es soll nicht sein; brechen wir ab. Folge deiner Mutter, denn Unfolgsamkeit gegen die Eltern bringt keinen Segen. Wähle eine andere, die deiner mehr werth und deiner Mutter willwillkommene ist. — Wilhelm wollte aber von ihr nicht lassen. Sie zog sich indeß zurück und empfahl ihr Schicksal und jenes des braven Jünglings in die Hand Gottes. — Wilhelm erfüllte, wie immer, alle Pflichten gegen seine Mutter, aber er wurde still, in sich gekehrt, traurig, ging in den Gedanken, suchte, was er in der Haud hatte, und seine Mutter befürchtete er möge ernstlich krank werden. Einmal sprach sie zu ihm sehr freundlich: „Kind, schlage dir jenes Mädchen aus dem Sinne, es paßt nicht für dich; ich bin ja deine Mutter, meine es gut mit dir, und du wirst mir doch kein Herzenleid bereiten wollen."

„Mutter! nie werd' dir gegen deinen Willen eine Frau ins Haus führen, aber nie kann ich ein Mädchen vergessen, das ich hochachte und liebe und dem ich Hoffnung machte."

„Wolltest du etwas auf deine erfahrenere Mutter hören, ich wüßte eine andere Wahl für dich! Die Tochter des reichen Schulzen Brockhof würde deine Hand nicht verschmähen. Bei Geld ist aber gut wählen. Dann könntest du noch mehr Land ankaufen, hättest Geld in Hülle und Fülle in deinem Geschäfte, kämest in eine große Familie, die dir sehr nützlich sein könnte,

und brauchtest mit dem Besten in der ganzen Gemeinde nicht zu tauschen. Es ist zudem ein Mädchen, das du überall sehen lassen kannst."

„Nein, nein, Mutter! Die paßt nicht für mich, sie kann mich und ich kann sie nicht glücklich machen. Ihr beide kämet auch wohl nicht zusammen aus. Wo viel Geld ist, da sind viele Ansprüche, und ist das Geld die Braut, so taugt die Ehe selten was, und ich denke, Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie; was man selbst sauer verdient, das schätzt und bewahrt man am sorgsamsten, wie Eltern die kranken Kinder, mit deren Pflege sie die größte Last hatten, am meisten lieben. Geld und Gut läßt sich auch verzehren, Reiche werden arm, Arme reich, je nachdem man's treibt. — Und wie wollte ich jene Dame in Dach und Fach halten? ich begreife nicht, wie Mutter, die sonst doch so auf Einfachheit hält, und eine Erzfeindin von allem Staat ist, das vergessen konnte. Denke dir Mutter, sie trägt Straussenfedern auf dem Hut und einen Schleier an dem Hut und Blumen unter dem Hut, und eine goldene Kette um den Hals und eine goldene Uhr an der Seite; wie wollten wir's einer solchen Dame recht machen können, wir einfachen Leute nach der alten Welt?" Das wußte die Mutter doch nicht zu widerlegen sie mußte dem Sohne im Herzen Recht geben, konnte sich aber nicht dazu verstehen, es auch in Worten zu thun, und war recht böse auf ihre Art. Sie sprach erst hitzig: „Aus gescheidten Kindern werden Gecken;" dann seufzend: „Kleine Kinder kleine Kreuze, große Kinder große Kreuze." Der Sohn aber schwieg.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Wilhelm und Christchen schwiegen wohl, aber des Erstern Mutter brachte die Sache aus. Sie beklagte sich nämlich bei ihren vornehmen Verwandten darüber, daß ihr Sohn so unvernünftig sein wolle, unter seinem Stande zu heirathen, ein Mädchen von der Straße zu nehmen. Da wurden die vornehmen Verwandten roth vor Zorn, als hätte man ihnen eine Ohrfeige gegeben, roth, wie die Kämme der Kampfhähne, und daß sie nicht wetterten, nicht auf den Tisch, ja nicht auf den niedrig denkenden Wilhelm selbst schlugen, das war Alles, und nicht viel fehlte daran. Die Mutter aber bemerkte: So weit ist die Sache noch nicht. Das Alter soll man ehren, der Jugend soll man wehren. Verstand kommt nicht vor den Jahren, darum müßen die den Verstand brauchen, welche die Jahre haben. Kurz, es wird nichts daraus. Was erst kommt bis in den dritten Mund, das wird der ganzen Welt auch kund.. Die Geschichte wurde bald rund gesprochen, zumal da das andere Geschlecht sich der Weiterverbreitung mit Wärme annahm. „Wer hätte von dem klugen Wilhem solche einfältige Streiche erwarten sollen? Und welcher Hochmuth von der Näherin! Die lasse sich einfallen, die erste Frau von Altenkirchen werden zu wollen, sie, welcher der Jude kein Kleid borge und die nicht viel Zeit brauche, ihr Geld zu zählen! — Schön überlegt! Sie wolle aus der

kleinsten Hütte, die zudem noch leer sei, wo der Wind aus- und einginge, und wovon noch nicht mal ein Backstein ihr gehöre, in das größte, vollste und festeste Haus des ganzen Dorfes einziehen, und sich da einnisten, wie der Wurm im Paradiesapfel. Aber wer hoch klimmt, der fällt hart. Man stutzt die Bäume, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Da seien noch ganz andere Mädchen im Dorf und Kirchspiel, deren Gesicht eben so glatt und deren Frömmigkeit eben so groß sei, wenn sie auch keine „Kloppen" wären, und die auch etwas in die Milch zu brocken hätten." Selbst die jungen Herrn von Altenkirchen gaben ihren Senf zu dem Gerüchte, namentlich jene, die nicht dem dortigen hohen Adel angehörten, die unverheiratheten Weber, Kleiderkünstler, Ouvrier und Bedienten bei den Oekonomen. Sie waren der Meinung: „so geh' es; wenn man den Kopf zu hoch trage, dann stoße man ihn, oder werde niedergeduckt, und das von Rechtswegen." — Klärchen redete sich den Mund müde, um Alles zu widerlegen. Sie meinte, Wilhelms Verwandte seien doch lange noch keine Herren Vons und Zu, auch hätten sie bei weitem noch keine Schüssel nöthig, um ihr Geld zu messen, die Frau Bäcker sei keine gnädige Frau, und ihr Sohn kein Baron. Man mache einen Halloh, als wolle Christchen einen Erbprinzen heirathen und einen Kaiserthron besteigen. So groß sei auch der Unterschied nicht, ob man ein Bäckermesser oder ein Beil, ein Grabscheit oder einen Pflug brauche. Menschen von viel verschiedeneren Ständen hätten schon einander geheurathet. Sollte denn das Geld allein die Welt regieren? und wenn sich sonst zwei mögen, so werfe man doch nicht die Geldsäcke und die Häuser mit auf die Wagschaale. Sie könne diesen entsetzlichen Respekt vor den Thalern doch nicht ausstehen, als gäb's nichts Besseres auf der Welt. Man solle die Tugenden lieber mit darauf werfen, das wäre Vernunft, und dann würde Christchens Schaale gewiß nicht sinken. Und was man am Ende dagegen sagen könne, wenn Jemand ein gutes Anerbieten annehme! Sie möge den Menschen sehen, dem Säcke mit Geld auf dem Präsentirteller geboten und dem gesagt würde: ich schenke sie dir, du kannst sie mit ruhigem Gewissen nehmen, und der die Hand nicht darnach ausstreckte. Christchen hab' es nicht gemacht, wie Viele, sie sei den Burschen nicht nachgelaufen, habe nicht jedem Hopsa beigewohnt, sei nicht auf jeden Jahrmarkt und zu jeder Musik gegangen, um sich einen Mann zu erobern, habe nicht seidene Kleider und Bänder als Netze ausgesteckt, um irgend einen Kabliau darin zu fangen; wer dürfe es ihr denn nun mit Rechten übel nehmen, wenn sie ein vortreffliches Anerbieten, das alle hundert Jahre nur einmal komme, annehme? Pfui über die bösen Menschen, die selbst mit beiden Händen darnach gegriffen hätten! Freuen hätten sie sich dann sollen, wenn sie ein Herz im Leibe hätten, daß hier einmal das Geld doch nicht den Ausschlag gegeben habe, und ein braves Mädchen, dem nichts als Vermögen fehlte, auch mal ordentlich versorgt sei.

Diese Vertheidigungsgründe brachte die Kläger, resp. Klägerinen wohl zum Schweigen, so lange die Rednerin anwesend war, hatte sie aber eben den Rücken gewendet, so erschollen die Klagen wieder um so lauter, so fiel den Denuncianten Unzähliges ein, was sich auf Klärchens Gründe erwidern ließe. Es war damit, wie wenn man in die Nähe eines Froschpfuhls geräth, einige Minuten vorher hören wir schon den Lärm, der immer größer zu werden scheint, je näher wir kommen, so daß wir die Ohren zuhalten möchten, sind wir aber unmittelbar an dem Ufer des Flusses oder werfen wir einen Stein hinein, so ist die Schaar mäuschenstille; aber noch sind die Ringe auf dem Teiche kaum geschwunden, noch bist du kaum zehn Schritte weiter, dann vollführen sie wortlauter wieder den gewohnten Spektakel, und du freust dich, daß du mit jedem Schritte weiter — desto weniger davon hörst.

Selbst die Volkspoesie bemächtigte sich des Gegenstandes; ein Lied, nach der Weise der neuesten Mordgeschichte componirt mit Drehorgelbegleitung, wurde von einigen jungen Herren des Dorfes, die sicher zum Adel und zu den Honoratioren von Altenkirchen gehörten, vor Christchens Fenster abgesungen. Es ging dem armen Mädchen nahe, daß man ihr so vielen Verdruß bereitete und sich so sehr versündigte, obschon sie nichts Böses begangen und keiner menschlichen Seele unrecht gethan hatte. Noch mehr bedauerte und beweinte sie's, daß der brave Wilhelm, der es so wohl meinte, um ihretwegen so viel zu erleiden hatte. Nur im Gebete fand Christchen Trost, in Klärchens treuer Freundschaft, und in der Mutter und des Schwesterchens unveränderlicher Liebe. Sie dachte übrigens an keine Heirath mehr, die hatte sie sich längst aus dem Sinne geschlagen, hielt sich fleißig in ihrem Kämmerlein, und Wilhelm erschien nicht wieder in ihrem kleinen Hause. Wie veränderlich ist doch die Volksgunst, gleich dem Wetterhahn auf dem Thurme, der bald nach dem heißen Süden, bald nach dem kalten Norden, bald nach dem nassen Westen, bald nach dem trockenen Osten schauet! Wie viele Beweise des Mitleids, der Theilnahme und der Liebe hatte die Familie Ostermann nicht während ihres Unglücks gefunden; nun schien ihr ein besseres Glück lächeln zu wollen, und alsbald erhoben dieselben Menschen ein Zeter- und Hohngeschrei aus allen Winkeln. Gehst du die ganz gewöhnliche Straße, so läßt man dich ungestört ziehen und bemerkt nichts über dich. Zeichne dich aber in irgend einer Weise aus, auch in der löblichsten, dann bewegen sich alle Lippen. Die Menschen können nichts leichter ertragen, als eigenes Glück, und nichts weniger verschweigen, verzeihen und vertragen, als fremdes. Theile es daher der lieblosen Welt nicht mit, verschließ es, wie die reichen Christen in der Türkei ihr Geld, die in Lumpen erscheinen und in elenden Hütten wohnen, damit der Pascha von so und so viel Roßschweifen nicht komme und ihnen die Beutel nicht nehme, und zum Danke ihnen auch noch die Bastonnade dafür gebe.

Nun traf es sich, daß Wilhelms Mutter krank, bedenklich krank wurde. Der Sohn behandelte und verpflegte sie mit aller Liebe. Er scheute keine Kosten, keine Beschwerden, um zur Herstellung derselben beizutragen, er kam selbst ihren Wünschen zuvor, ja er übertraf sie. Da er einmal allein am Krankenlager seiner Mutter saß, ihr die Medizin reichte, die Kissen aufrecht zog und so theilnehmend nach ihrem Befinden sich erkundigte, da sprach die Mutter, von seinem kindlichen Betragen gerührt: „Ich fühle es, mein Sohn, daß ich bald den Weg gehen muß, den wir Alle früher oder später zu machen haben. Ich muß dir nun bekennen, daß ich ganz mit dir zufrieden bin. Du bist, obschon noch jugendlich, redlich in die Fußstapfen deines braven Vaters getreten, hast mir rühmlich zur Seite gestanden, bist stets meine Freude, meine Stütze, meine Ehre gewesen, und noch jetzt zeigst du es, daß du gegen mich ein Kindesherz hast. Ich will nun auch dankbar sein, denn lieb hab' ich dich, was auch in der letzten Zeit unter uns vorgefallen sein mag. Ich sage dir nun, daß ich nichts mehr gegen deine Verbindung mit jenem Mädchen habe; ich glaube doch jetzt am Rande des Grabes, wo wir alles Irdische in seiner Eitelkeit erblicken, daß Tugenden mehr werth sind zum ewigen, ja selbst zum zeitlichen Glücke, als Geld, Gut, Ehre und Ansehen vor der Welt. Ich habe dem Mädchen unrecht gethan, nicht minder dir; sie ist gottesfürchtig, und du meinst es brav. So nimm sie denn, ich gebe meine Einwilligung dazu, und bitte für euch zu Gott um seinen Segen."

Wilhelm ergriff die Hand seiner Mutter und dankte ihr aus der Fülle des Herzens. Dann verlangte sie, Christchen möchte zu ihr kommen. Das Mädchen erschien schüchtern, aber freundlich, theilnehmend, herzlich, wie immer. Sie machte dem Mädchen Muth und sprach: „Vergiß, mein Kind! was vorgefallen ist; sei von nun an meine Tochter, mache meinen Sohn glücklich. Meine Liebe und meine Segenswünsche bleiben Euch, obschon ich Euch bald verlassen muß!" — Sie gab Christchen ihre Hand und wollte sie nicht fahren lassen, das Mädchen weinte. Die Mutter wollte Christchen nun immer um sich haben. Das Mädchen blieb gerne und pflegte Wilhelms Mutter, wie ihre eigene, kannte keine Müdigkeit und keinen Schlaf. Niemand konnte die Mutter so sanft vom Lager heben, Niemand so gut ihr Bett machen, Niemand so geschickt die Kissen legen, das müde Haupt halten, und so freundlich und theilnehmend mit der Kranken sprechen, als Christchen. Dann sprach wohl die Mutter: „Tochter, wie unrecht hab' ich dir gethan! Wohl mir, daß ich's noch gut machen kann! Hätten wir uns doch eher gekannt, wie lange hätten wir schon glücklich sein können!" Als die Mutter nach dem Empfange der Sakramente endete, hielt Christchen sie in ihren Armen, und Wilhelm hielt ihre kalte Hand gefaßt.

Als die Trauerzeit um war, da wurde an einem Sonntage vor der Predigt abgelesen: „Es werden zum ersten Male zum Stande der heiligen

Ehe verkündigt der ehrsame Junggesell Wilhelm Strunk und die tugendsame Jungfrau Christina Ostermann.“ Es gab ein Gemurmel in der Kirche, und fast einen Aufruhr nach dem Gottesdienste. Hätte Christchen eine Mordthat begangen, das Verbrechen hätte nicht mehr besprochen, nicht übler genommen werden können. Die Sache war also bestimmt und nicht mehr zu hintertreiben. Am meisten litt das Mädchen dadurch, daß selbst Klärchen jetzt still wurde und sich etwas zurückzog. Zu ihr begab sich Christchen, fiel ihr um den Hals, ergriff ihre Hand, drückte sie heftig und sprach weich und innig: „Also auch du willst mich verlassen, meine beste, älteste und immer treue Freundin?“ Da ging eine heftige Bewegung in Klärchens Herzen vor, sie rang mit sich, endlich sprach sie: „Ich möchte böse sein auf mich selbst, daß ich einige Stunden — ich will's zu meiner Schande nur gestehen — neidisch war auf dein Glück. Aber jetzt ist's überwunden; hier meine Hand, ich wünsche dir nun von Herzen Glück!“ — Seitdem ist zwischen beiden nicht das Mindeste mehr vorgefallen; ja Klärchen wurde sogar Christchens Brautführerin.

Christchen trug trotz aller Beredungen am Hochzeitstage nur ein einfaches Kleid von Thibet, das seidene, ein Geschenk des Bräutigams, legte sie zurück. Die jungen Leute sind brave Eheleute geworden, und jetzt redet man von beiden nur Gutes, insbesondere von der Frau, welche eine Mutter aller Armen ist. Sie, die das Unglück selbst empfand, hatte ihr Lebelang inniges Mitleid und thätige Liebe gegen Unglückliche aller Art, und an ihr hat sich die göttliche Verheißung bewährt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden.“

Radbert und Heriber.

Eine frumm schlichte Sage aus uralten Tagen von Franz Trautmann.

Im schönen Frankenlande, da lebt' in alter Zeit
Ein König, groß im Frieden und hochberühmt im Streit.
Dem blüht' empor ein Söhnlein, an Sitten ruhmeswerth,
Den holden Sprossen nannte der Königsheld — Radbert.
Und wenn mir einst vom Scheitel die Silberlocken rinnen
So dachte sich der König wohl oft in tiefem Sinnen,
Dann blüht mein Scepter wieder empor durch meinen Sohn,
Dann ruht ein weiser König auf meinem gold'nen Thron.

Da ließ er bald ihn lehren zu schwingen Schwerteswucht,
Er sagt' ihm oft viel Schlimmes von Furcht und feiger Flucht
Und sprach, er sei erkoren, zu herrschen in dem Land,
Daß jeder Böse zitt're, beweg' er nur die Hand.
Drum sollt' er kämpfen lernen und richten nach Gesetzen,
Daß auch nicht den Geringsten ein Unrecht mög' verletzen,
Und Jeder sprechen müsse: dem Vater Ruh' im Grab',
Der uns in seinem Sohne solch' einen König gab!

Wohl fügte sich Radbertus und war Gehorsam's voll —
Doch wie er auch erlegte der Pflichten ganzen Zoll,
Ihm galt ein and'res Streben mehr, als das rauhe Spiel,
Mehr, als das Schwert zu schwingen, zu treffen in das Ziel.
Der Waffen wild Getobe, das schuf ihm bitt'ren Jammer,
Und ging er in die Stille, zum Wald, zur fernsten Kammer,
Ob unter Gottes Himmel, ob einsam im Palast,
Auf seine Kniee warf er sich hin mit süßer Hast.

Da faltet' er die Hände, da beugt' er tief sein Haupt,
Ganz war dem Erdenleben die reine Seel' geraubt,
Und oft vergaß er Speise, gar oft vergaß er Trank —
Deß wußt' ihm ja der König im Herzen wenig Dank
Und dacht' in mancher Stunde: was soll es mit ihm werden?
Vor dem so Viele sollen erzittern hier auf Erden,
Der ist so still, der beuget seine Knie so oft, so lang!
Da ward dem starken König um seinen Sohn gar bang.

Und war dem König Childer ein zweiter Sohn erblüht,
Der war von and'rem Drange, von Kampfeslust durchglüht.
Den riß es stets zum Walde, zur Jagd, zu keckem Spiel,
Der wußte sich der Thaten kein Ende und kein Ziel.
Es war der Waffen Klirren ihm süßeste Musik,
War ihm der Krone Blinken ein wahrer Himmelsblick,
Der gold'ne Scepter war ihm ein heil'ger Zauberstab,
War ihm der stolze Purpur für je die höchste Gab'!

Drum liebt' er, daß sein Name schon früh recht weit ertön',
Und sich an seine Thaten des Volkes Mund gewöhn',
Drum sah er oft recht finster auf seinen Bruder hin,
Dem einst als Erstgebor'nen die Krone wär' Gewinn,
Verhöhnte milde Güte und überfrommen Sinn,
Auf zahme Schwäche zielt' er, auf weib'sche Sitte hin
Und grollte: kaum für Kinder sei solch' ein König gut,
Doch sicher nicht für Männer mit jachem Kriegesmuth!

Oft wurde da dem König die Wimper thränennaß,
Doch dünkt' ihm wahr die Rede, gebar sie auch der Haß.
Wo keine Kraft im Arme, kein stolzer Heldensinn,
Erwachs' dem Reich kein Segen, der Herrschaft kein Gewinn.

Und dacht': o hätte Jeder vom And'ren Etwas nur,
Wär' nicht so widerstrebend, unbeugsam die Natur,
Wie glücklich könnte werden dieß Reich bei meinem Tod,
Wie ferne hielt' ich Elend und arge Kriegesnoth!

In jenen alten Zeiten lebt'
Mit seinem holden Töchterlein,
Von Gottes reicher Huld umwebt,
Da lebt'
Ein weiser Fürst am Rhein!
Am schönen, am schönen Rhein!

Da kamen Prinzen ohne Zahl —
Der Fürst, der hatte freie Wahl,
Denn Jeder war von ihr gerührt,
Hätt' gern' sie zum Altar geführt,
Wollt' ihr sein ganzes Herz ergeben,
Roshild zur Herrin sein erheben.
So ging ihr Ruhm von Land zu Land,
Und Hand mit ihm in Hand
Des Vaters Weisheit und Verstand.

Da kam es König Childer zu Sinn,
Er ritt' in jenes Land dahin,
Daß er bekennte Gram und Klag'
Und seinen weisen Freund' befrag':
Sollt' er Radbert sein Reich vergaben —
Und oder sollt's der And're haben?

So ritt der König Childer fort
Im ersten Morgenschein
Durch Wald und Flur, von Ort zu Ort,
So zog er fort zum Rhein,
Zum schönen, zum schönen Rhein!

Und da er nun am Ziele
Und offenbarte sein Herz,
Da wußte jener zu rathen
Und sprach in mildem Scherz:

„Mein Freund, du weißt, mir blühet
Roshildis, ein holdes Kind —
Wenn für den Sohn dir banget,
Sie heilt ihn wohl geschwind!

Drum, dünkt mein Blut, mein fürstlich,
Dir auch dem deinen gleich,
Bist du auch vor am Ruhme,
An Landen zwiefach reich,

So hoff' ich sonder Zagen,
Radbert, der Theure dir,
Wird noch ein starker Recke
Und einst des Thrones Zier!"

So sprach er. Als der König
Die Tochter nunmehr sah,
Da flüstert' er: „mich dünket,
Die Hülf' sei wahrlich nah!"

Und mittlerweil' der König
Sein kluges Werk beginnt,
Radberti böser Bruder
Auf arge Thaten sinnt.

Und sprach zu seinen Freunden:
„Ihr stolzen Recken all',
Gewöhnt an Schlachtgetobe
Und an der Waffen Schall,

Glaubt nimmer, daß Radbertus
Der Herrschaft abgeneigt,
Ob er sich auch zur Stunde
Noch unberufen zeigt!

Er spielt nur mit Gebeten,
Will Euch einschläfern nur,
Damit Ihr sorglos werdet,
Wie Lämmer auf der Flur,

Daß Ihr des eig'nen Schutzes
In künft'ger Zeit nicht denkt,
Daß er Euch sicher Alle
Hin zum Verderben lenkt!

Ich aber will mit Männern
Beherrschen dieses Reich,
Und nicht mit feilen Knechten,
Selbst einem Schergen gleich!

Drum sprecht und rathet weise,
So will ich prüfen nun,
Was in derselben Sache
Zu richten und zu thun!"

Die sprachen: „Er verkomme!
Viel gibt es ja ringsum
Der alten, festen Thürme —
Die sind für ewig stumm.

Fern an des Landes Grenze
Da war das Schloß Malbran,
Aus Trümmern ragt ein Kerker
Verborgen noch hinan.

Da send' ihn hin, den Frömmler,
Der Kerker sei sein Reich,
Da bleib' er bis zum Tode,
Lebendig eine Leich'!"

Da nickt' mit finst'rer Stirne
Der böse Heriber
Und sprach: „Es sei! Der Heuchler
Verdiente wohl noch mehr!

Nun haltet Euch als Männer,
Daß Keiner weich' und wank',
Ich weiß Euch's wohl zu lohnen
Mit mehr als Wortesdank!"

Da schworen sie zusammen,
Als gält' es heil'ger Pflicht,
Und dachten nicht an Zukunft
Und Gottes Strafgericht.

Radbertus lag bei klarer Nacht
In glühendes Gebet zerflossen —
Da nahte sich die böse Macht
Arglistig feindlicher Genossen.

Die rissen ihn hinaus mit sich,
Er that nicht eine leise Frage —
Sein Schicksal ahnt' er sicherlich,
Doch floß vom Munde keine Klage.

So ging er hin, die Fesseln schwer,
Die schleppt' er nach, wie ein Verbrecher,
Und lallte: „Jener trug noch mehr,
Ihm ward ein and'rer Schmerzensbecher!

Was ich auch leid' und was ich duld',
Ich will ein Einziges erwerben,
Ich ring' nach meines Gottes Huld —
Mag auch mein Irdisches verderben!"

Viel Nächte war Radbert gezogen,
Da nahten sie dem Trümmerschlosse,
Just als zum blauen Himmelsbogen
Der Tag sein güld'nes Licht ergoß.

Die dichten, mächt'gen Wälder glühten
Gar feierlich in kühler Luft,
Die Matten, voll von Blum' und Blüthen
Die strömten auf in süßem Duft.

Hoch ob der Berge steilen Wänden
Sah man der Silberwölklein Zug
Und an des grünen Thals Geländen
Die Quellen sprüh'n in neck'schem Flug.

Die Falter zogen über Blumen,
Hierhin, dorthin auf thau'gem Plan,
Frühthätig unter leisem Summen
Schwebt' manche Biene leicht heran.

Sonst war ringsum ein heilig' Schweigen
Wo nicht ein frohes Vöglein flog,
Das auf und nieder seinen Reigen
In Wonne trunken fürder zog.

Da konnt' er wohl noch einmal schauen
Im Frei'n zu Gottes Dom empor,
Und war's, als lispelte Vertrauen
Ein Engel tröstend ihm in's Ohr.

Die Schergen aber ohn' Erbarmen,
Die rissen wild den Kerker auf
Und stießen ihn hinein den Armen
Und wieherten voll Hohn darauf:

„Da sitz' dein Leben lang und bitte,
Daß dir dein Gott die Fesseln bricht,
Aus diesem Thurm mit keinem Schritte
Kömmst du in's Freie mehr, an's Licht!

Wohl munde dir die Krumme Brodes,
So man dir täglich reichen mag,
Da sei gewärtig deines Todes
In finst'rer Nacht bei hellem Tag!"

Drauf schlugen sie die Eisenpforte
In's Schloß mit übermüth'ger Macht,
Zwo Knechte blieben an dem Orte,
Gar wohl mit Speis' und Wein bedacht.

Die finst'ren Schergen zogen wieder
Zurück im schönen Frankenland —
Radbertus sank im Kerker nieder,
Zu Gott gefaltet Hand an Hand.

Und um die Zeit, da gefiel es
Dem König Childer nicht mehr,
Und zog vom fremden Lande
Den Pfad zur Heimath einher,

Mit ihm zog auch Roshildis,
Mit ihr der Vater zugleich,
Die wollten nun besuchen
Des Königs und Freundes Reich.

Und als sie zu einem Kreuzweg
Hinkamen an Childers Land,
Da sagte Childer: „der Kreuzweg,
Der hat mich an was gemahnt.

Gen Osten laßt uns reiten
Bis an die Grenzen allda,
Wo man seit langen Jahren
Mich nicht erwartet' und sah.

Und nimmer wird man auch sehen
Fortan den König und Herrn,
Denn wißt, ich setz' in die Gaue
Den zweiten Sohn, Heribern.

Der ist ein tüchtiger Recke,
Hier steht er an mancher Grenz',
Der sorgt schon, daß sein Name
Und der des Landes glänz',

Der reißt ringsum den Heiden
Ein Stück um's and're vom Land,
Und gründet ein Reich — er selber
Ist seiner Größe Pfand!

Radbertus aber, der nimmt mir
Den großen Westen zum Erb',
Ich möchte ja minder glauben,
Daß er je Vieles erwerb'.

Da wahrt er dann die Pfeiler
Des Reichs mit Herz und Verstand,
Und jener steht zur Seite —
Das Schwert in rüstiger Hand!"

Und als der König nun Dieses
Den Beiden kund gethan,
Da stand es Fürst und Tochter
Auch sonder Weigern an,

Und schlugen mit allem Gefolge
Den Weg gen Osten ein,
Und kamen zu manchem Schlosse,
Alt, neu und groß und klein,

Bis sich die Grenze zeigte,
An einem Abend es war,
Da sprach der König: „Es hat ja
Im Lande wenig Gefahr!

Die Schlösser sind wohl geborgen,
Mit festen Mauern geschützt,
Daß vieler Feinde Bemühen
Am Ende wenig nützt,

Und sitzen an jedem Orte
Viel tapfere Mannen darin,
Die han, sich zu ergeben,
Nicht eben gar sehr im Sinn!

Nun bleibt ein Schloß nur übrig
In dieser Reihe die Rund,
Das werden wir bald erreichen,
In minder denn einer Stund'.

Dort drüben, wie Thurm, so Gemäuer,
Das lassen wir liegen rechts,
So lang' es steht, ein Zeichen
Treulosen, alten Geschlechts!"

So ritten sie fürder und fürder,
Unweit zur Rechten den Thurm — —
Da zog herauf ein Gewitter,
Begann ein mächtiger Sturm.

Jach fuhren grause Blitze
Aus finsterer Wolken Schooß,
Es rollten grollende Donner
Auf jene Wanderer los,

Und jagten sausende Schlossen
Hernieder millionenweis',
Zermalmend Gebüsch und Bäume —
Da war's eine schlimme Reis'.

Der alte Fürst und König,
Die scheuten kein Ungemach,
Wohl aber für Roshildis
Ward' ihnen die Sorge wach,

Drum hoben sie dicht die Schilde
Empor ob ihrem Haupt,
Da wurde den wilden Schlossen
Zwar ihre Kraft geraubt,

Doch währt' es lang und länger,
Stets kamen Gewitter neu,
Und wurden im Sturmgetobe
Die schnaubenden Rosse scheu.

Nun sprach der König: „Was thu'n wir?
Ich weiß ein Mittel allein —
Wir kehren in jenem Gemäuer
Da drüben ein Kurzes ein!"

Und warf das Roß herüber
Zu wild verwachsener Bahn,
So kamen sie zu dem Thurme
Wohl sonder Ahnung und Wahn.

Radbertus kniete, versunken
In Andacht, in Kerkernacht,
Ihn schreckten nicht rollende Donner,
Und nicht des Orkanes Macht,

Des Dulders Wächtern aber
Erblich ihr Angesicht,
Sie wandelt' es an, als nahte
Fürwahr das jüngste Gericht.

Der Thurm, der wankte, der bebte
In wildem Sturmesgebraus,
Drum flohen sie angstgetrieben
In's Freie selbander hinaus,

An überhängenden Felsen
Da suchten sie Hülf' und Schutz,
Als wär' vor Gottes Walten,
Ein Ding auf Erden nutz!

Und wie sie rannten in's Freie,
Kam just der König heran —
Da stammelten sie vor Schrecken:
„Nun ist's um uns gethan!

Wie kömmt er aus weiter Ferne,
Der König an diesen Ort?!"
Und flohen in neuem Schrecken
Selbander wieder fort.

Da fuhr's in grausen Blitzen
Herab auf Mauer und Thurm,
Und packt' sie mit Riesenarmen
Lautheulend unbändiger Sturm,

Es stürzten die Mauern zusammen,
Erschlugen das Wächterpaar,
Der Thurm, der fuhr in Trümmer,
Weil's Gottes Wille war,

Und klafften aus tiefer Tiefe
Des Kerkers Schrecken zu Tag —
D'rin betend der Sohn des Königs
Auf seinen Knieen lag!

Der König wischte die Stirne,
Als sei dieß Alles ein Traum,
Den eigenen Sinnen, den Augen
Vermocht' er zu glauben kaum.

Lang senkt' er, die Hände gefaltet,
Hinab den starren Blick,
Bedenkend des Himmels Fügung,
Sein ewig weises Geschick.

Und mittlerweil' das Gewitter,
Der rauhe Orkan entschwand,
In goldener Abendsonne
Weithin erglänzte das Land.

Es standen Fürst und Tochter
Betroffen Beide da,
Weil Jedes so tief ergriffen
Den König Childer sah,

Und sagte der Fürst: „O Wunder,
Geschehen in dieser Zeit,
Daß jene Beiden erschlagen,
Der Eine aber befreit!

Mit dem ist sicher der Himmel,
Dieß Zeichen ist groß und hehr,
Drum sei er, o König Childer,
Auch deiner Gnade nicht leer!

Laß führen herauf zum Lichte,
Befreien von Ketten ihn,
Und was er auch einst verbrochen,
Mit dir in die Heimath zieh'n!"

Da drückte Childer den Fürsten
An sein hochschlagendes Herz,
Und sprach mit Thränen im Auge,
In Wonne halb, und in Schmerz:

„So hat mir der Himmel gegeben
Ein Zeichen in großer Huld,
Daß nimmer ich möchte zürnen,
Möcht' haben größ're Geduld.

O seht, das ist Radbertus,
Mein erstgeborener Sohn,
Der mir dereinst soll folgen
Auf meinem Königsthron!

Den hätten sie hier verborgen,
Den Armen, Verbrechern gleich,
Dem Unschuldvollen gegeben
Vielleicht den Todesstreich!

O komm' herauf Radbertus,
Mein Sohn, mein eigen Blut,
Laß an mein Herz dich drücken,
Dir brennend in reinster Glut!

Ich selbst will stützen den Armen
Mit treuer Vaterhand,
Hinab, Ihr Knechte, und löset
Zur Stelle das Eisenband,

Und gebt ihm um die Schultern,
Von diesem Gewand' entweih't,
Wie es dem Fürsten ziemet,
Dem Sohne ein fürstlich Kleid!"

Da kamen die Knechte und schlugen
Die Ketten emsig entzwei —
Da war Radbertus wieder
Nach Gottes Rathschluß frei.

Er sank wohl hochbeklommen
An König Childers Herz,
In heißem Danke ja lenkt' er
Die Blicke himmelwärts,

Dann schritt er am Arm des Vaters
Empor zu der Trümmer Rand,
Wo an des Fürsten Seite
Roshild, wie ein Engel, stand;

Da drückt' er wohl dem Fürsten
Die Rechte sonder Weil',
Sein Auge senkt' er erröthend — —
Ihn traf der Liebe Pfeil!

Und sagte König Childer,
Sich stützend auf sein Schwert:
„Wer hat an dir gefrevelt,
An meinem Sohne Radbert?

Sag' an, ich will ihn bestrafen,
Wie Keinem noch geschah,
Dem König zugleich und Vater,
Trat er ja Beiden nah'!

Und wär's dein eigener Bruder,
Wär's Heriber, mein Sohn,
Auch der entginge nimmer
Dem wohlverdienten Lohn!"

Und sagte Radbert: „Mein Vater,
Das glaube sicherlich,
Ergründen sollst du es nimmer,
Wer so vergangen sich.

Gerettet hat mich der Himmel,
Gerettet hat mich Gott,
Es wurden die bösen Frevler
Einander selbst zum Spott!

Das haben schon viel erfahren,
Die haben dann bereut
Und sich vor bösen Thaten
In künftiger Frist gescheu't.

So mögen, die hier gefrevelt,
Auch ihre That bereu'n,
Sie mögen vor Gottes Antlitz
Fortan die Sünde scheu'n!"

Da sagte der König Childer:
„Das ist wohl groß gedacht,
Und dennoch dünkt mich, so schwindet
Jedweden König's Macht.

Vergebung ist ein Labtrunk
In heißer Schicksalsnoth,
Doch mischen höhnisch die Feinde
Gar oft hinein den Tod!"

Drauf griff er in die Zügel
Und schwang sich auf sein Roß
Und ritt hinweg mit Allen
Hinüber zum nahen Schloß.

Ihm folgte sein Page, prangend
In seines Lebens Mai,
Mit lichtem, güld'nen Gelocke,
Die Stirne rein und frei,

Dem folgte auf seinem Pferde,
Mit silberner Zügel Strahl,
Der Kämmerer, und dem folgte
Der Mundschenk mit dem Pokal.

Nun aber kamen die Recken,
Die waren weithin bekannt,
Die wurden der Schreck der Schlachten
Von allen Fürsten genannt;

Die hatten gar oft mit Bären
Gekämpft, ja mehr vollbracht;
Gar manchen Lindwurm bezwungen
Auf Haid und in Waldesnacht.

Drauf sah man den Zitherschläger
In reichen Gewandes Zier,
Und ihm zur Seite des Königs
Vorliebsten Falkenier.

Zuletzt in dichter Menge
Rückt' an der Knechte Schaar,
Die all den Fürsten und Herren
Zum Dienste beschieden war.

So sah man über die Brücken
Einziehen die Herr'n in's Schloß,
Und hinter ihnen gehorsam
Den stolzen, den prächtigen Troß.

An manchem Abend plötzlich
Wich Heriber vom Mahle
Im alten Königsschlosse,
Stieg rasch empor zum Söller
Und sah hinaus, ob nirgends
Was nahe — doch vergebens —
Sein Aug' entdeckte nichts.

Und da er nunmehr wieder
Bei den Genossen ruhte,
Da kam, ihm ganz ergeben,
In Hast, des Thurmes Wächter,
Mit raschem Wort verkündend,
Wie sich viel Staub' erhebe
Am nahen Waldessaum.

Da kämen aber nimmer
Geringe, denn das strahle,
Das funkle manigfaltig
Von Gold und Stahl und Silber,

Das wall' in Purpurmänteln,
Bäum' sich in stolzen Rossen,
Das müß' der König sein!

„Das ist er!" scholl es ringsum,
Fuhr Alles von den Sitzen
Und eilte zu dem Söller,
Doch Heriber vor Allen;
Der sah hinaus zur Ferne,
Ob seinem Falkenauge
Hielt spähend er die Hand.

Und wie er späht und luget,
Der Zug sich plötzlich wendet —
Fährt Heriber zurücke
Und ruft: „Täuscht mich mein Auge?
Noch einmal muß ich schauen,
Ob Wahrheit, was ich sehe,
Ob Lügentand und Trug!"

Und blickt von Neu'm hinüber:
„Er ist es," ruft er, bebend,
„Er ist es! Sei der Himmel
Uns Allen nunmehr gnädig!"
„Und wer ist's?!" rufen Alle.
Da lallt' er: „O des Schreckens,
Mein Bruder ist's, Radbert!

Dort seh' ich meinen Vater
Vor Allen an der Spitze,
Zur Rechten eine Jungfrau
Von fürstlich edlem Wuchse
Und einen Greis zur Linken,
Um seinen Helm die Krone,
Zur Seit' ein Fürstenschwert!

Dem Vater aber folget,
Er ist's! Radbert mein Bruder,
Radbert, den wir im Kerker
Vergraben alle dachten,
Der kömmt da sonder Fesseln,
Im Purpur, im Triumphe —
Schaut selbst — er ist es selbst!

So laßt uns rasch beschließen,
Wie wir die Schuld verläugnen!
Ihr sagt, er ward ergriffen
In Mitte des Gebetes
In fernem Waldesdunkel —
Das glaubten wir, und Trauer
Hätt' unser Herz erfüllt!

Will dann Radbert uns schaden,
Ihm soll es nicht gelingen!
Wir läugnen und wir siegen!
Dießmal ist er entkommen,
Doch nicht zum Zweitenmale
Entrinnt er, will er drohen —
Wir scheuen keine That!

Ihr Knechte, schwingt die Fahne
Vom Söller in die Ferne,
Ihr Wächter stoßet mächtig
Zum Willkomm in die Hörner,
Ihr Recken folgt!" Da sprengten
In Kurzem aus dem Schlosse
Die Recken und ihr Herr.

Und insgesammt in Jubel
Begrüßen sie den König,
Begrüßen den Radbertus
Mit honigsüßen Worten
Und fragten viel und eifrig —
Dem König aber wurde
Das Auge thränenfeucht.

Und sprach: „Was da geschehen,
Ist Gottes mächtig Wunder —
Das mögt Ihr Alle hören!
Wenn Manche nun im Herzen
Die böse Schuld verspüren,
So mögen sie sich wahren,
Einst kömmt die Schuld zu Tag!

Wie jenes Thurmes Mauern,
Die Gott im Blitz gespaltet,
Den Frommen zu entdecken,
So weiß er zu enthüllen
Jedwedes tiefe Dunkel,
Drin sich für kurze Zeiten
Des Sünders That verbirgt!

So seid nun treu dem Guten,
Der Keinen mir verrathen,
Den er verderben konnte!"
Und schwieg — drauf wies er Allen
Den Fürsten und Roshildis —
Es beugten sich die Recken,
Die falschen, demuthsvoll.

In eines großen Waldes-Dunkel,
Unfern des Königes Palast,
Da weilte schon seit langen Jahren
Ein Greis als stiller, frommer Gast,

Der hatte viel erlebt hienieden
Und zog zuletzt nach manchem Strauß,
Nach vieler Täuschung, vielem Dulden
Sein weltlich Kleid für immer aus.

Des Bodens ärmste Früchte, Wurzeln
Und der Gebüsche wilde Beer,
Die waren seine ganze Speise,
Die sucht' er sich im Wald umher;

Und eine Quelle, die mit Flüstern
An seiner Höhl' vorüberfloß,
Gewährt' allein dem Durst'gen Labung,
Den schlichten Trank, den er genoß.

In Morgenfrühe und so Abends,
In Mittagsgluth, in stiller Nacht
War jener Greis in Gottesliebe
Nur auf der Menschheit Glück bedacht,

Daß sie dereinst des Glaubens Wonne
Empfinden möcht' allüberall,
Sich, ganz bewußt des höh'ren Zieles,
Erheben möcht' vom tiefen Fall.

Und billig war des Greises Drängen
Und Sehnsucht, denn von Land zu Land
Erblickt' er noch zahllose Stämme
Gefesselt von des Irrthums Band.

Für diese regt' in seinem Herzen
Das heiligste Erbarmen sich,
Und heiß Verlangen, sie zu retten,
Aus seiner Brust gar nimmer wich.

Vergessend seines Alters Schwäche,
Des morschen Leib's Gebrechlichkeit,
Beschloß er oft, sich aufzuraffen,
Wie sonst voll Muth zu Kampf und Streit,

Und tragend, statt des mächt'gen Schwertes,
Des Kreuzes wahres Heiligthum,
Rings zu verkünden wilden Völkern
Des Herren Evangelium.

Doch seines Wunsches glüh'ndem Eifer,
Dem sprach sein Alter grausam Hohn,
Er fühlt', wie seine Kraft nicht reiche,
Und ließ, tief seufzend, ab davon.

So war's dem Greise nicht gegönnet —
Er aber konnte doch nicht ruh'n,
Und dachte: was nicht mir beschieden,
Das könnte wohl ein And'rer thun.

Doch so von heil'ger Gluth entzündet,
Daß er sein Leben freudig wag',
So fand er Keinen rings die Runde,
Und lispelt' oft in frommer Klag:

„Da hilft kein Flehen, hilft kein Mahnen,
Hilft keines And'ren streng Gebot,
Nicht Alle, die dem Glauben leben —
Besiegeln ihn — mit ihrem Tod!“

Nun saß er einst vor seiner Höhle,
Im Lenze war's, an einem Rain,
Die Hörner klangen weit herüber,
Der König jagte durch den Hain.

Und als der letzte Ton verklungen,
Trat, seine Rechte leicht bewehrt,
Gedankenvoll aus den Gebüschen,
Die Blicke tiefgesenkt, Radbert.

Der Höhle nahte der, und lange
In sich versunken, stand er da,
Bis er, sein Auge mild erhebend,
Mit einemmal den Alten sah.

Der sprach: „Du hast dich weit verloren,
Der Zeit dein Herz in Jagdlust glüht —
Komm', folg', ich führ' dich aus der Oede,
Drin keine Erdenwonne blüht!“

So sprach der Greis — Radbertus aber
Der schüttelte sein Lockenhaupt
Und sprach: „Nie hat an Erdenwonnen
Hienieden dieß mein Herz geglaubt!“

Und sieht dabei mit ernstem Blicke
Dem frommen Greis ins Angesicht,
Zur Seite läßt er still sich nieder,
Und was ihm dünket Ziel und Pflicht,

Das fließt in sehnsuchtsvollen Worten
Von seinem süßberedten Mund —
Die seligste des ganzen Lebens
War dem Radbertus diese Stund!

Oft zog er nun zu jenem Walde,
Und drang erfassend immer Mehr,
Mit unermüdlich treuem Sinnen
In's Tiefste jeder heil'gen Lehr'.

Da glomm es oft dem Waldbewohner
In Ahnung, wie ein Hoffnungsstrahl —
Und sprach für sich: „Getroffen hat er
Im Herzen wahrlich gute Wahl,

Doch ob dieß Herz im Kampf bestehe,
Das zeigt ihm erst die Leidenschaft,
Besiegt er die — dann gibt der Himmel
Zu heil'gen Werken erst die Kraft.“

So sprach er oft für sich — da nahte
Radbertus lange, lange nicht.
Und wie nun Tag um Tag entschwunden,
Herein die bangste Sorge bricht,

Nicht länger kann's der Greis ertragen,
Am Stabe rafft er sich empor
Und denkt: Ich zieh' aus diesem Walde
Und klopf' an des Palastes Thor!

Schon lenkt' er zu dem schmalen Pfade
Mit schwankem, altersschwachem Tritt,
Da hielt er ein — denn in der Nähe
Vernahm er einen raschen Schritt,

Radbertus eilt ihm froh entgegen,
Der erst so wunderbar befreit,
Und an der Brust des Greises lehnt er
Alsbald in reinster Seligkeit.

Da sagt' er wohl mit treuen Worten,
Was Alles zugetroffen sei,
Und auch der ird'schen Liebe Qualen
Bekannt' er offen ihm und frei.

Doch ihm ersteh' vor seinen Augen
Ein anderes, ein höh'res Ziel,
Das sollt' ihm keine Macht entreißen,
Kein irdisch, noch so süßes Spiel!

Da ward der Greis nun gänzlich inne
Des Gotteseifers reiche Gab,
Und was Radbert in schwerer Prüfung
Zu thun sich fest entschlossen hab'.

Und sprach: „So geh', mit freiem Muthe
Bekenne du dein Streben laut,
Täusch' länger nicht des Vaters Hoffen,
Entsage deiner ird'schen Braut!

Befolge, was dein Herz gebietet,
Hin wand're zu der Heiden Land
Und führ' du statt des Herrscherstabes
Das Kreuz des Heiles in der Hand!"

's war Nacht. Da schritten wohl zwei Recken
Hindurch des Zwingers nied're Pforte,
Radberti Bruder zu entdecken —
Da fanden sie ihn an dem Orte.
Tief brütend ging er auf und nieder,
Dann hielt er an, und ging er wieder,
Er stand von Neuem still in Hast,
Als ob ihn Etwas hielt' und faß'.

Drauf sah er Beiden, wilden Blickes,
In's bärt'ge Angesicht und sagte:
„Ihr kennt die Laune des Geschickes,
Drob's längst an meinem Herzen nagte.
Mein soll nicht werden jene Krone,
Ich soll nicht sitzen auf dem Throne!
Dieß war bis jetzt mein einz'ger Schmerz —
Nun quält ein and'rer dieß mein Herz!

Roshildis schuf mir diese Wehen!
Nun kenn' ich fürder kein Erbarmen,
Und sollt' sie am Altare stehen,
Ich ring' sie aus des Bruders Armen!
Denn sie allein kann mich beglücken,
Nie konnte mich ein Weib berücken,
Doch der gelang's — zum Wahnsinn schier
Treibt sie des Herzens Wünsche mir!

Sie blickt mich an mit holder Scheue,
Und rasch erglühen ihre Wangen,
Darauf — wohl denkt sie sich', es beue
Kein Gott ja Hülfe dem Verlangen —
Ihr Auge senkt sie tief zur Erde.
Doch ob sie, züchtiger Geberde,
Jedwedes süße Wort verbannt —
Ist mir die Liebe doch bekannt!

Nun hört! Ich klag' des Herzens Wunde,
Dem Bruder mein ersehntes Glück,
Der Feige tritt zu dieser Stunde
Vielleicht in seiner Furcht zurück.
Und will er nicht — muß er verderben —
Doch will er — muß er sicher sterben!
Ich biete seiner Großmuth Hohn —
Ich will Roshildis — und den Thron!"

Da fragten finster die zwei Recken:
„Wer von uns Beiden soll's vollführen?
Willst du, daß wir's vereint vollstrecken,
Und oder einen auserkühren?
Geschehen soll's! Du willst uns lohnen,
So wird den Heuchler Keiner schonen,
Dein Wort ist Pflicht — scharf ist der Stahl —
So sprich es aus und thu' die Wahl!"

„Gehorsam Beide dem Befehle,
Sollt Ihr auch Beide Lohn empfangen,
Doch, daß ich es ihm nicht verhehle,
Der es vollbringt, mag Viel verlangen!"
Sprach jener, dann sich kurz bedenkend,
Die Rechte zu dem Einen lenkend,
„Du" sagt' er „sollst die That begeh'n!
Du sollst auch meinen Dank erseh'n!"

Der Recke sprach: „Ich will's vollbringen,
Der Heuchler werde gut getroffen,
Mit einem Stoße soll's gelingen,
Die Braut sei Dein — der Thron dir offen!"
Und wie er kaum das Wort vollendet,
Erblicken sie Radbert — der wendet
Vom Walde seine Schritte her,
Der naht sich ihnen mehr und mehr.

Da packt' es sie mit großem Schrecken,
Es traten alle Drei zurücke,
Daß er nicht Einen mög' entdecken,
Nicht ahne List und arge Tücke.
So muß sich nach so trotz'gen Sünden
Doch das Gewissen stets verkünden,
So fühlten sie die schnöde That,
Da unverseh'ns ihr Opfer naht'!

Aufbebten sie, die sich verschworen,
Mit blut'gem Mord ihn zu bedienen —
Radbertus, tief in sich verloren,
Der schritt vorüber hart an ihnen.
Wohl schlugen lichte Liebesflammen
Ob seinem Herzen jach zusammen —
Er aber kämpft' mit muth'gem Sinn —
So schritt er in der Nacht dahin.

O wundervoll Geheimniß,
Du Quell der ersten Liebe,
Du unergründlich Walten
Der unbefleckten Triebe, —

Soll nie der Geist des Menschen
Dich einmal ganz begreifen,
Von deinem wahren Grunde
Die Zauberhülle streifen?!

Wie kann ein Herz, entfremdet
Jedwedem bösem Streben,
So schnell sich, arglos, gläubig,
Dem Bösesten ergeben?

Und er, der treuer Liebe,
Geprüft in tausend Schmerzen,
Aufseufzt in tiefer Sehnsucht
Nur nach dem reinen Herzen,

Der muß zu allen Zeiten
Sein Leid im Innren tragen,
Dem will von schönem Auge
Kein Blick der Hoffnung tagen!

So fühlte sich Roshildis
Zu Heriber gezogen,
Ihn hatt' im Liebestraume
Sein Auge nicht betrogen.

Radbertus aber durfte
In heißer Sehnsucht klagen,
Ihn liebt' sie nicht — und durft' es
Nicht einer Seele sagen!

Da floß gar manche Zähre
Zum Pfühl in stillem Kummer —
Da ruht' in später Stunde
Die Jungfrau sonder Schlummer.

„Du kömmst zu mir in stiller Nacht, mein Bruder,
Was führt dich her!" so fragt Radbertus milder.
Und Jener sprach, in seines Mantels Falten
Den Arm verschränkt und tief gebeugt sein Haupt:
„Den bleichen klagenden Gespenstern gleich,
Irr' ich dahin durch dieses Schlosses Hallen.
Hin ist die Kraft, mein wilder Sinn gebrochen,
Oft höhnt' ich dich — nun höhn' ich selber mich!

Ich dünkt' mich frei, nun ist mein Herz gebunden,
Ich war ein Held, nun bin ich überwunden!
Weh' mir! Und sie, die mir geraubt den Frieden,
Sie ist nicht mir, den sie doch liebt, beschieden!"

Er sprach's. Den scheinbar milden Blick erhebend,
Versucht' er auf des Bruders Angesicht
Der Seele tiefste Regung zu entdecken.
Ihn heiß umfangend, barg er, leise seufzend,
Die Stirn' an seiner Brust, wie recht beklommen.
So lauscht' er, was Radbertus ihm entgegne.

Da trat der König ein — und schweigend stand er,
Denn was er sah, vermocht' er nicht zu deuten.
Ihn ahnend aber riß sich Heribert vom Bruder,
Drückt ihm die Hand und schritt vorbei an Childer —
Der wandte sich und schaut' ihm lange nach.
Drauf lenkt' er zweifelsvollen Blickes wieder
Sein Aug' mit milder Frage zu Radbertus.

Lang sprachen sie.
Gen Morgen war's, da schied der König Childer,
Gar Manches ernst in seinem Sinn bedenkend.
Ihn sah Roshild, vom Schlummer noch geflohen,
Wie er einherging in den stillen Hallen
In Dunkel bald und bald in Frührothschein.
Still schluchzte sie, ihr schönes, schönes Auge,
Ihr thränenvolles, barg sie tief im Pfühle,
Daß ihren Gram nur Gott im Himmel kenne.
So grämt' sie sich in täuschungsvollen Sorgen —
Doch König Childer war nichts mehr verborgen,
Er wußt's, und noch in früher Tageshelle
Betrat er schon des weisen Gastfreunds Schwelle.

Und sagte zu Roshildis
Der Fürst zu einer Zeit:
„Mit allem Kleinod schmück' dich,
Thu' an dein schönstes Kleid!

Erfahren sollst du, Tochter,
Die wohlbedachte Wahl,
Zu heißer Liebe sollst du
Empfangen den Gemahl.

Wir haben wohl ergründet
Was dir dein Herz bewegt,
Hast du auch kein Bekenntniß
In meine Brust gelegt!"

Da schüttelte Roshildis
Gar schwermuthsvoll ihr Haupt,
Als würd' ihr nun für immer
Die Herzensruh' geraubt,

Viel heiße Küsse drückt' sie
Dem Vater auf die Hand,
Viel' heiße Zähren netzen
Sein stolz purpurn Gewand,

Sie sah ihn an mit Blicken,
An Wehmuth überreich —
Wohl wurde da dem Fürsten
Das Herz im Busen weich.

Doch war's ihm auch ein Leichtes,
Zu tilgen alle Pein,
Er ließ es dennoch zweifeln
Das süße Töchterlein.

Doch sprach er: „Wozu Thränen,
Wo ich dein Glück erwog,
Du glaubst wohl, daß dein Vater
Dich um dein Glück betrog?

O komm, du holde Tochter,
O sei du muthbelebt,
Ich weiß, was dir im Herzen
Unausgesprochen webt;

Thu' an ganz ohne Zagen
Dein reichstes, schönstes Kleid,
Schmück' dich mit allem Schmucke —
Gekommen ist die Zeit!"

Es prangt' im Königsschlosse der altehrwürd'ge Saal,
Der sah gar manches Bündniß und Feste sonder Zahl,
Da gab es viel des Schönen an jedem Ort zu schau'n
An alten Ahnenbildern von Männern und von Frau'n.

Da war rings an den Wänden mit Teppichen geschmückt,
In buntestem Gewebe gar Manches ausgedrückt,
Sah man Zweikämpfe toben, sah wilde Kriegesnoth
Sah man die Sieger jauchzen, der Feinde Flucht und Tod.

Hier wurde Fried' geschlossen, die Hand auf dem Altar,
Dort segnete der Priester ein liebend, glücklich Paar,
Drauf sah man eines Kindes vielheil'ge Tauf' und Weih',
Die königlichen Eltern, die standen froh dabei.

Und Marmorsäulen stützten die Decke ob dem Saal,
Dran glänzten blanke Schwerter und Speere sonder Wahl,
Und ringsum hingen Lampen aus reinstem Gold gemacht —
So war an diesem Orte ja wohl viel große Pracht.

Doch über alles ragte des Königs Thron dahin,
Mit seinem purpurfarb'nen, gestickten Baldachin,
Mit Silber, Gold und Steinen, den edelsten beschickt —
Ein Gleiches hatte selten ein Sterblicher erblickt.

Da schritten mächt'ge Recken herein, bewaffnet ganz,
Drauf kamen ihre Frauen in Jugendschmuck und Glanz,
Der Herold folgte dann, den Stab in seiner Hand,
Ihm folgten die Trabanten mit prächtigem Gewand.

Nun trat mit Kron' und Scepter der König in den Saal,
Das Kleid vom schönsten Purpur und Hermelin zumal,
Vor ihm zwei holde Pagen, zwei gleiche folgten auch,
Die lüpften ihm den Mantel, das ist der alte Brauch.

Drauf kamen seine Söhne, Radbert und Heriber,
In Mitte wallt' Roshildis an Vaters Hand einher,
Der floß von ihren Schultern ein blüthe weißes Kleid,
Mit Perlen reich durchwoben und schimmerndem Geschmeid.

Um ihre Stirne schlang sich ein breites, güld'nes Band,
Durch ihre dunklen Locken sich Ros' und Myrthe wand,
So schritt sie hin auf Blumen, der schönsten jeder Flur,
Die wurden ihr geworfen, der schönsten der Natur.

Und da nunmehr ein Jedes an seinem rechten Ort,
Hob an der König Childer, und dieses ist sein Wort:
„Ihr meines Reiches Kämpen, Ihr Edle rings die Rund',
Ihr sollt nunmehr vernehmen erhab'ne, große Kund'!

Die Tochter meines Freundes, an Schönheit feengleich,
An frommem Sinn, an Sitten und hoher Klugheit reich,
Wie Wenige hienieden der Männer Auge zählt,
Die hab' ich zur Gemahlin für meinen Sohn erwählt.

Vom Fürsten wird die Tochter ihm gnädig anvertraut,
Steh' auf mein Sohn Radbertus, und nahe dich der Braut —
Schon gar zu viele Thränen benetzten ihre Wang',
Nicht darf die holde Jungfrau mir seufzen allzulang!"

So sprach der König Childer. Radbertus, ernst und mild,
Erhob sich ohne Zögern und wandt' sich zu Roshild,
Die bebte wohl, erblaßte — es bebte Heriber,
Und zuckt's in jachem Blitzen ob seiner Stirn einher.

Da sprach der Jungfrau Vater: „Laß hören uns Roshild,
Ob wir nach deinem Sinne dein wahres Glück erzielt,
Schau' auf und sieh zur Linken des Königs, nächst dem Thron'
Des besten meiner Freunde erlauchten, edlen Sohn!

Er sei dir Hort und Schirmer in jeglicher Gefahr —
Und du hinwieder sei ihm zum Segen immerdar,
Du mild're seiner Kühnheit zu leicht empörte Macht
Oft dunkelt seine Stirne — erhell' du solche Nacht!

Auf deinen Wangen seh' ich entglimmen freud'ge Gluth,
Dein Aug' erhebst du wonnig. es kehrt zurück dein Muth,
Sag' an, o meine Tochter, ist dir genehm die Wahl,
Soll Heriber dir werden Gebieter und Gemahl?"

Da sank nach vielen Leiden, in namenloser Lust,
Roshildis ihrem Vater in Thränen an die Brust,
In tobendem Entzücken sah Heriber empor,
Ihm flammt sein schwarzes Auge, kaum traut er seinem Ohr.

Er flog vom Fürstensitze, da war kein Zweifel mehr,
Schon führte ja der Bruder Roshildis zu ihm her,
Des Thrones Stufe schritten sie dann vereint hinauf,
Die Väter legten ihnen die Hände segnend auf.

Und sprach der Fürst zur Tochter: „Nie reu' dich deine Wahl,
Mög' ferne von dir bleiben der Leiden große Zahl,
Du Heriber vergilt ihr mit Treue Lieb' und Treu',
Bewahr' du bis zum Tode dieß Bündniß rein und neu!

Da schluchzten all' die Frau'n und Jungfrau'n ringsumher,
Blieb auch manch rauhem Helden das Aug' nicht thränenleer.
Radbertus sah zum Himmel — sein Opfer war gebracht —
Er hatte sie bezwungen, der Liebe Zaubermacht.

Es strahlte die Kapelle
Von hundertfält'gem Licht,
Es that der alte Bischof
In Rührung seine Pflicht.

Zur ew'gen Treue mahnt' er
Roshild und Heriber
Und gab mit frommen Worten
Viel wahre, gute Lehr'.

Er sprach von Himmelswonnen
Und von des Sünders Weh',
Dann fügt' er ihre Hände
Zum Bund der heil'gen Eh'!

Drauf kam aus der Kapelle
Der königliche Zug,
Da sah das Volk viel Hoheit
Viel Pracht und Glanz genug.

In lautem Jubel rief' es
Den Fürsten Heil und Glück,
Die schritten, freundlich nickend
Zum Königsschloß zurück.

Dran glühten alle Fenster
In vieler Lichter Strahl,
Drin harrten schon die Gäste
Beim reichen Hochzeitsmahl,

Da gab's kostbare Speise
Viel roth und güld'nen Trank,
Das währte — bis Roshilden
Fast müd' ihr Auge sank.

Und sprach der König Childer:
„Das Auge fällt ihr zu,
Ich denk', das Beste wär' es,
Sie ginge doch zur Ruh'!

Wer will sie wohl begleiten —?
Mich dürstet eben sehr —
Sonst ließ' ich mir's nicht nehmen —
Willst du nicht, Heriber?"

Da küßt' Roshildens Vater
Ihr sanft den rothen Mund
Und sprach: „Ja geh', Roshildis,
Recht spät ist schon die Stund'!

Hab' ich nun wahr gesprochen?
Thu' an dein schönstes Kleid,
Schmück' dich mit allem Schmucke,
Gekommen ist die Zeit!"

Kein Tag verging, an dessen Abend
Radbertus nicht zum Kreuze schritte,
Das in des Schlosses Garten stand
In vier gewalt'ger Linden Mitte.
Dort betet' er allein in Inbrunst,
Oft traf er auch an dieser Stelle,
Auf einer Bank zunächst der Quelle
Gar einen alten, frommen Mönch,
Mit dem er viel Betrachtung pflog
Und manchen heil'gen Satz erwog.

Da sagte Heriber zum Recken,
Den er zum Brudermord gedungen:
„Roshild ist mein, nun fehlt der Thron,
Der wird mir, wenn Radbert bezwungen!
Nun sei bereit! Ihm wird gemeldet,
Der Mönch erwart' ihn bei den Bäumen,
Da wird er traun nicht lange säumen.
Er geht hinaus, das glaube mir,
Du selber harrst am Kreuz — er naht —
Du aber rasch vollziehst die That!"

So waltete die Macht des Bösen,
Verderben sinnend für den Guten —
Doch eben da durch freche Hand
Der Unschuldvolle sollte bluten,
Entflammt die Höll' auch jenen Recken,
Den Heriber in Wahl umgangen,
Den quält's in neidischem Verlangen,
Zu ernten so viel hohen Lohn,
Und dachte sich: ich mord' ihn hin,
Dann wird mir selber der Gewinn!

Und wie er nun mit leisem Schritte,
Den scharfen Blick stets auf der Lauer
Hinschleicht an bergendem Gebüsch,
Ergreift ihn oft ein kalter Schauer.
Als wehrten höhere Gewalten,
Ja Gottes Hand selbst, arger Tücke,
So zog's ihn mit Gewalt zurücke.
Da hielt er unentschlossen an,
Und wieder stets ermannt' er sich,
Darauf er muthig fürder schlich.

Nun stand er bei den Lindenbäumen,
Die wogten hin und her gelinde,
Und durch die grünen Wipfel rauscht's
Gar feierlich in leisem Winde.
Mehr übertönt' noch seine Schritte
Zur Seite die geschwätz'ge Quelle —
So schlüpft' er bis zur rechten Stelle.
Da sah er auf dem Marmorsitz,
So glaubt' er, des Radbert Gestalt —
Und greift zum Dolche mit Gewalt.

Es knarrt der Sand, auffährt der And're
Im Wahne, den Radbert zu fassen,
Der sich dem stillen Orte nah',
Und der sein Leben sollte lassen.
Hoch schwingt er seinen Dolch — vergebens,
Ihm selber war der Dolch geschliffen,
Denn, von des And'ren Faust ergriffen,
Zur Erde stürzt er ringend hin,
Es fuhr ihm in das Herz der Stahl,
Hoch fuhr empor des Blutes Strahl!

„Geschehen ist es!" raunt der Thäter,
„Den Lohn verdien' ich, zu bekommen!"
Er raunt' es und aus seinem Aug'
Die Blicke wild herniederglommen.
Dann neigt' er tief sich, immer tiefer,
Zu sehen, ob Radbert verbleiche,
Das letzte Leben bald entweiche.
Der aber hier ermordet lag,
Durchbohrt zu tiefst sein ganzes Herz,
Der stammelt noch im Todesschmerz:

„Weh mir! das ist des Himmels Fügung,
Daß mich erreichte das Verderben,
Mich selbst, von dessen frecher Hand
Des Königs Sprosse sollte sterben!
So straft der Himmel das Verbrechen,
Verborgen bleibt ihm nichts hienieden,
Von ihm wird Strafe zubeschieden,
Gleich wie der Lohn, das glaubt' ich nie!
Mehr war, als Gott, mir Gold und Ehr' —
So traf mich auch sein Fluch so schwer!"

Und kaum er dieses noch gesprochen,
Da war es aus mit seinem Leben,
Thät' von dem kalten, blassen Mund
Die sündbelad'ne Seele schweben.
Den Mörder aber packt's in Schrecken,
In unaussprechlich wildem Grauen,
Dem Todten in's Gesicht zu schauen,
Ergreift er ihn und zieht ihn rasch
Hinaus an der Gebüsche Saum —
Da gab er der Gewißheit Raum.

Verzweiflungsvoll mit beiden Händen
Zerrauft er seine dunklen Locken
Und ruft: „So muß vom Mörderdolch
Des Mörders Herz im Busen stocken?!
Ja wohl, so rächt der Himmel oben,
Verborgen bleibt ihm nichts hienieden,
Von ihm wird Strafe zubeschieden!
Dem Unschuldvollen wollt' ich an,
Für elend Gold, für Ehr' und Zier —
Und mord' den Nebenbuhler hier!

Der Himmel selbst ist mit Radbertus
In Kerkerpein und in Gefahren,
Was kann des Menschen schwache Hand,
Will Gott des Frommen Leben wahren?!
Fluch meinem Hochmuth, meinen Lüsten,
Fluch gottvergeß'ner Ehrbegierde,
Fluch aller meiner Thaten Zierde!
O sieh herab vom Himmel du,
Mein Gott, verflucht sei Thatensold,
Verflucht mein Lohn in Ehr' und Gold!

Auf ewig fort aus diesen Gauen,
So weit mich tragen meine Schritte,
Im Herzen wahre Buße thuend,
Mit unabläßig heißer Bitte!
Entsagend allem ird'schen Glanze,
Reiß' ich mich los von allen Banden,
Geh', unbekannt in fremden Landen,
Von Gram verzehrt, in tiefer Reu',
Entsagend aller ird'schen Hab',
Entgegen dem willkomm'nen Grab.

Das Schwert darauf an seiner Seite
Begriß er und zertrat's in Stücke:
„Fahr' hin, daß dich kein Anderer,
Verflucht durch dich, zum Morde zücke!
Das sei dir, Heriber, geboten,
Mein Schwert zerbrochen, ich verschwunden,
Der hier in seinem Blut gefunden —
Dieß Räthsel lös', du Böser, dir
Und thue Buße inniglich!“
Er rief es -- und in Nacht entwich.

Radbertus stand im Augenblicke,
Da *jene* grause That vollzogen,
Beim König, der mit mildem Wort
Ihn Manches fragte, gar gewogen.
Und kaum dieß Heriber vernommen,
So eilt' er fort, hinaus zum Recken,
Ihm sonder Zögern zu entdecken,
Wie er vergebens wart' und lausch',
Und als er bei den Linden stand —
Er schaudernd dessen Leiche fand.

„Allmächt'ger Gott!“ Und mehr vermochte
Sein bleicher Mund erst nicht zu lallen,
Und wie auf das zerbroch'ne Schwert
Die wild verworr'nen Blicke fallen,
Da dämmert ihm das dunkle Räthsel,
Er sah, was schnöder Wille nütze,
Wann Gott des And'ren Leben schütze.
Auf seine Kniee sank er hin
Und hob in der Verzweiflung Schmerz
Die Hände flehend himmelwärts.

„Vergib mir,“ rief er, „Herr, dort oben,
Entsetzlich war mein gierig Streben,
Nur dieses eine, einemal
Mögst du mir meine Schuld vergeben!
O laß es nicht zu Tage kommen,
Was an dem Orte sollt' geschehen,
Bereuen will ich, in mich gehen,
Aufgeben will ich Groll und Neid,
Will denken an die Ewigkeit!

„Von hinnen, daß der Page schweige
Mit falschem, teuflischem Berichte,
Daß Childer nicht sein prüfend Aug'
Auf mich in sich'rem Argwohn richte!
Von hinnen, daß ich rasch dem König
Entdecke mit verstellten Klagen,
Was sich hier Grauses zugetragen!
In Täuschung wälz' ich ab die Schuld,
Und wenn ich falsch die Worte füge —
Bei Gott, 's ist meine letzte Lüge!“

Er eilt von dannen, tiefes Schweigen
Gebeut er jenes Pagen Munde,
Dem Bruder und dem König drauf
Berichtet er die Schreckenskunde.
Da wogt's hinaus mit weh'nden Lichtern —
Noch wurde Zweifel seinem Worte —
Da lag der Reck' an jenem Orte,
Die Faust geballt, das Haar gesträubt
Sein Auge starr, in seinem Blut —
Ein Opfer unbegriff'ner Wuth.

Und sprach der König, ernster Stirne:
„Der hier sein Leben hat beschlossen,
Der war mir nicht der Theuerste
Von meines Heriber's Genossen.
Mög' Gott ihm geben Ruh' und Frieden!
Doch wenn sich da Radbert dem Sohne,
Je Zwei genaht in schnödem Hohne
Der Ehrfurcht, die dem Herrn gebührt,
War er es, der vor Gott nun steht —
Und er, deß Schwert Ihr liegen seht!“

Dann wandt' er sich und ging — Roshilde
Schritt bebend an des Vaters Seite
Und lispelte: „Zum Hochzeitsfest
Ein Mord — ein schrecklich Grabgeleite!“

So ahnte sie der Zukunft Jammer.
Der Recke ward zu Grab getragen,
Ihm folgten Thränen nicht und Klagen.
Der ihm des Lebens Licht verlöscht
Mit irregeführter Mörderhand —
Den fand man nimmer in dem Land.

Und wen'ge Tage drauf
Da sandte König Childer aus,
Des Reiches Große zu berufen,
Die bald im Königssaal.
Und wie nun Alles ringsumher
Erwartungsvoll und schweigend lauscht',
Zunächst Radbertus, Heriber,
Roshildis und ihr Vater auch,
Da sprach der König Childer:

„Ihr tapf're Recken, holde Frau'n,
Vernehmt, was ich gar lang erwog
Fast bis zum heut'gen Tag,
Merkt wohl, was ich nun sag'!

Ich war Euch stets ein treuer Herr,
Und gern voraus bei jedem Strauß,
Ich war gerecht nach Menschenkraft
Und mild, so weit ich konnte.
Nun aber naht des Alters Wucht,
Fürwahr die drückt den Nacken mir.
So gönnt Ihr gern auch Ruh',
Ich mag wohl bis zum letzten Hauch
Mich opfern Euch und meinem Volk,
Doch will ich meine große Last
Zur Hälfte wälzen auf den Sohn,
Daß er, so lang' ich leb',
Des Reiches Mitbeherrscher sei,
Bis Ihr mich tragt zur Vätergruft —
Dann sei er Herr allein!"

Es schwieg der König, und es schwieg
Rings Alles — schwieg auch Heriber.
Sein Antlitz doch von Zorn umhüllt,
Bald fahl und bleich, bald gluthdurchzuckt,
Das lenkt' er auf die Freunde hin.
Die aber standen halb gewandt,
In ihrer Brust unbänd'gen Groll,
Die Faust geballt, die mächtige,
Und tief gesenkt ihr sprühend Aug';
So steht in schwüler Sommernacht
Verhängnißvolles Wetter da,
Die Wolkenarme stolz verschränkt
Auf der verderbenvollen Brust,
Bis grimmig ihre Riesenfaust
Urplötzlich greift in's tiefste Herz
Und einen Flammenknäuel packt.
Den schleudert sie entlang die Nacht
In ihres Grimmes Donnerlaut!

So war's. So stand der Recken Zahl
Verderben brütend stumm und starr,
Dann plötzlich laut aufgrollten sie,
Die Häupter stolz erhoben sich,
Des Königs Antlitz traf ihr Blick.
Und Heriber, der fuhr empor
Von seinem goldnen Fürstensitz
Und schleuderte in Blitzesnacht
Der Wuth unbänd'ges Wort zum Thron.

„Das willst du, König Childer, thun,
Radbert willst du die Macht verleih'n,
Die ganze Macht dem Einen nur?
Versprachst du mir nicht jeder Zeit,
Ein Theil des Reiches werde mein?
Fürwahr das ist nicht wohlgethan,
Ich war dir stets ein treuer Sohn,
Und fehlt mir auch was Jenen ziert,
Die Demuth und des Schweigens Kunst,
Ich schwang mein Schwert zu deinem Ruhm!
Ich fordr'e meinen Theil am Land,
Auf daß ich nicht dem Bettler gleich
Verlassen in der Heimath steh'.
Ich bin zum Herrschen nur gebor'n,
Und nimmer zu des Knechtes Pflicht,
Ich will nicht betteln, werd' es nicht!"
Und einen Blick voll Grimm und Haß
Auf seinen Bruder schleudert er
Und wild an's Schwert schlägt seine Hand.

Da richtet sich Radbertus auf,
Der heftet lang sein Aug' auf ihn,
Voll Freundlichkeit und Bruderlieb',
Und leise schüttelt er sein Haupt,
Als dünkt' ihm wundersam die Red'.
Und sprach: „So gerne herrschest du,

Daß du ein Bettler nun dich wähnst?
Verscheuch', mein Bruder, deine Sorg',
Denn Jener, der zu dieser Stund'
Zum Mitbeherrscher auserseh'n,
Ist nicht Radbert — ist Heriber!"

„Was sagst du!" lallte Der; „Ich selbst,
Ich herrschte mit dem Vater nun,
Und mir gehörte dieser Thron?!"

Radbertus aber tritt zu ihm,
Er schaut ihm tief in's dunkle Aug'
Und spricht: „Für solchen Preis
Bedarfst du deines Schwertes nicht,
Bedarfst du nicht der Freunde Groll.
Sei Herr — und ich dein letzter Knecht, —
Dem du vergönnst, entlang zu zieh'n
Von Land zu Land, von Ort zu Ort
Zu predigen des Himmels Wort!
Nun bist du wahrhaft reich
Am Höchsten, was die Erde beut.
Der Herrschaft stolzes Erb' ist dein —
Ein edles Weib ward dir zu Theil!
Was du ersehnt, es ist erreicht.
Nun sieh du zu, daß dein Verdienst
So vieler Huld des Himmels gleicht!
Drum übe du Gerechtigkeit,
Den Vater ehr' du alle Zeit,
Der Gattin wahre deine Treu',
Der Unschuld nah' du stets in Scheu',
Wenn wilder Hochmuth dich versucht,
Ergreif' in großer Eil' die Flucht;
Wer dienen will mit Sünd' und Schuld,
Dem schenk' du nimmer deine Huld,
Und wie in Freud', so Mißgeschick,
Stets lenk' zum Himmel deinen Blick! —"
Radbert nimmt von der Stirn' das Band,
Sein Purpurkleid, das legt er ab,
Kniet nieder vor des Königs Thron
Und spricht mit flehend sanftem Wort:
„Dir hab' ich's, Vater, anvertraut,
Wonach mein Herz in Sehnsucht brennt,
Du prüftest mich — und ich bestand.
Nun ist sie da, die Zeit, o Herr
Und scheiden heißt es in der Stund'!
O gib nun deinem Sohn Radbert
Nach so viel Gnade und Geduld
Zum Abschied deines Segens Huld!"

Sein Haupt verhüllt der König lang,
In sich versunken steht er da —
Dann blickt er auf den Sohn herab
Und spricht mit heilig ernster Stimm':
„O geb' der Himmel daß dein Wort
An Heriber sich treu erfüll',
Daß manches Bild zu Nichte werd',
Was mir in stiller Nacht erstand
Und düster um die Stirne zog!
Dich aber sah ich einst im Traum
Den Fuß gestützt auf eine Kron',
Aufschautest du zum Himmelszelt —
Und deinen Leib umhüllte dir
Ein armes, härenes Gewand!
So standest du, in Gott verzückt,
Und weithin lagen, rings um dich,
Auf ihren Knie'n Unzählige.
Die sahen auf zu Gott mit dir,
Voll Seligkeit ihr Angesicht!
Da dacht' ich oft an diesen Traum —
Nun wird es wahr, was mir erschien —
Wohlan, so geh', der du verachtest,
Was Menschenherzen viel berückt.
Geh hin und nimm auf Dornenwegen
Mit dir — des Vaters reichsten Segen!"

Es wehen die Lüfte, die Wolken zieh'n
Am leuchtenden Himmelsbogen,
Sie weh'n, sie ziehen, wer ruft sie zurück,
Wenn sie verweht und entflogen?

Und wehen die Monde, die Jahre dahin,
Wie Wolken dahin, wie Lüfte,
Wer ruft mir die Monde, die Jahre zurück,
Belebt mir den Moder der Grüfte?

Doch fliehen die Jahre, wie Wolken hin,
Verwehen Ruhm und Thaten —
Der Wahrheit heiliges Samenkorn
Entsproßt zu himmlischen Saaten!

Ob Frost sie umarme, ob Mittagsgluth,
Ob Stürme sie niederschlügen,
Sie blüht um die Gräber versunkener Macht,
Um die Grüfte begrabener Lügen.

O weht, ihr Wolken, ihr Monde dahin,
Ihr thatenerfüllten Jahre —
Der Menschen Größe verweht mit Euch —
Doch ewig blüht das Wahre!

Fünf Lenze waren abgeblüht,
Der sechste stand in voller Pracht,
Da hatte schon Radbertus viel
Von seinem heil'gen Werk vollbracht.

Durch seiner Rede Wunderkraft,
Voll droh'nder Mahnung und doch mild,
Ward manch' geweihter Baum gefällt,
Sank Opferstein und Götzenbild.

Sein Name klang von Mund zu Mund,
In Ehrfurcht ward er nur genannt,
Und ward von manchem Fürsten weit
Ein Ehrenbote hergesandt,

Der lud ihn wohl gar freundlich ein
An nahen und an fernen Ort,
Daß er bekehre Fürst und Volk
Mit seinem salbungsvollen Wort.

Da überfiel's ihn wunderbar,
Von Ahnung ward er rasch erfaßt,
Und was er in sich ringt und kämpft,
Zur Heimath zieht's ihn ohne Rast.

Und rafft sich auf in Ungeduld
Und wandert unermüdlich fort.
Der schwache Stab in seiner Hand
War all sein Reichthum und sein Hort!

Ernst ragt empor der Wald,
Es streben auf die tausendjähr'gen Eichen
Mit abertausend Armen — einer Schaar
Von schauerlichen Riesen zu vergleichen.

Schon dämmerts auf dem Pfad,
Der Bäume Dickicht sinkt in tiefstes Dunkel,
Am Waldessaum auf grüner Buchen Zahl
Wirft Abendgluth ihr purpurnes Gefunkel.

Zwei hohen Eichen blitzt,
Den höchsten, die im ganzen Walde thronen,
Um ihre Wipfel feurig sprühend Gold.
Wohl war's, als trügen sie demant'ne Kronen,

Und stünden drohend da,
Ein Königspaar in kampfbedrohten Gauen,
Verhängnißvoll, daß bang und schreckenreich
Der Menschen Aug' zu ihnen müße schauen,

Drauf zu der Recken Schaar —
Den schlanken Leib in silberheller Wehre —
In tiefen Abendschatten — sonnumglänzt
Die Laubumzogenen, gewalt'gen Speere!

Im selben Walde zieht
Radbertus seine schmalen, rauhen Pfade,
Viel heißen Dank in seinem frommen Herzen
Für Gottes Hülf' und vielgespend'te Gnade.

Und wie er also zieht,
Da steht er still bei eines Glöckleins Tone —
Er steht und horcht — er hört es wieder klingen,
Kein Zweifel, daß im Walde Jemand wohne!

Von seinem Pfad hinweg
Die Schritte lenkt er, folgt dem hellen Klange,
Es treibt ihn fort, er kann nicht widerstehen,
Und dennoch wird's ihm unerklärlich bange.

Und rastlos dringt er vor,
Ihm ist's, als riefen strenge, heil'ge Pflichten,
Er läßt nicht ab, bis sich mit einemmale
Des Waldgeheges finst're Gänge lichten.

Zu einem grünen Plan
Gelangt er bald, von Felsen rings umgeben,
Drin eine Höhl', umdacht von dürrem Schilfe,
Ein Kreuz dabei, ein Brünnlein auch daneben.

Doch in der Höhle selbst,
Da lehnt ein großer Mann, gar blaß und hager,
Mit langem Bart, mit abgebleichten Locken,
Der lehnte dort auf seinem harten Lager;

Der zog mit matter Hand
Ein Glöcklein schwebend auf der Felsen Höhe,
Daß es noch einmal zum Gebete mahne,
Eh' seinem morschen Leib die Seel' entflöhe.

Jetzt eben sinkt der Arm,
Es flieht die Kraft, von Todesnäh' bezwungen —
Nach einmal klingt's, dann summt es still und stiller —
Der letzte Ton des Glöckleins ist verklungen.

Doch in der Höhle der,
Dem es bestimmt, in dieser Stund' zu scheiden,
Verzweifelt lehnt' er da und lispelt seufzend,
„So muß ich fort in tiefstem Seelenleiden!

Wer tröstet mich, wer sagt,
Ob mir Vergebung werde, ob Verderben?
Ich bin verflucht, kein labend Wort zu hören,
Verlassen muß ich hier, verzweifelt sterben!

O wär' es mir gegönnt,
Nur einen, einen Menschen noch zu sehen,
Ihm, tief zerknirscht, mit meinem letzten Hauche
All meines Lebens Sünden zu gestehen!"

Un da er seinen Blick
Aufrichten will in reuigstem Gefühle,
Da bebt er — denn in heiligem Gewande
Steht ihm zunächst ein Mann an seinem Pfühle,

Der ist Radbert — der steht
Bei ihm mit segnend ausgedehnten Armen,
Hernieder auf den Reu'gen sieht sein Auge
In Huld und unaussprechlichem Erbarmen.

Und spricht: „Dir ist gegönnt,
Hienieden einen Menschen noch zu sehen,
Ihm tief zerknirscht mit Deinem letzten Hauche
All deines Lebens Sünden zu gestehen!

Erhört hat Gott der Herr
Der reu'gen Seele feurigstes Verlangen,
Er fügt' es, daß ich deines Glöcklein's Lauten
Bin allsofort in Sehnsucht nachgegangen.

So zög're weiter nicht,
Gemessen ist die Zeit für dich hienieden,
Eröffne mir der Seele ganzes Leiden,
Groß ist die Reu' — wohl gehst du ein zum Frieden!"

„O Strahl des Himmelslichts,
Der Hoffnung, die mich gänzlich schon verlassen!"
So lallt der Sterbende und auf zum Himmel,
Voll Dankes wendet er den Blick, den naßen.

Radbertus aber thät'
Zu Gott für ihn mit heißer Andacht flehen,
Dann neigt er sich zum harten Pfühl des Büßers,
Daß er vernehm' sein irdisches Vergehen.

Da war es ringsumher
So feierlich, als zögen Engel nieder,
In ihren Händen grüne Palmenzweige,
Auf leise weh'ndem, güldenen Gefieder,

Als schwebten sie heran
Und nahten sich des reu'gen Sünders Höhle
Als Zeugen, wie er seine Schuld bekenne
Und all sein Wesen Gottes Huld beföhle.

Und wie der Sterbende
Jedwed' Geheimniß treulich aufgeschlossen,
Da waren plötzlich des Radbertus Wangen
Von heißen, heißen Thränen übergossen.

„Mein Bruder selbst, er hat
Sich einst so weit von Gottes Weg verloren,
Er hat mich einst in Kerkernacht geworfen,
Ja sich zu seines Bruders Tod verschworen?!"

So lallt Radbert, den Blick
Hin wendet er in Wehmuth dann auf Jenen
Und spricht: „du hast Entsetzliches begangen,
Doch Gott wird schauen deiner Reue Sehnen!

Thu' auf dein mattes Aug',
Und so sich deine Blicke zu mir richten,
Wirst du mich bald erkennen — bin Radbertus,
Den einst dein Dolch so schnöde wollt' vernichten!"

Aufblickt der Sterbende —
Noch einmal röthen sich die bleichen Wangen
In tiefer Schaam — erkannt hat er die Züge —
Radbertus aber hält ihn mild umfangen

Und lispelt: „Zitt're nicht,
Ich habe dir aus ganzer Seel' vergeben,
Den Kuß hier, ird'scher Bruder, zur Versöhnung,
Zum Wiederseh'n in einem schön'ren Leben!"

„O Dank dir, Dank, Radbert,"
Lallt Jener „ach du gibst mir deinen Segen,
So süße Hoffnung gibst du mir zu kosten,
Und ich — ich geb' so schlimme Kund' entgegen!

Ein Fremdling brachte sie.
Roshildis ist — in Seelenleid — gestorben,
Zurückgesetzt, — von deinem Bruder —
Der keck um Gunst — bei Anderen geworben!

Ein zartes Söhnlein weint —
Der Mutter nach — die früh dahin gegangen —
Doch Heriber'n in seiner Sinne Taumel —
Den treibt es von Verlangen — zu Verlangen!

Nun will der Kühne gar —
Des greisen Vaters letzte Tage kürzen —
Er will — schon lodert der Empörung Flamme —
Vom Throne will er — König — Childer — stürzen!"

Er lallt's — blickt' einmal auf,
Als säh' er offen eine and're Sphäre —
Dann sinkt er hin. Da lag er, eine Leiche,
Von seinen Wangen floß noch eine Zähre.

Im finst'ren Walde schlummert
Der Todte in seinem Grab,
Radbertus selbst begrub ihn,
Dann griff er zum Wanderstab,

Noch einen Blick der Wehmuth
Zum Hügel sendet er,
Die düst'ren Waldespfade,
Die eilt er drauf einher.

Ermüden kann er nimmer
In seiner Sehnsucht Macht,
So zieht er sonder Ruhe
Dahin zu Tag und Nacht,
Den Bruder will er mahnen
An seine Sohnespflicht,
Vor Gottes Zorn ihn warnen,
Vor seinem Strafgericht.

O frommer, heil'ger Wand'rer,
Es ist zu spät, zu spät,
Schon ist der gift'ge Same
Der Zwietracht ausgesä't,
Schon greift zum Schwert vermessen
Der Recken eh'rne Hand,
Schon lodern Kriegesflammen
In König Childers Land!

Es rauscht die wilde Feldschlacht, die Fluren rings erzittern,
Vom Himmel grollt's hernieder aus finsteren Gewittern,
In Blitzen fährt's zur Erde, die weh'nden Wälder hallen,
Es mäht das Schwert, es ächzen die Recken, die gefallen!

Es strömt das Blut in Bächen, es thürmen sich die Leichen,
Rings Tod, nur Tod, und Keiner, der lebt, der will da weichen;
Der König kämpft, so kämpften nur Helden, viel besungen,
Allein durch Gottes Willen wird er zuletzt bezwungen.

Zur Erde stürzt er ringend, ihn kann nichts mehr erretten,
Sein Schwert wird ihm entrissen, sie schlagen ihn in Ketten —
Und Heriber vernimmt es und ruft: „Gefangen?! Sterben!
Ha! nur auf seiner Leiche kann ich den Thron erwerben!"

Er dringt durch das Getümmel gen König Childer schon,
„Mach' dich bereit zum Tode!" So donnert er im Hohn —
Da taumelt er zurücke — es tritt mit einemmal
Aus kampfbewegter Krieger Zahl

Ein Mann in heiligem Gewand —
Das Kreuz in hoch erhob'ner Hand
Ist seine Schlachtenwehr' —
Entsetzt anstarrt ihn Heriber.

Er senkt sein blutbeflecktes Schwert.
„Du" ruft er „du bist hier, Radbert?
Was willst du da? Mein ist der Thron,
Dir aber Frevler wird nur Hohn!"

Und Jener ruft: „Ja ich bin hier,
Verkündend Gottes Rache dir,
Halt ein! Berühr' den König nicht',
Sonst trifft dich Gottes Fluchgericht!"

„So laß denn seh'n," lacht Heriber,
„Du Thor, wie deine Drohung leer!
Laß seh'n, wer meinen Willen zwingt,
Ob diesen mir dein Gott entringt!

„Er stirbt! und daß für meine Sünd'
Dein Mund mir keinen Fluch verkünd',
Stirb du zuerst du selbst, Radbert!"
Und durch die Lüfte saust das Schwert.

Das aber schwebt noch über'm Haupt —
Da fällt es nieder kraftberaubt —
In Mitte der ihm treuen Schaar
Ergriff es Einen wunderbar;

Ihm war's, vom Vatermord empört,
Als ob er Gottes Mahnung hört',
Er schleudert' Alles weg umher,
Er schwang in Blitzeseil' den Speer,

Der fuhr dem Frevler in das Herz —
Gedehnt die Arme himmelwärts,
Steht Heriber — sinkt röchelnd hin —
Und stirbt — das war der Schuld Gewinn!

Hinstarrt ein jedes Auge — die wilde Feldschlacht ruht.
O fürchterliche Stille! — Darauf in heil'ger Wuth
Anstürmen neu die Krieger, dem König treu ergeben —
Da half kein wildes Flüchten, da half kein Widerstreben!

Zu ungeheu'ren Streichen der Treuen Schwerter fallen,
In grauenvollem Streite zerschlag'ne Schilde hallen,
Vergebens war Verzweiflung, war Kampf der bösen Recken,
Bis ihre blut'gen Leichen die Wahlstatt rings bedecken!

Und als die That gescheh'n,
Die wilde Schlacht geendet,
Da sah man König Childer steh'n,
Sein nasses Aug' gewendet
Auf die Gefall'nen rings umher — —
Und Heriber.
Dann läßt er sich demüthig gar
Darnieder auf die Erde,
Und so weithin die Schaar
Der Recken in andächtiger Geberde.

Radbertus aber sprach:
„Sie sind erlegen,
Sie stritten fluchbeladen, —
Mit Euch war Gottes Segen!
Und wie Ihr nun gekämpft
Und Euer Blut vergossen,
So waltet auch in Treue
Für des Gefall'nen Sprossen!

Zum Segen herrsch' er einst,
Auf seiner Ahnen Throne,
Von dessen letzter Stufe
Der sank zum Frevlerlohne!"

Auf öder Haide
Da ruhen die gefall'nen Recken;
In kalter Gruft
Liegt Heriber,
Im Arm die blut'ge Wehr.
So liegen sie, voreinst der Schlachten Schrecken,
Und schlummern schwer,
Bis einst sie die Posaunen wecken
Am jüngsten Tag,
Allda ein Jeder treten mag
Hin zum Gericht,
Wo Gott das Urtheil spricht!

Der König Childer drückt den Enkel
In tiefer Wehmuth an die Brust,
Radbertus aber zieht in Kurzem,
Des himmlischen Berufs bewußt,
Zu spenden Seelenheil und Glück,
In's ferne fremde Land zurück.
Ihm folgte der Erlesʼnen Zahl,
Die er geprüft in strenger Wahl.

So zog er hin. Ihm schmückte traun
Die Stirne keine Königskron',
Doch eine schön're ward sein Lohn,
Drein Gott in lichten Strahlen schrieb:
„Vergebung — Demuth — Gotteslieb', —
Du hast entsagt im Reich der Zeit —
Geh' ein zur ew'g'en Seligkeit!"

Lebensbilder.

Von Karl Hiemer.

I.

Des Schulzen Joseph

geht mit der Jahrszahl, das heißt, er ist in dem Zeitpunkte geboren, von welchem Schiller singt:

„Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit noch ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord."

Und auf die Stunde der Geburt kommt gar viel an. So munkeln wenigstens die Leute in dem Dorfe, in welchem des Schulzen Joseph umherschleicht. Denn er geht nicht, er schleicht; und „wer weiß," flüstern sich die Dorfbewohner zu, „ob es beim Schleichen bleibt, ob es nicht am Ende noch gar zum Schweben mit ihm kommt? Möcht's nicht mit ihm halten, möcht' nicht in meiner Brust bergen, was er in der seinigen birgt; doch still, man weiß nichts gewiß; er kann dennoch unschuldig sein; mich dauert nur sein braves Weib, die arme Victor." — Lieber Leser! es hat gar eine eigene Bewandtniß mit des Schulzen Joseph. Einen stolzeren und wilderen Gesellen, als er in seiner Jugend gewesen, hast du in deinem Leben nie gesehen. Sein Vater war gar reich, und er hat noch was, aber lange nicht mehr so viel, als er gehabt hat; böse Buben kosten gar viel, und wenn sie auf was Besonderes losgehen, kosten sie doppelt. „Schmieren und Salben," sagt das Sprüchwort, „hilft allenthalben," aber es frißt Geld. Das ist eine seltsame und eine traurige Geschichte. Laß dir's erzählen.

Also wie gesagt, Josephs Vater, der alte Schultheiß, war gar reich; die drei größten Bauerhöfe waren sein, und auf keinem derselben lastete auch nur ein Kreuzer Schulden; er hatte noch Geld im Zins. Aber ein Unglück war es, daß er dieß wußte, und noch ein größeres, daß er es auch andern Leuten, das größte, daß er es namentlich seinen Kindern wissen ließ. „Ihr sollt' mir keine Hungerleider werden," sagte er zu diesen; „ihr sollt auch zeigen, wessen ihr seid, und was ihr dereinst zu hoffen habt." Das schrieb sich denn besonders der Joseph hinter die Ohren. Er spielte an Sonn- und Feiertagen mit Kronenthalern, wie seine Schulkameraden mit Bohnen. Und wenn er im Wirthshause saß — und er besuchte, kaum den Kinderschuhen entwachsen, das Wirthshaus fleißiger, als die Christenlehre und die Sonntagsschule — wenn er im Wirthshause saß, hatte Alles vollauf. „Wo des Schulzen

Joseph ist," pflegte er zu sagen, „muß auch was drauf gehen; mein Vater hat's ja, drum laßt mich Brabanter spalten, während ihr armen Schlucker Kümmel spaltet. He, Meister Wirth, noch eine Krone gewechselt!" Und er warf das gewaltige Silberstück auf den Tisch, daß es hoch aufsprang und beim Klang seiner Zaubermusik die Gläser zu tanzen begannen. „Hoch," erscholl es dann, wie aus Einer Kehle, „und noch einmal hoch, und zum dritten Mal hoch des Schulzen Joseph!" — „Noch eine Maß Zwölfer!" herrschte dann der Ueberglückliche zur schuldigen Danksagung dem Sternwirth zu. Und die ganze Gesellschaft badete sich im köstlichen Weine, bis es an's Gläserzerschlagen ging und „Händel von der ersten Sorte" *) das würdige Bacchusfest krönten.

Also fuhr und verfuhr des Schulzen Joseph auf seiner ersten Station.

„Da setzt' sich die Liebe mit ihm auf die Post,
Und reicht' ihm bald süße, bald bittere Kost." **)

Neben dem reichen Schulzen wohnte ein armer Taglöhner mit seinem einzigen Kinde, dem Stolz und der Hoffnung seines verlassenen Alters, einer Tochter, Crescentia mit Namen, im ganzen Orte nur als die stille Senze bekannt. Sie war schön von Gestalt, schöner, als irgend eine andere Jungfrau des Dorfes. Aber schöner noch, als ihre Gestalt, war ihre Seele. Schade, ewig Schade, daß Joseph's Auge auf sie fiel, oder daß es, nachdem es einmal auf sie gefallen war, nicht auf ihr haften blieb! Die stille Crescenz wäre eine Frau gewesen, den wilden Jungen zurecht zu bringen; denn des Schulzen Joseph hatte von Natur ein weiches und ein gutes Herz, er war nur zur Verkehrtheit herangezogen; und es gab Momente, in denen er dieß sogar selbst einsah, und die besonders dann eintraten, wenn er seine Blicke in die Augen der sanften Jungfrau tauchend von seinem Fenster aus vor sich hin murmelte:

„Mir ist auf der Welt nichts lieber,
Als mein Stübchen, wo ich bin,
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine holde Nachbarin." ***)

Joseph gedachte auch in seinem Herzen die holde Nachbarin zu heirathen, und in dem Augenblick, in welchem er diesen Gedanken faßte, zog er einen neuen Menschen an; er wurde still, bescheiden, sittsam. Aber ach! die glückliche Veränderung dauerte nicht lange. Das bedeutsame Wort schien sich bewähren zu wollen: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert." Armer Joseph! du wolltest umkehren; aber der böse Feind schmollte dazu, und dein eigener Vater reichte ihm die Hand zu deinem Verderben! Wie blind sind doch zuweilen die Eltern! Sie bieten ihrem

*) Aus Göthe's Faust. **) Nach Langbein. ***) Göthe.

Kinde, ohne es zu wissen und zu wollen, wenn es sie um Brod bittet, nicht etwa bloß einen Stein, sondern eine Schlange, und stürzen es in der wahnwitzigen Absicht, sein zeitliches Glück zu gründen, rettungslos in sein ewiges Unglück. „Wie," sagte der Schulze eines Abends zu seinem Sohne, als ihm dieser nach langem Kampfe mit sich selbst endlich seines Herzens Meinung zu eröffnen wagte, „du wolltest deiner Familie und diesem grauen Haare die Schande anthun, dieses Bettelmensch zu heirathen? Nie, nie, so lange ich wenigstens lebe, nie soll dieses hergelaufene Pack die Schwelle meines Hauses überschreiten. Pfui! schäm' dich vor dir selbst! Ein junger Mensch mit solchem Vermögen, der reichste Bauer in der ganzen Umgegend, des Schulzen Joseph, auf den die stolzesten Dirnen spannen! Ich glaube, du bist verrückt geworden; du gefällst mir seit einiger Zeit gar nicht mehr. Deine eigenen Kameraden begreifen dich nicht mehr. Du gehst nicht mehr mit ihnen in's Wirthshaus, du ziehst nicht mehr mit ihnen im Dorfe herum, du machst keine wilden Streiche mehr. Was soll das sein? Die Jugend muß vertobt haben. Vertobe, wie du willst, aber ich sage dir, gib den Gedanken an das Mädel auf. Du hast ja Geld genug. Oder reichst du nicht mit dem, was ich dir gebe? Du darfst es nur sagen, so geb' ich dir mehr; ich bin kein Hungerleider, du sollst aber auch keiner sein. Hier nimm diese zwei Brabanter, aber geh' mir sogleich damit in's Wirthshaus und vertrink' sie mit deinen Kameraden, damit man das dreimalige Hoch auf des Schulzen Joseph auch wieder einmal höre. Das Herz hüpft mir allemal im Leibe, wenn ich den stolzen Ruf vernehme! Ich meine, dir soll's auch so sein. Geh' und schreie und jubilire und raufe meinetwegen, so viel du willst, nur schlag dir den albernen Gedanken an das Mädel aus dem Sinn."

Also sprach der Schulze zu seinem Joseph, zu der stillen Senze aber sprach er aus einer andern Tonleiter. Er stieß die schimpflichsten Reden gegen sie und ihren Vater aus, und als diese in der Weise zurückgewiesen wurden, die sie verdienten, drohte er beide einsperren zu lassen, bis sie schwarz würden. Als aber auch diese Drohung den Eindruck verfehlte, den er von ihr erwartet hatte, gedachte er des Sprüchwortes: „Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem Faß voll Essig", und versprach dem Vater für Arbeit, der Tochter für einen Dienst zu sorgen, wenn sie sich entschließen würden, aus seiner Nachbarschaft zu ziehen. Ja er bot ihnen, bis er Crescenz in einem anständigen Hause der nächstgelegenen Stadt untergebracht haben würde, ein ihm gehöriges Gartenhäuschen am Saume eines Waldes, etwa fünfhundert Schritt vom Dorfe entfernt, zur unentgeltlichen Bewohnung an. Darauf ging der arglose Greis bereitwillig ein, denn es war ihm immer schwer gefallen, die Hausmiethe aufzubringen. Der arme Joseph konnte bald nicht mehr singen:

„Mir ist auf der Welt nichts lieber!"

Seine holde Nachbarin zog nach wenigen Tagen aus. Damit zog auch die Freude an seinem „Stübchen" aus. Besuchen durfte er die Geliebte nicht. Dies gestattete weder sie noch ihr Vater. Die Ballade vom „Ritter von Toggenburg" hatte Joseph noch nicht gelesen; und wenn er sie auch gelesen hätte, er war nicht zum Schwelger in der Entsagung geboren; seine Natur war zu derb, und er verstand nicht, was der heilige Paulus meint, wenn er sagte: „pfleget der Sinnlichkeit nicht zur Erregung der Lüste." Er trauerte, aber er suchte Lebensweisheit in dem Rathe seines Vaters und vergaß seine Trauer und vertobte seine Jugend im Wirthshause. Die zwei Brabanter, die ihm sein Vater zu diesem Zwecke geschenkt hatte, verwendete er zwar noch zu etwas Anderem. Er kaufte „ein Andenken" damit für seine Geliebte; allein dieses „Andenken" wurde verschmäht. Dies brach dem Betrogenen vollends das Herz. Er dachte sich zu entleiben, aber der Zuspruch eines Kameraden, der ihm zum Fenster der Schenke heraus das volle Glas entgegenhielt, brachte ihn auf den Gedanken, ob es nicht besser sei, sich zu entseelen. Und er übertäubte seinen Schmerz im Vergessenheitstranke des bösen Feindes und eröffnete den Selbstmord an seiner Seele mit einem „Bauernrausche." Der Vater schöpfte die besten Hoffnungen, und der Sohn that Alles, was in seinen Kräften stand, um dieselben zu verwirklichen. Er bewahrheitete das Wort des Herrn: „Wenn der unreine Geist den Menschen verlassen hat, wandert er durch die Wüste, um Ruhe zu suchen; aber er findet sie nicht. Alsdann spricht er: ich will in das Haus zurückkehren, aus dem ich gekommen bin. Und er kehrt zurück, aber er findet das Haus gesäubert und gereinigt und ausgeschmückt. Da gehet er hin und nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch ärger sind, als er selbst. Mit diesen kommt er und zieht ein in die Wohnung, die er verlassen hatte. Und siehe, nun wird es schlimmer mit dem Menschen, denn es zuvor gewesen."

Bald trieb es der Joseph sogar seinem Vater zu toll, nicht nur für sein Herz, sondern selbst für den Beutel. Aber er tröstete sich mit dem Sprüchwort:

„Eine reiche Schwieger
„Bringt Alles wieder",

und sah sich unter den Töchtern des Landes um, eine solche für seinen Joseph zu ermitteln. Sie war bald ermittelt. Zwei Stunden von seinem Dorfe lag ein Bauerhof, der war größer, als einer seiner eigenen, ja beinahe so groß, als alle drei miteinander, und der Besitzer hatte ein einziges Kind, eine Tochter, die ihn erbte. Sie war schön von Gestalt wie die stille Senze. Aber sie konnte mit Schillers Kindsmörderin sagen:

„Schön war ich auch, und das war mein Verderben."

Nun die stille Senze war auch schön, und es war auch ihr Verderben, denn der wilde Joseph hätte ihr sonst wohl nicht so tief in die Augen geblickt; aber sie wußte nicht, daß sie schön war, darum konnte sich ihr Ver-

derben nicht über die engen Schranken der Zeit hinaus erstrecken. Barbara oder die Bärmel, wie sich die reiche Erbin nannte, wußte, daß sie schön war, darum gängelte sie der Böse am Bande der Hoffart und umstrickte sie mit dem Garn des ewigen Verderbens.

Dies war die „stolze Dirne," die sich der Schulze zur Schwiegertochter erkor. Er warb bei ihrem Vater um ihre Hand für seinen Joseph. Und „Gleich und Gleich gesellt sich gern," gab dieser zur Antwort, „wir haben beide was Ordentliches beisammen, er soll sie haben, Vetter Schultes, aber zuvor müßt Ihr Eurem Buben einen Eurer Höfe übergeben. Zu mir kann er nicht heirathen, ich nehme keinen Schwiegersohn in's Haus; ich traue nicht einmal meinem eigenen Kinde, und ich will Herr sein in meinem Eigenthume, so lange ich lebe, und will Ruhe und Frieden haben in meinen alten Tagen. Ich gebe meiner Tochter tausend Gulden baar Geld als Heirathgut, aber meine Erbin wird sie erst mit meinem Tode. Nicht der Vater, der Mann muß das Weib ernähren." — „Topp!" erwiderte der Schulze, dem Vetter in die dargebotene Hand schlagend, daß es platschte, „der Handel ist richtig. Ihr gebet meinem Joseph Eure Tochter und tausend Gulden, und ich gebe ihm meinen Felsenhof und ebenfalls tausend Gulden; dann sollen die Leutchen mit einander hausen, wie's geht; wenn wir einmal sterben, sind sie uns're Erben."

„Joseph," sprach der Schulze des andern Morgens bei der Habersuppe zu seinem Sohne, „das Weib, das ich für dich gesucht habe, ist gefunden; des Henkelbauers Bärmel, die paßt für dich, die ist kein Bettelmensch, wie die stille Senze, sie erbt einmal den ganzen Hof, und der Henkelhof hält seine achtzig Jauchert und ist schuldenfrei, dein Schwähervater mag noch seine zehntausend Gulden im Zins haben; ich sag' dir, vor dem zieh' ich den Hut herunter, denn der ist noch reicher, als ich. Darum gebe ich dir aber doch so viel baar Geld, als er seiner Tochter, und überdieß noch den Felsenhof in den Kauf. Ich meine, da sollt's gehen, und wenn du irgend einmal einen Anstand hast, darfst du nur zu mir kommen. So lange ich lebe, hat's noch keine Noth, und wenn ich einmal sterbe, bekommst du Alles. Mehr könnte dir unser Herr Gott nicht geben." Der Frevler! Seine Gotteslästerung wurde schwer bestraft.

„Nun, ich will einmal auf B'schau gehen," antwortete des Schulzen Joseph, mehr mit seinem schweren Kopfe, als mit seiner Erwählten beschäftigt, auf die Mittheilung seines väterlichen Brautwerbers; „wenn die Dirne mir so wohl gefällt, als sie Euch zu gefallen scheint, nun gut, so soll der Kauf gültig sein; denn ein Kauf ist es ja doch," setzte er eben so wehmüthig als spöttisch hinzu, „die reichen Bauern verhandeln ihre armen Kinder, wie ihr liebes Vieh." Er schwieg und dachte an die stille Senze. Auch der Vater schwieg und nippte bedächtlich an dem Brantweingläschen, das er

als Zugabe zum Hafermuß neben sich stehen hatte. Endlich begann er: „Nun ja, das reife Alter muß freilich für die unreife Jugend handeln; man hat's an dir gesehen, was herauskäme, wenn man nicht für euch handeln würde, wenn man euch handeln ließe, wie es euch in eurer Tollheit einfällt. . . . Auf B'schau gehen? Ja freilich sollst du auf B'schau gehen, und gleich nächsten Sonntag, das erfordert der Anstand. Aber erinnere dich, daß dein Vater ja gesagt hat, nein darfst du nicht mehr sagen. Es fragt sich nicht, ob sie dir gefällt, sie muß dir gefallen; doch darüber soll es keinen Streit geben, ich weiß gewiß, daß sie dir gefällt, denn sie ist reich und ist schön; und kurzum, der Handel ist abgeschlossen, er kann nicht mehr rückgängig gemacht werden." Joseph war empfänglich für die Schönheit, besonders für die Schönheit des Körpers, und an der fehlte es der Bärmel so wenig, als an den übrigen Glücksgütern. Er ging am nächsten Sonntag auf B'schau, oder wie sein Vater, der Schultheiß, in seiner Amtssprache sich ausgedrückt haben würde, auf den Augenschein. Und das Ergebniß dieses Augenscheins war ein Wonnerausch, der so groß und gewaltig war, als der Weinrausch, welchen Joseph sonst an den Sonntagen nach Hause zu tragen pflegte. Die schöne Bärmel hatte ihn ganz bezaubert. Er zog zum zweiten Male einen neuen Menschen an, aber dieser zweite neue Mensch war ein anderer, ein ganz anderer, als der erste gewesen war, den er im tiefen Himmel der blauen Augen seiner Senze geholt hatte. Das Weib kann aus dem Mann machen und macht in der Regel aus ihm, was es selbst ist. Und Joseph war eine Wachskugel, man hätte aus ihm machen können, was man gewollt hätte. Ein Blick in die Augen der stillen Senze hatte den Wolf in ein Lamm verwandelt, ein Blick in die Augen der stolzen Bärmel verwandelte das wieder zum Wolf gewordene Lamm in eine Hyäne. Wollust und Grausamkeit trinken mit einander aus Einer Quelle, und diese Quelle lag für den allempfänglichen Joseph in den Augen derjenigen, die ihm sein Vater zur Braut erkoren. Bärmels Blick war ein verzehrend Feuer; er fachte in dem armen Joseph die Glut aller Leidenschaften an. Ein Taumel ergriff ihn, der alle Vernunft in ihm erstickte. Und als ihn die Schlange so weit gebracht hatte, sprach sie zu ihm: „Joseph, ich sehe, daß du mich liebst, daß du mich mehr liebst, als Alles, mehr als die ganze Welt, mehr als Gott!" — „Ach wehe, wehe, dreimal wehe, daß dir das Geschöpf mehr ist, als der Schöpfer!" flüsterte der gute Engel in Josephs Brust dazwischen, aber ein Funke des verzehrenden Feuers aus dem Auge der Bärmel verschlang seine Worte, und die eifersüchtige Dirne fuhr fort: „Es geht mir selbst so, auch ich liebe dich mehr, als Alles, mehr als mein Leben, ich liebe dich zum Rasendwerden. Aber dessen ungeachtet, ich sage es dir ein- für allemal, und was ich sage, ist unwiderruflich, so lange die Senze lebt, kann ich nie die Deinige werden," setzte sie mit schneidendem Tone hinzu, und stellte sich mit

verschränkten Armen, einen durchbohrenden Blick auf ihn heftend, dem Betäubten gegenüber. Die ganze Hölle wühlte in Josephs Brust. „Und du sollst die Meinige werden, und du mußt die Meinige werden," sagte er endlich entschieden, „die Senze soll uns nicht trennen," und ging.

Des andern Morgens in aller Frühe, man hatte kaum das Ave Maria geläutet, rannte des Schulzen Joseph wie wahnsinnig durch das Dorf und rief: „habt ihr sie gesehen, habt ihr sie gesehen das Mensch? droben im Walde hängt sie an einem Baume." Von dem Henkelhofe zurückgekehrt hatte er sich Abends zuvor in den Stern begeben, das Versäumte nachzuholen, wie sich die freieren Stimmen des Dorfes mit der dem Schulzen-Joseph gebührenden Rücksicht ausdrückten, das heißt, sich seinen Rausch anzutrinken. Und er schien aufgeräumter und lustiger zu sein, als er je gewesen, aber seine Lustigkeit hatte etwas Unheimliches, und doch that er auf der andern Seite wieder heimlicher, als er sonst zu thun pflegte. Kurz, er war der ganzen Gesellschaft ein Räthsel. Und was das Auffallendste war, er trank an diesem Abende nicht mit seinen Kameraden; er trank mit zwei ältern, ziemlich übel berüchtigten Männern und ging mit ihnen weg, man wußte nicht wohin. Er wohnte damals bereits auf dem eine Viertelstunde vom Dorf entfernten Felsenhofe, hatte dort aber bloß zwei Knechte bei sich, die in einem Nebengebäude schliefen. Die Untersuchung aber stellte heraus, daß er in jener Nacht wenigstens eine Zeit lang in seinem gewöhnlichen Schlafgemache gewesen war. Am andern Morgen also, unmittelbar nach dem Gebetläuten, rief er im Dorfe herum, die stille Senze hätte sich erhängt. Die ganze Einwohnerschaft, der Schultheiß selbst und sein Landjäger unter den Ersten, eilten hinaus nach dem Gartenhäuschen, in welchem die Unglückliche in der letzten Zeit gewohnt hatte. Es war verschlossen. Der Vater arbeitete schon seit einigen Wochen in der benachbarten Stadt, und kehrte bloß am Samstagabende in seine Wohnung zurück, um sie am darauffolgenden Montag für die ganze Woche wieder zu verlassen. Die Tochter war also, wie sich die Dorfbewohner ausdrückten, mutterseelenallein im Hause; aber an diesem Morgen schien nicht einmal sie darin zu sein; denn man mochte rufen und klopfen, wie man wollte, es erfolgte keine Antwort. Endlich rief eine Stimme, und hundert andere riefen es nach: „Da haben wir's! Schrecklich! des Schulzen Joseph hat Recht, da hängt sie an einem Baume. Ach Gott! sie ist noch warm!" Alles eilte der verhängnißvollen Stelle zu. Man schnitt augenblicklich den Strick ab und suchte die Arme wieder zum Leben zu bringen. Da sprach der anwesende Bader kopfschüttelnd: „Diese Mühe ist vergeblich, die Unglückliche ist todt und bleibt todt, sie war schon todt, als sie aufgeknüpft wurde, denn sie hat sich nicht selbst aufgeknüpft, sie ist aufgeknüpft worden." — „Unmöglich!" rief der Schultheiß. „Wer sollte das gethan haben?" — „In meinem Geburtsorte," versetzte ein Mann, der sich erst zum Bürger des Dorfes ein-

gekauft hatte, und deßhalb noch nicht so tief in das Dogma von der Unantastbarkeit des reichen Schulzen und seiner Familie eingefleischt war, „in meinem Geburtsorte erscholl einst auf einmal der Schreckensruf: Feuer! Alles strömte herbei und fragte bestürzt: wo brennt's denn? wo brennt's denn? Natürlich; man sah nirgends Feuer. Wird schon brennen, wird schon brennen, erwiderte ein Junge, der eben aus einem Hause gesprungen kam, und im nächsten Augenblicke schlug die Flamme zum Scheunenladen heraus. Man faßte den Jungen; er war der Brandstifter." — „Was wollt' Ihr damit sagen?" fragte der gestrenge Herr Schultheiß mit rauher, aber bebender Stimme. — „Nun," antwortete der Gleichnißredner, auf den Leichnam der Ermordeten deutend, „daß Euer Joseph der Erste war, der von dieser Sache hier wußte." Der unglückliche Vater erblaßte, der Landjäger aber eilte nach dem Felsenhof und nahm den Verdächtigen vom Wagen weg, an den er eben die Pferde spannen wollte, um den Unbefangenen zu spielen. Josephs Unbefangenheit wurde urplötzlich zur Befangenheit, und der Befangene zum Gefangenen. Einer seiner eigenen Knechte ward auf einem seiner eigenen Pferde als Eilbote in die benachbarte Stadt geschickt, den Oberbeamten zu holen. Nach Verfluß von zwei Stunden erschien dieser mit dem Gerichtsarzte auf dem Platze. Die ganze Volksmenge war noch um die Leiche versammelt. Der Landjäger mit seinem Gefangenen stand mitten in ihrem Kreise, der Schultheiß lag ohnmächtig in seinem Gartenhäuschen; man hatte den Bewußtlosen wegtragen müssen. Die ärztliche Untersuchung stellte heraus, daß die Unglückliche in einem furchtbaren Kampfe mit mehr als Einem Mörder erlegen war. An ihrem Halse zeigten sich die Spuren einer Erdroßlung von fremder Hand, und überdieß war ihr das Brustbein mit einem Steine eingeschlagen. In ihrer Tasche fand man nichts, als ihren Hausschlüssel, sie war ohne Zweifel absichtlich unter dem Vorwande eines letzten Lebewohls aus ihrer Wohnung gelockt worden. Gegen drei Uhr Morgens hatte eine alte Frau, die der Schlaf floh, ihren kläglichen Hülferuf vernommen, aber sie hatte ihn nicht zu deuten gewußt und sich deßhalb mit dem Gedanken, falsch gehört zu haben, beruhigt. Daß sie ermordet worden, unter den empörendsten Umständen ermordet worden, war erwiesen. Aber wer war der Mörder? Alles deutete auf des Schulzen Joseph. Doch wer ihn bei der Leiche sah und hörte, wußte nicht mehr, was er denken sollte. Entsetzen allerdings, gräßliches Entsetzen, lag auf seinem Gesichte. Aber dieses Entsetzen trug den Stempel des größten Abscheus vor der That und der größten Entrüstung über den Thäter, und dieser Stempel versiegelte die Schrecken des Gewissens, aber er befreite den Verdächtigen nicht aus den Händen der Gerechtigkeit. Joseph blieb verhaftet und wurde mit den zwei Männern, mit denen er Abends zuvor gezecht hatte, nach der Stadt abgeführt und dort ins Gefängniß gesetzt. Sechs Monate lang saß er daselbst in Untersuchungshaft.

Sein Vater machte während dieser Zeit zweimal in der Woche den Weg in die Stadt; die Dorfbewohner flüsterten unter einander, er habe jedesmal eine gefüllte Geldgurte mitgenommen und gegen eine leere umgetauscht. Nach Verfluß eines halben Jahres wurde Joseph, weil sich nichts gegen ihn herausstellen wolle, und er doch nicht freigesprochen werden konnte, dem nächsten Kreisgefängnisse übergeben, und die Untersuchung dort fortgesetzt. Auch hier soll sich der Vater in regelmäßigen Fristen mit seinen Geldgurten eingefunden haben. Dem sei, wie ihm wolle, auch hier wurde nichts ermittelt, und der Unglückselige zuletzt nach dritthalbjähriger Gefangenschaft wegen Mangels an Beweisen von der Instanz entbunden und seiner Haft entlassen. Aber er war weich geschlagen, wie sich seine Mitbürger ausdrückten; er hatte zum dritten Male einen neuen Menschen angezogen, und dieser dritte neue Mensch, den er in der Tiefe seiner eigenen Brust geholt hatte, war wieder ein anderer, ein ganz anderer als der zweite und als der erste gewesen war. Es war noch des Schulzen Joseph, man nannte ihn wenigstens noch so, und nennt ihn noch heute so, aber er war gebrochen an Geist und an Herz und an Körper. Darum aber flüsterten sich die Dorfbewohner zu: „möcht's nicht mit ihm halten, möcht' nicht in meiner Brust bergen, was in der seinigen liegt."

Während der Abwesenheit des armen Joseph hatte sich Vieles im Dorfe verändert. Ach, wenn wir nur etliche Jahre von der Heimath entfernt sind und nun wieder in dieselbe zurückkehren, oder draußen in der Fremde mit einem eben aus der Heimath kommenden Landsmann zusammentreffen und nach den ersten Ergüssen unserer Freude voll Sehnsucht und Neugierde nach einem oder dem andern unserer Verwandten, Freunde oder Nachbarn fragen, vernehmen wir von allen möglichen Veränderungen, die uns aber so sehr ergreifen, als überraschen, und in unverkennbarem und bewunderungswürdigem Zusammenhange mit einer unendlich weisen und gerechten Weltordnung zieht der seltsam verschlungene Lebens- und Schicksalsgang des Menschen an unserem staunenden Auge vorüber, und wir unterbrechen den Erzähler alle Augenblicke mit dem Ausrufe: „Ist's möglich? Wer hätte das gedacht? Aber so mußte es kommen. Was der Mensch säet, das wird er ernten. O Gott! wie unerforschlich und wie heilig, und wie gerecht sind deine Wege!" Josephs beide Mitverhafteten, welche früher entlassen worden waren als er, standen bereits vor dem Richterstuhle des Allwissenden und Allvergeltenden. Der Eine, ein Maurer, war von einem Gerüste herabgestürzt und hatte das Genick gebrochen; der Andere, ein Taglöhner, war in seinem Bette gestorben, aber unter Umständen, bei deren Schilderung unserem Joseph die Haare zu Berg standen und der Athem ausging sammt dem Bewußtsein. Er hatte nicht sterben können, wie die Dorfbewohner sich ausdrückten. Man hatte zu wiederholten Malen den Pfarrer gerufen, und er war zu wiederholten Malen ungerufen gekommen. Der Sterbende legte sogar seine Beichte ab und em-

pfing die priesterliche Lossprechung, aber er vernahm die letztere nicht mehr, er bekam schon während der Beichte und besonders gegen den Schluß derselben furchtbare Erstickungszufälle. Es war, als ob ihm unsichtbare Hände die Kehle zudrückten, und ehe der Priester vollendete, verschied er unter entsetzlichem Stöhnen. Sein ganzes Gesicht war schwarzblau.

Die stolze Bärmel, die den armen Jungen „zum Rasend werden" geliebt hatte, sah nicht sobald, daß es zu bösen Häusern mit ihm ging, als sie ihn verläugnete und einem Andern die Hand reichte, dem es nicht um ihre Person, am wenigsten um ihr Herz, geschweige denn um ihre Seele zu thun war. Ihr Vater wurde am Tage der Hochzeit vom Schlage getroffen, und der Hochzeiter war der glücklichste Mann von der Welt, „er konnte," wie er sich ausdrückte, „alle Bauern des ganzen Landes auslachen und tauschte nicht mit unserem Herrgott." Allmächtiger, welch entsetzliche Lästerungen stossen selbst Diejenigen gegen dich aus, bei denen man die gepriesene ländliche Einfalt vermuthet! In Stadt und Dorf allenthalben das gleiche Verderben. „Es ist eine arge Welt," möchte man mit dem britischen Dichter*) ausrufen, „man bekommt Herzweh, wenn man Umschau hält." Die stolze Bärmel hatte wenig Grund, die Leute auszulachen, sie wurde bald selbst ausgelacht, aber nur von Menschen ihres eigenen Gelichters wurde sie ausgelacht; von Menschen, die an Gott denken und sich nicht gleich den Teufeln am Verderben ihrer Mitgeschöpfe letzen, wurde sie bedauert, und doch war sie, wenn sie die Züchtigung des Herrn nicht gering achtete, eben um dieser Züchtigung willen, die sie auf den rechten Weg weisen sollte, glücklich zu preisen. Ihr Gatte machte sich an die Juden, verkaufte an dieselben insgeheim das ganze Hofgut um ein Drittel des Werthes, aber unter Quittirung des vollen Betrags, gegen baar Geld und machte sich mit diesem Gelde aus dem Staube, so viel man hörte oder vermuthete, nach Amerika. Die stolze Bärmel war eine Bettlerin. Aus Mitleiden, oder um seinem Gewissen nur einigermaßen Rechnung zu tragen, schenkte ihr der Schulze das Gartenhäuschen, in welchem einst die stille Senze gewohnt hatte, deren Vater kurz zuvor aus Gram gestorben war. Dort wohnte sie nun mit einer alten Base in der Nähe des Schauplatzes der unglückseligen That, in demselben Stübchen, in welchem diejenige gewohnt hatte, die ihr das Herz Josephs mit dem Leben hatte abtreten müssen. Die verhaßte Nebenbuhlerin war todt, und der „Rasendgeliebte" lebte, aber die Scheidewand war darum nicht niedergerissen, im Gegentheile sie war unübersteiglich geworden. Die Verblendete war durch das Sakrament der Ehe mit einem Manne gebunden, der sie verlassen hatte, und über dessen Leben oder Tod sie vielleicht nie mehr gewiß wurde. Ihr Reichthum war

*) Bulwer.

zerstoben, ihre Gestalt war verfallen, und voll Wehmuth und Reue sang sie die Strophe des Volksliedes:

„Sei nicht stolz auf deine Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen;
Auch die Rosen welken ab.“

Sie war nicht mehr stolz, ihre Wangen prangten nicht mehr wie Milch und Purpur, der Kummer hatte sie gebleicht und der Gram hatte sie gefurcht, und wenn der Lenz erwachte und die Rosen ihre Knospen trieben, sang sie aus einem andern Liede:

„Frühling ist es wieder worden,
Aber leider Herbst für mich;“

und Thränen entquollen ihren Augen, deren verzehrend Feuer schon längst in der Fluth solcher Thränen erloschen war. Ach, sie hatte es anders, ganz anders erwartet, sie hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sich nichts in der Welt erzwingen läßt, am wenigsten das Glück des Herzens und die Ruhe des Gemüths, und am wenigsten durch ein Verbrechen, ja daß das Verbrechen immer das Gegentheil von demjenigen erzielt, was es bezweckt. Und die Leute, wenn sie die Unglückliche sahen, gedachten des Sprichworts: „Hoffart kommt vor dem Fall,“ und sprachen: „Gott sei der Armen gnädig!“ und bekreuzten sich und gingen vorüber.

Des Schulzen Joseph schien sich dem Leben und der Lust am Leben allmälig wieder zuzuwenden. Er fühlte ein unabweisbares Bedürfniß, sein armes Herz an ein reicheres zu klammern. Er hatte noch so viel aus dem Schiffbruche seines Vermögens gerettet, um sich die Heirathserlaubniß damit zu erkaufen, und, wenn er arbeitete, eine Familie zu ernähren. Ein armes, aber frommes und seelengutes Mädchen aus dem Dorfe, Viktoria mit Namen, wurde sein Weib. Von allen Seiten hatte man ihr abgeredet, aber sie hatte stets zur Antwort gegeben: „hat er's gethan, so hat er's in einem unglückseligen Augenblick gethan, in welchem er von Gott abgefallen war, ich will ihn zu ihm zurückführen, ich kenne ihn, sein Herz ist gut, warum soll ich es von mir stoßen, wenn es sich an mich klammert? würde ich nicht damit auch denjenigen von mir stoßen, der es an mich gewiesen, und dem ich angehöre, meinem Herrn und Heiland, der mir zuruft: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken? Hat er's nicht gethan; womit könnte ich dereinst den Mord an seiner Seele vor dem Richterstuhle des Ewigen verantworten? Etwa mit der Mordthat an einem Körper, die man ihm zur Last legt, ohne durch Beweise dazu berechtigt zu sein? Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Nein, ihr macht mich nicht irre, ich folge der Stimme meines Herzens, ich folge der Stimme Gottes, die ich darin vernehme.“ Und sie wurde ihm eine liebende, eine treue Gattin; und wenn man sie auch zuweilen in der Stille der Nacht zu ihrem und seinem und unserem Vater im Himmel seufzen hörte: „Allgütiger, Allbarmherziger, gib mir

doch die volle, die unerschütterliche Ueberzeugung von seiner Unschuld," selbst dieser unvertilgbare Argwohn vermochte nichts über den Frieden ihrer Seele, der wie ein Abglanz des blauen Himmels aus ihrem Auge strahlte. Sie gebar ihrem Manne ein Kind; ach und wie lieb hatte er dieses Kind! Er hatte seit der entsetzlichen Nacht nicht mehr gelächelt, beim Anblicke des Kindes lächelte er zum ersten Male wieder; und er drückte es an sein Herz und er bedeckte es mit seinen Küssen, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen; es waren die ersten, die er seit langer, langer Zeit vergossen: der Quell dieses Labsals der Seele schien gänzlich vertrocknet. Er vertrocknete wieder. Der unerbittliche Tod riß den Engel der Versöhnung von dem Herzen der trostlosen Eltern. Gott segnete sie mit einem zweiten Kinde, aber er rief bald auch dieses wieder zu sich. Und die Mutter sprach, nachdem sie sich ausgeweint: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!" Der Vater aber sank in die Bitterkeit seines Herzens zurück und drückte ein dreifach Siegel auf seine verschlossene Brust. Und ein Gegenstand des Mitleids und der Furcht, ein lebendes Gespenst schleicht er nun stumm und thränenlos zwischen den Gräbern umher, um deren Nähe der Volksglaube die Seelen der Abgeschiedenen schweben läßt, welche eines ungesühnten Verbrechens wegen keine Ruhe im Jenseits finden — unglücklich, entsetzlich unglücklich, wenn er unschuldig ist, aber noch weit, noch unendlich weit unglücklicher, wenn er schuldig ist!

„Der Güter höchstes ist das Leben nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

II.

Wie man zu nichts kommt, und wie man zu Allem kommt.

In der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, wo, wie überall, das Sprüchwort gilt: „Gott, der Herr, hat allerhand Kostgänger," habe ich dereinst ein seltenes Pärchen kennen gelernt. Beide Hälften schienen von Natur für einander bestimmt zu sein, denn sie hatten in Allem dieselben Vorzüge und dieselben Mängel; aber es scheint, als ob in der moralischen Ordnung der Dinge dieselben Gesetze gelten, wie in der physischen; denn der Grundsatz kam bei unserem Pärchen zur Anwendung: „Gleichnamige Pole stoßen einander ab." Ein gutes Herz und ein guter Willen bildeten bei Beiden die Grundzüge des Charakters. Aber „Zu gut," sagt das Volk, „ist ein Stück von der Lüderlichkeit." Diese Rede ist hart, wird der Leser denken, wer kann sie hören? und am Ende dürfte es ihm gelüsten, das Sprüchwort an mir in Scene zu setzen: „Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen um den Kopf." Aber wenn sie auch hart ist, diese Rede, sie trifft in der

Regel zu; die Güte wird, wenn sie zu weit geht, zur Schwachheit, und die Schwachheit führt auf den Weg zur Lüderlichkeit.

Unser Pärchen war zu gut. Beide hatten den besten Willen, einander glücklich zu machen, und beide machten einander grenzenlos unglücklich; sie hatten einander unsäglich lieb, sie hätten das Leben für einander gelassen, aber einander das Leben zu versüßen, lernten sie erst spät verstehen. Dazu gehört mehr, als guter Willen, dazu gehört auch Gnade, gehört vor allem Andern Gnade; die Gnade aber, so oft sie sich ihnen anbot, so nahe sie sich ihnen legte, traten sie mit Füßen, sie wollten mit Gewalt unglücklich sein und einander unglücklich machen. Das Ja des Einen erwiederte das Andere stets mit Nein, und zwar nicht nur im Herzen, ja nicht einmal im Herzen, sondern mit Worten, mit nichtssagenden, arglos scheinenden, aber einen vergifteten Stachel mit sich führenden und durch die Entgegnung, die sie hervorriefen, immer mehr Gift in sich ziehenden und von sich gebenden Worten; und wenn sie sich dann gegenseitig recht in die Leidenschaft hineingehetzt hatten, konnte das Eine oder das Andere sagen: „Du wirst aber noch sehen, wie dir's geht; es müßte kein Gott im Himmel sein, wenn er dich nicht zu unterst in die Hölle stürzen würde.“ Solche Reden fielen gar häufig. Mußte da nicht am Ende das Sprüchwort zur Wahrheit werden: „Wenn man den Bösen an die Wand malt, so kommt er?“ O wie hämisch mag er bei solchen Herausforderungen gelacht haben, der Fürst dieser Welt! Sie hörten sein Gelächter oft genug, die Unglücklichen, und faßten jedesmal den ernstesten Vorsatz, den Schändlichen zu Schanden zu machen; aber es ging ihnen mit diesem Vorsatze, wie es schon Tausenden und aber Tausenden vor ihnen mit demselben gegangen ist, wie es noch Tausenden und aber Tausenden nach ihnen mit demselben gehen wird — er erwies sich als Pflasterstein auf dem Wege zur Hölle, und die guten Engel lächelten nur durch Thränen, wenn sie einen solchen Pflasterstein einsetzen hörten.

Die guten Leutchen sahen vor lauter Bäumen nie den Wald, sie kamen vor lauter Reden nie zum Handeln. Der erste Gedanke des Tages gehörte Gott, aber schon das Wort, in welchem sich dieser Gedanke verkörpern wollte, sprang in das Gebiet des Teufels über. Man zankte sich über das Morgengebet. Wenn der Mann anfangen wollte, hatte die Frau immer vorher noch Dieses und Jenes zu richten; und wenn die Frau endlich einen Augenblick erübrigen konnte, um ihn der hungernden Seele hinzuwerfen, fühlte der Mann schon zu viel Galle in seinem Herzen, um mit diesem verunreinigten Gefäße vor Gott treten zu können. Darüber entstand ein neuer Wortwechsel, und dieser neue Wortwechsel verdrehte Beiden den Kopf vollends. Sie waren den ganzen Vormittag nicht mehr im Stande, zu einem vernünftigen Gedanken, geschweige denn zu einer vernünftigen Arbeit zu gelangen. Natürlich, wenn dann das Essen auf den Tisch kam, war die Suppe versalzen, das

Fleisch pickelhart, die Knödel steinfest, kurz, Alles ungenießbar. Wie konnte man zu einem Tischgebet kommen? Man war beiderseitig zu sehr verstimmt, und mit jedem Bissen würgte man eine Verwünschung hinunter: wie konnte man den Herrn zu Gaste laden, wie konnte man ihm das schuldige Dankopfer darbringen? Das Gebet hätte sich auf den Lippen in Fluch verwandelt. Voll Mißmuth erhob man sich von der Tafel und drehte sich gegenseitig den Rücken. Die Frau ging in die Küche und zerstieß beim Spülen ein paar Teller an der Wasserbank; der Mann stellte sich an's Fenster und drückte, sein Geschick verwünschend, mit dem Kopfe eine Scheibe hinaus. Wie konnten die Selbstquäler zu etwas kommen?

Die Frau trat wieder in's Wohnzimmer und konnte mit Cäsar ausrufen: ich kam, sah, siegte. Sie kam, sie sah: und der lang verhaltene Groll brach mit Einem Male in eine prasselnde Feuersbrunst aus, der Unglückliche war geschlagen, er mußte sein Heil oder sein Unheil in der Flucht suchen. Er flüchtete — in's Wirthshaus. Und gehe im Dorfe oder in der Stadt, sagte neulich mein Freund zu mir, von Haus zu Haus: wo du Hader und Streit, wo du Armuth und Noth findest, forsche nach dem Woher — unter hundert Fällen in neun und neunzig wirst du finden: vom Wirthshaus. Ja, durchwandle die Zuchthäuser, tritt vor die Blutgerüste, steige hinab in die Hölle und forsche nach dem Woher — unter hundert Fällen in neun und neunzig wirst du finden: vom Wirthshaus. Das Sprüchwort sagt: „Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels;" es könnte mit noch größerem Rechte sagen: „Das Wirthshaus ist die Wurzel alles Uebels." Ein zanksüchtiges Weib aber treibt den Mann in's Wirthshaus, also ist auch die Zanksucht die Wurzel alles Uebels. Umgekehrt treibt auch ein wirthshaussüchtiger Mann das Weib in die Zanksucht, somit ist auch die Wirthshaussucht, wie das Wirthshaus selbst, die Wurzel alles Uebels. Und so hängen denn alle Uebelwurzeln und alle Wurzelübel, wie alle Uebel überhaupt, unzertrennlich mit einander zusammen, ihre gemeinschaftliche Wurzel aber ist die Selbstsucht, und der gemeinschaftliche Bräukessel, in welchem sie alle durcheinander gerührt und gargekocht werden, ist das Wirthshaus.

Von der Zanksucht, oder milder gesagt, von der Redseligkeit, oder, wenn du lieber willst, Redunseligkeit, von der Wortsucht der Frau aus dem Hause getrieben, flüchtet also der Mann in's Wirthshaus. O daß er lieber in die freie Natur flüchten würde! Dort könnte er sich sammeln; dort könnte er seine zerrütteten Lebensgeister wieder zurechtsetzen; dort könnte er den Gallenstoff ausschwitzen, um die Lebensluft, welche der Mensch vermittelst der Gnade aus der Gallensäure der Welt ausscheidet, oder wenigstens ausscheiden könnte und ausscheiden sollte, allein in sich zurückzuhalten und zur Erhaltung und Erneuerung seines Seelenlebens zu verwenden, wie das lebendige Holz, in welchem der Spaziergänger umherwandelt, den Kohlenstoff ausschwitzt, um

die Lebensluft, welche das Laub mittelst des Lichtes aus der Kohlensäure der Atmosphäre ausscheidet, allein in sich zurückzuhalten und zur Erhaltung und Erneuerung seines Pflanzenlebens zu verwenden; dort könnte er ein neuer Mensch werden, ein Mensch voll Sanftmuth und Liebe, wie sein göttliches Vorbild, der Welterlöser, und könnte, nach Hause zurückgekehrt, seine mittlerweile ihrerseits ruhiger gewordene Frau durch freundliches Entgegenkommen ebenfalls in einen neuen Menschen, einen Menschen voll Sanftmuth und Liebe verwandeln. — Aber nein, der Verblendete flüchtet in seiner Geistesverwirrung und Herzenszerrissenheit nicht in die freie Natur, er flüchtet in's unfreie, satansgeknechtete Wirthshaus. Dort zerstreut, dort verliert er sich vollends; dort zerrüttet er seine zerrütteten Lebensgeister noch mehr; dort saugt er den Betäubungsstoff in sich, um die Lebensluft, die der Verderber auf einem immer engern und engern Raum in seinem Herzen zusammendrängt, vollends ganz auszustoßen und damit seiner Seele selbst den Todesstoß zu geben, wie das todte Holz, auf welchem der Zecher festsitzt, den Giftstoff in sich saugt, um die Lebensluft, die der Weingeist auf einem immer engern und engern Raum in seinem Geäder zusammendrängt, vollends ganz auszustoßen und sich und die ganze Bevölkerung der Trinkstube gleichsam unter die Luftpumpe zu setzen, unter welcher alles Leben erstickt; dort bleibt er der alte Mensch, er schreitet wenigstens auf dem alten Wege vorwärts, mit Riesenschritten vorwärts und macht das Sprüchwort zur Wahrheit: „Auf dem Weg zur Hölle hat das Weib tausend Schritte voraus, aber mit einem Sprunge überholt es der Mann;" oder, wie du lieber willst, er wird ebenfalls ein neuer Mensch, aber nicht ein Mensch voll Sanftmuth und Liebe, wie sein göttliches Vorbild, der Welterlöser, sondern ein Mensch voll Rohheit und Haß, wie sein teuflisches Vorbild, der Weltverderber, und nach Hause zurückgekehrt, verwandelt er seine mittlerweile ihrerseits unfreundlicher gewordene Frau durch feindseliges Entgegenkommen ebenfalls in einen neuen Menschen, einen Menschen voll Rohheit und Haß. Der Zwingherr der beiden Gatten aber, der Weltverderber, stellt ein Treibjagen mit ihren Leidenschaften an; und mit blutigen Thätlichkeiten endet der Tag, der mit einem arglos scheinenden Wortwechsel begonnen.

Auf diesem Wege kommt das gute Pärchen bei all' seiner Güte den ganzen lieben, langen Tag zu nichts; es kommt nicht einmal zu der Zeit, die es bedarf, um zu etwas zu kommen. Ja, wenn es zu dieser Zeit käme, dann wäre ihm geholfen, dann käme es zu Allem. Denn „Zeit ist Geld," sagt der Amerikaner; das heißt: Zeit bringt Geld, wie wir sagen: „Zeit bringt Rosen." Zeit bringt aber nicht nur Geld, Zeit bringt Alles, Zeit bringt auch den Besitz Gottes, des höchsten Gutes. Wer Zeit hat und sie zu benützen weiß, kommt zu Geld und bettet sich auf Rosen. Und ebenso: Wer Zeit hat und sie zu benützen weiß, kommt zu Gott und bettet sich wie-

der auf Rosen, und zwar nicht nur auf verwelkliche, sondern auf unverwelkliche, er kommt zu Gott und zur Krone des Lebens. Welchen Schatz, welchen unschätzbaren Schatz wirft unser gutes Pärchen zum Fenster hinaus! Gegen einen elenden Wortkram schleudern die Verblendeten Zeit und Ewigkeit weg. Vor lauter Zungendreschen kommen sie weder zum Denken, noch zum Handeln, weder zum Beten, noch zum Arbeiten, weder zu etwas Zeitlichem, noch zu etwas Ewigem, außer zum zeitlichen und ewigen Verderben. Ja, sie würden nicht einmal dazu kommen, wenn sie nicht von der eisernen Faust einer fremden Macht in dasselbe hineingestoßen würden, denn „Bruder Lüderlich" singt unter dem Hohngelächter der Hölle das Spottlied:

„Und wenn sich mein Schicksal nicht bald ändern thut,
Dann schieß' ich mich todt; werdet seh'n, daß ich's thu';
Doch ich weiß schon zum Voraus, ich komm' nit dazu,
Ja, ich komm' nit dazu."

Und doch — der Teufel ist ein Schelm — und doch: ein unversehener Augenblick, eine plötzliche Ueberraschung, und er kommt dazu. In seinem Leben ist er noch nie zu einem Entschlusse gekommen, die Verzweiflung treibt ihn zu einem solchen, und seine Zechgenossen höhnen ihn umsonst mit dem satanischen Zuspruch:

„Wie's wieder siedet, wieder glüht!
So fasse doch und tröste dich, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Da stellt es sich sogleich das Ende vor.
Du bist mir auch ein saub'rer Held,
Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeschmackt'res fand' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt." *)

Ein Kassensturz kommt ihm auf den Hals; man fordert ihm die Schlüssel. Er geht in's Nebenzimmer, sie zu holen. Ein Knall, und der Unglückliche ist nicht mehr. Ja, er ist nicht mehr, denn er hat sich für immer aus dem Buche der Lebendigen gestrichen.

Doch nein, mit unserem guten Pärchen kam's nicht so weit, die Hand des Herrn warf es am Rande des Abgrundes zu Boden, um es nicht unrettbar hinabstürzen zu lassen. Fritz — so nannte sich die männliche Hälfte — hatte ein hübsches Capital in Schriftstellertalenten, Emma — dieß war der Name der weiblichen — ein hübsches Capital in Kassenscheinen beigebracht. Es konnte nicht fehlen. Die Neuvermählten mußten zu etwas kommen. Doch Fritz wußte die Kassenscheine, Emma die Schriftstellertalente nicht gehörig zu würdigen. Das Eine richtete das Beibringen des Andern zu Grunde. Fritz hatte Freunde, das läßt sich denken, denn er war Schriftsteller,

---

*) Nach Göthe.

und in Stuttgart wimmelt's von Schriftstellern, und zwar von armen, blutarmen Schriftstellern; und er war gut, nur zu gut, viel zu gut. Somit fand, was Göthe von Allen sagt, welche „breite Bettelsuppen kochen," seine volle Anwendung auf ihn, „er hatte ein groß Publikum;" denn die Stuttgarter Schriftstellerschaft bildet an sich schon ein groß Publikum, und nicht Wenige finden sich unter diesem Publikum, die gern bei Leuten in die Kost gehen, welche derartige Suppen kochen. So lange also Fritz konnte, wie er wollte, bewahrheitete sich der Spruch Ovids bei ihm: „Scheint dir die Sonne des Glücks, so fehlt es dir nimmer an Freunden." Er wußte auch den Werth der Freundschaft zu schätzen, besser, als den Werth des Geldes. Wenn ein Schriftsteller hungerte, ging er zu Fritz, und er erhielt seinen Zehrpfennig, je nach Umständen auch seinen Zehrthaler; wenn ein Anderer sich „festgekneipt" hatte, wie sich der alte Student ausdrückte, schickte er zu Fritz, und er wurde ausgelöst. Emma, welche gleich ihrem Gatten die gute Stunde selbst war, ließ ihn lange Zeit hierin gewähren. Die Kassenscheine wanderten, einer nach dem andern, aus dem Hause, und sie fragte nicht eher nach dem Ziel ihrer Wanderung, als bis die Zeiten eintraten, von denen die zweite Hälfte des ovidischen Doppelverses sagt: „Hat sich der Himmel umwölkt, stehest du alsbald allein."

Ach, der Himmel umwölkte sich bald und mit ihm umwölkte sich Emma's Antlitz. Fritz sah mit banger Sorge die Tage herannahen, von denen er sagen zu müssen fürchtete: sie gefallen mir nicht. In der Schule des Ehestandes dauert es selten lange, bis das Gästhütchen heruntergezogen wird; denn „Heirathen," sagt das Sprüchwort, „ist kein Kappentauschen," und „von der Liebe allein werden Zwei nicht satt." Fritz mußte noch auf eine zweite Nahrungsquelle denken. Man hatte ihm zum Hochzeitsstrauß eine Gehilfenstelle bei einem Zeitungsschreiber angeboten. Er warf einen Seitenblick auf die Kassenscheine seiner Emma und lehnte im stolzen Bewußtsein seines eigenen Beibringens, seiner Schriftstellertalente, die untergeordnete Stelle ab. Nun die Kassenscheine Reißaus genommen, unterzog er sich der Demüthigung, und zwar nicht mehr blos der scheinbaren, sondern der wirklichen, und bat um den ausgeschlagenen Hochzeitsstrauß. Aber es war zu spät. Die Stelle war vergeben; man konnte ihn nur noch zur Einsendung einzelner Aufsätze und Artikel einladen. Es war nicht viel; denn er mußte sich darauf gefaßt machen, bald diese, bald jene Arbeit zurückgewiesen zu sehen; aber es war doch etwas, es war eine Gelegenheit, sich einen Weg zu bahnen. Indessen mußte er seine ganze Kraft aufbieten, wenn er damit zu etwas kommen wollte. Er beschloß es zu thun. Aber die guten Engel lächelten wieder durch Thränen, als sie diesen Pflasterstein einsetzen hörten. Denn nun kam die Reihe an Emma, das Ihrige zur Beschleunigung des beiderseitigen Untergangs beizutragen. Fritz hatte ihr Vermögen zu Grunde gerichtet, nun war es an ihr, sein Ver

mögen zu Grunde zu richten. Die Rache des Schicksals, oder vielmehr die Weltordnung Gottes, mußte ihren Gang haben.

Kaum begann der talentvolle Schriftsteller eine neue Arbeit in seinem Kopfe zu Faden zu schlagen, so quälte sie ihn mit allen möglichen Fragen und Klagen und Plagen, und ließ ihm keine Ruhe, bis er den Faden verloren hatte, oder seine Arbeit von vorn anfangen mußte, um sie, wenn er sie vollendet hatte, dem Feuer zu übergeben, weil er fühlte, daß sie nichts taugte. So lange er seine Zeit verschleuderte, hatte er sein eigenes Arbeitszimmer gehalten, und Emma war weit entfernt gewesen, etwas gegen diesen Luxus einzuwenden. Nun er arbeiten wollte und arbeiten sollte, ein Arbeitszimmer somit kein Luxus mehr, sondern ein wesentliches Bedürfniß war, mußte er es abtreten und seine Zeit verschleudern. Von seinem Gewissen geschlagen, konnte er sich gegen den Machtspruch seiner Gattin nicht auflehnen; er hätte das Uebel nur ärger gemacht. Emma kehrte ohnedieß mit jedem Tage die rauhe Seite offener heraus. Mitten im Geräusche der Haushaltung und unter einer Trause von Stichreden und Schmähworten, kaum seiner Sinne, geschweige denn seiner Gedanken mächtig, sollte nun der geplagte Schriftsteller Artikel über das europäische Gleichgewicht schreiben. Man kann sich denken, wie sie ausfielen, die meisten wurden zurückgeschickt. Der Arme verzweifelte zuletzt selbst an seinem Talente.

Seine Delila schnitt ihm die Haare ab, in denen seine Kraft lag; wehrlos übergab er sich seinem Schicksale und ließ die Thörin schalten und walten, wie sie wollte. „Ein Thor ist immer willig," sagt Heinrich Heine, „wenn eine Thörin will." Allein was gewann der Geplagte mit seiner Nachgiebigkeit? Er beschleunigte nur sein Verderben. Wo die Frau das Regiment führt, geht's in der Regel den Krebsgang. Das Weib hat selten ein Ohr für Vernunftgründe, und die Weisheit muß die Segel vor der Leidenschaft streichen. Emma war bisher verschwenderisch gewesen, nun wurde sie mit einem Male geizig. Jeder Kreuzer wuchs ihr an's Herz, und den Groschen drehte sie dreimal um, ehe sie ihn ausgab; so lange nicht eine eiserne Nothwendigkeit gebot, konnte sie sich nicht entschließen, sich von ihm zu trennen. Darum kaufte sie nie im Vorrath, sondern stets nur nach dem augenblicklichen Bedürfnisse ein; und mit diesem verkehrten Grundsatze fiel sie mit ihren Einkäufen immer in die Zeit, in welcher die Preise am höchsten standen, und erlangte nie den Vortheil, dessen sich derjenige erfreut, der Alles im Großen kauft. Wie konnte sie da zu etwas kommen? Emma hatte offenbar nicht rechnen gelernt. Und wer nicht rechnen gelernt hat, oder wenigstens nicht anwendet, was er von dieser Kunst gelernt hat, kommt in seinem Leben zu nichts. Der Geiz, besonders wenn er mit Unvernunft zu Werke geht, bringt's nie weit; denn er wirft sein Geld so gut zum Fenster hinaus, wie die Verschwendung. Um den Kreuzer, den sie in der Hand hatte, behalten

zu dürfen, verzichtete Emma auf den Gulden, den sie gewinnen konnte, wenn sie ihn ausgab. Wie oft kam Fritz zu mir und sagte: „Ich hätte da wieder einen köstlichen Plan, meine ganze Zukunft wäre gesichert, wenn ich einen Verleger fände, der darauf einginge; aber die Hände sind mir gebunden, ich habe kein Geld, einen zu suchen." Ausgaben für Dinge, die in den Geschäftskreis ihres Mannes gehörten, wurden von Emma unnachsichtlich verweigert. Fritz selbst, der arme Fritz, bekam seit dem Entweichen der Kassenscheine keinen Heller mehr in die Hand. Wenn er sich dagegen verwahren wollte, warf ihm seine Frau einen Spähebrief nach den entwichenen an den Hals — und er verstummte. Statt die Gegenwart mit Ergebung zu tragen und auf Eroberung einer bessern Zukunft zu denken, zankte man sich über die Vergangenheit und rieb sich in zwecklosem Wortwechsel vollends auf. Den ganzen Tag hieß es: „Hättest du das gethan, hättest du jenes gethan; aber mit deiner Verkehrtheit kann man in Ewigkeit zu nichts kommen. Wenn du's nicht anders im Sinne gehabt, hättest du's Heirathen bleiben lassen können." Und so ging's fort, bis der Mann zum Hause hinausgetrieben war, und sein Herzeleid in den Becher der Vergessenheit versenkte. Wie konnte man da zu etwas kommen? Man wurde von der Armuth überfallen wie von einem Reisigen, von dem Bettelstab, wie von einem Gewappneten. Das Schriftstellertalent des Mannes hätte die entwichenen Kassenscheine der Frau wieder zurückbringen können; aber dieses Talent wurde von der Frau verschleudert, wie diese Scheine vom Manne verschleudert worden waren; und das gute Pärchen mußte der Haupt- und Residenzstadt den Rücken kehren und eine Freistätte in seinem heimathlichen Dorfe suchen, wo der unglückliche Schriftsteller aus Barmherzigkeit zum Abschreiben auf dem Rathhause angenommen wurde.

Eine Veränderung des Orts bringt nicht selten auch eine Veränderung des Menschen mit sich. „Ländlich, sittlich," sagt das Sprüchwort. Jedes Land, jeder Ort hat seine eigene Weise, und der Mensch hängt mit der Scholle zusammen, auf welcher er sein Dasein fristet. Leib und Seele bilden, oder vielmehr formen und färben sich nach derselben. Aber es ist nicht nur diese Verwachsung mit dem Boden, es ist die Neuheit der Verhältnisse überhaupt, was auch den Menschen neu macht. Die früheren Einflüsse fallen weg und andere treten an ihre Stelle. Der Uebersiedler wechselt sein Klima und wird, je nachdem er diese oder jene Natur hat, dadurch krank oder gesund. Wer in der Einsamkeit krank wird, gehe unter die Menschen und er wird gesunden; wer im Getümmel krank wird, fliehe in die Einsamkeit, und er wird gesunden.

Die beiden Gatten waren verblendet, sie sahen nicht mehr; statt ihrer sah die liebende Vorsehung und ließ sie nicht länger in der verpesteten Atmosphäre der Hauptstadt bleiben, sondern führte sie in die reinere Luft ihrer

ländlichen Heimath. Im Lärme der Hauptstadt und ihres Treibens hatten Beide den Herrn verloren. Er hatte sich aus dem Getümmel des Marktes in die Stille des Tempels zurückgezogen. Aber Fritz und Emma waren Fremdlinge im Hause Gottes: wie hätten sie ihn dort suchen sollen? Sie hatten vielleicht seit Monaten keine Kirche mehr betreten. Es gab zwar Augenblicke, wo sie schmerzlich nach ihrem Erlöser seufzten, aber nach ihm zu gehen, dazu konnten sie nie kommen. Denn sie hatten nicht nur ihn, sie hatten sich selbst verloren. Doch der gute Hirte ging ihnen nach und ließ nicht ab, bis er sie wieder mit sich und seiner Heerde vereinigt hatte. Es war freilich ein harter Weg, den er sie führte, aber er konnte ihnen diesen Weg nicht ersparen, und er war ihnen ja auf diesem Wege selbst vorangegangen. Sie sollten mit dem Bettler des Dichters Redwitz sprechen lernen:

Wenn ich ob rauhem Hohne gar oft in Leid versank,
Da zeigt' Er mir die Krone, das Rohr mit Gallentrank,
Des Rückens blut'ge Hiebe, der Seite Lanzenstich:
„Sieh, ich bin selbst die Liebe, und sieh, so liebt man mich."

Und ach, mit jeder Stunde mein Kreuz ich lieber trug,
Ich küßte jede Wunde, die Gott, der Herr, mir schlug,
Dem Heiland ähnlich werden in all dem bittern Leid,
Das war mir nun auf Erden die tiefste Seligkeit.

Nicht eine Stund', nicht eine, war ich nicht froh und reich,
Sein Wille und der meine, die waren immer gleich;
In seinem heil'gen Namen ward all mein Reden stumm,
Ich sagte stets nur: „Amen!" und fragte nie: „Warum?"

Es ist nicht Alles Gold, was glänzt; das Landleben hat auch seine Schattenseiten, und zwar seine sehr dunkeln. Man kann sich denken, wie das gute Pärchen in seinem heimathlichen Dorfe aufgenommen wurde. Man sagt zwar: „Der Pfennig gilt nirgends mehr, als wo er geschlagen worden ist," aber er darf sich nicht zuvor im Auslande abgerieben haben, oder muß wenigstens erst wieder heimisch geworden sein. Fritz und Emma waren fremd in ihrer Heimath; sie hatten von jeher in der Stadt gewohnt, und nur die Armuth trieb sie auf's Land. Einem Diebe auf dem Pranger kann man nicht so viel Schimpf anthun, als ihnen angethan wurde. Sie begingen in ihrer Bestürzung die Unvorsichtigkeit, ihren Einzug an einem Sonntagabende zu halten. Die ganze halbgewachsene Jugend, die ledige Waare, wie man sich nicht unpassend im Dorfe ausdrückte, die weibliche wie die männliche, war auf der Straße versammelt, und besonders die erstere begaffte und begeiferte das gute Pärchen, hauptsächlich die arme Emma. „Du hast's nöthig, noch mit Hut und Schleier einherzustolziren," mußte die Bemitleidenswerthe in ihre eigenen Ohren hineinhören. „Ja, ja, ziehe ihn nur recht weit herunter, damit du deine Schande nicht siehst." — „Da haben wir's nun,"

stimmten die ledigen Bauernsöhne mit in den Hohn ein. „Jetzt, weil's geht wie in Hessen, große Schüsseln und nichts zu essen, jetzt, weil man sein Sächelchen durchgeputzt hat, kommt man zu uns. Früher hat man uns nicht besehen, aber jetzt sind wir der Gutgenug. Ja, ja, saubere Geschichten das! Nun muß der Flecken das Bettelpack erhalten" u. s. w. u. s. w. Arme Emma, armer Fritz! das war ein harter Gang, einen härtern habt ihr in euerm Leben noch nicht gemacht. Doch den Muth nicht verloren, das Unglück ist so wenig von Bestand, als das Glück. Die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag. Alles geht vorüber, nur die Ewigkeit nicht. Beuget euern Nacken unter die Hand des Höchsten. Den Demüthigen gibt Gott Gnade, den Hoffärtigen aber widerstehet er.

Der Spießruthenlauf war vorüber. Bis zum Tode erschöpft warf sich Emma auf die hölzerne Bank, die in ihrer neuen Wohnung die Stelle des Sopha's vertrat, und ein Strom von Thränen machte dem gepreßten Herzen Luft. Auch dieser Seelenkampf ging vorüber, und Emma wurde den Tröstungen ihres Gatten wieder zugänglich. Fritz war eine von jenen Naturen, die ihrer Kraft erst dann habhaft werden, wenn das Elend seinen Höhepunkt erreicht. So lange er noch einen Strohhalm wußte, an den er sich klammern konnte, blieb er rath- und thatlos. War aber zuletzt auch dieser vom Strome fortgerissen, und sah er sich ganz allein auf sich selbst zurückgeworfen, dann erwachte er zum Bewußtsein seiner Thatkraft und zu dieser Thatkraft selbst; dann glich er einem Menschen, den man mit den Worten in's Meer geworfen: „Schwimm' oder stirb;" dann gebar die Kraft die That, und die That gebar die Kraft; er schüttelte seine Glieder und rang sich durch die Fluth und war gerettet. „Fasse dich," sagte er zu seiner trostlosen Gattin, „fasse dich, es ist noch nichts verloren, Gott lebt noch, und Gott verläßt Keinen, der Ihn nicht verläßt und der sich selbst nicht verläßt. Rufe mich an in der Noth, sagt er, so will ich dich erretten." Und das Sprüchwort bewährte sich bei den Verlassenen: „Noth lehrt beten." Sie fielen auf die Kniee und beteten. Und dieses Gebet war der Wendepunkt ihres Lebens. So lange sie nicht gebetet hatten, waren sie zu nichts gekommen; sobald sie wieder zu beten anfingen, kamen sie auch wieder zu etwas. Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles Uebrige dazu gegeben werden. Ohne Gott zu Nichts; mit Gott zu Allem.

Des andern Morgens legte Fritz ein neues Tagebuch an und stellte es unter die Aufschrift: „Aller Anfang mit Gott!" Diesen Spruch aber schrieb er nicht etwa blos auf's Papier, er schrieb ihn auch auf die Tafel seines Herzens und grub ihn in den Denkstein seines Gedächtnisses. Und diesen Spruch im Munde warf er sich mit seiner Gattin auf die Kniee und brachte dem Gekreuzigten Herz und Leben zum Opfer dar. Die Nacht hatte er schlaflos zugebracht, aber er hatte die Zeit, die er dadurch gewann, nicht

ungenützt verstreichen lassen. Er hatte seine Vergangenheit an seinem innern Auge vorübergeführt und war im Geiste zu den Quellen zurückgegangen, aus welchen das Wasser geflossen, das ihm jetzt an die Kehle und sogar an die Seele ging. Und als die letzte Quelle, in welcher es seinen Ursprung genommen, erkannte er eben die Trennung von Gott und die Hingebung an die Welt. Er sah, daß er in den Tag hineingelebt, daß er Zeit und Geld verschleudert hatte, und daß die Zerstreuung, besonders die Zerstreuung im Wirthshause die Hauptschuld trug, wenn er sich und seine Pflicht und seinen Gott vergessen hatte. Er bereuete es tief und beschloß, es anders zu machen. Er rief sich die Worte Göthe's in's Gedächtniß:

„Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen;
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen."

„Ordnung," sagt das Sprüchwort, „ist das halbe Leben." Darum ist der Weise geregelt wie die Sonne, der Thor aber wechselt wie der Mond. Er entwarf seine Tagesordnung, gönnte aber dem Wirthshausbesuche keine Stelle in derselben. Er verabschiedete diese böse Gewohnheit, die Grundlage so vieler anderer böser Gewohnheiten, das Wurzelübel alles Bösen, in seinen Gedanken für immer, beschloß dagegen, keinen Sonn- und Feiertag mehr vorübergehen zu lassen, ohne sich dem Herrn in seinem Hause dargestellt zu haben, und beschloß zugleich, seine eigene Wohnung zu einem Hause des Herrn zu machen, und jeden Morgen und jeden Abend in diesem Hause mit seiner Gattin zur bestimmten Andachtsübung in die Gegenwart Gottes zu treten, beschloß auch, dasselbe nie ohne Noth oder Beruf zu verlassen, namentlich aber nie und nimmermehr über die Schwelle eines Wirthshauses zu treten. Da fiel ihm auf einmal die Strophe eines alten Kirchenliedes auf's Herz:

Wie oft hab' ich den Schwur gebrochen,
Den ich so feierlich dir that!
Wie oft dir Besserung versprochen,
Die mein Herz nie erfüllet hat?

Und er schlug an seine Brust und rief aus der Tiefe seines Herzens: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

„Ohne die Gnade Gottes kömmt man mit allen Vorsätzen zu nichts," fuhr er in seinem nächtlichen Selbstgespräche fort: „ich will keinen Vorsatz mehr fassen, ich will mich nur um die Gnade bemühen. Aber wie kann ich sie erlangen?" Er verfolgte den Weg, den ihn der Herr bisher geführt hatte, und erkannte, daß gerade die rauhesten Strecken dieses Weges das sprechendste Zeugniß von der unendlichen Liebe seines himmlischen Vaters gaben. Und er beschloß die Hand nicht mehr zu lassen, die ihn bisher mit so treuer Liebe geführt hatte; er beschloß, die Gnade nicht mehr von sich zu stoßen, die ihm bisher bei jedem Schritte entgegengekommen war. Und siehe, das große

Geheimniß war entdeckt, die Grundbedingung aller Heiligung, die Gnade, zu erlangen. Er hatte nichts zu thun, als sich ihr hinzugeben, sie bot sich ihm überall und jederzeit von selbst an. Er hatte nur die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich zwischen sie und ihn drängten, und ihm war geholfen. Diese Hindernisse aber waren hauptsächlich die Zerstreuungen der Welt, besonders die Zerstreuungen im Wirthshause. Er erinnerte sich der Worte des heidnischen Weisen Seneca, die der gottselige Thomas von Kempen den Nachfolgern Christi empfiehlt: „So oft ich unter die Menschen ging, bin ich schlechter wieder nach Hause gekommen." Und er erkannte, daß das römische Sprüchwort Recht hat: „Im Verborgenen lebt sich's gut." Und er beschloß, sich so viel als immer möglich zwischen seinen vier Wänden zu halten und alles Uebrige der stillen Wirksamkeit der göttlichen Gnade anheimzustellen. Er beschloß, immer nur den Pflichten des Augenblicks Genüge zu thun und daraus die Zukunft sich von selbst entwickeln zu lassen. Und er begann seinen Tag mit dem Gebet des hl. Philipp Neri: „O Gott, laß heute Deinen heiligen Geist in mir wirken, denn ohne ihn laufe ich jeden Augenblick Gefahr, das größte Verbrechen zu begehen."

Der erste Ausgang, welchen Fritz in seinem Heimathorte machte, galt der Kirche. Es war wieder ein schwerer Gang; der Arme mußte wieder Manches sehen und hören, was ihn im Innersten verletzte. Aber sein Herz war leichter. Der heilige Geist war in demselben eingekehrt: er küßte in Demuth die Vaterhand, welche ihn züchtigte. Nachdem er den Bund, den er während der Nacht mit Gott geschlossen, im Hause des Herrn besiegelt hatte, stellte er sich dem Ortsvorsteher vor und begab sich mit demselben auf's Rathhaus. Er erhielt ein eigenes Arbeitszimmer mit der Weisung, Vormittags von acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis sechs Uhr anwesend zu sein. Der Vorsteher war ein Mann von Einsicht, er wußte sich seiner Gemeinde gegenüber zu benehmen; er suchte absichtlich Alles hervor, womit er den Ueberzähligen beschäftigen konnte, er glaubte sich doch wenigstens den Anschein geben zu müssen, als bedürfe der Gemeinderath eines Schreibergehilfen.

Voll innerer Freudigkeit trat Fritz seinen neuen Beruf an, und das Gottvertrauen, in dem diese Freudigkeit wurzelte, sprach sich schon in seiner Handschrift aus. Seine Schriftzüge waren fest und sicher, und der Vorsteher wußte es nicht genug zu rühmen, wie gut er sich anzustellen wisse. Die Lästerzungen wurden zum Schweigen gebracht, und es stand kaum acht Tage an, so zog schon Jung und Alt seine Mütze ab, wenn „der alte Schreiberslehrling" vorüberging. Fritz hatte aber auch für Jeden, der ihm begegnete, ein freundliches Wort und ein gewinnendes Lächeln. Er war in dieser kurzen Zeit der ganzen Welt von Herzen wieder gut geworden. Er begriff sich selbst nicht. Er hatte keinen besondern Vorsatz gefaßt, zu dessen Ausführung er gekommen wäre; nein, es hatte sich Alles von selbst gegeben. Er hatte

nur das Eine beobachtet, er hatte seine vier Wände nie ohne Noth oder Beruf verlassen, er hatte nie einen andern Gang gemacht, als von seiner Wohnung in die Kirche oder auf das Rathhaus, und von der Kirche oder vom Rathhause in seine Wohnung, und auf allen diesen Gängen und an allen diesen Orten war er bei Gott, und Gott war bei ihm; darum konnte er nun mit dem Apostel sprechen: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir;" denn er folgte auch der Ermahnung des Apostels: „Gebet dem Teufel nicht Raum." Er huldigte dem goldenen Spruch: „Bet' und arbeite." Damit schlug oder hielt er sogar alle Angriffe des Versuchers ab und versperrte dem Anfange aller Laster, dem Müssiggange den Zutritt. Der erste Gedanke des Tages gehörte Gott, aber er duldete keine Scheidewand mehr zwischen ihm und seiner Verkörperung. Er ließ dem Bösen keine Zeit mehr, einen Wortwechsel über das Morgengebet zu entspinnen. Emma durfte nicht mehr zuvor dieses und jenes richten, und sonderbar, sie fand auch nicht mehr zuvor dieses und jenes zu richten. Erst nachdem man sich und seinen Tag in einem gemeinschaftlichen Morgenopfer dem Herrn dargebracht hatte, begab sie sich an ihr Tagewerk. Sie reinigte zuerst ihre Seele, dann reinigte sie ihr Zimmer, machte die Betten, bereitete das Frühstück und gedachte dabei der Ermahnung des Apostels: „Alles was ihr thut, ihr möget essen oder trinken, thut Alles zur Ehre des Herrn." Sie schnitt nie ein Brod an, ohne es zu segnen, sie führte nie eine Tasse zum Mund, ohne des göttlichen Gebers dabei zu gedenken, sie setzte sich nie an den Tisch, ohne den Herrn zu Gast zu laden, sie erhob sich nie vom Tische, ohne dem Herrn ihren Dank darzubringen. Und wie sie, so er, und wie er, so sie. Sie verrichteten das regelmäßige Gebet immer gemeinschaftlich. Dabei behielten Beide stets ihre Sinne und Gedanken bei einander; sie versalzte die Suppe nicht mehr, sie verbrannte das Schmalz nicht mehr, sie zerbrach das Geschirr nicht mehr, und er würgte keine Verwünschung mehr hinunter; er drückte keine Scheibe mehr hinaus, er rief keinen Sturm mehr hervor; sie trieb ihn nicht mehr aus dem Hause, und er flüchtete nicht mehr zum Becher der Vergessenheit und zum Glase der Betäubung. Nein, sie fesselte ihn an's Haus, und er fesselte sie an sich, und die Bande, mit denen sie einander fesselten, waren Bande der Liebe. Wenn die Stunde den Mann zum Tagewerke rief, nahmen Beide herzlichen Abschied von einander, und sie sprach, ihren Gatten segnend: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang, der Herr behüte deine Seele von nun an bis in Ewigkeit!" und er empfahl sie seinerseits mit einem herzlichen Worte dem Schutze des Höchsten. So lange man getrennt war, freute man sich auf das baldige Wiedersehen, und der Augenblick, in welchem diese Freude sich verwirklichte, war ein festlicher. Den Abend brachte man in traulichem Gespräche mit einander zu. Der glückliche Schriftsteller las seiner noch glücklicheren Zuhörerin die Geisteserzeugnisse des Tages vor, und ihr Beifall machte ihn

selig, seine Seligkeit aber sie doppelt selig; er feilte dann an seinen Arbeiten in ihrer Gegenwart, was er oder sie noch daran zu feilen fand, und diese Gegenwart, welche sich früher nur als störend und hemmend erwiesen hatte, war nun von dem entschiedensten wohlthätigen Einfluß auf Form und Farbe derselben, denn nunmehr konnte man von ihnen sagen:

„Und seine Worte klangen
So hell, so fromm, so rein,
Denn sie goß Lieb' und Glauben
Mit in den Klang hinein!"*)

Waren die täglichen Erzeugnisse des Geistes gehörig gefeilt und nach Kräften vollendet, so nahm man ein das Herz erquickendes und die Seele zu Gott erhebendes Buch zur Hand, freute sich des Schönen, Wahren und Guten, das man darin fand, und beschloß dann den Tag in tiefer Andacht mit einem gemeinschaftlichen Abendgebete. Da konnte der Böse denn freilich keinen Raum finden; das Herz war immer auf Gott gestellt und schlug so geregelt, wie eine Uhr. „Und wo das Herz auf Gott gestellt," singt ein geistlicher Dichter,**)

„Und wo das Herz auf Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Farb' in dieser Zeit,
Und hält sie in der Ewigkeit;
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
Bis zu dem letzten Stündlein gut,
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf.

Da mußte denn auch jede Leidenschaft schweigen. Die Verschwendung, der Geiz, die Zanksucht, die Wirthshaussucht, mit Einem Worte, der Inbegriff und die Wurzel aller Laster, die Selbstsucht, fand keinen Raum mehr, sie mußte dem Inbegriff, der Wurzel aller Tugenden, der Liebe weichen. Was ein gewisser Weltweiser des heidnischen Alterthums sagt, daß unsere Fehler nur über die Schranken getretene Tugenden seien, schien sich beinahe zu bestätigen. Sobald die beiden Gatten dem Teufel keinen Raum mehr gaben, wurde ihre Verschwendung wie von selbst zur Mildthätigkeit, ihr Geiz zur Sparsamkeit, ihre Zanksucht zur Gesprächigkeit, ihre Wirthshaussucht zur Geselligkeit, mit Einem Worte ihre Selbstsucht zur Liebe. O wie wahr fanden sie nun die Worte: „Es ist nicht schwer ein Christ zu sein," während sie früher die Wahrheit der Worte kennen gelernt hatten: „Es ist gar schwer ein Christ zu sein." Es ist schwer, ein Christ zu werden, aber es ist nicht schwer, ein Christ zu sein. Als die beiden Gattin es einmal so weit gebracht hatten, daß sich nichts mehr hemmend vor der Gnade vollen Segen stellte, was sie lediglich dem

*) Zacharias Werner.
**) Clemens August Droste zu Vischering.

Gott der Gnade selbst und seiner liebevollen und weisen Führung zu danken hatten, die sie also demüthigte, daß sie ihren Stolz hinopfern und unter schmerzlichen Thränen den ganzen Wust der Welt in die Flammen legen mußten — als sie, sage ich, es einmal so weit gebracht hatten, daß sich nichts mehr hemmend vor der Gnade vollen Segen stellte, waren sie von selbst Christen, bethätigten sie von selbst ihren heiligen Glauben, in heiligen Werken und liehen, wie sich das Wort Gottes ausdrückt, auf Wucher dem Herrn. Damit aber sammelten sie sich für den Himmel und für die Erde; denn „selig," spricht der Herr, „sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen," und noch Niemand ist durch Mildthätigkeit, wenn sie mit Weisheit gepaart war, an den Bettelstab gekommen. „Ich bin jung gewesen und alt geworden," spricht der Psalmist, „doch noch nie habe ich den Gerechten nach Brod gehen sehen." Die Gerechtigkeit aber ist, was die Liebe des neuen Bundes, der Kern des werkthätigen Glaubens und der Herd und Inbegriff sowie die Beherrscherin und Gesetzgeberin aller Tugenden, sie umschließt und regelt besonders auch die Mildthätigkeit, die Sparsamkeit, die Gesprächigkeit und die Geselligkeit und bewahrt sie vor der Verschwendung, vor dem Geize, vor der Schwatzhaftigkeit und vor der Zerstreuungssucht. In ihr hängen alle Tugendwurzeln und alle Wurzeltugenden, sowie alle Tugenden überhaupt zusammen, und mit ihr werden sie am häuslichen Herde alle gehegt und gepflegt, wie in der Selbstsucht alle Laster wurzeln und alle Wurzellaster, so wie alle Laster überhaupt zusammenhängen und mit ihr am Wirthshaustische alle gehegt und gepflegt werden. Die Gerechtigkeit aber oder die Liebe lehrt u. a. namentlich auch weise sein, denn „der Anfang der Weisheit," sagt die heilige Schrift, „ist die Furcht Gottes," und die Furcht Gottes ist eben die Gerechtigkeit, oder die Liebe. Fritz und Emma wurden weise, sobald sie anfingen, Gott zu fürchten und Liebe zu üben; und ihre Weisheit erstreckte sich auf das Ewige, wie auf das Zeitliche. Indeß sie sich einige Schätze im Himmel ammelten, ersparten sie sich auch einen Nothpfennig für die Erde. Sie hielten sich an den Spruch der Weisen: „Alles hat seine Zeit." Emma klammerte ihr Herz nicht mehr an den Groschen, sie hielt zwar ihr Geld zu Rathe, aber sie rechnete und gab es weg, wenn sie ihren wahren Vortheil dabei sah; sie kaufte nicht mehr nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, sie kaufte im Vorrathe und im Großen, und damit ersparte sie sich tausend Verlegenheiten, die sie früher in ihrer Haushaltung beengt hatten, und kam zu Küchenvorräthen, zu Hausgeräthschaften, zu Kleidungsstücken, zu Weißzeug, zu Holz, zu Geld, kurz zu Allem, was des Leibes Nothdurft erfordert, sie wußte selbst nicht wie; und buchstäblich erfüllte sich ihr die Verheißung des Herrn, der da spricht: „Ihr sollet nicht ängstlich sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Euer Vater im Himmel weiß, daß ihr das Alles bedürfet. Darum trachtet zuerst nach dem

Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Alles dazu gegeben werden," oder ihr werdet zu dem Allem von selbst kommen.

Das gute Pärchen war bisher nur deßwegen zu nichts gekommen, weil es nicht zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit getrachtet hatte, weil namentlich Fritz dem Versucher, der es diesem Reiche und dieser Gerechtigkeit immer mehr entfrembete, nicht nur nicht aus dem Wege gegangen war, sondern diesen, seinen grimmigsten Feind, sogar geflissentlich in seiner Herberge, im Wirthshause, aufgesucht hatte. Nun er dies nicht mehr that, nun er den Aufenthalt im Hause des Fluches gegen den Aufenthalt im Hause des Segens vertauschte, war Alles mit Einem Male anders, in ihm anders, und außer ihm anders. Die beiden Gatten kannten sich gegenseitig nicht mehr, oder vielmehr sie lernten sich gegenseitig erst recht kennen, erst recht schätzen und lieben. Sie konnten es kaum mehr glauben, daß sie einander je hatten einen Augenblick verbittern können. „Wir haben uns doch so herzlich lieb," sagte Emma, „und hatten uns von jeher so herzlich lieb. Wie war es doch möglich, daß wir je in Streit mit einander gerathen konnten? Und um was in Streit miteinander gerathen konnten? Um des Kaisers Bart. Der Mensch ist doch selbst sein größter Feind. Aber, verzeihe mir, lieber Fritz, du warst früher auch ganz anders, als du jetzt bist. Dein ganzes Wesen hat sich geläutert, geklärt. Eine neue, reine Seele strahlt dir aus den Augen; und auf deiner Stirne lese ich geschrieben, daß du dich frei fühlst in deinem Innern, daß du glücklich, unaussprechlich glücklich bist in deinem Gott." — „Bist du doch selbst anders geworden," erwiederte Fritz, „du hast einen ganz anderen Ton, eine andere Stimme, ein anderes Wesen angenommen, du treibst mich nicht mehr aus dem Hause." — „Habe ich dich je aus dem Hause getrieben?" versetzte Emma gekränkt. „Nein, lieber Fritz, nun verzeihe du mir, kehre, wenn ich dich bitten darf, vor deiner Thüre, lade nicht deine Sünden auf anderer Leute Schultern. Nicht ich habe dich aus dem Hause getrieben, sondern deine Leidenschaft, deine Zerstreuungssucht, deine Wirthshaussucht hat dich aus dem Hause getrieben, und benebelt, ja betrunken kamst du wieder in das Haus. Konnte ich dir da gute Worte geben? Ich hätte kein Weib, ich hätte ein Engel sein müssen." .... „Still," unterbrach sie Fritz; „rühre den alten Schlamm nicht wieder auf." „Wenn man den Wolf nennt, sagt das Sprichwort, so kommt er g'rennt. Erinnerung an einen Streit erneuert denselben. Laß dir die Geschichte vom Finkenstreit erzählen. Hans und Grete lebten miteinander, wie die Eheleute im Himmel mit einander leben würden, wenn's dort Eheleute gäbe. Aber zuweilen kam denn doch auch ein kleiner Wortwechsel vor. Grete that ihrem Hans, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Da war denn einmal Hansens Geburtstag. Es war im Sommer. Man speiste im Freien unter dem breiten Laubdach einer majestätischen Linde.

Grete tischte in ihres Herzens Freude auf, was Küche und Keller, oder vielmehr Grete vermochten. Die Glücklichen waren seit ihrem Hochzeitstage nicht mehr so vergnügt gewesen. Da hörten sie einen Vogel pfeifen. „„Wie schön doch dieser Zeisig schlägt!““ sagte Grete. — „„Du bist mir auch eine feine Kennerin,““ erwiederte Hans, „„kaufst einen Distelfinken für einen Zeisig.““ — „„Einen Distelfinken?““ versetzte Grete höhnend, „„ich glaube, du träumst am hellen Tage. Hat man je etwas so Albernes gehört? Einen Distelfinken! ha! ha! ha! So wahr ich Grete heiße, es war ein Zeisig.““ — „„Und so wahr ich Hans heiße,““ entgegnete ihr Gemahl, „„es war ein Distelfink.““ — „„Und so wahr du Hans Narr heißen solltest,““ erwiederte Grete, und wollte noch was hinzusetzen. Aber patsch, saß ihr eine Ohrfeige auf der linken Wange“ .... — „Was bringst du doch da für tolles Zeug vor?“ fiel Emma voll Verdruß ein. „Du willst doch nicht etwa gar ein zweiter Hans an mir werden wollen? Ich rathe dir, das laß fein hübsch bleiben, es könnte dir übel bekommen.“ Wäre Fritz angetrunken gewesen, wie es früher zuweilen der Fall war, oder wäre er nur noch unter dem Einflusse der Wirthshausleidenschaften gestanden, so wäre es jetzt wieder auf ein paar Wochen um den lieben Hausfrieden geschehen gewesen, und der Böse hätte wieder seinen Spielraum gehabt. Nun aber in Fritzens innerer Welt das Gleichgewicht hergestellt war, verzog sich das drohende Gewitter, und der Versucher mußte das Feld räumen. Fritz that das Beste, was er im vorliegenden Falle thun konnte. Er überging den Ausfall seiner Frau mit Stillschweigen, trat an's Fenster und trommelte gelassen auf die Scheiben. Emma murmelte etwas von einem Schwarzwälder Bauern, aber Fritz gab sich den Anschein, als höre er nichts. Auf einmal fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, in seiner Erzählung fort. „Also damit ich meinen Faden nicht verliere,“ sagte er, „der Geburtstag ging vorüber, wie Alles in der Welt vorübergeht; der Finkenstreit wurde der Vergessenheit übergeben. Die beiden Gatten lebten wieder, wie im Himmel. Am nächsten Geburtstage tafelten sie wieder unter der Linde. Alles war, wie am vorhergehenden. Da begann Hans: „„Erinnerst du dich noch des albernen Finkenstreites, der uns bald entzweit hätte?““ — „„Ja wohl erinnere ich mich noch desselben,““ erwiederte Grete. „„Er endete mit einer Ohrfeige; aber eine Ohrfeige ist blos eine Rohheit, noch kein Beweis. Der Gegenstand unseres Streites war kein Fink, es war ein Zeisig.““ — „„Nein meine Liebe,““ versetzte Hans, „„es war ein Fink.““ — „„Ich glaube, du bist selbst ein Fink,““ erwiederte Grete, „„oder gar ein Gimpel, ich sage dir, ein- für allemal, es war ein Zeisig.““ — „„Und ich sage dir ein- für allemal, es war ein Fink,““ entgegnete Hans. — „„Und ich sage dir ein- für allemal, du bist ein Narr,““ versetzte Grete, und patsch saß wieder eine Ohrfeige auf ihrer linken Wange. — „Nein, das ist nicht länger auszuhalten,“ rief Emma und wollte Reißaus nehmen. Fritz

aber hielt sie mit sanfter Gewalt zurück und gab der Widerstrebenden einen Kuß statt einer Ohrfeige auf die linke Wange. Sie mochte schelten wie sie wollte, er erwiderte alle Scheltworte mit Liebkosungen, und damit verrammelte er dem Feinde, so oft er seinen Anlauf nahm, den Weg.

Die Verhältnisse waren aber auch anders geworden. Wenn man sich den ganzen lieben, langen Tag unaufhörlich um einander herumdreht, muß man nothwendig alle Augenblicke an einander streifen, und Reibung muß auf Reibung folgen. Es ist schon deßhalb rathsam, daß der Mann, den sein Beruf in's Haus spricht, ein eigenes Zimmer halte. Der Mensch ist Mensch, und besonders das Weib ist nie seiner Stimmung sicher. „Der mächtigste von allen Herrschern" aber, sagt Schiller, „ist der Augenblick." Laß nun eine dieser zahllosen Reibungen in einem Augenblicke eintreten, in welchem der eine oder der andere Theil sich selbst nicht in der Gewalt hat: patsch sitzt eine Ohrfeige auf der linken Wange, und es ist vielleicht auf Monate und bei Wiederholungen auf immer um den ehelichen Frieden geschehen. „Frieden aber nährt," sagt das Sprüchwort, „Unfrieden zehrt." Ohne Frieden kann man nie zu etwas kommen, der Frieden aber ist wie Glück und Glas, wie bald bricht das! Der Frieden läßt sich nicht wohl erhalten, wenn man sich immer in einem und demselben Zimmer herumtreibt. Wahrlich, jener reiche Sonderling hatte nicht ganz Unrecht, wenn er seine Frau nur zweimal jährlich auf wenige Tage sah, um ihr stets eine neue und deßhalb willkommene Erscheinung zu bleiben. Die Alltäglichkeit stumpft ab. Diese Gefahr hatte das Schicksal, oder vielmehr die liebende Vorsehung von unserem guten Pärchen nun abgewendet. Fritz war nur wenige Stunden des Tages zu Hause; den größten Theil seiner Zeit brachte er auf seinem Arbeitszimmer im Rathhause zu; und wenn er in seine Wohnung zurückkehrte, war er jedesmal eine neue und willkommene Erscheinung, und beide Gatten hüteten sich gleich sehr, die wenigen Stunden, die sie beisammen waren, durch eiteln Wortwechsel zu vergällen. Wenn sich je ein solcher zu entspinnen drohte, gedachte Fritz des Sprichwortes: „Mit Schweigen sich verred't Niemand," trat an's Fenster und trommelte gelassen auf die Scheiben. Damit erhielt er das eheliche Gleichgewicht, oder stellte es, wenn es je gestört wurde, im Augenblicke wieder her, indem er auf diese Art stets die Herrschaft über sich selbst behauptete und dem Feinde nie Gelegenheit gab, die Zügel an sich zu reißen. So wußte er immer, was er that, und was er zu thun hatte, und weil er es wußte, und stets nach bestem Wissen und Gewissen handelte, vergaß auch sie nie, was sie that und was sie zu thun hatte, und handelte ebenfalls stets nach bestem Wissen und Gewissen. Das Sprichwort sagt: „Wie der Herr, so der Knecht;" es könnte eben so gut sagen: „wie der Mann, so die Frau;" und umgekehrt „wie die Frau, so der Mann." Der Mann macht die Frau, und die Frau macht den Mann zu einem Kind Gottes, oder zu

einem Kind des Satans. Keines mischte sich mehr in die Angelegenheiten des Andern, Emma besorgte die Haushaltung und führte ihre Haushaltungskasse, und Fritz besorgte seine Geschäfte und führte seine Geschäftskasse, und beide Gatten und beide Kassen befanden sich gut dabei. Fritz war ein schneller Arbeiter, und mit der Zeit, wenn er einmal in's rechte Geleise gekommen war, konnte er haushalten, wie Keiner. Von den acht Arbeitsstunden, die ihm zugemessen waren, erübrigte er sechs für sich, und doch leistete er dabei in seiner Schreiberei so viel, als zwei gewöhnliche Männer vom Fache mit einander darin geleistet haben würden. Diese sechs Stunden verwendete er auf schriftstellerische Arbeiten. Und nun er selbst nicht mehr aus dem Gleichgewichte kam, schrieb er auch Artikel über das europäische Gleichgewicht, die sich, wie er sich auszudrücken pflegt, gewaschen hatten. Nun fehlte es ihm denn auch nicht mehr an erforderlichen Mitteln zur Erweiterung seiner literarischen Verbindungen; seine größeren Arbeiten aber waren von der Art, daß sie ihren Verleger nicht einmal mehr zu suchen brauchten; die Verleger suchten sie. Das gute Pärchen mußte zu etwas kommen, und es kam nicht nur zu etwas, es kam zu Allem, es kam zu Geld und kam zu Gott, und sammelte sich Schätze für Zeit und Ewigkeit. Ohne Gott zu nichts, mit Gott zu Allem.

III.

Ein Nachmittag auf dem Volksfeste in Kanstadt.

Kanstadt und seine Umgebung ist Württembergs Paradies. Man hat schon gewaltig gegen die Verschwendung geeifert, der Eisenbahn einen Weg durch den Rosenstein zu graben, während man diesen Maulwurfshügel, wie ihn zuweilen die Landleute nicht unpassend nennen, so leicht hätte umgehen können; aber wo die Natur mit ihren Schönheiten so verschwenderisch ist, darf auch die Kunst nicht allzuängstlich rechnen, wenn es nur einer kleinen Nachhülfe von ihrer Seite bedarf, um diese Schönheiten in ihrem vollen Lichte hervortreten zu lassen. Damit aber dürfte die Durchgrabung des Rosensteins völlig gerechtfertigt erscheinen. Auf allen Seiten von Mauern umdrängt, arbeitest du dich im Bahnhofe von Stuttgart, der zwischen eine ungeheure Häusermasse eingezwängt, dich zu deinem nicht geringen Entsetzen unwillkührlich an jenen eisernen Sarg erinnert, dessen Wände mit jedem Tage näher zusammenrückten, bis sie zuletzt den Unglücklichen, welcher darin gefangen saß, zusammendrücken und zermalmen mußten, arbeitest du dich, sage ich, im gedrückten und drückenden Bahnhofe von Stuttgart mit unsäglicher Mühe durch das wogende Menschengewühl und gelangst endlich keuchend und in Schweiß gebadet in den nächsten besten Wagen, an dessen Freitreppe du vom Gedränge geschoben wirst. Wenn du der Herkulesarbeit gewachsen

bist, dir nach jedem beliebigen Ziele Bahn zu brechen, so rathe ich dir an Tagen, wie der Tag des Kanstadter Volksfestes ist, für die kurze Strecke von Stuttgart bis Kanstadt nach dem Vorgange der Württembergischen Eisenbahn-Direktion nicht allzuängstlich zu rechnen, und einen Wagen zweiter Klasse zu besteigen, du wirst dadurch nur um zwei Kreuzer ärmer. Und was sind zwei Kreuzer für einen Tag, wie der Tag des Kanstadter Volksfestes ist? Freilich, wenn du nicht zu den entschlossensten und stärksten Naturen gehörst, mußt du dich schieben lassen, wohin dich zu schieben dem Strome beliebt. Allein wenn du auch in einen Wagen dritter Klasse geschoben und gehoben wirst, wo die Menschen so dicht neben einander sitzen und stehen, daß kein Apfel mehr zwischen ihnen zu Boden fallen könnte: fasse dich in Geduld, nach Verfluß von fünf Minuten öffnet sich dir die Pforte des Paradieses. Das dritte Zeichen schlägt an dein Ohr, und wenn du bei dem allbetäubenden Lärm noch im Reich der Töne irgend zu unterscheiden vermagst, vernimmst du seinen Klang und preisest dich glücklich. Im nächsten Augenblicke wird der Wagen und mit ihm der ganze in denselben hineingepreßte Menschenknäuel durch einen gewaltigen Stoß erschüttert, der Zug schickt sich an, seinen Inhalt auf Fittigen des Sturmes zum Licht und zur Freiheit zu tragen. Aber kaum hast du die Dämmerung begrüßt und jauchzest dem Tag entgegen, so umfängt dich plötzlich schwarze Nacht, damit du noch einmal alle Schrecken der Finsterniß kosten mögest, ehe sich dir die Herrlichkeit aufthut. Doch siehe, im nächsten Augenblicke lacht dir auch die ganze Pracht der Schöpfung entgegen, als stiege sie eben auf das Werde des Allmächtigen vor deinen Augen aus dem Schooße des Nichts empor. Um das entzückende Schauspiel nicht in allzuraschem Fluge an dir vorüberzuführen, mäßigt allmälig das schnaubende Dampfroß seinen feurigen Lauf und trägt dich langsamern Schrittes über die gewaltige Bahnbrücke, die von der Mündung des Tunnels nach dem jenseitigen Gestade des reizenden Neckars hinüberführt, nach dem nahegelegenen Bahnhof von Kanstadt. Vom Dammwege herab schweift dein entzücktes Auge auf dieser kurzen Strecke über die schönste Thalgegend, die du im Schooße Deutschlands finden kannst. Zu deiner Rechten erhebt sich auf einer weithin herrschenden Anhöhe die neuerbaute Villa Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Württemberg mit ihren wunderlieblichen Anlagen. Vom Fuße dieser prachtgekrönten Anhöhe herüber winkt dir der freundliche Badeort Berg seinen herzlichen Willkomm zu. Unmittelbar hinter Berg steigt von Rebengeländen umrankt das liebliche Pfarrdorf Gaisburg scheinbar amphitheatralisch gruppirt, nach dem Saume eines sich weithin streckenden Gebirgswaldes empor. In größerer Entfernung, am Fuße desselben Gebirgszuges, siehst du den Marktflecken Wangen mit seinem im Schooße der Weinberge über ihm thronenden, leuchtthurmartig in die Ferne hinausragenden Kirchlein, und hinter ihm noch einen kaum mehr noch zu

unterscheidenden Häuserstreifen, der von den Hebdeln, d. h. Rehgaisen oder Rehen, welche in früheren Zeiten, so lange die ganze Gegend bis in die Mitte des Thalgrundes hinab noch mit Wald bedeckt war, dort gefangen wurden, noch heute den Namen Hedelfingen führt. Weiter hinauf begrenzen deinen Gesichtskreis die in schwankenden Umrissen mit dem Nebelgrau des Himmels verschwimmenden Höhen, welche auf die am Fuße des gegenüber liegenden Gebirgszuges liegende ehemalige Reichsstadt Eßlingen hinabschauen, die durch eine Biegung des Thales deinem spähenden Auge entzogen wird. Der entfernteste Ort, den du auf dieser Seite des Thalgrundes, am Fuße desselben rebenbewachsenen Höhenzuges, zu unterscheiden vermagst, ist Obertürkheim mit seinem weißen, das ganze Ort überragenden Kirchlein. Dein Blick schweift von diesem lieblichen Punkte aus weiter hinauf nach dem von seinem rothen Lehmboden sogenannten Rothenberg, dessen weithin blickender Gipfel dereinst das Stammschloß der Herren von Württemberg trug, und nun das prachtvolle Grabmal der Höchstseligen Königin Katharina von Württemberg, einer kaiserlichen Prinzessin von Rußland, trägt. Am Fuße dieses, dem Herzen jedes Württembergers so theuren Gebirgsvorsprungs, der den äußersten Vorposten des sogenannten Schurwaldes bildet, in kaum bemerkbarer Entfernung von Obertürkheim, erblickst du, dem freundlichen Schwesterort Wangen gegenüber, auf dem rechten Ufer des Neckars, unmittelbar von den Fluthen desselben bespült, den schönen und heitern Marktflecken Untertürkheim. Von ihm aus schweift dein Auge am Fuße desselben Höhenzuges in raschem Fluge wieder zu deiner nähern und nächsten Umgebung zurück, und über das lachende Kanstadt hin, das kleine Versailles des kleinen Paris mit seiner regellos durcheinander geworfenen Häusermasse, deren Grundmauern noch aus den ältesten Tagen des römischen Kaiserreichs stammen, wie schon der Name bezeugt, der sich aus der Abkürzung des ursprünglichen Namens Castra Antonii (C. An.) mit Hinzusetzung der allgemeinen Bezeichnung „Stadt" bildete. Auf keinem Fleck der Erde berühren, ja durchschlingen sich die Extreme von Dorf und Stadt so sehr, als in diesem alten Antoniuslager, das man, weil es in seiner neuen Gestalt größtentheils eine Schöpfung Sr. Majestät des Königs Wilhelm ist, heute beinahe in Wilhelmsburg umzutaufen sich versucht fühlen dürfte. Neben den stolzesten Palästen die armseligsten Hütten, hinter den breitesten und reinlichsten Straßen die engsten und schmutzigsten Gäßchen; hier die elegantesten Hofwagen mit arabischen Hengsten bespannt, welche in silberstrotzendem Geschirre prangen, dort ein dampfender Mistkarren, von zwei Stück Rindvieh gezogen, welche an die sieben magern Kühe Pharao's erinnern; hier die feinsten Pariser Anzüge, die kostbarsten Gewänder von Seide und Goldstoff, dort der schwäbische Bauernkittel und die gelbe Lederhose, welcher die benachbarten Remsthaler den stolzen Namen „Gelbfüßler" danken; hier der größte Reich-

thum, dort die bitterste Armuth; hier die üppigste Schwelgerei, dort der nagendste Hunger; hier die feinste Bildung, dort die entsetzlichste Rohheit; hier ein Thalientempel, dort eine „Prügelvorstadt;" hier ein „maurisches Königsbad," dort ein schwäbischer Düngerhaufen. Doch an diese Gegensätze denkt man nicht im Anblicke der Umgebungen des Bahnhofes, an welchem der Zug nun angekommen, und du eilst im beseligenden Gefühle der wieder erlangten Freiheit mit geflügeltem Schritte dem weitberühmten Hôtel Hermann zu, durch dessen Garten dich der Weg nach dem Festplatze führt. Noch ein paar hundert Schritte, und du stehest mitten im Gewühle des Kanstadter Volksfestes.

Das Kanstadter Volksfest! Ein patriotischer Wonneschauer durchbebt den Württemberger, wenigstens den Altwürttemberger, wenn er dieses Wort hört; und König Wilhelm, dessen Geburtstag durch dieses am nächsten, oder wenn ein Sonntag einfällt, am übernächsten Tage darauf stattfindende Fest verherrlicht wird, wie er selbst wieder in dankbarem Reflexe das Fest verherrlicht, König Wilhelm hätte kein geeigneteres Mittel ausdenken können, das Herz des Fürsten und das Herz des Volkes an einander zu ketten. Das Kanstadter Volksfest ist wesentlich ein landwirthschaftliches Fest, an welchem sich die ganze Landwirthschaft des ganzen Landes, vom Könige an, dem ersten aller Landwirthe des Landes, bis zum geringsten Sölbner des unbedeutendsten Kleinbauers betheiligt; und eben darum ist Kanstadt, in welchem sich Adel und Bauerschaft am nächsten berühren, der geeignetste Platz für dieses Volksfest, ich würde sagen Nationalfest, wenn ich in einem Bruchtheile eines Bundesstaats, oder wie ich mich vielleicht richtiger ausdrücken würde, eines Staatenbundes, dessen Gesammtheit nicht einmal den Charakter der Nationalität an sich trägt, eine Nation erblicken könnte. Das Kanstadter Volksfest ist gleichsam der Tag, oder vielmehr der Jahrestag der Vermählung zwischen König und Volk, und dadurch wird ihm der Stempel der Versöhnung zwischen der Aristokratie und der Demokratie überhaupt aufgedrückt. Aus diesem Grunde schon mußte denn auch der Versuch zu einer allgemeinen Schilderhebung, welche in dem lächerlich-ernsten Jahre 1848 bei dieser Feier stattfinden sollte, nothwendig in sich selbst zusammenfallen. Das Kanstadter Volksfest ist ein Volkstag, aber es ist zugleich auch ein Fürstentag, und was als vermittelndes Moment über beiden steht, es ist überdieß auch noch ein Gottestag, es ist ein heiliger, durch seinen Zweck, den Zweck der Verherrlichung Gottes mittelst Hebung des Ackerbaues, dieser würdigsten und Gott wohlgefälligsten Beschäftigung eines Volkes, sowie durch die patriotische Gesinnung, welche durch dieses Fest im Herzen jedes Württembergers geweckt und genährt wird, geheiligter Tag. Darum zeichnet sich dessen Feier auch bei allem Getümmel und Gewimmel von jeher durch den Geist der Ruhe

und der Ordnung aus, der selbst das frechste und verwegenste Gesindel einschüchtert.

Für das eigentliche landwirthschaftliche Fest ist bloß der Vormittag bestimmt; der Nachmittag gehört lediglich der Geselligkeit und dem Sinnes-Genuß. Zuerst wird das Vieh vorgeführt. Bist du ein Freund der Viehzucht, so versäume es also nicht, dich bei Zeiten einzustellen. Du erkennst den Mittelpunkt des Festplatzes an einer mit allen Arten von Früchten des Landes, besonders Getreide, Obst und Trauben umkleideten, frei in die Luft sich erhebenden Säule. Diese Festsäule lehnt sich an eine ziemlich umfangreiche Bretterbühne, welche für den König und seine nächste Umgebung, sowie für die Preisrichter bestimmt ist. Von dem Rücken dieser Bühne laufen nach beiden Seiten, zur Kreisform sich zusammenziehend und amphitheatralisch übereinandersteigend, die Bänke für das schaulustige Publikum aus; und diese füllen sich, obgleich der Preis der Plätze nicht eben niedrig genannt werden kann, namentlich bei günstigem Wetter zuweilen dermaßen an, daß da oder dort ein Gerüste zusammenbricht, um ringsum Schrecken und Bestürzung zu verbreiten. Doch kommen diese Unfälle, die schon Menschenleben gekostet haben, bei der strengen Aufsicht, der die Erbauer dieser Gerüste heutzutage unterworfen werden, in neuerer Zeit immer seltener vor, und du magst dich ohne große Besorgniß auf deine Bank setzen; nur unter den Bänken, wohin sich zuweilen eine falschverstandene Sparsamkeit flüchtet, um durch die Spalten zu sehen, dürfte der Standpunkt noch jetzt ein gefahrdrohender sein, denn bei der größten Vorsicht im Aufbau können durch Verschulden der Obenstehenden immer noch einzelne Stücke herausbrechen und durch die niederstürzende Last dich erdrücken; tritt, wenn du ängstlich rechnen mußt, oder zu müssen glaubst, lieber hinter das Seil zurück, das um den ganzen Circus herumläuft, und begnüge dich mit dem, was du von dort aus durch die wogende Menschenmasse hindurch von dem Schauspiele zu erspähen vermagst. Natürlich, wenn du ein Freund der Viehzucht oder gar ein Viehzüchter selbst bist, wirst du dich deine sechs Batzen nicht reuen lassen, dir einen günstigen Platz auf dem Schaugerüste zu erkaufen. Aber du mußt mit der Gabe der Geduld ausgerüstet sein und dir, wie gesagt, bei Zeiten, oder eigentlich vor Zeiten, d. h. wenigstens anderthalb Stunden vor Eröffnung des großen Drama deinen Platz sichern, du mußt dir also, da dieses bloß mittelst deiner leibhaftigen Gegenwart bewerkstelligt werden kann, das Aushalten der Qual einer anderthalbstündigen Erwartung zutrauen können. Gegen 10 Uhr Vormittags werden die Thiere zur Musterung vorgeführt, die schönsten Farren, Stiere, Kühe, Widder, Schafe, Lämmer, Eber, Mutterschweine, Ferkeln, Hengste, Stuten, Fohlen u. s. w. u. s. w., die du im ganzen Lande findest. Von diesen werden wieder die schönsten ausgewählt und mit einem ersten, zweiten und dritten Preise gekrönt, die gekrönten sodann auf's Schönste be-

kränzt im Circus herumgeführt, um vom schaulustigen Publikum nach Gebühr und Verdienst bewundert zu werden. Wenn dieser Triumphzug vorüber ist, eröffnen sich die Schranken den Rennpferden. Die flüchtigsten Renner des ganzen Landes treten als Preisbewerber auf; nur die Rosse des hohen Adels verschmähen das schnöde Gold des Landes und die Gesellschaft des gemeinen Gesindels, sie halten am folgenden Tage ihr besonderes Wettrennen unter einander. Der Zeiger hat den Lauf vollbracht, das Zeichen wird gegeben, und der Pfeil schnellt vom Bogen. Die Pferde greifen aus, als gälte es den flüchtigsten Bahnzug zu überholen, und wenn sie ausharren könnten, würde auch das keuchende Dampfroß zurückbleiben. Aber eben am Ausharren fehlt's, und die am hitzigsten abschnellen, lassen am ehesten nach, die aber ihre Kräfte im Anfang schonen, kommen am weitesten voran, die Ersten werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten. Darum halten sich die Wolfschluger, die in der Regel die ersten Preise bekommen, an den Grundsatz, den man der gesammten Industrie des Tages nicht tief genug einprägen kann: Lieber klein angefangen und groß aufgehört, als groß angefangen und klein aufgehört. Sie haben aber auch ihre besonders geschulten Reitjungen, die sich eine solche Haltung auf dem Pferde zu geben wissen, daß sie es dadurch in seinem Fluge unterstützen, während die Bauerntölpel, aus denen in der Regel die übrige Sippschaft der Rennpferdelenker dieses Tages besteht, Alles aufbieten, es in demselben zu hemmen, und in ihrem rastlosen Jücken und Drücken, und Drängen und Zwängen das Thier und sich selbst dermaßen in die Verzweiflung hineinhetzen, daß auf einmal beide zum großen Ergötzen des Publikums in den Sand rollen. Die drei, die nach dreimaligem Durchfliegen der Kreisbahn zuerst das Ziel erreichen, erhalten die drei ausgesetzten Preise, je ein mit schwarzem Saffian überzogenes, innen mit rothem Sammt ausgeschlagenes Etui, dessen glänzender Inhalt in nagelneuen württembergischen Dukaten besteht. Dieselben Preise sind auch den Eigenthümern der übrigen gekrönten Thiere zu Theil geworden.

Die Preisvertheilung und mit ihr das landwirthschaftliche Fest ist beendet, und das eigentliche Volksfest, das Fest, an welchem sich alles Volk, auch das nicht landwirthschaftliche, wenigstens und vorzugsweise das nicht wirthschaftliche, d. h. das nicht allzuängstlich rechnende, aber auf der andern Seite auch wieder vorzugsweise das wirthschaftliche, d. h. das Wirthschaften haltende, sowie das dem Wirthshausleben sich hingebende Volk mit ganzer Seele und mit ganzem Leibe betheiligt.

Dein Magen knurrt schon lange,
Doch sei dir drob nicht bange,
Denn ringsum ist schon Alles
Gewärtig dieses Falles.

Hunderte von Bretterhütten, worin die feinsten Leckerbissen deiner warten, winken dir entgegen. Schon der köstliche Duft, der dir von allen Seiten zuströmt, ist ein Genuß, der dich noch wochenlang in der Nase und im Gaumen kitzelt. Im „neuen Tagblatt“ sowohl als in der „Schnellpost,“ ja gar im vielgepriesenen „Merkur“ findest du von einem Stuttgarter Wirthe, der seine Bude auf dem Festplatze aufgeschlagen, die allversprechende Anzeige:

„Willkommen, alle Gäste,
Die mich beehr'n am Feste!
Ihr Trinker und ihr Esser,
Ihr findet's nirgends besser;
Den stärksten Bock von München,
Den Magen auszutünchen,
Die allerfeinsten Weine
Vom Neckar und vom Rheine,
Für Damen und für Herrn,
Zehntausend Eimer gern;
An fünfzehnhundert Gänsen,
Werth, alle zu bekränzen;
Dreitausend Portionen
Vom besten Sauerkraut,
Schwarzwildpret und Makronen
Von feinster Sauce umbraut.
Und weiter und so weiter
Noch eine ganze Leiter.
Ihr kennt ja meinen Keller
Und meine Küche schon,
Ihr kennt auch meinen Teller
Und meine Portion;
Ihr kennt auch meine Satzung,
Sie heißt: recht viel und gut.
Drum biet' ich meine Atzung
Euch an voll Hoffnungsmuth.
Ihr werd't bei solchen Schätzen
Mich nicht zurücksetzen,
Ihr werd't bei so viel Sachen
Mich nicht zu Schanden machen.

Euer ergebenster

Klein-Paris
den 28. Sept. 1856.

Wurstzipfel zur goldenen Zipfelwurst,
Bude Nr. 20 zunächst der Prügelgasse.“

Ehe du die Bude Nr. 20 zunächst der Prügelgasse, oder irgend eine andere Speisehütte aufsuchst, will ich dir zu bedenken geben, daß das Recht, eine solche Bude auf dem Kanstadter Volksfeste — ich rede, wie das Volk redet, sonst würde ich Volksfestplatze sagen — daß das Recht, sage ich, eine solche Bude auf dem Kanstadter Volksfeste aufzuschlagen, Geld kostet, schwer Geld kostet, millionisch Geld kostet, wie sich Herr Wurstzipfel zur goldenen Zipfelwurst ausdrücken würde, und daß die Bude selbst wenigstens auf ihre

zwei- bis dreihundert Gulden zu stehen kommt. Ich will dir ferner zu bedenken geben, daß ein Budenwirth auf dem Kanstadter Volksfest einer sehr zahlreichen Mann- und Frauenschaft nicht nur zur Bedienung, sondern auch zur Beobachtung der Gäste bedarf. Das Sprüchwort sagt: „Du siehst dem Menschen auf den Kragen,“ nämlich den Rockkragen, d. h. den Rock oder die Kleidung überhaupt, „aber nicht in den Magen;“ eine sinnige Mahnung, sich am Munde abzusparen, was man bedarf, um sich gut kleiden zu können; du siehst dem Menschen aber eben so wenig in den Geldbeutel oder gar in's Herz, du weißt also nicht, ob der Eine oder der Andere nicht vielleicht mehr oder besser zu speisen wünscht, als sich mit dem Stand seiner Börse verträgt, oder ob er es nicht gar auf eine Verwechslung der Begriffe des Eigenthums abgesehen hat. Darum bedürfen denn auch Herr Wurstzipfel und Consorten an solchen Tagen eines besondern Aufsichtspersonals in ihren Lokalitäten; und dieses Aufsichtspersonal muß aus Leuten bestehen, die nicht auf den Kopf gefallen sind, die zugleich aber auch das Herz auf den rechten Fleck sitzen haben, d. h. in Wort und Werk dem Wahlspruch Württembergs huldigen: „Furchtlos und treu,“ weil sie sich sonst, wie zuweilen die Ständekammer, mit einer kleinen Umstellung der Laute statt dessen leicht als fruchtlos und theuer herausstellen dürften. Du wirst aber wohl selbst wissen, daß die weißen Raben selten sind und mehr Geld kosten, als die schwarzen. Ich will dir endlich noch zu bedenken geben, daß der Budenwirth auf dem Kanstadter Volksfest diesen Tag als Erntetag in seinen Kalender einträgt, somit schon vornweg gesonnen ist, so viel als möglich zu schneiden. Darum, wenn du auch nicht zu Denjenigen gehörst, welche allzuängstlich rechnen, versetze dich, wenn du deinen Ueberschlag machst, im Geiste in das Weichbild von Paris, und kehre das Verhältniß um, das zwischen Klein-Paris und Klein-Versailles besteht. Kanstadt ist, so zu sagen, eine Vorstadt von Stuttgart; an diesem Tage aber stellt sich das Verhältniß umgekehrt heraus, Stuttgart ist eine Vorstadt von Kanstadt. In den Vorstädten von Paris nun ist Alles blos halb so theuer als in der Stadt selbst. So ist's am Tage des Volksfestes auch in Kanstadt, besonders auf dem Festplatze, dem sogenannten Wasen. Was in Klein-Paris drei Batzen kostet, bekommst du an diesem Tage in Klein-Versailles nicht billiger als um sechs. Darnach richte dich, wenn du mit deinem Geldbeutel rechnest, und du wirst dir den Schmerz ersparen, dem Wuchergeiste unserer Zeit fluchen zu müssen.

Du hast unter Zugrundlegung dessen, was ich dir zu bedenken gegeben, mit deinem Geldbeutel gerechnet, und trittst nun getrost unter das Dach der Bude Nr. 20. Herr Wurstzipfel empfängt dich in höchsteigener Person und äußert eine „millionische“ Freude, dich zu sehen; du findest nirgends in der Welt einen zuvorkommendern und freundlichern Wirth; nur in seltenen unbewachten Augenblicken schielt der Fleischer hinter der Maske des Hof-

mannes hervor. Ein unerschöpflicher Schmeichler gegen seine Gäste, so lange sie bei Bewußtsein, d. h. nach seinen Begriffen, bei Geld sind und was drauf gehen lassen, hö.t er auch gern, wenn man ihm schmeichelt. „Haben Sie meine Annonce in den öffentlichen Blättern gelesen?" ist die erste Frage, die er an dich stellt. „Und wie hat sie Ihnen gefallen?" setzt er, ohne deine Antwort abzuwarten, hinzu. „Nicht wahr? ein Kapitalstück von Poesie? Sie sind selbst Dichter, überdieß Kunstkenner; auf Ihr Urtheil lege ich einen besondern Werth; also aufrichtig, und kein Blatt vor den Mund genommen, wie hat Ihnen meine Poesie gefallen?" Du hast vielleicht eines Tags den Fleischer hinter der Maske des Hofmannes hervorschielen sehen oder gar hervorbellen hören, und willst nun dein Müthchen an Herrn Wurstzipfel kühlen. „Ich mußte mir den Bauch halten vor Lachen," antwortest du, und der große Dichter hält sich selbst den Bauch vor Lachen, aber das Lachen wird ihm theuer, denn du fährst fort: „Das eminente Talent, das ich in Ihrer Poesie entdeckte, erinnerte mich an eine Anekdote aus den Zeiten Kaisers Joseph des Zweiten. Ich würde sie Ihnen erzählen, wenn Sie nicht zu sehr beschäftigt wären." — „Ich kann freilich kaum umkommen," versetzt er, als er sieht, daß du mit seinem Ruhme hinter dem Berge halten willst, „aber erzählen Sie immerhin, bitte, bitte, erzählen Sie immerhin; ich habe meine dienstbaren Geister, ich kann Ihnen schon einen Augenblick schenken." — „Nun, wenn Sie es durchaus haben wollen, daß ich Ihnen die Anekdote mittheile, an die mich Ihre Poesie erinnerte, so hören Sie," antwortest du und fährst fort: „Bei einer Illumination von Wien, an einem Geburtstage des Kaisers Joseph, verherrlichte ein Fleischer, ein besonders enthusiastischer Verehrer Seiner Majestät, den großen Tag durch Gemälde und Inschrift von ganz eigenthümlichem Genre, die er über dem Eingange seines Hauses anbrachte. Das erstere, d. h. das köstliche Genrebild, stellte einen Kreis von allerlei gewöhnlichen Würsten, und in dessen Mittelpunkt einen sogenannten Blunzen — nun, Sie wissen am besten, was ein Blunzen ist — stellte also in der Mitte dieses schönen Familienkreises einen ungeheuren Blunzen vor. Darunter stand geschrieben — nehmen Sie nur, welch erhabene Poesie! — darunter stand geschrieben:

„Was der Blunz ist unter den Würsten,
Ist Kaiser Joseph unter den Fürsten."

Was sagen Sie dazu? Wären Sie je auf einen solchen Originalgedanken gekommen? Können Sie sich einen kernigern und zugleich tiefern Witz denken?" Du hältst inne und schaust Herrn Wurstzipfel mit einem großen Antwort-, ja Zustimmung-gebietenden Blicke an. Aber der Fleischerdichter senkt die Augen zu Boden und tritt von einem Fuß auf den andern; er weiß nicht, was er sagen soll, denn es ist ihm beinahe, als wolltest du ihn zum Besten haben. Er sieht sich nach einem leeren Glase um und will sich mit guter

Manier aus der Schlinge ziehen. Richtig, im nächsten Augenblick stürzt er auf einen Tisch zu und kehrt auf einem andern Wege, um nicht mehr bei dir vorbeizukommen, in seine Bude zurück.

Auf dem Kanstadter Volksfeste gibt sich die ganze Bevölkerung des Königreichs Württemberg ein Stelldichein. Von allen Himmelsgegenden kommen sie herbei zur Erneuerung alter, zur Anknüpfung neuer Bekanntschaften, und mehr als ein häusliches Familienfest wird auf diesem öffentlichen Familienfeste des Volkes gefeiert. Du kannst nicht zehn Schritte machen, ohne auf einen Freund oder Bekannten zu stoßen. Wo du gehst und stehst, überall schallen dir die Worte entgegen: „Ah, treff' ich Sie auch hier? Freut mich, freut mich unendlich. Und wie gut Sie aussehen! Wahrlich, Sie werden mit jedem Jahre jünger . . . Und was macht Ihre wertheste Frau Gemahlin? was macht der hoffnungsvolle Prinz? wie befindet sich ihre liebenswürdige Fräulein Tochter? . . . Wie lange ist's wohl, daß wir einander nicht mehr gesehen haben? . . . Ach Gott, wie schnell doch die Zeit dahineilt, mir ist's, als wäre es erst gestern gewesen, und es sind, wenn ich nicht irre, bereits zehn Jahre . . . Erinnern Sie sich noch? Es war hier auf diesem selben Platze, auf dem Kanstadter Wasen, am Tage nach dem Volksfeste beim adeligen Pferderennen, in dem gesegneten Jahre 1846; wir erlabten uns an den Erstlingen des köstlichen Rebensaftes, den uns damals der Himmel bescherte. Wer weiß, wenn wir uns wieder sehen, wer weiß, ob wir uns wieder sehen? Darum memento mori, Herr Bruder!" — „Aber auch memento vivere, Herr Bruder!" erwiderst du. „Wer wird mitten in der Strömung des Lebens an den Tod denken? Du wirst doch nicht sterben wollen, ehe du gelebt hast. Komm, laß uns den Garten des Lebens durchwandeln." Du nimmst deinen Freund an den Arm und schlenderst unter traulichem Geplauder mit ihm durch die Menge, bis du irgendwo ein behagliches Plätzchen entdeckst, an dem du die Bedürfnisse deines Magens mit Muße befriedigen zu können glaubst. Aber kaum stellt der geschäftige Kellner die dampfende Platte zwischen euch nieder, als, während sich eben ein Edelmuthsstreit über das Bezahlen entspinnt, ein neuer Bekannter auf dem Kampfplatze erscheint und die Hand an sich reißt, die gerade ein Fünffrankenstück auf den Tisch legt, um sich darauf herausgeben zu lassen. Du schenkst deine Aufmerksamkeit diesem neuen Bekannten und stellst ihn deinem Freunde vor. Dadurch wird auch dieser in Anspruch genommen, der ebenfalls sein Silberstück in Bereitschaft gelegt, um das deinige damit aus dem Felde zu schlagen; und der Kellner, der alle Hände voll zu thun hat, und wenn er, um mich eines Münchhausen'schen Gleichnisses zu bedienen, ein Windhund wäre, sich an diesem Tage zum Dachs herunterlaufen müßte, der Kellner wird von Beiden vergessen. Es bleibt ihm nichts übrig, als die Sache auf sich zu nehmen und kraft des ihm durch die natürliche Fügung der Umstände zu-

gefallenen Schiedsrichteramtes den Streit in seiner Weise zu schlichten. Er nimmt den Fünffrankenthaler und gibt darauf hinaus, er nimmt das andere Silberstück und gibt darauf hinaus, so viel Jeden trifft, wenn er die Hälfte der Zeche bezahlt. Die beiden Freunde, im lebhaftesten Gespräche mit dem dritten begriffen, sind für nichts mehr empfänglich, was außer ihrem Kreise vorgeht. Dieß bemerkt ein Chevalier d'industrie, der zwei Schritte von ihnen entfernt am nächsten Tische Platz nimmt. Er läßt sich von dem ersten besten dienstbaren Geiste, welcher vorüberschwebt, ein Glas Bier geben, stellt es auf den Nachbartisch und zwar zufälliger Weise gerade auf eines der beiden Geldhäufchen, bleibt einige Sekunden lang ruhig, greift dann mit der Rechten nach dem Glase, streift, während er die Linke unter den Rand des Tisches hält, das Geld mit dem Glase weg und steckt es, nachdem er es mit der hohlen Hand aufgefangen, ruhig in die Tasche, indessen er mit der Rechten den schäumenden Becher an die Lippen setzt. Niemand sieht ihn, Niemand beobachtet ihn; er wischt sich, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan, schmunzelnd den Mund, stellt den halbgeleerten Humpen auf das andere Geldhäufchen und ist mit der Wiederholung seines Manövers eben im besten Zuge, als ein Landjäger ihm sachte von hinten auf die Schulter klopft und mit dem höflichsten Tone von der Welt zu ihm sagt: „Herr Nachbar, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, mit mir zu gehen?“ Die Umgebung wird aufmerksam. Im Augenblicke sammelt sich ein Kreis von Neugierigen um die drei Freunde, und ein Knäuel wirrt sich in einander, den der Sicherheitswächter vergebens mit seinem Verhafteten zu durchreißen sucht. Der Taschendieb muß einige Spießgesellen in der Nähe haben, der Landjäger sieht sich auf einmal von ihm abgeschnitten, und einem Dienstbruder, dem er herbeiwinkt, wird der Ausgang verrammelt. Der Schelm entkommt, die beiden Sicherheitswächter fluchen das Blaue vom Himmel herunter. „Die Herren sind auf dem Holzweg; zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden,“ sagt die Menge und lacht sie aus. Auch dich lacht sie aus, und du lachst dich selbst aus, sogar dein Freund, der doch ebenfalls betrogen ist, lacht dich aus. „Das war einmal,“ sagt er, „eine mitten aus dem Leben herausgegriffene und äußerst gelungene dramatische Darstellung des römischen Sprüchworts: „Certantibus duobus tertius gaudet“ — wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Nun, wohl bekomm's! der Kerl war jedenfalls kein Dummkopf, und vielleicht hat er's aus purer Verzweiflung über die ungleiche Güntervertheilung gethan, die sein fastengeschwächter Magen nicht mehr verdauen konnte. Jetzt hat er doch ein paar Kreuzer, um denselben durch geeignete Stärkungsmittel zur Verdauung so harter Speisen fähig zu machen. Darum noch einmal, wohl bekomm's!“ Die Freunde stoßen an und gedenken der Tage ihrer Jugend, und der feurige Schalksteiner ist ein Schalk und setzt ihnen eine Maske auf, welche zwanzig Jahre von ihrem Alter einsaugt. Sie

stimmen „feuertrunken“ das „feuertrunkene“ Lied an: „Freude, schöner Götterfunken rc.,“ und entschweben unaufhaltsam in's Elysium: da packt sie auf einmal die rauhe Wirklichkeit wieder mit ihrer eisigen und eisernen Faust. Die Frau Gemahlin deines Freundes, umringt von einer Schaar von Verwandten und Freundinen aus der Residenz, tritt auf den Schauplatz. Du bist entzückt, die Frau Obertribunalräthin, die Frau Oberpupillenräthin, die Frau Oberregierungsräthin, die Frau Obermedizinalräthin, die Frau Justizräthin, die Frau Finanzräthin, die Frau Konsistorialräthin u. s. w. u. s. w. hier auf diesem Sammelplatze alles Schönen zu sehen, aber du verzweifelst beinahe an dem ganzen württembergischen Regierungssystem. „Wo soll das hinaus?“ frägst du dich in deiner Herzenseinfalt, „wenn die Weiber regieren und Recht sprechen, und das Medizinalwesen leiten und die Finanzen besorgen, ja sogar die Staatsreligion vorschreiben und reguliren? Armes Württemberg, ich bedaure dich!“ Mein Kind hat ein Bilderbuch, darin ist ein gewaltiger Ochse abgebildet, und unter demselben stehen die Worte:

Kind: Ochse, du bist doch entsetzlich dumm,
Ackerst und pflügst, zuletzt bringt man dich um.
Ochse: Dein Mitleid, dein Vorwurf thut gar nicht noth,
Ich nütze im Leben und nütze im Tod.

Spiegle dich daran. Du hast das arme Württemberg nicht zu bedauern; es ackert und pflügt, das sahst du heute auf dem Kanstadter Volksfest, und bringt man es zum Lohne für seinen rastlosen Fleiß am Ende um, so antwortet es dir auf dein unzeitiges Mitleid und deinen unüberlegten Vorwurf im stolzen Bewußtsein seiner Verdienste um das Wohl des Ganzen: „Ich nütze im Leben und nütze im Tod.“ Doch es ist nicht so gefährlich, das Weiberregiment in Württemberg, die Räthinenstellen sind größtentheils bloße Titularchargen; es ist ein ziemlich seltener Fall, daß die Frau die Amtsverweserin ihres Herrn Gemahls macht.

Freund, ich glaube beinahe, daß die Damen dir in's Herz sehen, oder deiner Stirne ablesen, was hinter derselben vorgeht. Führe doch deine Zunge wieder spazieren und laß Grazien und Amoretten über deine Lippen tanzen, sonst verlierst du unwiederbringlich den Stein, den du bei ihnen im Brette hast. Bedenke, daß denn doch vielleicht Eine unter den Vielen auf der Amtsstube ihres Mannes zuweilen die Karten mischt. Deine stumme Miene, dein saures oder wenigstens nichtssagendes Gesicht, wie leicht könnte es dich um dein Brod bringen! Doch, ich seh' es dir an, du stehst auf Kohlen, du kannst's nicht länger aushalten, ich predige dir umsonst Vernunft. So nimm dich nur wenigstens einen Augenblick zusammen, ich will dich befreien, nimm nur die Gelegenheit wahr und ergreife sie beim Schopfe. Du hast mich verstanden. Ich habe kaum von den wunderschönen Trachten zu sprechen angefangen, welche ich diesen Sommer bei Gelegenheit der Taufe des kaiserlichen Kron-

prinzen in Paris gesehen, so hast du alsbald die günstigste Gelegenheit, unbeachtet zu entweichen, denn sämmtliche Damen hängen mit Augen und Ohren an meinen Lippen. Du machst dich aus dem Staube. Ueber mich aber kommt das Feuer der Begeisterung, ich spreche von der nie gesehenen Pracht, die bei den Tauffeierlichkeiten entfaltet wurde, von dem Riesenbankett auf dem Stadthause, von dem, ich weiß nicht soll ich sagen Kaiserball oder Bürgerball, oder Kaiserbürgerball, oder Bürgerkaiserball, auf welchem die Kaiserin mit dem Seinepräfekten und der Kaiser mit dessen Gemahlin tanzte u. s. w. u. s. w. Ich verglich dieses großartige kaiserliche Nationalfest mit dem minder großartigen, aber eben so herzlichen und vielleicht noch herzlichern königlichen Volksfest, und fand auf dem letztern noch schönere, noch edlere Gestalten, als ich in Paris zu bewundern gehabt hatte; den schlagendsten, den lebendigsten Beweis lieferten mir die Damen selbst. Sie schlugen mit holdem Erröthen die Augen nieder, als ich diese schmeichelhafte Bemerkung fallen ließ. Dieß begeistert mich noch mehr, ich komme noch tiefer in meinen Text hinein, ich schwinge mich mit meinen Damen in die Lüfte und versetze mich und sie von dem Kanstadter Wasen auf die Münchner Theresienwiese und trinke Bock mit ihnen, delikaten Bock, und begrüße mit Entzücken die wunderschönen Trachten, die ich bei dem Tauffeste in Paris gesehen, auf dem Oktoberfeste in München. „Ja, nach München, meine werthesten Damen," sage ich, „nach München auf's Oktoberfest. Ich möchte das italienische „Vede Napoli e poi mori" — sieh Neapel und stirb — auf München und sein Oktoberfest anwenden. Wenn Sie München und sein Oktoberfest nicht gesehen haben, meine holdesten Grazien, so haben Sie nichts gesehen." — „Auf, auf nach Valencia!" ruft das fünfzehnjährige Töchterchen der Frau Konsistorialräthin, Fräulein Katinka, und der ganze Damenkreis stimmt in die Operreminiscenz ein und erhebt den Vorschlag zum Beschluß. Gleich übermorgen, Mittwoch den ersten Oktober, mit dem ersten Zuge fährt man ab und fliegt nach München auf das Oktoberfest. Ich nehme die Gelegenheit wahr und entweiche, die Worte Mephisto's vor mich hin murmelnd:

> Da mach' ich mich bei Zeiten fort,
> Die hielten gar den Teufel selbst beim Wort.

In der nächsten Bude, tief im Hintergrunde versteckt, treffe ich dich und deine beiden Freunde. Wir sind entzückt, aber nicht mehr blos in der Redensart, sondern in der That, wir sind wirklich entzückt, denn es ist keine Kleinigkeit, mit heiler Haut einem Bienenschwarme zu entkommen, der im Begriffe steht, sich an Einen zu hängen. Wir treten aus dem dumpfen Budendruck in die freie Natur. Der ganze Himmel lacht auf uns nieder.

> „Weit um uns her ist nichts als Freude
> Und göttliche Zufriedenheit."

Doch still, ich laufe Gefahr, durch meine Begeisterung in ein Netz von Lügen

verstrickt zu werden. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Hinter manchem Auge, das Freude strahlt, lauert der Geist der Verzweiflung; es gibt auch eine erkünstelte Freude, eine erzwungene Heiterkeit; hinter mancher Stirne, auf welcher die Zufriedenheit zu thronen scheint, nagt der Wurm des Murrsinnes, den die Fliege an der Wand ärgert. Der Teufel ist ein Schelm, laß dich nicht betrügen. In allen möglichen Gestalten treibt sich der Böse und das Böse unter der bunten Menge auf dem Kanstadter Volksfest umher, und die schauerlichsten „Moritathen," deren poetische Schilderung der Bänkelsänger in Begleitung seiner Drehorgel abkreischt, gehen spurlos an seinem geknebelten Gewissen vorüber; selbst der Kanonendonner vor Sebastopol, den man bei Betrachtung des unübertrefflich treffenden Dioramabildes von der Erstürmung des Malakoffthurmes im Geiste hören muß, macht nur den Eindruck einer tückischen Schadenfreude auf den Bösewicht.

Du findest auf dem Kanstadter Volksfeste Alles, was du auf irgend einem Jahrmarkte deines lieben Deutschlands finden kannst: Puppenspiele, Mordgemälde, Höllenfahrten, Guckkästen, Zaubertheater, Roulettetische, Menschen- und Thiermenagerien, Petschaftstecher und Fleckenseifmänner, Waffelbäckerinen und Kaffeemarketenderinen; und von allen Seiten schrillt dir ein verführerischer Sirenengesang entgegen. „Hier herein, meine Herren und Damen," ruft ein titanenhafter Barbarossa von der Freitreppe eines Zaubertheaters herunter, mit einer Stimme, die dir durch alle Nerven zittert; „so was haben Sie in Ihrem Leben noch nie gesehen, so was werden Sie auch in Ihrem Leben nicht wieder sehen. Da sehen's einen Menschen vor Ihren Augen in einen Stier verwandeln, Sie können nicht mehr an der Wahrheit der famosen Geschichte zweifeln, die sich mit Zeus und Europa zutrug, Sie können an nichts mehr zweifeln. Darum sehen Sie dort oben über dem Eingang die Worte geschrieben: „„Kein Zweifel, keine Unmöglichkeit mehr!"" Treten Sie ein, schauen Sie, überzeugen Sie sich mit eigenen Augen, überzeugen Sie sich durch eigene Erfahrung. Sie spazieren herein, und im Augenblicke verlieren Sie den Kopf, Sie spazieren wieder heraus, und im Augenblicke erhalten Sie ihn wieder." Du folgst der unwiderstehlichen Einladung und du findest Alles wahr. Du kannst an nichts mehr zweifeln, denn hier fallen wirklich alle Schranken der Möglichkeit, ein sieben Fuß hoher Bengel schlüpft vor deinen Augen in einen irdenen Krug. Ein anderer Tausendkünstler haspelt sechshundert Ellen Band aus seinem Munde, und ein Dritter sagt dir sogar auf's Haar, wie viel Geld du in deiner Tasche hast. Nimm dich in Acht und reinige dein Gewissen; es könnte dir gehen wie gewissen Leuten, welche die modernen Prophetinen an der Isar auf die Probe stellten und zur schuldigen Danksagung von ihnen ihrerseits an den Pranger gestellt wurden. Die Herren sagen dir am Ende, was du denkst und wie du gesinnt bist, oder, wenn's gut geht, zaubern sie dir ein paar Frankenthaler aus der Tasche und

lassen dich springen. Behalte, was du hast, und hüte dich vor den Taschenspielern und vor den Würfeltischen. Dort, gleich gegenüber, hat der Böse, der alle Welt berückt, seine grüne Feldtafel aufgestellt, und ein dichter Kreis drängt sich um den unermüdlichen Zungendrescher, sich das große Loos aus dem geheimnißvollen Topfe zu holen. Viel beträgt freilich dieses große Loos nicht. Es gibt nicht überall reiche Teufel, wie in Frankfurt am Main, es gibt auch arme, blutarme, wie in Stuttgart am Nesenbach. Du gewinnst höchstens eine Kaffeetasse, einen Teller, ein ungeschliffenes Glas, und selbst diese Gewinnste reißt dir zuweilen dein ungeschliffener Nachbar aus der Hand. Drum merke dir: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt,“ und mache dich bei Zeiten aus dem Staube, sonst ist es um deinen Appetit für das Abendessen geschehen. Die Galle tritt dir in den Magen und verbittert dir alle Speisen und Getränke. Tritt lieber hieher vor die Bude des „Pritschnell,“ wie die schaugierigen Knaben in Ulm statt Policinell sagen, und lache über die Späße des hölzernen Bajazzo: so hast du doch eine wohlthuende Zwerchfellerschütterung für deine paar Pfennige. Nebenbei kannst du dich auch an dem Anblick der stattlichen Reiter weiden, die sich auf ihren hölzernen Carousselpferden zu Königen und Kaisern träumen, und dich an die seligen Tage erinnern, da du dich noch im Flügelkleide auf deinem Steckenpferde herumtummeltest. Wie ganz anders war es dir doch damals zu Muthe! Die ganze Welt war dein Eigenthum, und der ganze Himmel hing voll Baßgeigen. Du träumtest von ewiger Jugend, und jetzt stehst du, ein abgelebter Knabe, vor den reitseligen Bauernjungen, die in ihren gelben Hosen, mit ihrem arabischen Vollblute zusammengewachsen, voll Stolz und Verachtung auf die gemeine Welt unter sich niederschauen, und in beseligender Siegeswonne mit sicherer und fester Hand ihre Ringe herunterstechen. Du beneidest sie vielleicht um ihren Gleichmuth und ihr Selbstgefühl, denn ihnen haben sie es hauptsächlich zu danken, daß sie nie einen Fehlstoß thun. Beneide sie nicht, sondern ahme ihnen nach. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder,“ spricht der Herr, „werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Laß dich durch nichts in deiner Ruhe stören, wende deine Augen nicht nach der Rechten, noch nach der Linken, sondern halte sie unverrückt auf dein Ziel gerichtet, so wird es auch dir nie an dem Selbstgefühle mangeln, dessen du zum Siege bedarfst. „Der Mensch kann Alles,“ sagt das Sprüchwort, „wenn er nur will.“ Vereinige deine ganze Willenskraft auf den Einen Punkt, auf welchen du zielst, und du wirst dein Ziel nicht verfehlen. Aber schreibe dann deinen Erfolg nicht deiner Kraft zu, sondern allein der Kraft Dessen, in dem wir Alles, und ohne den wir Nichts vermögen. Fühle nicht nur dich selbst, fühle noch mehr deinen Gott in dir, und handle bei Allem in dessen Namen und in dessen Kraft, so wirst du eben so unbeirrt und sicher deinen Ring stechen, wie der Knabe, dessen Ruhe und Selbstvertrauen jetzt

deinen Neid rege macht, du wirst in allen deinen Unternehmungen siegreich sein, du wirst alle Schwierigkeiten, du wirst die ganze Welt, ja du wirst dich selbst überwinden. Reinige deine Seele vom Bewußtsein der Schuld, daß du eine Zuversicht zu Gott fassen kannst, so wirst du von selbst den ruhigen Blick und die feste Hand gewinnen, die du an dem Bauernjungen bewunderst, welcher mit stillem triumphirenden Lächeln Ring um Ring heruntersticht und, nachdem er diesen glänzenden Sieg in der Reitbahn davongetragen, einen noch glänzendern, aber eben so geräuschlosen Sieg in der Lebensbahn davonträgt, den Sieg über sich selbst, den Sieg über das lockende Gelüste nach Verlängerung des süßen Genusses. Du fragst den Jungen, warum er dem reizenden Vergnügen sobald den Rücken kehre. „Mein Vater hat ein Sprüchwort," antwortet er, „es heißt: „„Alles ist nur eine Zeitlang schön,"" und „„Zu viel ist ungesund,"" und an dieses Sprüchwort halte ich mich, wie überhaupt an Alles, was mein Vater sagt." — „Du hast Recht, mein holder Knabe," erwiderst du; „fahre so fort, so wird es dir wohl gehen." Und du greifst in dein Geldtäschchen und suchst nach einem neuen Kreuzer. Der Junge aber erräth, was du vorhast, und sagt: „Lasset das, guter Herr. Mein Vater hat mir schon meinen Marktgroschen gegeben, ich werde den nicht ganz verzehren. Ich habe wenig Bedürfnisse, und mein Vater sagt, wer wenig Bedürfnisse habe, sei reich. Wenn Ihr was zu verschenken habt, dort sehet jenen Menschen an, der keine Beine mehr hat, bei dem ist's besser angelegt; ich wollte den Rest meiner Baarschaft vollends vernaschen, aber nun ich diesen Unglücklichen sehe, vergeht mir's Naschen, ich will ihm meine paar Kreuzer vollends geben. Wenn Ihr denket wie ich, so leget Ihr hinzu, was Ihr mir zugedacht hattet." Du fühlst dich beschämt und willst dich von dem Bauernjungen an Großmuth nicht überbieten lassen. Du gibst dem krüppelhaften Menschen ein Frankenstück, und deine Begleiter thun schandenund ehrenhalber dasselbe; und „der Tag, den alle Menschen feiern, er ist für ihn ein Erntetag." *)

Er ist auch für dich, und zwar für deinen bessern Theil, deine Seele, ein Erntetag. Du findest überall, du findest selbst mitten im Getümmel des Lebens, mitten im Lärme der Welt und ihres wilden Treibens da und dort eine Blume, aus welcher du Honig saugen kannst; gewöhne dir nur an, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Der Bauernjunge hat dir Lehren gegeben, welche dir Früchte tragen für die ganze Zeit und Ewigkeit. Auch der Krüppel gibt dir Lehren, welche mehr werth, tausendmal mehr werth, unendlichmal mehr werth sind, als das Frankenstück, welches du dafür ausgibst, als alle Frankenstücke, welche du je ausgegeben hast. Dieser Krüppel hatte einst so gesunde Glieder als du, und nun ist er für seine ganze Lebens-

---

*) Göthe.

zeit unglücklich, und hätte ihn nicht die liebende Vorsehung mit diesem Unglücke heimgesucht, so wäre er ohne Zweifel für seine ganze Ewigkeit unglücklich geworden. Er war gar ein böser Bube, einen böseren fand man in der ganzen Umgegend nicht. Schon als Knabe war er aller Teufeleien voll — ich will mich bei der Erzählung seiner Geschichte seiner eigenen Ausdrücke bedienen — ja, schon als Knabe war er aller Teufeleien voll. Wo ein toller Streich ausgeführt wurde, hieß es: „der Kasperl hat's gethan." Kein Hühnerhof, kein Taubenschlag, kein Vogelnest im ganzen Revier war vor ihm sicher. Er war ärger auf die armen Thiere hinein, als der Stoßvogel, und er tractirte sie zum Erbarmen, er raubte ihnen nicht nur die Eier, er raubte ihnen auch die Jungen und zog ihnen lebendig die Haut ab, so daß ihm eine Staarenmutter einmal beinahe die Augen ausgehackt hätte. Die größte Lust hatte er an der Verstümmlung der Frösche. Er fing die armen Thiere zu Dutzenden, schnitt ihnen die Schenkel ab und warf sie wieder in ihre Pfütze. Ihr klägliches Händefalten, wie er es nannte, das einen Stein hätte erbarmen mögen, war ihm eine Augenweide. „Betet nur, ihr armen Thierchen," konnte er sagen; „denn der da oben ist so taub, als ihr stumm seid," und unter höhnendem Gelächter stieß er die verstümmelten Thiere mit dem Fuße in den Teich Bethesda, wie sich der ruchlose Spötter ausdrückte, um sich vom Engel, der das Wasser aufrührte, wieder heilen zu lassen. Man nannte ihn deßhalb in seiner Kindheit nur den Froschmetzger. Andere nannten ihn auch den Mäusebrenner; denn eines Abends, als gerade Niemand zu Hause war, steckte er in Gegenwart eines kleinen Bruders, den er dazu verleitete, ihm bei seiner saubern Arbeit hülfreiche Hand zu leisten, eine Maus, die sich in der Falle gefangen hatte, lebendig an einen Bratspieß, d. h. an eine Stricknadel, und röstetete sie über einer brennenden Lampe zum Nachtessen. Ein köstlicher Bissen, aber er bekam ihm und dem ganzen Hause gar übel. Der Vater, als er nach Hause kam, roch den Braten und brachte aus dem jüngeren Bruder das Geständniß der Wahrheit heraus. Kaspar betheuerte zwar seine Unschuld auch nach diesem Geständnisse noch beharrlich; aber er wurde als überwiesen angenommen und, je kräftiger er schwur, desto kräftiger geprügelt, bis die Mutter, welche mittlerweile ebenfalls nach Hause gekommen war, in's Mittel trat, um ihn nicht vollends todtschlagen zu lassen. „Bei dem ist kein Streich verloren," sagte der Vater, „als derjenige, der neben hinunterfällt," und legte endlich erschöpft seinen Haselstock aus der Hand. „Du schlägst mir am Ende den Jungen noch zum Krüppel," erwiederte die Mutter und entschädigte den Armen, wie sie sich ausdrückte, für die erlittene Mißhandlung mit Liebkosungen. Sie und er ließen sich nichts zur Warnung dienen. Wenn ihn nicht die liebende Vorsehung bei Zeiten noch zum Krüppel gemacht hätte, wäre es ohne Zweifel bis zum Blutgerüste mit ihm gekommen, und er hätte Angesichts des Fallbeiles wie jener Raubmörder seine Mutter

für ihre verderbliche Nachsicht in's Ohrläppchen gebissen. Aber, wie gesagt, Er, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, ließ es nicht so weit kommen. Gott warnte und warnte, empfindlich und immer empfindlicher, und als der Sünder immer nicht von der Sünde lassen wollte, und wieder und wieder seinem ruchlosen Treiben nachging, machte der Herr, daß die Sünde von ihm lassen mußte, und nahm ihm die Beine, daß er diesem Treiben nicht mehr nachgehen konnte. Der Mäusebrand rächte sich am ganzen Hause. Denn von jener verhängnißvollen Mahlzeit an wimmelte es unter dem Dach und unter dem Boden, in Küche und Keller und überall von Mäusen, und die Geschichte vom Mäusethurm schien sich in der Hütte der armen Leute erneuern zu wollen. Nur dem Gebete und der Gottseligkeit seines Vaters schrieb es der Krüppel zu, daß sie nicht mit Haut und Haar von ihnen aufgefressen wurden, wie er das lebendig gebratene Thier, dessen Qualen um Rache zum Himmel emporschrieen, mit Haut und Haar verspeist hatte. Aber wie gesagt, nichts diente dem Verblendeten zur Warnung. Er wurde mit jedem Tage schlimmer. Er raubte nicht mehr bloß die Hühnerhöfe, und die Taubenschläge, er raubte Alles aus. Wenn ihn seine Altersgenossen von ferne kommen sahen, lief es flüsternd von Mund zu Munde: „haltet die Taschen zu, der Kasperl kommt." Knaben flüstern gewöhnlich nicht gar leise, und Kasperl hatte ohnedies ein feines Gehör; der Diebsinn, wenn wir mit der nun so ziemlich verschollenen Schädellehre des Träumers Gall einen solchen annehmen wollen, der Diebsinn schärft, je mehr er sich ausbildet, auch die übrigen Sinne, besonders das Gehör und das Gesicht immer mehr und mehr. Kasperl hörte das Geflüster und brütete Rache. Er merkte sich seinen Mann, wie der bissige Hund, der an der Kette liegt; und wenn er ihn allein erwischen konnte, ließ er ihn für eine tüchtige Tracht Prügel nicht sorgen, oder warf ihm, wenn er seinem Arme nicht erreichbar war, den nächsten besten Stein an den Kopf, daß der Arme besinnungslos liegen blieb. Wenn dann die Sache zur Untersuchung kam, hieß es, wie immer: „der Kasperl hat's gethan." Aber der Kasperl ließ nichts auf sich kommen, er war in der Zeit, in welcher die That geschah, gar nicht in der Nähe gewesen, er hatte für seine Mutter einen Ausgang in entgegengesetzter Richtung gemacht, und seine Mutter war schwach genug, diese Nothlüge zu bestätigen. In seinem vierzehnten Jahre war Kasperl ein ausgelernter Lügner und Betrüger und ein vollendeter Hehler und Stehler. Er lief, wie die Leute im Dorfe flüsterten, wenn sie ihn nicht in der Nähe wußten, im Sturmschritte dem Galgen zu. Bald machte er es auch seiner Mutter zu bunt, und sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als er ihr drüber hinausgewachsen war. Nun er durch ihre Affenliebe in Grundboden hinein verdorben und Hopfen und Malz an ihm verloren war, wünschte sie den Unglückseligen zu unterst in die Hölle hinunter; und ob ihn auch der Vater segnete,

aber er konnte es kaum über's Herz bringen, ihn zu segnen, doch betete er für ihn — und wenn ihn auch der Vater segnete, sage ich, und ihm dieser Segen Häuser gebaut hätte, der Mutter Fluch hätte sie niedergerissen. Da trat die Hand des Herrn in's Mittel und riß der Hölle ihr Opfer aus dem Rachen. Kasperl verübte einen frechen Diebstahl an einem Nachbar, er war bereits fünfzehn Jahre alt, die That war kein verzeihlicher Bubenstreich mehr; der Knabe war der Schule entwachsen, und die ordentliche Gerechtigkeitspflege streckte den Arm nach ihm aus. Die Sache kam vor das Schwurgericht, und der jugendliche Verbrecher wurde auf vier Jahre in's Zuchthaus gesprochen. Kasperl verspürte keine Lust nach den Fleischtöpfen Aegyptens, wie er spöttischer Weise die Gefangenkost nannte, und sprang drei Stockwerke hoch zum Fenster hinaus in die Freiheit. Aber „der Mensch nimmt seinen Weg," sagt der königliche Lehrer der Weisheit, „und Gott richtet seinen Gang," oder wie das Sprichwort sich ausdrückt, „der Mensch denkt's, und Gott lenkt's." Kasperl dachte auf die leibliche Freiheit, und Gott lenkte es zur geistigen Freiheit. Der Junge brach beide Beine und blieb auf dem Platze liegen. Es war eine finstere Regennacht. Sechs Stunden lang lag der Arme, von den furchtbarsten Schmerzen gefoltert, unter den offenen Schleusen des Himmels. Das Plätschern des Regens übertönte sein Wimmern, und erst nach Anbruch des Tages entdeckte man den Unglücklichen im Stadtgraben, der sich um das Kreisgefängniß herumzog, aus welchem er ausgebrochen war. Man trug ihn in das Spital; denn es stand sehr bedenklich um ihn. Er kam den ganzen Tag nicht mehr zum Bewußtsein. Es war unmöglich, seine Beine einzurichten, der Brand war hinzugekommen und bedrohte sein Leben, man mußte sie abnehmen. Eine barmherzige Schwester war seine Krankenwärterin, sie pflegte ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt an Leib und Seele und erlebte die Freude, ihn an beiden genesen zu sehen. Er ging in sich und bekehrte sich zu Gott; und nun er seine tiefe Gesunkenheit und seine schwere Schuld erkannt hatte, sehnte er sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens so sehr, als er sich früher vor ihnen gescheut hatte, denn sein geklärter Verstand schon sagte ihm, daß seine Bosheit gesühnt werden mußte, wenn er Vergebung dafür erlangen wollte. In stiller Demuth und Unterwürfigkeit hielt er seine vier Jahre aus, und verkrüppelt am Körper, aber geheilt an der Seele kehrte er in die menschliche Gesellschaft zurück und suchte das Aergerniß, das er gegeben hatte, durch wahrheitsgetreue Darstellung seiner frühern Verdorbenheit und ihrer Ursachen wie ihrer Wirkungen, noch mehr aber durch die Ergebung, womit er sein hartes Geschick trug, und durch seine echt christliche Frömmigkeit so viel an ihm war, wieder gut zu machen.

Du gehst in tiefen Gedanken über die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung und über die unergründliche Tiefe des Reichthumes ihrer Mittel

deines Weges weiter und schickst für die Seele des Mörders, den du dort auf der Wachsleinwand abgebildet siehst, ein Gebet zum Himmel empor und sprichst in deinem Herzen: „Ach Gott, wenn mich deine Gnade nicht gehalten hätte, wäre ich vielleicht schon längst demselben Loose verfallen, dem dieser Unglückliche verfiel. Bewahre mich und die Meinigen in deiner Gnade und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Bösen!“ Aber während du also betest, tritt der Versucher dir in leibhafter Gestalt entgegen. Auf dem Canstadter Volksfeste, wie auf der Hohenloher Mooswiese und auf dem Münchener Oktoberfeste, oder gar bei der Pariser Kunstausstellung und bei der Moskauer Kaiserkrönung wechseln die Gestalten und Eindrücke so schnell, als der Raum bei der Umdrehung der Erde. Darum bist du auch bei solchen Gelegenheiten, du magst dich in eine Stimmung zu versetzen suchen, oder ohne dein Zuthun versetzt werden, in welche du willst, keinen Augenblick vor dem Teufel sicher. Die Gestalt, in welcher dir diesmal der Versucher zu Leibe geht, ist ein Professor der Magie, der dich höflich ersucht, die Uhr herauszugeben, die er dir so eben in die Rocktasche praktizirt habe. Du bist wie vom Donner gerührt und missest deinen Mann vom Kopf bis zur Zehe. Er wiederholt sein höfliches Gesuch, und du greifst mechanisch in deine Rock-Tasche, und siehe, in einer derselben findet sich wirklich das corpus delicti. Du siehst drein, wie Benjamin drein gesehen haben mag, als man den kostbaren Becher in seinem Sacke fand, und stellst dem Herrn Professor sein Eigenthum zurück. Er dankt dir für deine Gefälligkeit und verliert sich unter der Menge. Du trittst in die nächste Bude und willst dich bei einem Glase Wein von deinem Schrecken erholen. Du greifst in deine Westentasche, um zu zahlen; aber o Räthsel über Räthsel! deine Börse ist fort. Der Professor der Magie muß sie dir aus der Tasche gezaubert haben, während du ihm die Uhr zurückstelltest, die er dir zuvor hineingezaubert hatte. Du greifst verlegen in allen deinen Taschen herum und sagst endlich dem Kellner, dein Geld sei dir genommen worden. Das Canstadter Volksfest ist ein Tag der Verwechslung, an dem ein neuer Shakespeare Stoff genug zu einem neuen Lustspiele über „Irrungen“ im menschlichen Leben finden könnte. Um aber allen Irrungen vorzubeugen, ersucht dich der Kellner, der seine Zeit nicht an dich wegzuwerfen hat, gleich beim Empfang zu bezahlen, und als er dich nicht sogleich herausrücken sieht, verfällt er selbst in eine Irrung und verwechselt einen Betrogenen mit einem Betrüger. In dieser Verwechslung nimmt er dir das Glas vor dem Munde weg und läßt dich stehen. Du siehst dich nach deinen Bekannten um. Dein trübes Verhängniß hat dich von ihnen getrennt. Wenn du der Schulbube wärest, der du so eben noch einmal zu sein wünschtest, du würdest, von namenlosem Schmerz ergriffen, zu weinen anfangen. Nun du aber ein Mann bist, erhebst du dich über das Schicksal, und in demselben Augenblicke schlägt von einem kräftigen, weithin tönenden

Männerchor gesungen, ein Lied an dein Ohr, und unwillkürlich stimmst du mit ein in die Worte:

„Ob Fels, ob Eiche splittern,
Wir werden nicht erzittern,
Den Jüngling reißt es fort mit Sturmes Wehen,
Für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehen."

Und all dein Leid ist vergessen. Du setzest dich zu den Sängern. Es sind meistens alte Bekannte. Du entdeckst ihnen dein Mißgeschick, und deiner Verlegenheit wird abgeholfen, dem Professor der Magie aber, dem modernen Raubritter Rache geschworen. Der Versucher jedoch lacht in's Fäustchen, denn er hat dich gefangen. Du gibst dich der wilden Lust hin und legst einen Denk-Zettel zur Erinnerung an das Canstadter Volksfest in deinen schon seit Langem der Abhärtung entwöhnten Magen. Dein erfahrener Nachbar gibt dir den Rath, eine Tasse schwarzen Kaffee's zu dir nehmen. Er faßt dich am Arm und zieht dich nach einer Kaffeebude fort.

Du siehst dich mit Einem Male in einer ganz neuen Umgebung, aber das Sprichwort bewahrheitet sich an ihr: „selten kommt was Beff'res nach." Du kommst von einem Trinkgelage zu einem andern, nur der Trank selbst ist ein anderer, und seine Wirkung ist eine andere, und die Trinkgesellschaft ist eine andere, und damit bewahrheitet sich auch ein anderes Sprichwort, das weder für das eine noch für das andere Geschlecht schmeichelhafte Sprichwort: „Auf dem Wege zur Hölle hat das Weib tausend Schritte voraus, aber mit einem Sprunge überholt es der Mann." Der Wein und der Kaffee erfreuen beide des Menschen Herz und führen beide die Zunge spazieren, aber beides in verschiedenen Richtungen. Die Freude und das Gespräch bewegt sich beim ersteren, beim Weine, mehr im Kreise des Wohlwollens, beim letzteren, beim Kaffee, mehr im Kreise des Uebelwollens. Beim Weine singt man das Lied:

„Wie wir so beisammen sind,
Sind beisammen Viele,
So gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele.
Von der Quelle bis zum Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele." *)

Beim Kaffee singt man nicht; man kann vor Plaudern nicht dazu kommen, und die Gegenstände, welche dabei verhandelt werden, sind zu wichtig, um sich in das Gewand der Dichtung kleiden zu lassen. Die Unterhaltung dreht sich im Tassenkreise in der Regel um die Lebensfrage der Damenwelt, um die Mode, und wenn man recht in den Text hineinkommt,

---

*) Göthe.

um die Familiengeheimnisse der Abwesenden. Wie vertragen sich solche Verhandlungen mit einem lärmenden Gesange? Werden sie auch mitten auf dem Tummelplatze der Welt und ihres Beherrschers gepflogen, um von dieser ersten Instanz am folgenden Morgen zur zweiten, zum Marktbrunnen hinabzusteigen und die Ehre der Besprochenen unter den Zungendreschflegeln der Mägde vollends todtschlagen zu lassen, so erfordert doch die Zartheit des Gegenstandes, daß die Wortführerinen dabei nicht brüllen, wie die Löwen, sondern zischeln, wie die Schlangen. Du mußt dir den Anschein geben, als nähme etwas ganz Anderes deine Aufmerksamkeit in Anspruch, und mußt dabei verstohlen deine Ohren gewaltig spitzen, wenn du nur den zehnten Theil von dem inhaltsschweren Gespräche auffangen willst. In der Kaffeebude bildet die weibliche Bevölkerung bei weitem die Mehrzahl. Sie besteht größtentheils aus ledigen Kaffeeschwestern, welche die Kinderschuhe längst vertreten haben, aber noch nicht über die Jahre hinausgekommen sind, in denen eine kluge Jungfrau die Hoffnung aufgibt, unter die Haube zu kommen. Ein solcher Tassenkreis aber gleicht einem Wespennest, du hörst es schon an dem eigenthümlichen Summen, das dir aus demselben entgegenwogt. Hülle deinen Kopf wo möglich in die Bienenkappe und ziehe Handschuhe an, sonst könntest du übel wegkommen. Du hörst, wie deine Frauen Basen, die Frauen Räthinen, von den Frauen oder Jungfrauen Basen, den Kaffeeschwestern durch die Hechel gezogen werden, daß kein guter Faden an ihnen zurückbleibt. Horch! Es handelt sich um deine eigene Ehehälfte und somit auch um deine eigene werthe Persönlichkeit. Eine vierzigjährige Bleichsucht, die jedoch nach ihrer Zeitrechnung erst hinten in den Zwanzigern ist, eine hochgebildete Dame, bedauerte, daß ein so feiner Mann, wie du, eine so abscheuliche Frau haben müsse!

Doch ach, in demselben Augenblicke, in welchem du dich dem Netze des Versuchers entstricken willst, und, nachdem du den reizenden Damen deine Verbeugung gemacht hast, am Arme deines Begleiters zur Bude hinausstürzest, schweben die Frauen Räthinen und ihre Fräulein Töchter und Nichten zu dir heran.

Wie leicht man sich doch in diesem Gedränge verlieren kann! Die Verehrtesten sind dir von der Seite gekommen, du wußtest nicht wie, du suchst sie nun bereits seit zwei Stunden auf dem ganzen Wasen; aber nirgends, nirgends kannst du die schmerzlich Vermißten entdecken. Du warst bereits im Begriffe, die Hoffnung aufzugeben und für diesen Abend auf die Wonne des Wiedersehens zu verzichten. Siehe, da führt sie dir dein guter Stern entgegen. Die Damen staunen über deine Beredtsamkeit, denn es ist ihnen, trotz all' deiner Versicherungen vom Gegentheile, fast, als ginge dir nicht Alles von Herzen; und was nicht von Herzen geht, meinen sie in ihrer Unschuld, könne unmöglich so schnell und geläufig vom Munde gehen. Und

ihre Meinung treibt dir das Blut in die Wangen, denn du fühlst dich getroffen, du lernst dich wirklich von einer neuen und zwar von einer nicht sehr löblichen Seite kennen, du entdeckst den Heuchler in dir, die Heuchelei aber ist eine Schwester der Lüge, mußt du dir selbst sagen, und der Vater der Lüge ist der Böse, also bist du ein Kind desselben. O wie tief, wie tief bist du gesunken! Und glaubtest so hoch zu stehen. Ja, du darfst wohl beten: „Führe uns nicht in Versuchung;" aber während du es betest, thu' auch darnach, gehe nicht in Versuchung. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um," sagt die Schrift. Gehe nicht mehr auf das Kanstadter Volks-Fest, denn dort schlägt der Versucher sein Hauptquartier auf. Doch, den Gelehrten ist gut predigen, sie hören nicht darauf. Um dich den Damen gefällig zu zeigen, von deren Apfelbiß alles Uebel herrührt, besuchst du nicht nur das Kanstadter Volksfest und gibst dich seinen tausendfältigen Versuchungen preis, sondern du besuchst auch noch das Stuttgarter Theater.

„Wissen Sie nicht, was für ein Stück heute gegeben wird?" unterbricht dich auf einmal eine fünfzehnjährige Schönheitsknospe mitten in deiner bewunderungswürdigen Entschuldigungsrede. „Dieses Volksfest, ein eigentliches Volks- oder Pöbelfest, fängt allgemach an, mich zu langweilen und mir zum Ekel zu werden. Krethi und Plethi treibt sich ohne Ruhe und Zweck durch einander, und was hat man am Ende von all' dem tollen Zeug? Wenn's hoch kommt, einen vollen Magen und eine leere Geldtasche, einen wirren Kopf und ein krankes Herz. Nein, da lobe ich mir denn doch mein Theater, da weiß man auch, warum man hingeht, und wenn nur ein erbärmliches Lustspiel von Scribe gegeben wird, so ist mir's doch tausendmal lieber, als dieser Dorfjahrmarktsquark. Haben Sie noch kein Billet für diesen Abend, Herr Doktor?" — „Mehr als ein halb Dutzend, mein liebenswürdigstes Fräulein," antwortest du, über die Doppellüge erröthend, und läd'st in deiner Wonnetrunkenheit die ganze Damengesellschaft auf diesen Abend zum Besuche des Schauspieles ein.

Die Volksmasse setzt sich in Bewegung, und die Hauptfluth wälzt sich der Prügelvorstadt zu. Die Bauernsöhne von Kanstadt führen mit ihren Dirnen einen Tanz im Freien auf. Hüte dich, ihnen zu nahe zu kommen! Du gehst an einem gaffenden Weingärtnerjungen vorüber und bist zu tief in deine Gedanken versunken, um ihm einen guten Abend zu wünschen. Er wirft sich zum Sittenrichter auf und will dich „Moses", d. h. Mores oder Manier lehren. Seine Lehrmethode gehört aber noch den alten Zeiten an, und gründet sich hauptsächlich auf den würdigen Gebrauch der Haselruthe. Er hat eine solche Ruthe in seinem rechten Stiefel stecken, du siehst sie ellenhoch an seinen gelben Kniehosen hinaufragen. Aber er läßt dir nicht lange Zeit zu deinen Beobachtungen; er zieht im Augenblicke vom Leder und stäubt dir deinen Volksfestrock aus, und du hast plötzlich zu deinem nicht geringen

Entsetzen den handgreiflichen Beweis, daß die fünfzehnjährige Schönheitsknospe den Nagel auf den Kopf getroffen, als sie dieses Volksfest ein Pöbelfest nannte. Du willst deinen Manierlehrer Vernunft lehren; aber, mein lieber Freund, der Kanstadter wie der Stuttgarter Pöbel ist aller Vernunft unzugänglich. Er lacht dich nur aus mit deiner Vernunft und treibt dir, wie er es nennt, deinen Hut an, daß dir Sehen und Hören vergeht, und du dich auf den Knieen bedanken mußt, wenn du dein Leben davonschlägst. Deine Bekannten, großentheils „alte Häuser" und „bemooste Häupter," welche den Schläger zu führen wissen, kommen dir zu Hilfe, und die Stuttgarter Trunkenbolde und die Kanstadter Raufbolde richten sich zum Abendessen gegenseitig eine Prügelsuppe, an der sich die Beckenstadt und das ganze Beckenland, wie Stuttgart und Württemberg im Munde der alten Studenten genannt wird, zu schämen hat und nicht zu schämen hat; und nachdem die Raufhändel mittelst der Sicherheitspolizei, die auf dem Kanstadter Volksfeste immer genugsam vertreten ist, zur beiderseitigen Beruhigung beigelegt sind, stimmt derselbe Männerchor, an welchem du vorhin Theil genommen, mit Löwengebrüll den eintönigen Gesang an:

„O du großes Land der Becken,
O du Land der großen Becken,
O du großes Beckenland,
O du beckengroßes Land!"

Unter diesem inhaltsschweren Charaktergebrüll wogt die Menschensündfluth dem Bahnhofe zu und läßt sich von dem modernen Rothschildgespanne durch das Rosensteiner Höllenthor pfeilschnell in die Mauern der sündigen Beckenstadt tragen: eine würdige Todtenfeier des hingemordeten Tages.

Des Künstlers Weihe.

Von Isabella Braun.

Zur heil'gen Künstlerstätte, wo Bild an Bild sich reiht
Und neu erstehen möchte aus längst vergang'ner Zeit,
Wo unter Fahnen und Schilden der Meister schaffend steht,
Ein Jüngling mit klopfendem Herzen und raschem Schritte geht. —

„Mein Vater, sieh' mich wieder! Nimm mich als Schüler auf!
Weg mit den Zahlenbüchern, mit Handel und Verkauf!
Was hast du meine Augen zum Schönen aufgethan,
Daß meine Seele ziehet zur heil'gen Kunst hinan!

„Wie strahlt im Herzen drinnen ein golden Sonnenlicht,
Daß Alles, was ich schaue, sich hell in Farben bricht;
Doch Außen liegt nur Dunkel und trüber Nebeldunst;
Ich will die Schranken stürmen! Weih' mich der freien Kunst!"

Wie Morgenroth im Lenze auf Flur und Wiesen glüht,
So funkelt ihm das Auge und seine Wange blüht,
Und seine Stirne leuchtet von hehrem Geistesstrahl,
Der mächtig ihn getrieben zur selbstgefund'nen Wahl.

Hiegegen spricht der Vater: „Mein Sohn, das lasse sein!
Die Kunst, die Himmelsgabe, ist wie der Sternenschein,
Du holst sie nicht aus Wolken mit deiner schwachen Kraft,
Fällt sie von da dir nieder, — dann hast du Künstlerschaft."

Wie klingen diese Worte so bitter, voller Hohn,
Es schleichet bang und traurig vom Vater nun der Sohn;
Hinaus auf Feld und Fluren führt' ihn der stille Gang,
Er muß im Aether baden die Seele so schwül und bang. —

Wo rebengrün umrandet der Rhein vorüberrauscht,
Und noch der Wand'rer freudig der alten Sagen lauscht,
Wo von vergang'nen Zeiten die Burgen träumend steh'n, —
Sieht man gesenkten Hauptes den trüben Jüngling geh'n.

Da seufz't er in Herzens Tiefe, lehnt sich an einen Baum
Und flüstert still wehmüthig: „Ade, du schöner Traum!" —
So schaut' er lang versunken in all' sein Herzeleid,
Als wie vom Trauten geschieden die fromm ergeb'ne Maid.

Jetzt rafft' er sich zusammen und hebt das Aug' empor;
Da reißt mit einem Male des Nebels dunkler Flor,
Ein heller Strahl der Sonne fällt auf sein Haupt herab,
Als ob ihn Gott berühre mit einem gold'nen Stab.

Und über den Burgen und Thürmen und über den Kirchen all',
Und über den grünen Fluthen, und über der Berge Wall —
Voll Glorie strahlt die Sonne, voll hehrer Majestät,
Daß rings die ganze Erde aufathmet in Gebet. —

Doch auf des Jünglings Haupte bleibt ruhen nun ihr Glanz,
Als woll' er's hold umschlingen mit einem güldenen Kranz.
Da fällt' er auf die Kniee und beugt sich tief bewegt,
Ihm war's, als hätte die Muse die Hand ihm aufgelegt.

So harrt er lange stille; ihm ist so wunderbar,
Als säng' in himmlischen Weisen der Engel ganze Schaar,
Als hört' er's klingen und schwingen von Glocken nah' und fern
Die Kirchen stehen offen, als wie am Tag des Herrn. —

Er sieht durch all' die Gänge bis hin zum grauen Chor,
Die Mönche in weißen Kutten, die Nonnen in schwarzem Flor,
Sieht stille Friedhofsstätten mit ehernem Ritterbild,
Drauf liegt zum Kreuz verschlungen das Schwert zunächst dem Schild.

Und weiter schweift das Auge in tiefe Waldesnacht,
Wo glanzumwebt die Elfe im Kelch der Blume wacht,
Zu alpenfernen Hütten im gold'nen Sonnenlicht,
Wo silberklar die Quelle aus Stein und Rasen bricht.

Und wieder wechseln die Bilder. — Auf ödem Haidefeld
Zigeuner und Räuber bauen sich ihr Nomadenzelt,
Sie lagern sich zusammen bei silbernem Mondenglanz,
Schwarzäugig braune Dirnen umkreisen sie im Tanz.

Jetzt hebt ein zackig Gebirge sich in die blaue Luft,
Drin gährt in tiefem Schooße die dunkle, nasse Kluft,
Gefangen und gefesselt liegt hier ein bleicher Mann,
Drum stehen bärtige Krieger und schauen ihn finster an. —

Doch weiter schweifen die Blicke. — Die spiegelklare See
Schließt vor ihm auf die Pforte; — wie thut das Herz ihm weh'! —
Es liegt ein bleicher Knabe in jenem Fluthengrab,
Den zog's zum Nixenschlosse geheimnißvoll hinab. —

Verschwunden ist der Zauber! — Dort steht ein Königsschloß;
Aus hohem Portale sprengen die Ritter auf stolzem Roß;
Viel Edelfrauen und Knappen erglänzen in dem Zug,
Und kluge Falken harren auf ihren kühnen Flug. —

Jetzt hört er's rauschen und quellen; es klappert das Mühlenrad,
Durch eine Wiese schlängelt sich hin ein weicher Pfad,
Ehrwürd'ge Eichen wölben ein grünes Baldachin,
Dort flüchtet die Idylle mit trauter Freude hin. —

Der Frühling sonnig und wonnig, — der Sommer heiß und schwül,
Der Herbst mit rothen Blättern wehmüthig still und kühl,
Der Winter mit seinen Flocken und prächtiger Einsamkeit —
Sie ziehen all' vorüber zu Bild an Bild gereiht. —

Und bunte Arabesken, fantastisch-wundersam,
Die schlagen über den Bildern in heller Gluth zusamm —
Sie leuchten von Gedanken, sie schimmern von Poesie,
Des Märchens sinnig Wesen durchwebt und durchwaltet sie.

Noch immer kniet der Jüngling und drückt die Hand auf's Herz;
Es will ihm die Brust zersprengen vor Wonne und vor Schmerz,
Vor Sehnsucht und vor Liebe, vor Seligkeit und Pein —
O Jüngling! so muß die Weihe des echten Künstlers sein! —

Jetzt springt er auf und schüttelt sein braunes Haar zurück —
Er jauchzt empor zum Himmel in nie empfund'nem Glück;
Denn plötzlich in der Seele da ward's ihm offenbar: —
Der Sonnenstrahl vom Himmel des Künstlers Taufe war.

Und in die Lüfte ruft er mit hellem, jubelndem Ton:
„O heil'ge Kunst, empfange den Schwur von deinem Sohn!
Ich folg' mit kühnem Muthe der Seele lautem Drang —
Im Traum will ich dir dienen mein ganzes Leben lang!" —

Thoms.

Von Katharina Diez.

In einem der freundlichen Thäler des „Siegerlandes" liegt ein Dörfchen, von hohen Bergen umschlossen und frischen Wiesen und Feldern umgeben. Aus einem dunklen Erlenhain, der gegen Morgen die Gegend begrenzt, bricht die Sieg hervor und theilt sich in zwei Arme, die, indem der eine, breitere, am Fuße eines prächtigen Berges, der andere dicht am Dorfe vorüberfließt, eine weite große Wiese, von vielen kleinen Bächlein durchrieselt, wie eine blühende Insel umschließen. Dicht unter dem Dorfe vereinigen sie sich wieder unter einer steinernen Brücke zu einem vollen Strome, der gleich einem hellen Silberband sich in ein breites wunderschönes Thal hinunter schlängelt und zwischen einer blauen Gebirgskette den nachschauenden Blicken entschwindet.

Es war im November, wo in jenen Gebirgsgegenden die Waldbäche aus ihren heimlichen Gründen reißend hervor stürzen, wo der Sturmwind des Nachts die kleinen Fenster der Hüttenbewohner zerschlägt und die schützenden Strohdächer niederreißt, als an einem Sonntag-Nachmittage die Sonne noch einmal hervorbrach aus den dunklen zerrissenen Regenwolken, die schon Wochen lang das Thal und die Berge umhüllt hatten. Eine weiche, beinah schwüle Luft, wie sie wohl um diese Zeit nach und vor heftigen Stürmen einzutreten pflegt, wehte über den stark angeschwollenen Fluß, dessen ungewöhnliches Rauschen in die Sonntagsstille des Dorfes drang. Hier und da öffnete sich ein Fenster, und neugierige Augen spähten hinüber nach dem großen Wasser. Die Kinder waren nicht mehr zu bändigen in den engen Stuben, sie sprangen in neuerwachter Lust hinaus auf die Straßen und mußten durch manches warnende und drohende Wort von dem tobenden Wasserufer abgehalten werden. Auch die jungen Bursche und Mädchen schlenderten in ihrem Sonntagsstaat hinüber nach dem Flusse, und mancher ehrsame Hausvater, die Hände über'm Rücken zusammen geschlagen, die

Stummelpfeife im Mund, stand und sah mit nachdenklichen Mienen in die mit unheimlicher Schnelle fließenden Wellen.

„Guten Tag, Herr Pastor! — guten Tag, Herr Pastor!“ rief es jetzt von vielen Stimmen einem jungen, schwarz gekleideten Mann entgegen, der still und sinnend durch das Niederdorf schritt und nach allen Seiten hin freundlich grüßte. Es war eine sanfte edle Gestalt, das ruhige Gesicht trug den unverkennbaren Ausdruck der reinsten Seelengüte und Milde, das helle blonde Haar fiel schlicht um die freie glänzende Stirne, und die blauen Augen blickten, als ob sie die ganze Welt mit einem Strahl der Liebe und des Wohlwollens übergießen möchten. Es gibt wenige solcher ruhigen Gestalten mehr, selbst in dem Stande, der vor allen ausersehen ist, Seelenfrieden und Glück zu verkünden in Wort und Werk und Mienen. Zweifel, Zerrissenheit und Bitterkeit haben oft schon tiefe Spuren in die Gesichter junger Männer gegraben, wenn sie kaum die Universität verlassen und die Kanzel besteigen, von wo aus sie die Worte der ewigen und einzigen Wahrheit, welche das Menschengeschlecht zu beglücken vermag, aussprechen sollen. Auch das Gesicht des guten Reinhold trug die Spuren mancher Seelenkämpfe, die wohl Keinem erspart sind, der mit Ernst und Redlichkeit sucht und ringt nach dem wahren Heil; doch war zugleich ein göttlicher Sieg darauf ausgeprägt; er hatte in seinem Herzen den Glauben gerettet an eine erlösende Kraft von der Schuld und dem Unglücke, den Glauben an den Werth der Menschen und das Verlangen nach Tugend unter ihnen, trotz der vielen trüben Erfahrungen, welche er schon in der kurzen Zeit seines Pfarramtes unter seinen stillen Dorfkindern gemacht hatte. Heute hatte er gepredigt von der Liebe und Verträglichkeit, welche Eheleute einander schuldig sind, und darauf ein junges Ehepaar eingesegnet mit liebenden Worten, und in seiner Seele ruhte noch der Nachklang der heiligen Stunde. Er war noch so glücklich, Begeisterung und Liebe zu den Pflichten seines Amtes mitzubringen, und während er so still durch sein Dörfchen schritt, bildete er sich die Gedanken, welche die Betrachtung über das heiligste und schönste Menschen-Verhältniß in ihm hervorgerufen hatte, weiter aus. Eben stand er vor seiner kleinen, Linden beschatteten Wohnung, in welcher die alte Dienerin schon lange ungeduldig mit dem einfachen Mittagsmahl seiner harrte, als in dem Nachbarshäuschen gegenüber die Thüre heftig aufgerissen wurde, und ein junger Mann mit bleichem Gesicht und hastigen Geberden herausstürzte; zugleich drangen scheltende Weiberstimmen und Weinen und Schreien wie von erschreckten Kindern herüber. Eine schmerzliche Empfindung zuckte über das Gesicht des guten Pastors — er ließ die schon aufgedrückte Thürklinke wieder fallen, indem er vor sich hin sagte: mußt noch ein Bischen warten, gute Alte! ich kann dir nicht helfen. — Dann ging er dem jungen Manne nach, und als er ihn erreicht hatte, legte er sanft die Hand auf seine Schulter und

fragte: „nun, Meister Thoms, wohin so eilig?“ — Der Angeredete fuhr zusammen und kehrte dem Pastor ein bleiches Gesicht mit gutmüthigen, etwas verkommenen Zügen und matten, starren Augen entgegen. Als er den freundlichen Seelsorger erkannte, ging ein leises Zittern durch seine Glieder, er wurde roth und blaß und wußte sich kaum zu fassen, man konnte nicht sagen, ob vor freudiger oder schmerzlicher Bewegung.

„Was gibts?“ fuhr Reinhold fort, indem er mit dem sanften Strahl seines Auges den Blick des Bewegten auffing, „Ihr habt Streit gehabt in Eurem Hause, ich hörte heftige Stimmen, als ich vorbei kam — was hat's gegeben? — Darf ich's wissen?“

„Ja, ja!“ erwiderte Thoms mit gerunzelter Stirne und geballter Faust, „das Weibsvolk, das soll der Kukuk holen, das kann einem schon den Kopf warm machen; ich sag' Euch, Herr Pastor, das taugt in der Wurzel nichts!“ — „Nun, freilich,“ lächelte Reinhold, „hat schon die Eva ihrem Mann Uebel genug zugefügt; aber sie mußte wohl wissen, welch' einen treuen Helfershelfer im Bösen sie an ihrem Adam finden würde, sonst hätte sie's nicht gewagt, ihm den schlimmen Apfel zu reichen. Da sitzt der Knoten, die Männer taugen am Ende noch weniger, und Ihr, Meister Thoms, scheint mir eben keine Ausnahme zu machen von der allgemeinen Regel. Zudem rühmt das ganze Dorf Eure Gertrud als ein braves, fleißiges Weib, das seine Pflichten gegen Euch und Euer Haus auf das Treulichste erfüllt.“

„Da habt Ihr Recht, Herr Pastor!“ fiel Thoms lebhaft ein; „der soll mir kommen, der mir etwas sagt gegen die Gertrud! Mit der hätt' ich schon fertig werden wollen, wenn ich sie immer allein gehabt; aber da ist das alte „Mensch,“ meine Schwiegermutter — der Racker — —“

„Thoms, Thoms!“ — drohte Reinhold mit dem Finger.

„Nichts für ungut, Herr Pastor! es ist wahr, man soll Respekt haben vor alten Leuten, und ich wollt' ihr ihn gern erzeigen, wenn sie mich nur dazu kommen ließe. Aber sie macht es schlimm, sie berechnet jeden Bissen, der mir zum Hals 'runter geht, oder meist drinn stecken bleibt, vor lauter Aerger! Das Knickern und Knausern lern' ich nun einmal mein Lebtag nicht, und das versteht sie aus dem Fundament, das ist ihr Hauptgedanke Tag und Nacht, und deßwegen taugen wir ein für allemal nicht zusammen.“

„Eure Schwiegermutter,“ entgegnete Reinhold, „ist noch eine Frau von altem Schrot und Korn, die strenge Sparsamkeit und Ordnung in ihrem Hause eingeführt wissen will, und in diesen beiden Tugenden könnte sie Euch wohl zum Muster dienen; es würde für Euch, wie für Frau und Kind von Nutzen sein. Zudem ist Haus, Feld und Garten ihr Eigenthum, und es ist ihr am Ende nicht zu verdenken, wenn ihr die Geduld ausgeht, da sie das mühsam erworbene Gut so leichtsinnig von Euch verschleudert und vernachlässigt sieht. Thoms, Thoms! — es geht mir durch die Seele, was ich von

Euerer unordentlichen Lebensweise vernehme. Wo hinaus soll das führen, wenn Ihr dieses Schlendern in's Wirthshaus und an den Kartentisch nicht lassen wollt? — Heut Morgen noch hat mir meine Marielies erzählt, wie Euch Euer armes Weib diese Nacht ganz betrunken nach Haus gebracht; ja! wie sie schon lange Zeit jede Nacht durch Sturm und Regen mit der Leuchte in der Hand den weiten Weg nach Deuz hinüber geht, wo Ihr Schuhe macht und Abends im Wirthshause immer Alles verpraßt, was Ihr am Tage verdient habt; wie sie Euch leuchtet über Stock und Stein, daß Ihr nicht fallt und Euch nicht stoßt in Eurem wüsten, wirren Zustand. — Und wie vergeltet Ihr nun diese Lieb' und Treue dem guten Weib! — Ach, Thoms! ich sah Euch diesen Morgen so traurig in der Kirche mir gegenüber sitzen, es ging mir durch das Herz — unwillkührlich wurden meine Worte wärmer und kräftiger; es war mir, als spräche ich ganz besonders für Euch. Und nun muß ich hören, daß Ihr gleich nach dem Gottesdienst einen Streit mit Euren Frauen gehabt! Wie schmerzt es das Herz eines Seelsorgers, wenn er erleben muß, daß das Wort Gottes, was er verkündet, wie Spreu im Winde verweht oder auf steinigen Boden gefallen ist! — Hat denn meine Predigt gar keinen Eindruck auf Euch gemacht? Wozu geht Ihr denn in die Kirche?"

Da stürzten dicke Thränen aus Thomsens Augen — „ach, Eure Predigt," rief er, und faßte heftig des Pastors Hand, „Eure Predigt! — o, wenn Ihr wüßtet — die hat ja eben die Veranlassung gegeben zu unserem Streit!" —

„Wie so?" — fragte Reinhold verwundert.

„Ach Gott, Herr Pastor! laßt mich mein Herz einmal vor Euch ausschütten, es ist mir schon lange, lange schwer — Gott hat Euch zur rechten Stunde in meinen Weg geschickt. Seht, ich bin eigentlich kein so schlimmer Kerl, als Ihr wohl glaubt, und wie ich im Dorf verschrieen bin seit einiger Zeit. Früher war's anders, da hat mich Jung und Alt gern gehabt und kam und ließ Schuh' und Stiefeln bei mir machen, und den wollt' ich sehen, der bessere Arbeit geliefert hätte. Ja, und zum Schnappstrinken hab' ich gar keine Lust gehabt, ich kann's Euch sagen, es widerstand mir ordentlich, das Trinken; aber guckt, ich hab' ein fröhlich' Herz und mach' gern Spaß und Kurzweil und geh' als mal gern um mit lieben Kameraden — gelt, das ist doch noch keine Sünd' gethan?"

„Gewiß nicht," sprach Reinhold; „sagt doch selbst die heilige Schrift: „„seid allezeit fröhlich!"" aber freilich muß es mit Maaß geschehen und in der Furcht Gottes, sonst kann es leicht zur Sünde werden."

„Nun seht," fuhr Thoms fort, „da war's kein Wunder, wenn mir manchmal das ewige Karmen und Keiflen bei der Schwiegermutter zu Haus ganz entsetzlich leid wurde, und es mir oft war, als müßt' ich auf und davon

laufen. Auch geschah's wohl, daß mich bei dem ewigen Rechnen und Handeln um jeden Pfenning und jede Stecknadel der Kitzel zuweilen stach, so daß ich leichtsinniger sprach und mich stellte, als ich eigentlich gesinnt bin; da gab's denn ein Predigen — so was habt Ihr nicht gehört! ein Lamentiren über gottlose Jugend und was all' — das wurmte mir dann zuletzt — ein Wort gab das andere und die Hölle war unter'm Dach. Die Gertrud wurde hinein gezogen, die Nachbarinen gaben ihren Brei dazu, ich hatte keinen frohen Augenblick mehr im Haus und mußt' es auf jeder Schnitte Brod essen, daß ich ein armer Schlucker sei, der nichts in's Haus gebracht. Da lief ich denn hin, wo's lustiger zuging, und wo ich keine Vorwürfe hörte — ich kann Euch sagen: daß ich mich hundertmal nur aus purem Aerger und Trotz gegen die Alte betrunken habe. Nun kömmt noch dazu, daß ich nicht viel vertragen kann, und wenn ich so im Aerger bin, so brauch' ich nur ein Glas zu trinken, gleich hab' ich's im Kopf, und es ist, als hätt' mich der Teufel gepackt. Da gibt's hundert andere Kerle, weiß Gott, wie sie's machen, die können zehnmal so viel saufen, als ich, und bleiben ganz vernünftig und geh'n so g'rad, als ob sie kein Wässerchen getrübt hätten, während ich armer Kerl gleich taumle und wanke, als wär' ich besessen. Guckt, so bin ich denn nach und nach an das liederliche Leben gekommen und weiß selbst nicht wie; aber es soll anders werden — wahrhaftig, es soll!" —

„Gott gebe, daß es Euch Ernst ist mit diesem Vorsatze," sprach Reinhold — „aber Ihr wolltet mir ja auch die Veranlassung Eures heutigen Streites erzählen."

Thoms seufzte tief auf — „ja, das ist freilich traurig genug! Wie ich Euch schon gesagt hab', die Gertrud, da ist nichts gegen zu sagen, das ist ein brav Weib, und wir würden nie ein Wort zwischen uns gehabt haben, wenn die Alte nicht immer an ihr purrte und das Feuer schürte und ihr zubliese: sie müsse strenger gegen mich sein, ihre Nachsicht verdürbe mich nur immer mehr. Ich wette, das arme Weib hat sich jede Nacht heimlich aus dem Haus geschlichen, um mich zu holen; aber endlich hat's die Hexe doch gemerkt, und heut' Morgen da gab's ein' Heidenscandal im Haus — nein! so hab' ich die Gertrud noch niemals geseh'n, noch niemals gehört!" — Thoms schwieg und starrte düster vor sich hin. —

„Nun," sagte Reinhold und faßte den Unglücklichen bei der Hand, „da hat sie auch wohl arge Veranlassung von Euch gehabt? Ist es nicht so?" —

„Freilich, freilich," sprach Thoms leise vor sich hin, „so kann's nicht mehr bleiben! — wir sind dem Bettelstab nah', durch meine Schuld und die Alte, ich glaub' die säh' uns vor ihren Augen verhungern, eh' sie einen Pfenning von dem Ihrigen hergäbe oder es litte, daß nur eine Kartoffel von ihren Feldern verkauft würde. Das hat die Gertrud wohl auch eingesehen

und hat geglaubt sie müsse endlich strenger mit mir umgehn. Sie sprach harte Worte zu mir heut Morgen und schwur: es solle das Letztemal gewesen sein, daß sie mich abgeholt habe in der Nacht, ich könne ihretwegen im Wasser versaufen; ihre Kinder würden nichts an solchem Vater verlieren! — Herr Gott! wie mich das packte! — und als die Alte dazwischen fuhr mit ihrem gewöhnlichen Spruch — da meint' ich, ich müße das Haus umfassen wie der Simson und uns alle drunter begraben! — Ich stürzte fort und wollt' ins Wirthshaus und wie gewöhnlich meinen Zorn und Schmerz vertrinken mit dem letzten Stüber, den ich noch in der Tasche hab. Da fingen die Sonntagsglocken an zu läuten — nun war's mir doch grad' als ob sie mir riefen: komm! komm! — es klang so feierlich, ich wußt' nicht, wie mir war — kurz, ich ließ das Wirthshaus und ging in die Kirch', die Orgel spielte so eindringlich und die Gemeinde sang mein Leibstück:

„Heilig Jesus, war dein Leben,
„Dein Wandel rein, und Gott ergeben
„Warst du Erlöser Jesu Christ!“ rc.

Ich fühlte, das Wasser lief mir die Backen 'runter — ach Gott! dacht' ich, wie wenig heilig ist dein Leben gegen das unseres Herrn Jesu, der doch uns allen zum Vorbild ist gekommen! Und wie Ihr nun auf die Kanzel tratet Herr Pastor! — nehmt mir nicht übel, Ihr predigt wohl immer schön, aber so wie heut' habt Ihr noch niemals gepredigt. — Was waren das für Worte! — sie kamen mir vom Himmel runter; ja, ich meine: so müßt' es den armen Hirten auf dem Felde zu Muth gewesen sein, als die Engel sangen: „Ehre sei Gott in der Höh', Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — Wie hätt' ich gewünscht, die Gertrud wär' auch mit in der Kirch' gewesen! Sie hatt' zu Haus bleiben müssen, weil das Hanneschen an den Zähnchen krank ist. Und doch war's mir auch wieder lieb, daß sie nicht da war; denn ich glaub', ich hätt' mich nicht halten können, ich wär' vor allen Leuten auf sie zugestürzt und hätt' sie um den Hals gepackt, ja das hätt' ich gethan und hätt' gesagt: Gertrud, wir wollen uns wieder lieb haben und ich will dich nie mehr betrüben und will schwören, daß ich in meinem Leben keinen Schnaps und keine Karten mehr ansehen will.“ —

„Diesen Vorsatz habt Ihr wohl schon oft gehabt und wieder gebrochen, und auch jetzt ist er vielleicht nur die Frucht einer augenblicklichen, schnell verwischten Rührung?“ sprach Reinhold sehr ernst und sah dem jungen Manne scharf in's Gesicht.“ „Glaubt das nicht, glaubt das nicht!“ — bat Thoms, „ja, ich hab's wohl schon oft gesagt zu Gertrud und hab's nicht gehalten, — aber guckt, ich mein' doch als immer: es wär' mir früher nicht recht Ernst damit gewesen, es wär' allzu viel weltliche Neigung noch mit in meinem Vorsatz gewesen; ich hätt's nur gethan, um des unleidlichen Brummens los zu sein im Haus und weil mir Angst war, ich würd' einmal nichts zu essen

haben und was dergleichen mehr. Aber heut' hat der liebe Gott selbst vor mir gestanden und hat mich angesehn und mir an's Herz gepocht und hat mich gefragt: Thoms! denkst du denn gar nicht mehr an mich und daß ich dich einmal abrufen kann und Rechenschaft von dir fordern — und daß ich dich verstoßen kann wie den unnützen Knecht, der sein Pfund vergraben hatte? Ja, so mußt' es kommen! erst mußt' ich Alles verloren haben, wie heut' Morgen, eh' der liebe Gott mich packen konnte — kurz und gut, mein Sündenleben ist mir schon lange leid gewesen; aber ich hatte nur nicht den Muth es abzuschütteln — doch heut' hat's einen Ruck in mir gethan, Ihr sollt sehen, ich werd' von heut' an ein anderer Mensch!“ — „Und habt Ihr das Euerer Frau gesagt, und habt Ihr sie auch noch einmal so recht um Verzeihung gebeten?“ fragte Reinhold. „Ja,“ seufzte Thoms, „da liegt nun der Haas im Pfeffer! Gewiß hab' ich sie gebeten — es war mir ein rechter Ernst — ich hatte das böse harte Wort von heut Morgen ganz vergessen, oder vielmehr es war mir als müsse ich sie gerad deßhalb noch besonders um Verzeihung bitten, weil ich Schuld gewesen bin, daß ein so hartes Wort aus ihrem guten Herzen hat kommen müssen. Was muß man da nicht für tiefe Furchen gezogen und bösen Samen gestreut haben, eh' das hervor brechen konnte! — So kam ich denn zu ihr nach der Kirche, das Herz war mir ganz warm und voll; aber im Haus sah's wetters kalt und leer aus! die böse Luft von heut' Morgen war noch lang nicht 'raus. Nun muß ich auch sagen, hat die Frau viel Last gehabt mit dem kränklichen Kind, das mag sie auch verdrießlich gemacht haben. Mein Muth war ganz niedergeschlagen, als ich sie sah; doch faßt' ich mir ein Herz und nahm sie bei der Hand, wie sie an der Wiege saß, darin das Kind schlief. Ich sagte ihr Alles, was ich in der Kirche gedacht und mir vorgenommen hätte. Sie schwieg aber still', sah auf die Seit', doch merkt ich wohl, sie hatte Wasser in den Augen — ja, wären wir allein gewesen, es hätt' Alles gut gegangen; aber die Alte — die Alte, — die kam wieder dazwischen mit ihrem ewigen Geleier. Sie meinte, das wär' alles dummes Zeug, was ich sage, und so lang 'ich keine Proben meiner Besserung gegeben, solle die Gertrud mir nur ja nicht glauben. Kurz, Herr Pastor! hatt' ich den Morgen schlimme Worte gehört, so mußt' ich sie jetzt doppelt und dreifach hinunter schlucken — es blieb kein gutes Haar mehr an mir und ich muß sagen: wenn das so fortgehen soll und die Gertrud nicht freundlicher wird, so wird mein Vorsatz mir ein Bischen schwer werden! — Ach, wär' sie nur den Morgen in der Kirch' gewesen und die Alte, könnt' sie Euch nur einmal reden hören! Sie sitzt nun mit ihren Gichtschmerzen im Stuhl und liest sich aus ihrre alten Postille gewiß nicht viel Gutes. Zuweilen wird daraus vorgelesen, da steht so viel drinn von Blut und Lamm und Höll' und Teufel, es wird mir ganz schwindlich zu Muth, als hätt' ich Schnaps getrunken. Aber, Herr Pastor, so eine Predigt von Euch,

die kömmt mir vor wie ein frischer Trunk Wasser aus dem „Grabenbänchen," das drüben am Berg liegt, von grünem Moos eingefaßt und frischen Buschen umwachsen. Das ist so rein und klar, man kann bis auf den Grund sehen und die Steinchen zählen und die Sterne, die sich drinn spiegeln. Es kitzelt einem nicht auf der Zunge und macht den Kopf warm; aber es dringt frisch und kräftig durch Herz und Mark und macht einen gesund und stark zu jeder Arbeit; es ist als könne man die Welt überwinden! Ich muß dabei an den Brunnen von Samaria denken, an welchem der Herr zu der Sünderin sprach: „wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird nimmermehr dürsten!" — O Herr! solch' einen Trunk habt Ihr mir heut Morgen gereicht; lohn's Euch Gott! — Und wenn ich nun auch die Liebe der Gertrud verloren hätt', was mir freilich das Schwerste auf Erden wär', so weiß ich doch, daß ich nicht verloren bin, weil Gottes Liebe mich bei der Hand genommen hat."

Verwundert sah Reinhold auf den jungen Mann, der ihm mit Einemmal ganz verwandelt vorkam. Die erschlafften Züge erschienen gekräftigt und veredelt, eine helle Röthe war über die bleichen Wangen gegossen, und die früher so matten Augen glänzten von einem lebhaften Feuer. Eine schöne Seele schien plötzlich mit wunderbarer Kraft hervor zu brechen aus diesem Blick, und es war dem guten Reinhold, als müsse er diese Seele halten und sie hervor ziehn aus ihrer Nacht und sie führen zum ewigen Leben. Er drückte Thomsens Hand: „da sei Gott vor, daß Ihr Gertruds Liebe verloren habt, so was geht nicht so leicht zu Grund, wenn es einmal wahrhaft da gewesen ist. Haltet Euch nur muthig und laßt Euch nicht irre machen durch unfreundliche Worte; denkt daran, daß Ihr sie verdient habt durch viele Schuld, die Ihr aufgehäuft, und wie viel Liebe ihr unverdient empfangen habt von Eurem Weib, eh' ihr das Maß ihrer Geduld ausging. Und wenn ich Euch rathen soll: so bindet Euch durch irgend ein Gelübde, das hat oft eine wundersame Kraft und hilft mehr wie der reinste Wille; denn wohl heißt es mit Recht: „der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach." — Ich aber will hingehen zu Eurer Frau und will ihr an's Herz reden und auch Eure Schwiegermutter zu versöhnen suchen, wenn's Euch recht ist?" —

Thomsens Augen glänzten — „thut das, Herr Pastor! thut das! — ja geht gleich hin und bittet die Gertrud, daß sie wieder freundlich ist und mir meinen Vorsatz erleichtert. Sie weiß, mit einem freundlichen Wort kann man mich um den Finger wickeln; aber solche Worte wie heute, die kann kein Mensch aushalten, und wenn ich sie künftig wieder und wieder hören müßte und mir immerfort meine Sünden eingetränkt werden sollten, dann lauf' ich fort in die weite Welt. Zum Märtyrer bin ich nicht geschaffen, das sag' ich frei; aber arbeiten will ich, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzt. — Ach, bester Herr Pastor! geht — geht und sagt das der Gertrud

und macht, daß sie mir wieder gut wird; die Alte mag dann meinetwegen keifen so viel sie will. Ich will unterdessen nach meiner Wies' nüber geh'n — da soll mir das Wasser die Schütz zerbrochen haben, ich will seh'n, ob ich sie wieder herstellen kann." —

Die beiden Männer trennten sich nach verschiedenen Seiten. Reinhold fühlte sich matt und angegriffen, und als er an seinem Haus vorüber kam, duftete die kräftige Fleischbrühe gar lockend aus dem geöffneten Küchenfenster. Doch er gedachte der Worte seines Herrn: „meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat" und neu gestärkt, an den armen Thoms denkend, schritt er vorüber, dem Nachbarhäuschen zu.

Düster versteckt unter alten Buchen und Weiden, die mit ihren jetzt kahlen Zweigen das ganze Dach umwachsen hatten, lag es dicht am Zusammenfluß der Sieg, deren rauschende Wellen an das kleine Gartenmäuerchen schlugen. Es war todtenstill auf dem Hausflur, nur die Kuh brüllte zuweilen aus dem Stall, und auf dem Heerde putzte sich die alte Katze neben dem verglimmenden Feuer.

Reinhold trat in die Stube, die in ihrer sonntäglichen Reinlichkeit keine Spur trug von der Verwirrung, welche noch kurz vorher die Herzen ihrer Bewohner verunreinigt hatte. Der große Eichentisch war spiegelblank gescheuert, darüber von dem Gesims warfen die reihenweise aufgestellten Zinnteller, die bunt gemalten Kaffeeschälchen und die irdenen Kaffeekesseln, die in großer Zahl, immer einer kleiner wie der andere, darunter hingen, einen ordentlichen Glanz durch die ganze Stube. Das breite Bett stand sauber überzogen mit blau und weiß gewürfeltem Baumwollenzeug, und ein feines, reines Betttuch, mit altmodischem Spitzenband verziert, war zur Hälfte übergeschlagen. Eben so hing ein blendend weißes Handtuch an der Thüre, über welcher mit frischer Kreide geschrieben die Anfangsbuchstaben und Zahlen der Wochentage prangten. Am Fenster dufteten ein paar frische Geraniumsträuche, und an der Wand hing ein künstlich geflochtener Vogelkorb, aus welchem ein kleiner Dompfaffe gar rein und lieblich ein lustiges Stückchen schmetterte. In dem grossen eisernen Ofen, mit biblischen Darstellungen verziert, brannte ein behagliches Feuer, und daneben saß in einem hohen Lehnstuhle Thomsens Schwiegermutter, eine alte, beinahe siebenzigjährige Frau, mit einem strengen scharf geschnittenen Gesicht, aus dem das noch so lebhafte kluge Auge wie ein Falk durch alle Winkel zu blicken schien. Sie war noch altmodisch angezogen, aber sehr sauber, und hatte ein Kesselchen mit Kaffee vor sich stehen, nebst frischem Brod und schönem gelben Butter. Zuweilen steckte sie einen Bissen davon dem kleinen, hübschen Mädchen in den Mund, das neben ihr saß und ihr mit sehnsüchtigen Augen zusah.

Gertrud trug den kleinen Hannes in der Stube umher, der unruhig von einem Arm zum andern verlangte und Schmerzen zu leiden schien. Sie war

eine kräftige Frau mit einem guten Gesicht, das aber schon früh gealterte Züge trug und die Spuren durchwachter und verweinter Nächte um die Augen zeigte. Als Reinhold eintrat, wurde sie glühend roth, das Herz schlug ihr, als habe sie eine Schuld begangen — sie hieß ihn stotternd willkommen, indem sie das Kind in die Wiege legte und es hastiger hin und her schaukelte, als es sonst wohl ihre Gewohnheit war.

Reinhold ging nach kurzen, freundlichen Fragen zu der Veranlassung seines Kommens über; er erzählte wie er Thomsen gefunden, von seiner Reue, seinem Schmerz, seinen guten Vorsätzen. —

„Ihr habt ein hartes Wort heut' Morgen gegen ihn ausgesprochen, liebe Frau," fuhr er fort, mit sanfter Stimme; „macht es wieder gut, geht dem Irrgegangenen, Heimkehrenden freundlich entgegen und laßt ihn erstarken an Eurer verzeihenden Liebe."

Schon gleich bei Reinholds ersten Worten waren der armen Frau die hellen Thränen aus den Augen gestürzt. „Ach Gott — ach Gott! Herr Pastor!" — schluchzte sie, „glaubt es nur nicht, daß ich ein unnütz' Weib bin, ich hab' dem Thoms gewiß alles zu Liebe gethan und meine Pflichten gegen ihn treulich erfüllt — fragt meine Mutter, fragt die Nachbarn; ja fragt das ganze Dorf, wie ich mich quäle Tag und Nacht und das Haus und die Kinder ordentlich versorge und rein halte, wie ich durch Sturm und Regen hinausgelaufen bin und ihm nach Haus geleuchtet hab'." — „Ich weiß, ich weiß es!" sagte Reinhold freundlich nickend, „aber es ist nicht gut, wenn wir bei der Prüfung unseres Betragens gegen einen Menschen nur immer an das Gute denken, was wir ihm erwiesen, und das Böse vergessen, womit wir oft in einer Minute, mit einem einzigen Wort und Blick zerstören und verwischen, was wir in jahrelanger Treue gethan haben. Pflanzt die schönsten Blumen oder Gemüse in euren Garten und laßt ein Unkraut aufkommen, es wird bald den ganzen Flor überwuchert und erstickt haben." — „Aber Ihr wißt nicht," fuhr Gertrud heftiger fort, „wie oft ich ihm schon vergeben habe — soll denn das immer so fortgehen? — nein! nehmt mir's nicht übel, mir ist endlich die Geduld vergangen; ich meine: ich hab' ihm nun genug verziehen, er hat allzuviel an mir gesündigt!"

Reinhold sah sie ernst an: „„und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wieder käme zu dir und spräche: es reuet mich; so sollst du ihm vergeben"" — „also spricht dein Heiland und Erlöser." — Gertrud barg das Gesicht in die Schürze — es ging wie ein schneidend Schwert durch ihr Herz. —

Die alte Frau hatte mit aufgestützten Ellenbogen schweigend da gesessen und mit neugierig blitzenden Augen den Pastor von oben bis unten angesehen und ihm zugehört. Jetzt nahm sie die grüne Brille von der spitzen Nase,

hustete ein paar Mal und fing an: „Mit Verlaub, Herr Pastor! das klingt Alles recht schön und gut und steht so geschrieben, ich hab's auch gelesen; aber der Herr Jesus der hat wohl eben so wenig wie Ihr gewußt, wie's einer Hausfrau zu Muth ist, die Tag und Nacht sich plagen muß für Mann und Kind und all' ihr' Müh' umsonst und ihr Hab und Gut verschleudert sieht. Der lief so frank und frei auf den Bergen umher und in der Wüste, und die Engel kamen und dienten Ihm, und da hat er keinen Haushalt gebraucht wie unser Eins, in dem man unmöglich Zeit hat, einen leichtsinnigen Taugenichts jede Minute seine dummen Streiche zu vergeben und gut zu machen. Siebenmal des Tages zu verzeihen — wahrhaftig! das ist ein Bischen viel! ich wüßte nicht mehr so viel Athem aufzubringen in meiner alten Brust." — „Braucht Ihr etwa weniger zu den Worten des Zorns und der Bitterkeit, die Euch oft so geläufig von der Zunge strömen, als zu denen der Liebe und Milde?" fragte Reinhold. „Ach was! Milde hin! Milde her!" fuhr die Alte fort, „das ist jetzt eine kuriose Zeit mit ihrer ewigen Milde! Alles soll in der Milde hergehen, Alles mit der Milde kurirt werden — ja prost Mahlzeit! — die Kinder fühlen keinen Stock und keine Hand mehr auf ihrem Buckel, man muß mit ihnen umgehen als wär'n sie von Postpapier. Und wenn die Polizei einen Schelmen in's Gefängniß führt, so sieht sie aus als ob sie einen Diener machen müßte und ihn höflich fragen: „ist's Ihnen gefällig hinein zu spazieren?" — Ich seh's kommen, daß man die Gefängnisse tapezirt und mit schönen Bildern zur Belehrung und zum Zeitvertreib behängt, und daß wir armen, ordentlichen Bauern die Steuern geben müssen zu den seidnen Kanapee's, auf welchen künftig die geehrten Herrn Sünder und Missethäter ganz weich und bequem über ihre Thaten und ihre Besserung nachdenken können. Die Todesstrafe wollen sie ja auch abschaffen, wie mir der Schulmeister drüben, aus der Zeitung vorgelesen hat. Das soll mir eine schöne Geschichte geben! woher soll das arme Land das Geld für all' die Halunken auftreiben, die es künftig wird ausfüttern müssen, vielleicht noch gar mit Kuchen und Wein! Guckt mich nicht so verwundert an, Herr Pastor! meint Ihr, weil ich eine alte Frau bin, die die Gicht hat und nicht von der Stell' kann, ich wüßt' nicht mehr wie's in der Welt zugeht? — o nein! ich horch' noch auf Alles und hab' allenthalben meine Leute, die mir dies und das zutragen. Ja! ja! — ich weiß, Ihr seid auch Einer von der neuen milden Lehre und lest nur in der Bibel, was dem Herrn Jesu vielleicht einmal in einer schwachen Stunde entfahren ist, wo er am Ende nicht anders gekonnt. Die Stellen, wo er gewettert und gedonnert hat, die übergeht Ihr, das ist nicht gut. Von der Höll' ist jetzt gar die Rede nicht mehr, es wird nur mit allerlei Complimenten in's Himmelreich gelockt; aber ich will sehen, ob die all hinein kommen, die schon das Maul darnach gespitzt haben! — Zu meiner Zeit, da war's anders, da nannte man noch das Kind

mit dem rechten Namen und ging nicht wie jetzt um das Böse herum wie eine Katz um einen heißen Brei; man suchte nichts zu beschönigen, man faßt' es derb am Hals und schmiß es zum Hauſ' naus. Jetzt meint Jeder er müßt es mit seidenen Handschuh' anfassen. Strafexempel giebt's fast nicht mehr, Alles wird im Stillen abgemacht und mit der Milde zugedeckt, wo soll da die Furcht vor dem Bösen herkommen? Als ich noch ein junges Mädchen war und in der Stadt diente, da mußt' einmal ein Soldat Spießruthen laufen, und da ging der Lehrer mit der ganzen Schuljugend hinaus und sahen zu wie der Kerl ausgepeischt wurde, und der Lehrer sagte: „seht ihr Jungen! so kann es euch auch einmal gehen, wenn ihr nicht Mores lernt!" — Und noch früher als Kind sah ich zu, wie sie den großen Räuber Voller da drüben am Galgen aufhingen, und da stand der Pastor mit der Gemein drum rum und sang und betete, während dem armen Sünder droben der Hals zugedreht wurde — hu! was er für Augen machte! ich vergeß' es mein Lebtag nicht! Seht, so was bleibt in der Seel', und man kann es noch Kind und Kindeskind zum warnenden Beispiel erzählen. — Nein, geht mir! ich sag' Euch, es wird kein gutes End nehmen mit dieser Milde, und unser Herrgott muß doch zuletzt herein fahren und Pech und Schwefel auf sie regnen lassen, wie auf Sodom und Gomora." —

Reinhold hatte vergeblich mehrmals versucht, den Redefluß der alten Frau zu unterbrechen, die immer eifriger wurde und mit funkelnden Augen da saß, wie eine Unheil weissagende Sybilla. Er sprach: „Ich kann Euch in diesem Augenblicke nicht auf Alles antworten, was Ihr so eifrig vorgebracht habt, und in dem manches Wahre enthalten ist. Es wird sich ein andermal Zeit dazu finden, ich gedenke noch öfter mit Euch zu verkehren," fuhr er mit gutmüthiger Schmeichelei fort, „und freue mich an Euch eine Frau gefunden zu haben, die noch ein reges Interesse für die Weltereignisse hat. Doch möcht' ich wohl wünschen, daß Ihr das Evangelium unsres Heilandes mit etwas gläubigeren und aufmerksameren Augen lesen möchtet; dann würdet Ihr einsehen, wie die Lehre der Milde sein Hauptinhalt ist, und würdet Euch freuen, daß sie endlich durch so viel Greuel und Barbarismus den Weg gefunden hat in die Sitten und Gesetze unserer Zeit. Freilich, jedes Licht hat seinen Schatten, es deßhalb aber auslöschen zu wollen, wär' eine Sünde gegen den heiligen Geist, aus dem es strömt und fortleuchten wird über die Erde, es mag werden wie es will. Wohl hat der Herr auch gezürnt und gestraft; aber er machte einen großen Unterschied zwischen den Sündern, die er damit zu bessern suchte. Die Pharisäer und Heuchler, die Hochmüthigen, die Hartherzigen und die Wucherer jagte er zum Tempel hinaus; aber der büßenden Magdalena vergab er, weil sie „viel geliebt habe," der verachteten Samariterin wurde sein holdseliges Gespräch, und die Ehebrecherin rettete er vom grausamen Tode, welchen die Scheinheiligen ihr zugedacht hatten. Und

zuletzt — ist er nicht für uns Alle in den Tod gegangen aus erbarmender Liebe und Milde?" —

„Ja!" erwiederte die Alte immer heftiger, „weil er das gethan hat, drum brauchen wir es nicht mehr zu thun; ich weiß es ihm großen Dank; denn ich mag den Kuckuck auch ein Sündenbock sein für alle Schelme und Taugenichtse! — Die mögen sehen, wie sie selig werden mit unsers Herrn Jesu Gnade. Ich halte das Meine ordentlich und ehrlich zusammen, und da soll mir Keiner dran kommen, und ich geb' dem Thoms auch nicht soviel wie das Schwarze unterm Nagel mehr 'raus für sein Schnapsen und Spielen. Meine Enkel da, die armen Würmer, werden mir noch einmal danken, daß ich so streng gewesen bin und hab' Eure Milde zur Thür' hinaus gejagt. Die Gertrud, das gecke Ding, das hat sich nun einmal verkleckert an den armen Schlucker, der keinen Schranz ins Haus brachte, es hat mir Verdruß genug gemacht schon damals, und es ist das einzige, worin ich einmal im Leben meinen Willen nicht durchgesetzt hab', was ich nun genug bereuen muß. Aber die da, die hat auch den eisernen Kopf von ihrer Mutter, ich glaub' sie wär' eher in die Höll' gegangen, als daß sie von ihrem Kerle gelassen hätt', — da mußt' ich zuletzt Ja sagen, damit's kein Scandal unter den Leuten gab. Nun, freilich war er damals auch noch ein ganz anderer Bursch und nichts gegen ihn zu sagen, was seinen Lebenswandel betrifft, und ein gutes Herz hat er auch und geschickte Hände und ein hübsch Gesicht dazu, Niemand konnte denken, daß es so kommen würde!"

Gertrud eilte bei diesen Worten mit verhüllten Augen an's Fenster, sie hörte nicht mehr was Reinhold noch ferner mit ihrer Mutter verkehrte, sie starrte hinaus in die wogenden Wellen, die um ihr Haus rauschten, als wolle sie in ihnen nach dem versunkenen Eiland ihres Glückes suchen. Ja wohl! — wer hätte denken können, daß es einmal so kommen würde! wie glücklich war sie gewesen, mit dem guten freundlichen Thoms! — wie hatte er sie geliebt und auf den Händen getragen! — Ach! die Welt hatte sich gedrängt zwischen ihr Glück, sie hatte mit ihren schmutzigen Wogen das Paradies ihrer Liebe überströmt und doch war es ihr, als sei es im Grunde noch immer da, als brauche sie nur einen kühnen Sprung zu thun: so stände sie wieder mitten drauf und hätte ihren Thoms am Herzen wie früher. — Indem sie so stand und vor sich hin starrte, sah sie ihren Mann selbst drüben auf der Wiese an der gebrochenen Schütze arbeiten. Wie gern hätte sie das Fenster aufgerissen und hätte durch das Rauschen und Fluthen des Wassers hinüber gerufen: Thoms, Thoms! höre mich — ich bin noch immer deine Gertrud, und keine Macht der Hölle soll uns trennen! — Ach, hätte sie's nur gerufen! — hätte sie nur der Stimme ihres liebenden Herzens gehorcht und keiner andern! —

Der gute sanfte Reinhold stand indeß verzagend der starren unbeugsamen Seele der alten Frau gegenüber. All' seine Versuche, ihr Herz zur Versöhnlichkeit gegen den armen Thoms zu stimmen, waren umsonst und das einzige, was er erlangen konnte, war, daß sie versprach, ihm das Haus nicht zu verbieten, wenn er heut' Abend zurück käme. Er setzte indeß all' seine Hoffnung auf den Thau der Liebe und des Schmerzes, den er in Gertruds Augen schimmern sah, und beim Hinausgehen faßte er noch einmal ihre Hand und sagte ihr so recht eindringlich: „Geht Eurem Mann entgegen in Geduld und Liebe und denkt an die Worte des Heilands, die ich Euch vorhin sagte, und noch mehr an die, welche er dem Petrus zur Antwort gab, als der ihn fragte: „ist's genug, wenn ich meinem Bruder siebenmal vergebe?" — „„nein! nicht siebenmal, sondern sieben und siebenzigmal!"" — Verläugnet nicht den Heiland, indem Ihr diese Worte der Liebe zurückweist, und laßt nicht den Hahn krähen, ehe Ihr in seinem Namen Eurem Manne die Hand zur Versöhnung wieder angeboten habt." —

Gertrud vermochte nicht zu antworten, stumm begleitete sie den Pastor bis an die Thüre und konnt' ihm nur mit leisem Kopfnicken Ade sagen. —

Bald nachdem Reinhold fort war, kam eine Frau aus der Nachbarschaft zum Sonntagsbesuch herüber. Da ließ denn die Alte von Neuem ihre Zunge los, und der Klagen war kein Ende. Frau Grete versäumte nicht, sie zu verstärken durch allerlei Klatschgeschichten aus dem Dorfe, die den Thoms schwarz brannten und Gertrud als das unglücklichste Weib unter der Sonne darstellten.

Nichts kann trennender für ein getrübtes Liebesverhältniß werden, als das Sprechen darüber mit Andern. Unter Hunderten ist kaum Einer, der Worte der Versöhnung dafür hätte, wie der sanfte Reinhold. Die Guten zerstören im übel angebrachten Eifer, was noch wieder gut hätte werden können, und die Schlechten werden das Feuer der Zwietracht, was du leicht hättest im Stillen ersticken können, triumphirend zur Flamme schüren, welcher du nicht mehr wehren kannst. Denn an nichts glaubt der gewöhnliche Mensch so wenig, als an die Schönheit der Liebe, und nirgend ist er so eifersüchtig, als da, wo er sie zu ahnen beginnt. Du aber hast ihr keusches Geheimniß verletzt und deinen Freund verrathen, wenn du ihn anklagst und das enthüllst, was nur zwischen dir und ihm verstanden und verziehen werden konnte. Und durch nichts wird er sich so sehr von dir entfremdet fühlen, als wenn er Fehler, die er nur vor deinem Herzen enthüllt und von ihm verziehen glaubte, oder ein böses Wort, das im Zorn ihm entfahren, und das er vielleicht um Alles gern wieder zurück genommen hätte, bei einem Dritten verrathen wieder findet. Sein Vertrauen schwindet und die Wurzel der freudigen Zuversicht welkt dahin. — Nein, du Herz! das du treu und heiß zu lieben begehrst, laß niemals die Welt mit ihrer Kälte und Kurzsichtigkeit

zwischen dich und deinen Geliebten treten, und rufe nur in besondern Fällen einen Dritten zu Hülfe, um seine verlorne Liebe wieder zu erlangen. Sei so stolz, dieses kostbare Geschenk nur von ihm selbst zurück erhalten zu wollen, im besten Fall erhältst du's durch den Andern doch nur halb wieder, und immer wird seine zarteste Schönheit verletzt sein. Ertrage muthig und geduldig die böse Stunde und harre der guten, und kömmt sie nicht wieder, nun so brich du lieber, als daß du die Treue brichst; und laß deine verborgenen Perlen lieber zerrinnen in lauter schmerzlichen Thränen, als daß du sie preis gibst fremden Blicken und sie zertreten ließest von kalten Füßen.

Auch Gertrud ließ sich hinreißen, vor der Fremden in Klagen über Thoms und ihr unglückliches Schicksal auszubrechen. Sie wurde augenblicklich dafür bestraft. „Ja," sagte Grete, „der Thoms weiß eine Frau, wie Ihr seid, gar nicht zu schätzen! Noch gestern hat mir Klasens Kathrin erzählt, daß er sich bei ihrem Bruder lustig darüber gemacht hat, daß Ihr ihm Abends immer so weit entgegen geht; daß er gelacht und gespottet hat über Euch und gesagt, das sei eine rechte Geckerei von Euch und gar nicht nöthig, er käme besser ohne, als mit Euch nach Haus." — Gertrud wurde feuerroth im Gesicht. „Das ist nicht wahr!" fuhr sie heftig heraus, „das hat Thoms nicht gesagt, das Kathrin ist im ganzen Dorf bekannt als eine Lügnerin und als ein Waschmaul." — Und sie drehte sich um und ging an ihre Arbeit, sie war froh, daß sie Thoms vertheidigen konnte; denn sie war fest überzeugt in ihrem Herzen, daß er das, daß er es so nicht gesagt hatte. So leichtsinnig er auch war, falsch und unredlich hatte sie ihn nie gefunden, und immer hatte er Dankbarkeit und Anerkennung für geleistete Liebesdienste gegeben. Sie schämte sich ihrer vorigen Klagen gegen eine so schlimme Verläumderin und nahm sich vor, gar nicht mehr zu hören auf ihr ferneres Geträtsche mit der Alten. —

Thoms hatte indeß die zerbrochene Schütze wieder eingerichtet und dann sich noch weiter auf der frischen grünen Wiese, zwischen den wogenden Wassern, umhergetrieben.

Es war ein herrlicher Nachmittag, in scharfen dunkelblauen Umrissen zeichneten sich die hohen Berge mit ihren kahlen Felsen ab in der Luft, am Himmel wechselten prächtige Sonnenblitze mit dunklen Wolkenschatten; unten brauste der Strom in ungebändigter Kraft und Fülle, und weiße spritzende Schaumwellen kräuselten und hoben und senkten sich auf seinen grünlichen Wogen. Es lag in Thomsens Seele eine gewisse Poesie, die ihn empfänglich machte für die Eindrücke der Natur. Mit wundersamen Empfindungen sah er in den brausenden Strom, wie er fort und fort zog in die Ferne und nimmer wieder kam und wie er vom Ufer Gras und Blumen, Gehölze und Erdstücke mit sich riß und unaufhaltsam dahin trug. Er wußte nicht, wie es kam, daß er immer die Worte aus einem Psalm, welchen er in der Schule

auswendig gelernt hatte, aus den rauschenden Wellen zu vernehmen glaubte: „Der Mensch in seinem Leben ist wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Sturm darüber geht: so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ — Und dann sah' er von Wehmuth übermannt und Trost suchend empor nach den sonnenumblitzten Wolkenbildern, die so feierlich und majestätisch am Himmel standen, und es war ihm, als hört' er sie dem traurigen Klagelied antworten: „die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ —

Endlich konnt' es Thoms vor Sehnsucht nach seiner Gertrud und seinen Kindern nicht mehr aushalten, eilig schritt er über den ersten besten Brückensteg, der in's Dorf führte, und trat mit der beginnenden Dämmerung wieder in sein Haus. Grete war noch da, und aus der plötzlichen Stille, welche bei seinem Eintritt das lebhafte Gespräch unterbrach, konnte er schließen, daß von ihm die Rede gewesen sei. Das schnürte ihm das Herz zusammen, doch er faßte sich, sagte freundlich: guten Abend! und herzte das kleine Lisbethchen, welches jubelnd ihm entgegen sprang.

Gertrud saß am Fenster und schälte die Kartoffeln für den Abend. Die Hand zitterte ihr, daß sie das Messer fallen ließ, als er eintrat; mit leiser, gepreßter Stimme erwiederte sie seinen Gruß und sah verstohlen von der Seite nach ihm hin. Ach, wie sah er so bleich und traurig aus! —

Grete ging, und Thoms setzte sich mit dem Kind auf dem Schoos seiner Frau gegenüber. Durch die Dämmerung suchte er nach einem Blicke von ihren rothgeweinten Augen, die ihm durch's Herz schnitten; aber sie blieben gesenkt, diese lieben, müden Augen, und nur wenn er mit dem Kinde beschäftigt war, streiften sie schüchtern und eilig über sein bleiches trauriges Gesicht.

Es ist sonderbar und gar betrübt, daß, wenn der Groll schon lang aus dem Herzen und die Liebe mit ihrem ganzen Engelsgefolge wieder eingezogen ist, doch der böse Gast noch in den Mienen sitzt und auf der Stirne düstert, ja es ist als zupfe er dich am Kleid und halte die Hand fest, welche hinüber reichen möchte nach dem Freunde, und über die Lippen, die so viele bittere Worte rasch und leicht entließen, zögern die lichten Engelskinder zu schreiten, als scheuten sie sich vor der entweihten Schwelle. So saßen sich Thoms und Gertrud gegenüber, fremd, schweigend, kalt, und doch waren ihre Herzen längst wieder eins und jedes sehnte sich schmerzlich an die Brust des andern; ja, sie hatten Beide das lebendige gegenseitige Bewußtsein von einander, daß es so sei — warum denn zögerten sie, sich in die Arme zu fallen und das Wort der Versöhnung auszusprechen? — Sie schwiegen und auch die Alte saß finster brütend in sich versenkt; nur das fröhliche Plaudern des harmlosen Kindes belebte die düstere Stube, in welcher drei Menschen, die Gott so nahe zusammen gestellt hatte, so still und fremd bei einander waren,

als hätten sie sich nie gekannt. — O, ihr Kinder! ihr kleinen, süßen Lebensengel! über welche düstere Kluft müßt' ihr oft eure weißen unschuldigen Flügelchen breiten! — Endlich konnte Thoms die schwüle Stille nicht mehr ertragen, mit einem leisen Seufzer setzte er das Kind von seinem Schoos und eilte aus der Stube hinaus, auf die Schlafkammer. Er hoffte, Gertrud würde ihm folgen; ach, wie sehnte er sich nach einem Augenblick mit ihr allein, fern von dem finstern Gesichtskreis der Alten! — Gertrud wollte auch gehen; ja, es war ihr, als zög' eine Engelshand sie die Treppe hinauf; aber sie glaubte, sie müsse erst das Feuer anmachen und die Kortoffeln kochen und den Kaffee und was noch Alles! — So müssen den kleinlichsten, alltäglichsten Dingen die schönsten und innigsten Bedürfnisse des Herzens weichen, sie wegzuschieben, haben wir immer noch Zeit, während wir uns eilen, mit jenen die köstlichsten Minuten auszufüllen. Und auf einmal kömmt der Tod, wo alle Zeit aufhört und keine Secunde und kein Athemzug mehr da ist für das Schönste und Beste!

„O lieb', so lang du lieben kannst!
„O lieb', so lang du lieben magst!
„Die Stunde kömmt, die Stunde kömmt,
„Wo du an Gräbern stehst und klagst." —

Thoms lief umher in der kalten Kammer, er warf sich über das Bett, wo er so manche Nacht an Gertruds Seite geruht, er küßte das Kissen, die Decke — er mußte etwas haben, das sie berührt hatte, um es zu pressen an das heiße, blutende, zuckende Herz. Dann sprang er wieder auf und wollte hinunter, dann besann er sich wieder und kehrte um und drückte die Stirn gegen die kalte weiße Kalkwand.

Da stießen seine Füße an etwas Hartes; es waren ein Paar Stiefel, die er für einen Mann in Deuz gemacht hatte, und an welchen nur noch eine Kleinigkeit zu arbeiten war, was er in der nachläßigen, liederlichen Weise, worin er die letzte Zeit gelebt, von einem Tag zum andern verschoben und vergessen hatte. Hastig greift er darnach, froh einen Ableiter für sein erregtes Gefühl zu haben, zündete er rasch das Schusterlämpchen an, welches an der Wand hing, nahm seine Geräthschaften aus der braunen Ledertasche, die daneben lag, und fing so emsig an zu arbeiten, daß ihm das Blut in die Wangen stieg und er fast keinen andern Gedanken mehr empfand, als den an seine Arbeit.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, und er war eben fertig mit seinen Stiefeln, als er Lisbethchen unten an der Treppe rufen hörte: „Aete, *) komm zum Essen, die Toffeln stehen auf dem Tisch!" Mechanisch folgte Toms dem lieben gewohnten Ruf des Kindes und ging hinunter in

*) Vater.

die Wohnstube. Hier setzte er sich neben Lisbethchen an den Tisch und zerschnitt ihm die dampfenden Kartoffeln auf einem hölzernen Tellerchen, und bestreute sie mit Salz und Zwiebeln, der einzigen Zuthat des einfachen Gerichtes. Gegenüber saß die Alte, welche wieder ihren stark duftenden Kaffee nebst feinem, gebeuteltem Brod, Butter und Zucker neben sich stehen hatte. Für Lisbethchen, das ihr Herzblatt war, hatte sie zwar schon eine Schnitte bestrichen und wollte sie eben ihm reichen; aber als Thoms sich hinsetzte, zog sie dieselbe wieder zurück und legte sie neben sich.

Gertrud saß abgewandt in einer entfernten Ecke des Zimmers und gab dem kleinen Hanneschen zu trinken.

„Aber Ahbe," *) sagte jetzt Lisbethchen, „warum essen wir doch jetzt Sonntags keinmal mehr Reibekuchen wie sonst, und wie all' andere Kinder im Dorf haben, die schmecken doch viel besser, als die drüge **) Toffeln?" „Ja, Kuchen!" spöttelte giftig die Alte, „es hat sich ausgekucht! — wenn kein Pfenning Geld und keine Schnitte Brod mehr im Haus ist; da kann man auch Kuchen backen! — Wenn ich nicht wäre: so hättest du auch die Kartoffeln da nicht mehr; — die sind von mir — iß du, Kind! deine Ahbe schenkt sie dir!" —

Thoms legte die Kartoffel wieder auf den Teller, die er eben zum Mund führen wollte, und saß düster schweigend neben seinem Kinde, das mit den großen unschuldigen Augen die Großmutter ansah, ohne ihre Rede zu verstehen. „Aber Aete! warum ißt du denn gar nicht?" fragt' es nach einer Weile wieder.

„Ich bin nicht hungrig, Kind!" sagte Thoms und leise flüsternd setzte er unwillkührlich hinzu: „ich mag auch keine Kartoffeln betteln."

„Nun, so kauf' Dir welche, wenn Du noch so viel vom Saufen übrig hast," murmelte die Alte eben so leise vor sich hin.

Thoms stand auf und verließ schweigend das Zimmer. Er ging vor die Hausthüre, lehnte sich an einen Baum und starrte in das Dunkel hinaus. — Keine Schnitte Brod und keinen Pfenning mehr im Haus! — sagte er zu sich selbst — thut die Alte dir Unrecht? ist nicht dein Leichtsinn Schuld daran? — fragte ihn sein Gewissen. Da fielen ihm die Stiefel ein, welche er vorhin fertig gemacht hatte — konnte er sie nicht noch heut' Abend nach Deuz hinüber tragen und das Geld dafür erhalten? Dann hatten die Seinigen Brod für einige Tage. Der Bauer, dem sie zugehörten, war ein wohlhabender und guter Mann und Thoms sehr gewogen, der ihm in früherer Zeit als Knecht gedient und gute Dienste geleistet hatte. Er war für die nächste Woche in sein Haus bestellt, um Schuhe für die vielen Füße seiner Kinder und Hausgenossen zu machen, und er hoffte ihn bereit zu finden,

---

*) Großmutter. **) trockenen.

ihm den Lohn dafür vorzustrecken, dann wär' ihm über die erste Zeit hinüber geholfen und hernach würd' es schon gehen; wenn die Leute sähen, daß es ihm Ernst wäre mit seiner Besserung, würd' er schon wieder so viel Arbeit bekommen, wie früher. Ganz erfreut durch diesen Gedanken, richtete Thoms sich auf, ein Strahl von Reinholds einsamem Studierlämpchen fiel gerade durch die Linden und ihm wie ein Stern des Trostes und der Ermuthigung in's Herz. Rasch lief er die Treppe hinauf, nahm die Stiefel und ging mit ihnen herunter in die Küche. Er hätte Gertrud gerne erst gesehen, ehe er ging; er wollt' ihr seinen Vorsatz sagen; er wollt' ihr um den Hals fallen, jetzt, nein! jetzt würde sie ihn nicht wieder zurück weisen, das war ihm gewiß. — Aber in die Stube konnt' er nicht wieder gehen, es war ihm, als wehe giftige Luft darin, er traute seiner Heftigkeit nicht, wenn die Alte wieder ein böses Wort gesagt hätte, und diesen Abend wollt' er nicht wieder heftig werden; um keinen Preis! — Er setzte sich auf den Feuerheerd und wartete; aber Gertrud kam nicht, und die Zeit wurde ihm lang bei der Ungeduld, womit er seinen Vorsatz auszuführen wünschte.

Endlich ging die Thüre auf und Lisbethchens blondes Köpfchen guckte freundlich in die Küche. „Aete, was machst Du hier?" fragte das liebliche Kind, „die Möme *) ist bang, daß dir die Toffeln kalt werden."

„Ist's ihr leid? — hat sie's gesagt?" — fragte Thoms, dem diese Worte, das erste Liebeszeichen von Gertrud, wie Engelsmusik klangen. „Ja," sagte Lisbethchen, „ich sollte Dich rufen, sie hat den Teller drüber gedeckt, daß sie warm bleiben." — Entzückt riß der arme Thoms das Kind an sich und küßt es. „Grüß' die Möme, liebes Kind, und sag' ihr: ich hätte noch einen nothwendigen Gang nach Deuz zu machen; ich käme bald wieder. Es wäre schön," fügte er plötzlich von einer lieblichen Hoffnung erfüllt hinzu, „wenn sie mir mit der Laterne bis an's Heiligenhäuschen entgegen käme, gegen 10 Uhr kann ich dort sein." —

Thoms bedachte im Augenblicke nicht, wie anders Gertrud diese Worte auslegen könne; daß es ihr unter den obwaltenden Umständen noch beinah ein wenig zu viel zugemuthet sei. Er fühlte sich schon so ganz und gar ausgesöhnt im Herzen mit ihr, war so gewiß, daß auch sie sich sehne nach einer Stunde, wo sie ungestört und allein sein könne mit ihm, er glaubte die engen Räume des Hauses, mit seinen Sorgen und Plagen, müßten sie drücken wie ihn. Im Geiste sah er sie schon von dem freundlichen Licht der Leuchte umgossen, an dem wohlbekannten, traulichen Wäldchen auf sich zuschreiten, im Geiste stürzte er ihr schon entgegen und drückte ihr den Lohn seiner Arbeit in die Hand, den er, ach, so oft verpraßt und ihr Herz dadurch traurig gemacht hatte; er sah sich mit ihr gehen Arm in Arm durch die

---

*) Mutter.

nächtliche Stille, Niemand zwischen ihnen als Gott und ihre Liebe, und der Wald mit seinen rauschenden Bäumen und der Himmel über ihnen mit seinen fliegenden Wolken und seinen leuchtenden Sternen. Das Alles kam ihm so lieblich vor, lag ihm so nahe, daß er im Geist schon dort und wieder zurück war; hastig küßte er noch einmal sein Kind und eilte dann hinaus in die schon völlig hereinbrechende Nacht. —

Gertrud hatte nicht auf das bittere Gespräch am Tische gehört. Sie hatte gerade im Mündchen des kleinen Hannes die frohe Entdeckung gemacht, daß das erste Zähnchen ausgebrochen sei, was dem Kind so viele Schmerzen verursachte, und Alles vergessend, wollte sie eben Thoms herzu rufen, um ihre Freude über den lang ersehnten Ankömmling zu theilen; da sah sie ihn hastig und mit düsterer Stirn aus der Stube eilen. — „Mein Gott, was hat er nun wieder?" dachte sie erschrocken und unwillig, „ist ihm etwa das Essen nicht gut genug? — Wie gerne gäb' ich es ihm besser!" — Dann legte sie das Kind in die Wiege und setzte sich an den Tisch; aber sie traute sich nicht zu fragen, und da die Alte schwieg, sagte sie auch nichts. Doch mit der liebenden Sorge, die selbst im Unmuth die Frauen selten verläßt, dachte sie, daß ihr Mann heute gewiß noch keinen Bissen über die Lippen gebracht hätte, und schickte das Kind hinaus, ihn zu suchen, indem sie sorgfältig einen Teller über die Kartoffeln deckte, um sie warm zu halten.

Nach einer Weile kam das Kind wieder herein und sagte: „Möme! der Aete ist nach Deuz gegangen, er sagte, Du solltest ihm entgegen kommen bis — — ich weiß nicht mehr, Möme!" — Gertrud zuckte zusammen, als habe sie eine Schlange gestochen, sie stürzte mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzte: „Nein, das ist zu arg!" — Augenblicklich fiel ihr ein, was Grete vorhin gesagt, daß Thoms sich bei seinen Kameraden lustig gemacht habe über ihr treuherziges Entgegenkommen, wenn er betrunken sei. Was sie als eine schändliche Lüge zurückgewiesen hatte, lag jetzt als nackte, ausgesprochene Wahrheit vor ihr. Offenbar hatte Thoms ihrer spotten wollen und in den unschuldigen Mund des Kindes legte er die höhnenden Worte und den Trotz seines Leichtsinns! —

„Hörst du's nun? — hörst du's nun?" — höhnte die Alte, „das sind die Früchte, welche des Pastors Milde bei ihm getragen hat! Da geht er wieder von Neuem hinein in sein Sündenleben!"

„Wer weiß," sagte Gertrud sich ermannend, und mehr um die geifernde Alte zu beschwichtigen, als weil sie's selbst glaubte, „hat er doch etwas zu thun gehabt in Deuz."

„Am Sonntag Abend?" fragte die Mutter. „Freilich, da wird er gewiß recht viel zu thun haben dort! Dann ist's da im Wirthshause immer so recht voll und lustig, und der Thoms hat ja noch niemals gefehlt am Sonntag, warum sollt' er gerade heut' ausbleiben, wo's ihm gar nicht im

Hause zu gefallen schien? Hast du nicht gesehn, wie mürrisch er vom Tisch wegstürzte? Ja, ja! trockne Kartoffeln und Wasser, das schmeckt freilich nicht so gut als Schnaps und Bier und Schinken, und geborgt wird er wohl noch immer was kriegen, auf seine Schwiegermutter. Aber er soll sich wundern, ich werd' ihm schon einen Riegel vorschieben, dem Taugenichts! — Nun," fragte sie nach einer Pause, während Gertrud stumm vor sich hinstarrend saß, „wirst du ihm denn entgegen gehn?"

„Da kann er lange warten!" fuhr Gertrud auf, „meinetwegen könnt er" — das böse Wort von heut Morgen schwebte wieder auf ihren Lippen — sie schrack zusammen, wie von innerem Frost gerüttelt und rannte hinauf nach ihrer Kammer. Dort warf sie sich auf das Bett in maßlosem Schmerz und überströmte mit gallbittren Thränen das Kissen, welches Thoms noch kurz vorher mit so sehnender heißer Liebe an sein Herz gedrückt hatte. Lange lag sie so hingestreckt, jedes Trostes, jedes klaren Gedankens unfähig. „Er spottet deiner Liebe und Treue!" sagte sie unaufhörlich, „er hört nicht mehr auf die Warnungen der Religion, es ist vorbei, Alles vorbei! und er ist verloren — und dein Glück ist hin und alles — Alles!" —

Dann war's ihr wieder als könne es nicht sein, als wär' es unmöglich, was sie zu klagen hätte, als thäte sie Thomsen Unrecht, und ersann tausend Dinge, die ihn nach dem unseligen Orte zu der unseligen Stunde könnten hingeführt haben; aber das Allernächste und Einfachste, das Rechte — das allein kam ihr nicht in den Sinn. Und dann diese Worte! — kurz, trocken — wie das arme Kind sie ausgesprochen hatte — nein! sie konnte nicht zweifeln — sie war auf's grausamste verhöhnt und betrogen!

Die Zeit eilte dahin, Gertrud mußte hinunter gehen und der Mutter zu Bett helfen und die Kinder besorgen. Sie that es mechanisch, mit halber Seele und hörte nicht auf die giftigen Reden, womit die Alte um sich warf, bis sie unter der Decke lag. Dann nahm sie die Kinder mit hinauf, legte sie nieder und kleidete sich selbst aus, noch immer wie im schweren Traum wandelnd.

„Möme!" sagte Lisbethchen, und hub sich, mit dem süßen Köpfchen in dem weißen Hemdchen, wie ein kleiner Engel empor in seinem Bett, „willst du denn dem Aete nicht entgegen gehen? — er hat's doch gesagt!"

Gertrud wandte das Gesicht ab von dem hellen, lieblichen Bild. — „Mein Kind! es ist mir zu dunkel draußen — es ist ja eine Nacht — man sollte keinen Hund vor die Thüre jagen!" —

„Aber wenn der arme Aete nun in's Wasser fällt," fuhr das Kind fort, „hör' nur wie es braust!"

Gertrud schrack zusammen, sie riß das Fenster auf — rabenschwarz starrte die Nacht ihr entgegen; schauerlich schlug das dumpfe Rauschen des Stromes an ihr Ohr; sie zitterte, ihr böses Wort von heut Morgen fiel ihr

ein und der alte Glaube: daß es in jedem Tag eine Minute gäbe, in der man kein frevelhaftes Wort aussprechen dürfe, weil durch Erfüllung dann der Frevel bestraft würde. Ihr Herz sagte ihr, daß, wenn Thoms auch noch so großes Unrecht gegen sie hätte, es doch ihre Pflicht sei, ihn nicht ohne Hilfe zu lassen, in der einsamen dunklen Nacht. Dazwischen klangen Reinholds Worte, wie mahnende und warnende Engelsstimmen, in den Sturm ihrer Seele: sie solle den Hahn nicht krähen lassen, ehe sie Thomsen die Hand zur Versöhnung geboten, und war sie dem Reuigen denn auch nur mit einem Wort, mit einem Blick entgegen gekommen? — „Aber, mein Gott!“ sprach sie dann wieder, heftig weinend, „ich kann doch mein krankes Kind nicht allein lassen?“ — Sie beugte sich über die Wiege, das Kind schlummerte fest und stille und sein gesundes Athmen wehte ihr beruhigend entgegen. „Das Lieschen drüben würde gewiß gern herüberkommen so lang — sagte sie — es hat's ja so manchmal gethan — und wenn ich auch selbst nicht gehen wollte, so könnt ich ihm doch Jemand entgegen schicken; — ich weiß zwar noch nicht, wem ich's zumuthen sollte, und es würde mich gewiß Jedermann auslachen“ — so stand sie, schwankend zwischen Furcht, Trotz und Liebe.

Da hörte Gertrude unten die Alte pochen, sie war von einem heftigen krampfartigen Husten befallen, den ihr, wie sie sagte, der Aerger gemacht habe. Die Tochter mußte nun eilig in die Küche und Thee kochen, dann mußte sie ihr das Bett anders zurecht machen, weil sie schlecht liege, und über all diesen Geschäften war es wieder kühl in Gertrudens Seele geworden. Auch sah sie an der Uhr, daß es schon zehn geschlagen — nun wird das Lieschen schon im Bett liegen, und wen sollte sie sonst noch herauspochen? — man kann doch auch nicht grob sein und den Leuten Alles zumuthen, meinte sie, zudem brauchte Thoms auch über kein Wasser zu gehen, die Sieg ist noch weit ab vom Wege — ich bin auch immer zu ängstlich gewesen — und er hat ja selbst über meine Sorgen und Mühen gespottet und gelacht! — Damit ging sie wieder die Treppe hinauf, das Hanneschen war am Schreien, sie mußte sich niederlegen und das verwöhnte Kind zu sich in das Bett nehmen, und während es wieder an ihrer Brust einschlief, sanken auch ihr von übergroßer Ermüdung und Abspannung die Augen zu, und ein dumpfer Schlaf, wie er oft nach heftigen Gemüthsbewegungen über uns kömmt, fiel bleiern schwer auf ihre Sinne.

Mit ganz andern Gedanken und Hoffnungen war indessen Thoms seinen Weg dahin geschritten. Das anmuthige Dörfchen Deuz liegt eine kleine Stunde von N., und der Weg dahin führt längs der Sieg hinauf über einen eichenumkränzten Bergpfad, der in der Mitte sich sanft in ein liebliches Thal senkt, welches mit Wiesen, Fels und Busch abwechselt.

Es war noch immer ungewöhnlich warm in der Luft, und Thoms fühlte zuweilen eine sonderbare Beklemmung und Unruhe in der Brust, ein

leises Prickeln und Schmerzen, und eine seltsame Hast, die ihn immer weiter vorwärts trieb. Doch, versenkt in seine Gedanken, achtete er nicht sonderlich darauf; Gertrud und der Gedanke an eine Aussöhnung mit ihr füllten seine ganze Seele. Ach, dieser Weg! — wie hatte sie ihn geheiligt durch die treueste Liebe! wie trat ihm auf allen Schritten ihr Bild entgegen! wie war jeder Baum ein Zeuge ihrer Güte, ihrer Sorgfalt gewesen! Es war ihm, als müsse er jeden an sein Herz drücken und ihm versprechen: ich will ihr vergelten! — Trotz des wirren Zustandes, in welchem er hier immer gegangen, erinnerte er sich doch mit der wohlthuendsten Empfindung der Sanftmuth, mit der sie ihn geführt, ihm nie ein hartes Wort gegeben und jeden Stein aus seinem Wege genommen, jeden hemmenden Zweig vor ihm zurückgebogen hatte. Immer mehr verklärte sich ihr Bild vor ihm; je weiter er ging, desto näher kam sie seinem Herzen wieder. Am Heiligenhäuschen zog es ihn nieder, er mußte die Schwelle küssen, die, wie er dachte, sie aufnehmen solle, wo er den Augenblick des Wiederfindens und der Versöhnung mit ihr zu feiern hoffte. Es war eine liebe Stelle, dieses kleine offene Kapellchen, das auf einer freien Haide des hügelartig sich hebenden Berges lag und weit in das Thal hinunter sah mit seinen weißen Wänden und dem blauen Schieferdächlein, über welches eine hohe Ulme schützend ihre Aeste breitete.

Doch Thoms weilte nicht lange; hastig trieb es ihn weiter fort, sein Herz klopfte, seine Wange brannte. Er machte Pläne für sein künftiges Leben mit Gertrud. Das Vergangene lag abgeschlossen hinter ihm wie ein wüster Traum, und wie in eine helle Morgenröthe schritt er durch die dunkle Nacht dem Künftigen entgegen. Er dachte an Reinholds Rath, sich durch ein Gelübde zu binden und zu sichern vor der unseligen Neigung, die ihn zerstört hatte. Ja, er sehnte sich nach einer sühnenden Handlung, nach einer würdigen Stelle für dieses Gelübde, wie in den Tagen der Jugend, als er sein Confirmationsbekenntniß aussprach und am Altare des Herrn den Kelch der Versöhnung empfing. Ein Opfer sehnte er sich zu bringen; es war ihm, als müsse er seine Adern aufreißen und sein Blut strömen lassen, um die zürnende Gottheit zu versöhnen. Dann dachte er, daß Christus dieses Opfer für uns Alle gebracht, und von einem mächtigen Schauer ergriffen, senkte er demüthig das Haupt vor dem großen wunderbaren Geheimniß der Versöhnung.

An einem Felsen mußte Thoms vorbei, der hoch und starr in die Luft empor ragte und um dessen Stirne ein Reiher mit mächtigem Flügel rauschte. Einen Augenblick fiel ihm ein hinaufzusteigen und ihn zu weihen zum Altar und sein Gelübde in die Wolken, hinaus in die Welt zu rufen. Dann kam ihm das zu stolz vor und er sehnte sich, an Gertruds Herz demüthig sein Haupt zu senken und in ihre Hand seinen Schwur niederzulegen. Doch diese Stelle dünkte ihm wieder zu weich, zu gut zu sein für sein sündiges büßendes Herz. Plötzlich kam ihm ein Gedanke — er nickte mit dem Haupt und sprach: „So

soll es sein! wo ich gesündigt und gefrevelt, da will ich büßen und mich demüthigen, und will die Genossen mit starker Stimme mahnen, meinem Beispiel zu folgen."

So war er in's Dorf gekommen. Sein ehemaliger Herr empfing ihn sehr freundlich und die Kinder jubelten ihm entgegen. Sie wußten, daß der Thoms die ganze künftige Woche bei ihnen bleiben und neue Schuhe für sie machen würde, und das war ein großes Plaisir! denn er konnte gar prächtig erzählen, der Thoms, und Späße machen mit ihnen, und er hatte immer was Hübsches und Neues, was ihnen Freude machte und was sonst Keiner ihnen gab. Da machte er ihnen ein goldnes glänzendes Knöpfchen an die Schuhe, oder faßte sie ein mit einem hübschen Bändchen und schmückte sie mit einem zierlichen Krönchen oder Schleifchen, wie gewiß noch kein Kind im Dorfe hatte. Auch brachte er ihnen Morgens einmal was Schönes mit, wenn er kam, selbst im Winter fand er die schönsten Blumen hinter irgend einer Felsklippe verborgen, wo der rauhe Frost sie verschont hatte, und seltene Steine und Schmetterlinge, Schneckenhäuser und hübsche Käfer und was Alles! Oder er schnitzte ihnen artige Sachen aus Holz, und schnitt und klebte ihnen Vögel, Bäume und Häuser aus Papier. Wenn Thoms so in irgend einem Hause in der Mitte der Stube auf seinem kleinen runden Schusterstühlchen saß, dann war immer das halbe Dorf von Kindern und jungen Leuten um ihn versammelt, und ein schnurrig Stückchen, ein hübsches Mährchen nach dem andern floß von seinem Munde. Dabei wußte er die hübschesten Lieder zu singen und zu pfeifen, und wo sein Gedächtniß ihn verließ, da half seine Phantasie ihm weiter. Er erlebte auf jedem Weg, den er ging, in jedem Busch und Strauch die freundlichsten Geschichten, die er auf's Anmuthigste zu erzählen wußte.

Es gibt viele solche poetische Naturen in dem kleinen bergumschlossenen Siegerlande, die zwischen dem ernsten strengen, für die nothwendigen Bedürfnisse genau berechnenden Leben blühen, wie die wilden luftigen Ranken im dunklen Wald, oder die hellen bunten Feldblumen zwischen den schlichten einfachen Aehren. Manch ein Hans Sachs sitzt unter den Schustern, und manch ein Jung Stilling unter den Schneidern, und nur am begünstigenden Zufall fehlt es, wenn ihr Licht nicht, wie jener ihres, unter den Menschen leuchtet. Auch Thoms war solch eine harmlos poetische Natur, und deßhalb hatte ihn eigentlich ein Jeder gern und verzieh ihm seinen Leichtsinn, wenigstens so lange er sich im Zauberkreis seiner Nähe befand. Hinter seinem Rücken wurde freilich oft arg genug gesplitterrichtet, und das, was man eben erst gehegt und dessen man sich am meisten erfreut hatte, mußte gewöhnlich am ärgsten herhalten. Nur die Kinder blieben unter jeder Bedingung seine unveränderten Freunde, und auch jetzt ruhte seine heute so hoch getragene und gespannte Seele aus in ihrem freundlichen Plaudern und Liebkosen.

Dem Hausvater aber öffnete der Tieferregte in einem stillen Augenblick sein ganzes Herz und trug ihm sein Gesuch vor. Der ehrliche Bauer klopfte ihm auf die Schulter: „Das ist brav, Thoms! es hat mir schon lange leid um dich gethan, warst sonst immer ein so ordentlicher Bursch, und ich habe als immer gedacht, du müßtest doch einmal zurückkommen von dem lüderlichen Weg. Was mich anbelangt, so sollst du mich immer bereit finden, dir die Hand zur Hilfe zu bieten. Hier ist das verlangte Geld, und nun mach', daß du fortkommst; es wird noch Regen geben heut' Abend und es ist so düster wie in 'nem Sack! Haste denn kein Laternchen bei dir? — Els, hol' doch dem Thoms unsere Leuchte!"

„Ja, wenn sie nur hier wär'," brummte Els, „wir haben sie gestern Abend dem Anna mitgegeben, und von dem kriegt man ja nichts wieder! Aber ich kann sie holen."

„Das dauert mir zu lange!" sagte der frohe ungeduldige Thoms; „ich kenn' ja auch den Weg auswendig und will ihn mit zugebundenen Augen finden. Gute Nacht! — Bis Morgen!" Damit drückte er seinem Gönner dankbar die Hand und wollte gehen. Da fiel ihm noch was ein und er sagte zu Else, der Magd: „Aber heut' könnt' ich ja wohl meiner Frau den kleinen Rosmarinstrauch mitnehmen, welchen ich von Euch gehandelt hab'; sie hat sich schon so lange darauf gefreut, und ich Esel hab' ihn immer vergessen!"

„Das ist auch wahr!" sagte Els; „es ist doch gut, daß Ihr endlich 'mal d'ran denkt." Und sie ging hin und brachte in einem leichten kleinen Töpfchen den dunklen wohlriechenden Strauch, der im Siegerlande so beliebt ist, und aus dessen Zweigen man die Braut- und Todtenkronen flicht.

Thoms fuhr liebkosend mit der Hand über das junge schlanke Reis und dachte: „Wie wird Gertrud sich freuen!" Dann ging er, und der Knecht aus dem Hause begleitete ihn noch durch das Dorf.

„Wie steht's? — wir machen doch heut' Abend noch ein Spielchen zusammen?" fragte der junge Bursch, als sie am Wirthshause standen, aus dem lauter Lärm und fröhliches Zechen entgegentönte.

„Nein," sagte Thoms sehr ernst, „ein Spielchen machen wir nicht zusammen, aber ich will doch mit Euch hineingehen, ich hab' noch etwas drinn abzumachen."

Sie traten in die Stube, aus welcher ihnen ein Qualm von Tabak, Schnaps und Bier entgegenströmte. Ein großer Kreis von Bauern saß um einen Tisch herum, die Karten in der Hand, die Stummelpfeifen im Mund, und eine Menge hoher und niedriger Gläser und Kannen vor ihnen stehend. „Guten Abend, Thoms! guten Abend!" riefen ihm viele Stimmen entgegen; „kommst du endlich! wir haben dir deinen Stuhl leer gelassen, und siehst du auch, dein Glas steht schon bereit! Nu, mach hurtig! — wir fangen eben

ein neues Spiel an! — was haste denn da für en Busch in der Hand? — was guckste denn so ernsthaftig?"

Thoms wehrte alle Anerbietungen ab — er stellte sich aber auf seinen gewöhnlichen Platz und setzte den Rosmarinstrauch vor sich auf den Tisch. Alle sahen erstaunt ihn an, — so hatten sie ihn niemals gesehen den lustigen Thoms, so bleich, so ernst, so feierlich sah er aus! — es leuchtete von seiner Stirn, es blitzte aus seinen Augen! — „Ich hab' euch etwas zu sagen," begann er, erst mit leiser demüthiger, dann immer kräftiger werdender Stimme. „Ihr Alle seid Zeugen gewesen, wie ich an diesem Orte, hier in eurer Mitte so manche wichtige Stunde meines Lebens vergeudet, wie ich in elendem Spiel meine Seele so oft befleckt habe, mit niedrigen Leidenschaften, mit Zorn, Neid, Habgier — wie ich meine Vernunft betäubte mit dem argen Gifte, das wie der Same des Teufels durch die Adern der Menschheit schleicht und ihren besten Kern tödtet und verdirbt. Ja, ihr Alle habt es gesehen und oft den Kopf über mich geschüttelt, obgleich Keiner mich bei der Hand genommen und gewarnt hat. Nun muß ich euch sagen, daß dieß elende wüste Sündenleben mich an den Abgrund gebracht, mir beinahe das Liebste, was ich hier auf Erden habe, und das Schönste, worauf ich im Himmel hoffe, genommen hätte. Aber Gott hat mir noch zur rechten Zeit die Augen geöffnet; er hat an mein Herz gepocht und gesagt: Thoms, Thoms! denk an die Ewigkeit! — kehr' um — kehr' um! — Und ich will umkehren. — Hier, wo ich so manchesmal gefrevelt; hier, in eurer Mitte schwör ich es bei Gott dem Allmächtigen! ich will mich bessern! Die Hand soll verdorren, die noch einmal ein Kartenblatt anrührt; die Zunge soll verschmachten und festkleben am Gaumen, die noch einmal ein Tropfen des elenden Giftes berührt! — Ihr Alle seid Zeugen meines Schwures, Männer und Bursche aus meiner Gemeinde! und ich fordere euch auf, mich, sofern ich mein Gelübde breche, aus euerer Mitte zu verstoßen, als einen Aussätzigen, einen Missethäter und Meineidigen. — Ihr sollt mich treten wie einen Wurm, ihr sollt mich stoßen mit euren Füßen wie einen Hund — ich will entehrt und verflucht sein unter euch und wie Kain das Brandmal der Missethat auf meiner Stirn tragen. Gebt mir die Hand darauf, daß ihr so an mir handeln wollt!" —

Alle waren aufgestanden, man hörte keinen Athemzug — eine Todtenstille herrschte im Zimmer — Thoms ging im Kreise herum — schaudernd, aber wie von einer unwiderstehlichen Macht bezwungen, reichten ihm alle ihre Hände und versprachen zu thun was er wollte. „Ich dank euch!" sprach Thoms weiter, „nun geh' ich heim und bete zu Gott, daß er zu euch Allen kommen möge, wie er zu mir gekommen ist. Es gibt kein elenderes Geschöpf auf der Erde als den Säufer, der das Ebenbild Gottes herabwürdigt unter das Vieh, und kein unwürdigeres als den Spieler, der das Glück von Weib und Kind auf ein Kartenblatt setzt. Ich kann euch nicht zwingen zu einem

ähnlichen Gelübde; aber ich fordere euch auf, meinem Beispiele zu folgen. Ich hab' Schmerzen gelitten, wie die Flammen der Hölle nicht ärger brennen können; aber es ist auch eine Freude in mein Herz gekommen, wie die Seligen des Himmels sie fühlen müssen, wenn die irdische Schwere von ihnen genommen und sie wandeln im reinen Lichte. Und nun behüt' euch Gott! gute Nacht! — gute Nacht!" —

Thoms nahm sein Sträuchlein in den Arm und ging still und ernst wie er gekommen, wieder hinaus. Eine Zeit lang noch standen die Bauern und wagten kein Wort zu sprechen, es war ein großer Ernst über Alle gekommen — keinem fiel es ein zu spotten, zu lächeln; sie waren bezwungen von der Macht eines tiefbereuenden, wahr und kräftig sich erhebenden Gemüthes. Hernach setzten sie sich zwar wieder nieder, aber die Karten ließen sie ruh'n, und noch niemals hatte der Wirth seine Gäste so ernst entlassen und sein Haus so früh geschlossen, wie heut. — Thoms schritt in der höchsten Aufregung über die Felder und Wiesen. Er sah nicht wie dunkel die Nacht über ihm hing; um ihn her war helles Licht, Licht strömte von oben; Licht leuchtete in seine Seele, und licht war der Weg, wie von himmlischen Flammen umlodert!

Endlich, als er schon beinah die Hälfte zurück gelegt hatte, nöthigte ein stechender Schmerz auf der Brust ihn still zu stehen. Er mußte einigemal heftig husten, dann quoll es ihm so warm vom Herzen herauf, strömte über seine Lippen — er zog das Taschentuch, drückte es an den Mund und durch die Nacht hindurch sah und fühlte er es naß getaucht in sein warmes, rothes Herzblut. — Schmerzlich lächelnd sagte er: „da wäre ja Opferblut — Herr Gott! sieh' es gnädig an." — —

Langsam und wankend schritt er nun seinen Weg weiter. Auf einmal rollte ein heftiger Donnerschlag durch die Wolken. Erschrocken sah er empor — ein Gewitter, wie sie selten um diese Zeit, aber zuweilen in großer Stärke in den Gebirgsgegenden vorkommen, hatte sich am Himmel zusammen gezogen. „Gertrud!" rief Thoms in der höchsten Angst, „wenn sie jetzt unterwegs ist" — eiliger wollt' er schreiten; aber eine große Schwäche war über ihn gekommen, er mußte sich hinsetzen und ausruh'n, so mächtig es ihn auch vorwärts trieb. Der Wind brauste durch die Bäume, dicke Regentropfen fielen auf seine Stirne. Sorgenvoll betrachtete er sein Rosmarinpflänzchen. „Dich will ich wenigstens bergen," sagte er und zog ein Band, das er zufällig in der Tasche hatte, hervor, befestigte es in die beiden Ohren des leichten Töpfchens, hing sich's um den Hals und knöpfte seinen weiten, warmen Sonntagsrock darüber. Es that ihm wohl, als die frischen, kühlen Zweige sein Herz berührten. Er dachte daran, wie Gertrud ihm einen solchen an ihrem Hochzeittage in's Knopfloch gesteckt, wie sein dunkles Grün zwischen den zitternden Goldflittern in dem Brautkrönchen seines Mädchens geduftet, mit welchem Ent-

zücken er einen Strauß davon am Abend ihr vor ihr schneeweißes Busentuch gesteckt hatte. Dann auch wieder, wie er solch ein Reis zum Kranze geflochten auf dem Sarge seiner Mutter gesehen. Eine tiefe Wehmuth kam über ihn, er beugte sich und berührte mit seinen Lippen das dem Leben und Tod geweihte Laub, indem er unwillkührlich einen Vers aus einem alten Volksliede vor sich hin flüsterte:

„Feinslieb, wenn ich gestorben bin
Und tief gesenkt hinab,
Streu' einen dunklen Rosmarin
Mir in mein kühles Grab.“ —

Dann versuchte er's, weiter zu gehen und eine kleine Köhlerhütte, die er in der Nähe wußte, zu erreichen, denn dem heftig strömenden Regen war nicht mehr zu widerstehen. Es war ihm eine große Beruhigung, daß Gertrude in dem festen, gut gebauten Heiligenhäuschen Schutz finden würde, wo sie jetzt nach seiner Berechnung sein mußte, wenn sie zur bestimmten Stunde ausgegangen war. Mit großer Anstrengung erreichte er endlich die schützende Hütte, er kroch hinein und sank, zum Tod ermattet, auf das Mooslager nieder. —

Unterdessen brach der Sturm von allen Seiten los, in furchtbarer Macht; der Regen stürzte in Strömen herab aus den schwarzen Wolken, die Bäume knatterten und krachten und rauschten, es war als ob die alten, hohen Berge sich zum Kampfe gegen einander erhöben. Furchtbar rollte der Donner von einem zum andern, und das Echo gegenüber hallte ihn drohend zurück. Zwischen ihnen durch zuckten wie glänzende Schwerter die Blitze und erhellten auf Augenblicke die schwarzen starren Umrisse der Felsen, die wie gepanzerte Riesen einander gegenüber standen; der Wind heulte durch die engen Thäler, der Strom braußte wie ein wildes Schlachtlied über die Flur, die Waldbäche stürzten, wie zum Kampfe getrieben und bewehrt, hervor aus ihren finstern, unheimlichen Schluchten. —

Und mitten in diesem Aufruhr lag der kranke Thoms in seiner dunklen Hütte, und alle Sünden seines Lebens, die er schon abgeschüttelt glaubte, zogen noch einmal an ihm vorüber und schritten wie bleiche Geister durch die Nacht. Er meinte den Todesengel sitzen zu sehen auf den dunklen Gewitter-Wolken, der Donner war seine Stimme und der Blitz das zückende Schwert in seiner Hand. „Gott sei mir gnädig!“ flehte er aus tiefster Seele. Dann wurde es wieder ruhiger in ihm. Er fühlte sich von aller Welt verlassen, aller Kraft, alles Willens beraubt, allein, ganz allein in Gottes Hand begeben. Dem Urgeiste alles Daseins stand er einsam gegenüber, das gab ihm ein demüthig stolzes Gefühl und trug ihn wie mit Engelsschwingen empor über die Erde mit all' ihrer Lust und all' ihrem Leid. — Nur Ein Wunsch noch hielt ihn auf ihr zurück: noch einmal Gertrud's Hand zu fassen, noch

einmal ein Wort der Liebe, der Verzeihung von ihr zu hören. Da war sie nun vielleicht nur durch wenige Bäume von ihm getrennt, und wie sonst die Menschen, so hatte jetzt die Natur mit ihren Schrecken sich zwischen sie gelagert. Es war ihm so recht schmerzlich klar, welch' rauhen Weg die Liebe auf Erden zu gehen hat, wie sie gestoßen und getreten, gehöhnt und verfolgt, verlockt und getäuscht und irre geleitet, zuletzt untergehen muß, wenn kein Wunder sie rettet. — Thoms wünschte, Gertrud möchte bei ihm sein und sie könnten zusammen untergehen in diesem Sturm und den himmlischen Theil ihrer Liebe retten aus dem feindlichen, tückischen Leben. Dann wieder überfiel ihn eine heftige Furcht, sie möge von Angst getrieben, sich aufgemacht haben, um ihn zu suchen und nun umher irren in der unheimlichen Nacht — laut rief er ihren Namen hinaus, um ihr ein Zeichen zu geben, und jedesmal, wenn er ihn rief, fühlt' er das warme Blut aus seinem Herzen quillen. Er dachte an seine Kinder und betete wie der Heiland in Gethsemane: „Herr, laß diesen Kelch vorüber gehen!“ — Und Gott stärkte ihn, bis auch seine schwachen, widerstrebenden Lippen hinzu setzten: „doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! — Und als er es ausgesprochen hatte, dieses hohe, herrliche Wort — da hüllte eine tiefe Ohnmacht sanft und wohlthuend seine Sinne ein, er schloß die Augen und hörte nichts mehr von dem Sturm um ihn her. —

Thoms mußte eine lange Zeit gelegen haben, als er wieder aufwachte. Eine kalte Näße fühlte er an seinen Körper dringen, und ein dumpfes Rauschen schlug an sein Ohr. Der übergetretene Strom hatte seine Wellen herauf bis zur Hütte gewälzt und Alles stand voll Wasser um ihn her. Erschrocken sprang er auf, um wo möglich fort zu kommen, eh' es tiefer wurde und ihm das Durchschreiten unmöglich machte. Er fühlte sich stärker und seine Lebenslust war auf's Neue rege geworden. Das Wasser reichte ihm bis an's Knie; doch er watete muthig hindurch — nicht ferne lag die kleine Anhöhe, auf welche der Weg ihn hinauf führte in den Wald und zu dem Heiligenhäuschen, wo er sicher war vor dem reißenden Strom. Der Regen hatte aufgehört, das Gewitter war vorüber und Alles still in der Luft; aber eine rabenschwarze Nacht lag über der Erde, er konnte keinen Schritt sehen, und bei der Unsicherheit des Bodens unter ihm und in der Verwirrung, die noch auf seinen Sinnen lag, verfehlte er den Weg, und statt rechts zu gehen, wie er mußte, ging er immer weiter links dem Bette des tiefen Stromes zu. Als er seinen Irrthum gewahr wurde, stand er erschrocken still; er wußte gräßliche Untiefen in dieser Gegend, und jeder Schritt vorwärts oder rückwärts konnte ihn hinein und in den Tod stürzen. Völlig verblendet und verwirrt wußte er nicht mehr, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Wie spähte der Arme umher und hoffte jeden Augenblick Gertruds Laterne würde wie ein Rettungsstern aus dem Walde hervor brechen und ihm die Richtung des Weges zeigen. Es war ihm, als müsse sie wie eine Heilige über den Wogen schweben und ihn

retten. „Gertrud, Gertrud!“ rief er mit flehender Stimme; aber Nichts antwortete; das Rauschen des Stromes verschlang den lieben Laut, und nur vom Dorf herüber tönte das Horn des Nachtwächters und der dumpfe Glockenschlag der Mitternachtsstunde. — Ein ungeheurer Schmerz durchschnitt Thomsens Brust — die Ahnung, daß sein irdischer Liebesstern ihm untergegangen sei in dieser traurigen Nacht. „Gertrud, Gertrud! du hast mich verlassen!“ rief er mit gebrochenem Herzen — „nun — so sei Gott mir gnädig!“ — Verzweifelnd schritt er vorwärts — da fühlte er den Boden unter sich weichen — eiskalt drang ihm das Wasser bis an's Herz hinauf, mit grausigem Zischen erfaßte ihn eine Welle und riß ihn fort, eine andere schlug über ihn, eine dritte warf ihn unbarmherzig an eine Steinklippe; dann kam wieder eine und schleuderte ihn ein hohes Wehr hinunter. — — „Hülfe! — Hülfe! — ich ertrinke!“ — schrie Thoms — aber Keiner — Keiner hörte den Jammerruf! — —

Das Heiligenhäuschen schimmerte aus den dunklen Bäumen, weiß — kalt — leer — keine Heilige, keine Liebende trat heraus, ihn zu retten — nur ein Rabe flog krächzend empor aus den rauschenden Aesten der Ulme. — O, daß sie nur am Ufer gestanden hätte, sie, die er liebte — die ihn verstoßen hatte, als er sie um ein Wort der Verzeihung bat! — Daß sie nur dieses Wort ihm noch hätte nachrufen können, in die Nacht des Todes, die ihn umfing! — — Dumpf auf brüllte der Strom, der fürchterliche; als freue er sich seines Opfers. — Der Mond trat plötzlich, wie erschrocken her vor, aus dem dichten Wolkenvorhang, sein bleicher Schein beleuchtete eine kalte Leiche, die eine Zeit lang dahin trieb auf den schwarzen Wellen, bis sie gegen den Abhang des Berges geschleudert, dem Heiligenhäuschen gegenüber an einem Weidenbusch hängen blieb. — — Armer Thoms! ja, die irdische Liebe hatte dich verlassen; aber das Licht der himmlischen, das dir aufgegangen war in der dunklen Nacht, trug sicher deine Seele aus den feindlichen Wellen und leuchtete dir nach Hause! — —

Gertud lag wie in einem Todesschlaf. Sie hörte nicht das Rollen des Donners, nicht das Brausen des Stromes; sie, die sonst bei dem leisesten Geräusch wach wurde, hörte selbst nicht das Weinen ihres Kindes, des kleinen Lisbeitchen, das aufgerichtet im Bettchen saß und mit angstvollen Augen hinüber starrte in das Schlängeln der Blitze am Berge, der wie ein schwarzer Riese in's Fenster sah. — „Ach, Möme! liebe Möme!“ schluchzte das Kind und streichelte leise, ganz leise die kalte Wange der Mutter. Sie wagte es nicht lauter zu werden, sie war oft ausgescholten worden, wenn sie so bange war in der Nacht; man hatte ihr gesagt: sie solle an den lieben Gott denken, der die guten Kinder bewache. — Ach, dachte das Kind, wo ist denn nur der liebe Gott? daß er zu dem häßlichen Wind sagt: sei still! —

Jetzt schlug die alte Hausuhr die zwölfte Stunde; da warf ein heftiger

Windstoß den Ast eines Baumes gegen das Fenster, und Lisbetchen schrie mit lauter Stimme: „der Aete steht draußen und pocht! — steh doch auf Möme und laß ihn herein!“ —

Gertrud hörte ganz deutlich die Worte des Kindes; aber sie glaubte, es träume ihr nur — sie konnte kein Glied regen, es lag wie ein schwerer nasser Alp auf ihrer Brust, und eine schauerliche Todeskälte war ihr bis ans Herz gedrungen. —

Als das Kind keine Antwort erhielt und draußen des Windes Toben nachließ, sank es auf sein Kißchen zurück, hüllte sich fest in die Decke und schlief, müde vom Weinen, ein. — Alles war todtenstill im Zimmer, nur das Ticken der Uhr tönte von unten herauf und das dumpfe Rauschen des Wassers. —

Bald graute der Morgen, der erste Lichtstrahl fiel durch die Scheiben und ließ einen Gegenstand nach dem andern hervor treten in der kleinen Stube. Er küßte die lieblichen Gesichtszüge der Kleinen und warf einen trüben mitleidigen Blick auf die bleiche Stirne der noch immer schlummernden Mutter. —

Der Hahn im Stall krähte — da fuhr Gertrud empor als würde sie von einem Posaunenton geweckt! — Ihr erster Blick fiel auf die Kinder — Lisbethchen schlug eben die großen Augen auf. — Es war Gertruden, als habe sie eine unendliche Zeit verschlafen — „wie spät mag es schon sein?“ sagte sie, sprang hastig aus dem Bett und warf das Gewand über. — Wie gestern Abend richtete sich Lisbetchen wieder auf und fragte: „warum hast du doch dem Aete nicht aufgemacht, diese Nacht? — er hat doch so arg ans Fenster gepocht!“ — „Der Aete?“ — fragte Gertrud, sich besinnend, „du hast geträumt Kind! — ich hab's, glaub' ich, auch gethan — ich träumte du hättest mir zugerufen.“

„Das hab' ich auch, Möme! der Aete stand ganz gewiß am Fenster, ich hab's gesehen — er sah schneeweiß aus im Gesicht. — Nachher träumt ich doch — er sei in's Wasser gefallen!“ — „Ach, dummes Zeug!“ sagte Gertrud und schritt gedankenlos an's Fenster. — Erschrocken fuhr sie zurück, so weit ihr Auge sehen konnte, stand die ganze Wiese unter Wasser — — grau, kalt starrte die weite, fürchterliche Fläche sie an und die schwarz und weiß gesprenkelten Wogen wälzten sich wie zischende Schlangen um ihr Häuschen herum. — Sie riß das Fenster auf und sah todtenbleich in die Ferne als spähe sie nach Etwas. — „Thoms wird wohl so klug gewesen und diese Nacht in Deuz geblieben sein — es steht wirklich Alles unter Wasser,“ sagte sie beklommen — da krähte der Hahn zum Zweitenmale herauf. — Ein kalter Schauer überflog sie — drüben am Berge sah sie Männer gehen; es war ihr als trügen sie etwas Schwarzes in ihrer Mitte; doch konnte sie's nicht erkennen, in der weiten Entfernung. — „Wie kalt es vom Wasser weht!“ — sagte sie und schlug hastig das Fenster zu. Dann ging sie hinunter in's Haus, machte das Feuer an und dann in den Stall, um die Kuh zu melken. — Warum

zitterte sie so, daß sie kaum die strotzende Euter halten konnte? warum wurde ihr auf einmal so schwarz vor den Augen? —

Die Stallthür ging auf — sie fuhr zusammen als hab' es gedonnert. — Es war Niemand als Nachbars Lieschen, die ihr sagte: „Gertrud, komm doch mal heraus, Bürgermeisters Elisabeth steht draußen und möchte dich gern sprechen." —

Gertrud schrie laut auf: „Bürgermeisters Elisabeth! — was will die!?" — und der Eimer fiel ihr zu Boden. Warum erschrack sie so? — War doch diese Elisabeth das freundlichste, liebreichste Wesen von der Welt! allenthalben gern gesehen, wo es etwas zu helfen, zu lindern und zu tröſten gab, das an allen Kranken- und Sterbebetten weilte und wie ein frommes Leichenhühnchen durch's Dorf flog. —

Gertrud schwankte zum Stall hinaus. Ein blondes Mädchen mit ernsten, treuen Gesichtszügen trat ihr entgegen und reichte ihr sanft die Hand. „Liebe Frau, ich hab' Euch was zu sagen — es ist ein Unglück geschehen — sie haben" — —

„Meinen Mann im Wasser gefunden — er ist ertrunken — ich weiß es!" — — sagte Gertrud ganz ruhig, mit trockenen Augen und tonloser Stimme. — —

Im Dorfe gab es indeß Bewegung, alle Thüren und Fenster öffneten sich — der arme Thoms, starr und steif, in nassen triefenden Kleidern, auf einer Bahre liegend, wurde von zwei Männern daher getragen. Der bleiche Strahl der Novembersonne blickte traurig über sein weißes Gesicht, um das die hellen Haare sich dicht und feucht schmiegten; die Bäume warfen ihre letzten welken Blätter auf ihn herab und der Wind in den dürren Zweigen, flüsterte ihm ein schauriges Grablied nach — —

„Bringt die Leiche oben nach der Kammer," sagte Gertrud, als die Männer mit der Bahre in's Haus traten, „und geht sachte, damit die Ahbe nicht gestört wird in ihrem Morgenschlaf; das macht sie sonst verdrießlich für den ganzen Tag." — Man that ihr den Willen, Elisabeth hatte die Kinder schon weg geschafft, und Thoms wurde in Gertruds noch warmes Bett gelegt. — Die Nachbarsleute strömten hinzu, Gertrud ging noch immer mit trockenen Augen umher und sprach hastig und heftig Allerlei durcheinander. — „Du kannst es mir bezeugen und du — und du" — sagte sie zu den umherstehenden Frauen, „daß ich Alles gethan hab', was ich gekonnt; daß ich jede Nacht gegangen bin und hab' ihn nach Haus gebracht und hab' ihn immerfort gewarnt vor dem abscheulichen Trinken; aber er wollte mich nicht hören — nun hat es ihn in's Wasser gestürzt!" — —

„Da thut Ihr ihm diesmal doch unrecht," sagte ein junger Bursche; es war der Knecht, welcher den Thoms gestern in's Wirthshaus begleitet hatte, der ihn auch mit noch ein Paar anderen Burschen heut Morgen am

Weidenbusch gefunden, als sie von Deuz des Weges daher gefahren. — Und nun erzählte der Knecht, was Thoms bei seinem Herrn gethan und was er im Wirthshaus gesprochen; wie er sie alle erschüttert und gerührt habe mit seiner aufrichtigen Reue und Buße. — „Hier," sagte er weiter und zeigte Gertruden einen ledernen Beutel, „hier ist auch das Geld was ihm mein Herr gegeben und was wir in seiner Tasche gefunden haben." — „Und hier," sagte der andere, „ist das Rosmarinsträuchelchen, was er Euch mitbringen wollte, er hat es, wie's scheint, im letzten Todeskrampf fest an seine Brust gedrückt und es war nur mit Mühe aus seinen starren Armen los zu machen." — Der Bursche stellte den Strauch, der wunderbar frisch und unverletzt in dem stürmischen Wasser an Thoms Brust geblieben war, auf den Tisch neben die Leiche, und die nassen Tropfen fielen wie Thränen von dem glänzenden Reis auf die kalte Stirne des Todten.

Gertrud war leichenblaß geworden bei der Erzählung des Burschen; aber noch immer blieb ihr Auge trocken und sie raffte den letzten Trotz zusammen, um die lauten strafenden Schläge des Herzens zu übertäuben. „Wer hätte das denken können? — er war so oft des Sonntags" — — sie sprach nicht aus, die Thüre öffnete sich, Reinhold kam bleich und traurig herein. — Er trat zu Gertrud — kein Vorwurf war auf seinen sanften Lippen; kein Verdammungsurtheil — er reichte ihr die Hand und sah sie an — da krähte der Hahn zum Drittenmal und Gertrude wandte sich und weinte bitterlich! — Auf ihre Kniee sank sie neben Thomsens Leiche und drückte ihr Gesicht auf seine kalten Hände und schluchzte: „Thoms! — mein lieber, lieber Thoms! — warum hab' ich mich nicht mit dir versöhnt und hab' meinen Herrn und Heiland verrathen, wie der Petrus! Warum bin ich dir nicht entgegen gegangen und hab dir nach Haus geleuchtet? — ach, und hab' geschlafen in der finstern Nacht, als du rangest mit dem kalten Tod!" — — Ein lautes Schluchzen und Weinen ging durch den Kreis der Umstehenden — Reinhold betete still über dem Haupte der Unglücklichen. — —

Ein Paar Tage drauf wurde der arme Thoms begraben. Auf seinem Sarg hatte ihm Gertrud den Rosmarin zum Kranze geflochten. — Reinhold hielt eine schöne Rede an seinem Grab, worin er von der Reue des guten Thoms erzählte und mit den Worten schloß: „im Himmel wird Freude sein über einen Sünder, der Buße thut." — Sie fiel wie ein gutes Samenkorn in manches Herz. — Gertruds Lippen aber hat noch Keiner wieder lächeln gesehen! —

Die zwei muthigen Steiermärker.

Ein Lebensbild aus dem letzten ungarischen Feldzug.

Von Josef von Langenmantel.

Die Farben zu diesem, nur in schwachen Umrissen entworfenen Bilde sind theils aus den Briefen der beiden muthigen Jünglinge selbst, theils aus andern verläßlichen Quellen genommen.

Die Arme freundschaftlich in einander gelegt, spazirten zwei Studenten, Silvin G. und Heinrich K., eines schönen Sommer-Abendes auf dem dichtbeschatteten Glacis von Gratz in Steirmark. „Silvin," rief der Jüngere der beiden Spazirgänger seinem Gefährten zu, „welchen Stand gedenkst du dir für die Zukunft zu wählen? Du trittst jetzt in den zweiten Jahrgang der Philosophie ein, deine Vorbereitungs-Studien neigen sich ihrem Ende zu, daher wirst du dich ohne Zweifel schon mit der Wahl deines künftigen Brodstudiums beschäftigt haben?" — „Ich hab's gethan," gab Silvin zur Antwort, „ich habe mich für die Theologie entschieden."

„Dieser Entschluß," erwiderte Heinrich, „ist das Ergebniß deines kindlichen Lebens. Als Sohn eines Schullehrers hast du deine Knabenjahre mehr oder weniger in der Umgebung von geistlichen Herren verlebt. Was ist bei dir daher wohl natürlicher, als die Vorliebe für den geistlichen Stand?" — „Du hast recht, mein theurer Heinrich," entgegnete Silvin; „aber doch nicht ganz. Ich schwärme nicht für die Wirkungssphäre der Weltpriester, unter deren Augen das bescheidene Bächlein meiner schönen Kinderzeit dem Ocean der Ewigkeit zufloß, sondern meine Neigung gilt dem Benediktiner-Orden, dessen wissenschaftliche Strebsamkeit mich magnetisch anzieht. Freund, ich muß dir gestehen, für mich liegt außerordentlich viel Schmeichelhaftes in dem Gedanken: dereinst im Ordenskleide des heiligen Benedikt der kommenden jungen Generation das kostbare Brod der Wissenschaft ebenso brechen zu können, wie es mir jetzt von Benediktinern gebrochen wird. *) Dieser mein Beweggrund zum Eintritt in den Orden mag dir, lieber Heinrich, nicht besonders lauter vorkommen; aber auf mich wirkt er sehr bestimmend ein, und wer kann mir es am Ende verargen, wenn ich, als der Sohn eines Lehrers, wieder für's Lehrfach Neigung habe." — „Ich achte, ja ich lobe deinen Entschluß," rief Heinrich — „du wirst ein Streiter Gottes, der Zug meines Herzens

---

*) Der Sprecher studirte an dem Gymnasium zu Gratz, in welchem die Konventualen des Benediktiner-Stiftes Admont die Lehrstühle inne hatten.

geht hingegen mit großer Macht nach den Streitern des Kaisers. Bei mir gilt der mit Beschwerden reich versehene Wehrstand sehr viel. Als Sohn der grünen Steiermark, die vortreffliches Eisen liefert, möchte ich der Welt gerne beweisen, daß die Steirer das Eisen nicht bloß zu strecken und zu schmieden verstehen, sondern, daß sie selbes auch in Form eines Schwertes tapfer zu gebrauchen wissen." Unter dem wechselseitigen herzlichen Austausche ihrer bereits für die Zukunft entworfenen Lebenspläne kehrten die beiden Jugendfreunde heim. Das neue Schuljahr kam heran, und nach achtwöchentlicher Erholung des Geistes wie des Körpers saß jeder der beiden Freunde wieder lernbegierig auf der Bank seiner betreffenden Klasse.

Unter demselben milden Sternenfeuer, unter welchem die zwei Jünglinge ihren Abendspaziergang gemacht und das Loos ihrer Zukunft im vertraulichsten Wechselgespräche erwogen hatten, huschten im Verlaufe des Jahres leisen Trittes verdächtige Gestalten durch die Straßen von Paris. Sie eilten in die bestimmten Clubbs, in deren geheimnißvollem Schooße die furchtbaren Pläne zum Sturze der bestehenden staatlichen Ordnung Europas vorbereitet wurden. Der Mond war kaum zwölfmal voll geworden, und die Vorstände der einzelnen revolutionären Versammlungen konnten ihre Genossen schon mit der bestimmten Nachricht erfreuen, es seien bereits alle Anstalten zur Revolution mit solcher Vorsicht getroffen, daß man mit fast zweifelloser Sicherheit auf ein allseitiges Gelingen rechnen könne. Einzelnen geistig begabteren Mitgliedern der verschiedenen Clubbs wurde ein bestimmtes Land der europäischen Karte zugewiesen, auf dessen Boden sie im Vereine mit unzufriedenen Unterthanen und durch Geld erkauftem Gesindel in genau festgesetzter Frist das schwarze Werk der Agitation beginnen mußten. Dort, wo die Mine zuerst gegraben wurde, dort explodirte sie auch zuerst. In Paris begann der Revolutionssturm zu wüthen. Nachdem er den Thron des Bürgerkönigs Louis Philipp, welcher schon lange auf den glühenden Kohlen stand, ohne ihre Hitze zu spüren, vernichtet, die königliche Familie obdachlos gemacht und zur eiligsten Flucht in das nachbarliche Königreich gezwungen hatte, zog er dräuend und verderbend über die paradiesischen Fluren Italiens nach den glücklichen, solch' einen Gast gar nicht kennenden Gefilden Oesterreichs. Von der Seine mitten durch Italien und Oesterreich bis hinauf zum sagenreichen Ufer des Altvaters Rhein, flutheten die blutigen Sturmwellen der Revolution, von welcher Marschall St. Arnaud, der erste sieggekrönte, französische Heerführer auf den Feldern der Krim, sagt, daß sie nicht eine einfache politische, sondern eine die Gesellschaft selbst in ihren innersten Interessen umkehrende gewesen. In diesen Tagen harter Bedrängniß hatte Oesterreichs Kaiser seine getreuen Kinder zur Wehr wider den innern und äußern Feind gerufen. Das Regiment Kinsky, in der rebenreichen Untersteiermark ausgehoben, that sich auf den italienischen Schlachtfeldern besonders hervor. Dieser Muth,

mit welchem die Steirer den österreichischen Doppelaar in Italien verherrlichten, verfehlte seine Wirkung auf das bis dahin in Frieden lebende junge Geschlecht der Heimath nicht. Da sich jetzt die im Siegesglanze von Custozza, Novara und Mortara strahlenden österreichischen Fahnen auch im Nachbarland der schönen Steiermark, im rebellischen Ungarn, entfalteten, strömten die Söhne vieler angesehener Familien der Steiermark, junge, kräftige, thatenlustige, ruhmbegierige Männer unter ihren Schatten, um da das heiße, durch treue Herzen pulsirende Blut für die hart bedrängte Mutter Austria zu vergießen. Keine Zeit war für Heinrich K. günstiger, seinen lang genährten Wunsch in Ausführung zu bringen, als diese That und Ruhm versprechende. Heinrich vertauschte auch wirklich die Schulbücher mit dem blank geschliffenen Eisen. Am 15. Oktober 1848 trat er als Cadet in das polnische Regiment Freiherr v. Sirkovic Nr. 41, dessen Inhaber ein langjähriger treuer Freund seines Vaters war. Wo hätte es dem strebsamen Sohn wohl besser gehen können, als unter der Aegide des väterlich befreundeten Helden? Jedoch das Freundschaftsband, welches den Vater und den Regiments-Inhaber umschlang, war für Heinrich nicht die allein bestimmende Ursache zum Eintritte in das Regiment, sondern der in der jugendlichen Brust lebendig gewordene Thatendurst. Dieser konnte um so schneller befriediget werden, weil das Regiment auf dem ungarischen Kriegsschauplatze stand. Von dem Eifer, der Heinrichs Brust beseelte, gaben die Worte des ersten Briefes, den er in die Heimath sandte, genügendes Zeugniß. „Sehen," schreibt er denn, „Vater, werden „Sie mich nicht mehr, aber hören, — viel hören von mir sollen Sie, „recht bald." —

Heinrich K. kam zum Regiment des Freiherrn v. Sirkovic. Silvin G. war dem Plane, welchen er dereinst seinem Freunde mitgetheilt hatte, nicht getreu geblieben. Er war nicht Geistlicher geworden, sondern hatte die Jura zu studiren begonnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach mochte er mittlerweile die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich's angenehmer leben läßt, wenn er dereinst als gestrenger Herr Verwalter hinter dem unantastbaren Gerichtstische dem halsstärrigen Bauernvolke das zwingende: „So muß es sein!" zurufen kann, als wenn er im heißen Schweiße seines Angesichtes vor der nichts weniger als lernbegierigen Jugend mit den lateinischen ala, alae auf den sechs Endungen der Grammatik auf und ab fliegen muß. Der glückliche Zufall wollte es, daß Silvin als Jurist die Hofmeisterstelle im Hause des Freiherrn v. Sirkovic erhielt. Nichts war natürlicher, als daß Silvin, im liebenswürdigen Familienkreise des hochgestellten Militärs lebend, bei den obwaltenden Verhältnissen für die schon ruhmgekrönte österreichische Armee begeistert wurde. Wer wird sich daher wundern, wenn wir ihn seinem Beruf zum zweiten Male untreu werden und das Studirzimmer mit dem Schlachtfelde vertauschen sehen? Bevor noch Heinrich den österreichischen Waffenrock

angezogen hatte, trug ihn schon Silvin. Bereits mit Beginne des Monates Juli wurde er ex propriis Cadet bei dem Regimente des Freiherrn v. Sirkovic und avancirte am Ende August zum Lieutenant und Adjutanten des Inhabers.

Den feurigen, nach Kriegsthaten dürstenden Jünglingen konnte nicht so schnell, als sie es wünschten, ein entschiedener Schauplatz angewiesen werden. Das Regiment Sirkovic, in dessen Matrikeln ihre Namen eingetragen waren, lag in der von allen Seiten eingeschlossenen Festung Temeswar, wohin zu kommen es bei den obwaltenden Umständen rein unmöglich gewesen. Auf ihr Ansuchen wurden beide, und zwar Silvin G. als Lieutenant, und Heinrich K. als Cadet zum vaterländischen Infanterie-Regiment Piret Nr. 27. versetzt, welches eben unter dem Kommando des Feldzeugmeisters Grafen Nugent von Untersteiermark aus auf den ungarischen Kriegsschauplatz vorrückte. Nach kurzem Verweilen unter seinen Landsleuten wurde Silvin einem Grenzregimente zugetheilt. Unter Entbehrungen und Leiden verschiedener Art, wie sie der Krieg mit sich zu bringen pflegt, gequält durch eine fürchterliche Kälte, wie sie im Winter von 1848 auf 1849 herrschte, rückten sie dem Kriegstheater immer näher. In einem Briefe vom 28. Jänner 1849, aus Kaposvar datirt, schildert Silvin seinen Eltern mit wenigen Strichen die Strapazen des Marsches und entwirft zugleich ein Bild von der Beschaffenheit jenes Bodens, der so viel österreichisches Blut getrunken hat. „Wir marschirten,“ schreibt er, „von 7 Uhr früh im schlechtesten Wetter, ohne Wägen bis halb „9 Uhr Abends, ohne etwas genossen zu haben. Es ist dieß eine Poststraße; „ich muß sie Ihnen aber beschreiben. An manchen Stellen ist auf die Länge „von einigen hundert Schritten die Straße kaum drei Schritte breit, zwischen „Gebüschen und Gräben; dabei ein Koth, daß uns das Wasser von oben in „die Stiefel rann. An andern Stellen sieht man, so weit das Auge reicht, „nichts als angewehten Sand, kaum kennt man ein Wagengeleise, indem „jeder wo anders fährt. Da ist die Straße wieder mehrere tausend Schritte „breit; im Walde ist sie wie der schlechteste Feldweg, nicht einmal Bäume „sind ausgehackt, sondern man muß sich zwischen denselben durchwinden. „Das ist eine Poststraße in einem Lande, welches, wie Kossuth sagt, ganz „Europa Gesetze diktiren wird.“ — Bei all' diesen mannigfachen und für sie bis jetzt ganz ungewohnten Beschwerden blieb der Muth doch stets jugendlich und ungebrochen. Sechs Tage nach dem oben angeführten Briefe Silvins schrieb Heinrich seinem Vater: „Ich möchte doch einmal recht in's Feuer „kommen, ich muß Dir so viel schreiben, daß ich nie einen andern Stand „wählen würde.“ Und Silvin macht ohne den geringsten Klagelaut seinen Eltern nur einen Begriff von der Großartigkeit seines Hungers nach einer mehr als achtstündigen Fasten, indem er ihnen schreibt: „Ich habe das Un„glaubliche gethan, nämlich einen halben Laib Kommisbrod auf einmal ver-

„zehrt." — Zu Kaposvar, von wo aus Silvin G. seinen theuren Eltern den eben erwähnten Brief geschrieben, war ihm zuerst die ersehnte Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen, seinen Muth und seine Unerschrockenheit im Momente großer Gefahr zu bewähren. Wie bekannt, sandte der Agitator Kossuth nach allen Theilen des Königreichs seine Kommissäre aus, welche nach launenhafter Willkühr die Einwohner terrorisirten und haarsträubende Gräuelthaten verübten. Durch die Proklamation des Fürsten Windischgrätz vom 29. Dezember 1848 wurden diese gefährlichen Boten der Revolution für vogelfrei erklärt. Am 4. Februar 1849 kam vom Distrikts-Commando zu Oedenburg an das Kaposvarer Stations-Commando die Anzeige, daß sich solch' ein grausamer Legat Kossuths, auf dessen Anstiften viele von der Armee im Oedenburger Komitate zurückgebliebene Kroaten ermordet worden waren, in der Nähe befinde, daß er sich zu Kötse, unweit des Plattensees, bei seiner Schwiegermutter, einer Majorswittwe, verborgen halte. Lieutenant Silvin G. erhielt die Ordre, sich des Geächteten unter Beihilfe von 4 Korporalen und 24 Gemeinen zu bemächtigen. Er fuhr zur Nachtszeit mit seiner Begleitungs-Mannschaft ab, um nach seiner Berechnung des andern Tages früh an dem Aufenthaltsorte des Gefährlichen erscheinen zu können. Und wirklich stieg Silvin am kommenden Morgen schon um 4 Uhr, wo in damaliger Jahreszeit noch Alles im tiefsten Schlafe lag, einige hundert Schritte von Kötse mit den Seinen von dem Wagen. Alsogleich wurden in aller Stille die Bajonette aufgepflanzt, und die Gewehrläufe mit einer scharfen Ladung gefüllt. So wurde im leisesten Tritte und mit zurückgepreßtem Odem dem Hause zugegangen, in welchem der Kommissär, nicht ahnend, was jetzt seinetwegen außen vorbereitet wurde, in festem Schlafe lag. Mit dem Befehle, Niemanden passiren zu lassen, umstellte Silvin mit der Mannschaft das Haus, zwei Mann stellte er vor jedes Fenster und sechs Mann vor die Thüre.

Nach diesen mit wohlberechneter Vorsicht getroffenen Anstalten trat Silvin, in der einen Hand die geladene Pistole mit gespanntem Hahne, in der andern den blanken Säbel, in das Haus und vor das Bett des Kommissärs. Erschreckt über die sonderbare Erscheinung sprang dieser vom Bette auf. „Sie werden sich anziehen und mir folgen," redete Silvin den Erschrockenen an. „Auf wessen Befehl?" — lautete die Gegenrede des noch schlaftrunkenen Volksbeglückers. „Auf Befehl unsers Kaisers und Königs," war die Rückantwort. Während dieses kurzen Zweigesprächs im Zimmer waren die bei der Thür postirten Soldaten ihrem Führer ohne Befehl in das Zimmer gefolgt, um für jede sich ergebende Gefahr zu seinem Beistande in nächster Nähe bereit zu stehen. Als der Kommissär im Linnenkostüm bei der Thür die dunklen Umrisse der kräftigen, militärischen Gestalten und das Blitzen der österreichischen Bajonette gewahrte, und sich ihm bei allen Fenstern, durch deren eines er der eisernen Hand der Gerechtigkeit zu entwischen dachte, das-

selbe Schauspiel darbot, da wurde ihm das Herz enge. Das Schuldgewicht, welches auf demselben lastete, preßte es noch mehr zusammen und ängstigte ihn mit dem Gedanken, daß die Kroaten, welche er hinmorden ließ, dem frühen Grabe entstiegen seien, und jetzt als Rachegeister in seinem Schlafgemach erschienen. Silvin legte Pistole und Säbel auf den Tisch, setzte sich furchtlos auf einen Sessel, während sich der Gefangene ankleidete. Zu den freiwillig angezogenen Kleidern fügten die Soldaten jetzt schwere Eisen. In diesem klirrenden Schmucke bestieg der Kommissär den bereit gehaltenen Wagen, auf welchem ihn Silvin nach Kanisa brachte.

Während hier Silvin G. das in seinen Muth und seine Unerschrockenheit gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigte und einen schönen Beweis seiner militärischen Befähigung lieferte, marschirte Heinrich K. mit seinen Landsleuten auf Essek los. „Ich freue mich schon, wenn wir zum Sturme kommen werden," schrieb er auf diesem gefährlichen Marsche im Angesichte der Festung seinem Vater. Essek ergab sich am 13. Februar nach kurzem Widerstand. Heinrich zeichnete sich aus und zog die Aufmerksamkeit seines Bataillons-Kommandanten auf sich. Eine Heldenthat, welche die von seinem Freunde Silvin verübte unerschrockene Einbringung des ungarischen Kommissärs weit überstrahlt, ja die Sonne seiner kurzen militärischen Laufbahn genannt werden muß, sehen wir unsern Heinrich von Peterwardein aus vollführen. Aus Siebenbürgen waren die trübsten Nachrichten über den dortigen Stand der Dinge nach Peterwardein gelangt, welche eine Verständigung zwischen den Generalen Rukavina und Puchner höchst nothwendig machten. Am 5. März um die Mittagsstunde wurde Heinrich, nachdem er die drei vorhergehenden Tage ununterbrochen auf Vorposten gestanden, zum Obersten Mamula gerufen. Hier wurden ihm zwei inhaltsschwere Depeschen übergeben mit der seinen bewährten Muth so ehrenden Weisung, die Schriftstücke sicher und schnell nach Temeswar zu bringen. Die Freude über diese ihm von seinem Vorgesetzten gewordene Auszeichnung machte die Seele des diensteifrigen, für das Wohl seines Vaterlandes hoch begeisterten Jünglings fast berauscht und blind gegen die vielen und großen Gefahren, die seiner bei der Vollführung dieses so ehrenvollen, aber schwierigen Auftrages harrten. Glücklich umging Heinrich in der Nacht des 5. März die vor Peterwardein stehenden feindlichen Vorposten und kam in der Frühe mittelst Vorspann nach Karlowitz. Von hier aus mußte er wegen der Stellung des Feindes einen beschwerlichen Umweg von fünf Stunden durch's Gebirg machen. Auf seiner Fahrt wurde er bei dem schlechten Wege dreimal umgeworfen; einmal über eine drei Klafter hohe Felswand hinabstürzend, rettete ihn nur ein Ahornbaum, dessen Ast er noch rechtzeitig erhaschte, vor dem gräßlichen Tode der Zerschmetterung. Auf einem lecken Kahn, zu dessen Lenkung er wegen des hochgehenden Wassers vier Ruderer nur durch Zwang bringen konnte, übersetzte er die Donau und

unter nicht weniger mißlichen Verhältnissen auch die Theiß. Nach vielen Gefahren, in denen sein Leben auf's Höchste bedroht und sein Herz durch den Anblick so schauerlicher Verheerungen, die sich ihm auf dem Wege darboten, tief gerührt war, traf er am 7. März um 11 ½ Uhr Vormittags glücklich in Temeswar ein, und überreichte seinen wichtigen Depeschen-Schatz an den Obersten Freiherrn von Wernhard. Dieser griff, entzückt über das, was geschehen war, nach Heinrichs Czako und nahm ihn denselben mit den Worten ab: Der eignet sich nicht mehr für einen Offizier. Der erfreuliche Preis dieser so kühn vollführten Depeschen-Uebergabe war, daß Heinrich Lieutenant wurde. Er verblieb als solcher gleich in der Festung Temeswar, wo er dem Corps des General Grafen Leiningen zugetheilt wurde. Silvin war schon früher in Temeswar eingerückt. So umschlossen die Festungsräume jetzt beide Freunde, und waren Beide wieder bei dem Regiment, in welches sie ihre Namen zuerst eintragen ließen. In einem Schreiben vom 15. April, welches das letzte war, das den in banger Erwartung lebenden Eltern in die Hände kam, beschreibt Silvin mit wenigen Worten die Festung Temeswar. „Temeswar ist noch viel schöner und größer als Essek, und wird mit Recht „Klein-Wien genannt. Die Straßen sind größtentheils mit kleinen Quader-„steinen gepflastert. Drei ungeheure Kasernen und eine Menge von Maga-„zinen befinden sich hier. Die Festung hat dreifache Werke. Auf den Wällen „stehen eine Masse Kanonen. Die Ungarn sind noch nicht da und werden „auch schwerlich kommen. Sie möchten sich jedenfalls blutige Köpfe holen, „wenn es ihnen hieher zu kommen gelüstet." In der trüben Ahnung, daß sich die Zukunft vielleicht doch nicht so lachend gestalten dürfte, als er sie hier schildert, diktirte ihm das in seinem Innern wohnende Gottvertrauen folgende schöne Worte in die Feder: „Gott hat mich bis hieher beschützt, er wird „mich auch künftighin beschützen." — Die Ungarn kamen wirklich und schon zehn Tage nach dem Datum des erwähnten Briefes. Am 25. April wurde die Festung von allen Seiten eingeschlossen, der blutige Kriegsreigen begann. — Die beiden Freunde wohnten den verschiedenen Ausfällen bei, welche von dieser Zeit an aus der Festung auf die Insurgenten gemacht wurden. Einer der furchtbarsten war in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli, zu dem Zwecke unternommen, um dem Feinde die Geschütze, mit denen er der Festung überlegen war, zu vernageln. Unter einem mörderischen Kampfe, indem auf Befehl des Insurgenten-Chef Bem 30 Kanonen ihren todbringenden Inhalt ausspieen, erreichten die muthigen Söhne Oesterreichs ihr Ziel. So kaltblütig und unerschrocken Heinrich K. dem Feinde in das Auge schaute, so zartfühlend, so opferwillig war er für jeden seiner Freunde. Sein Freund H., welcher in der Fiebergluth darnieder lag, äußerte großes Verlangen nach Obst. Heinrich wußte in der Nähe einen Garten mit Johannisbeeren. Unter den Feuern der feindlichen Vorposten, die auf jeden wo immer sich zeigenden

österreichischen Czako ihre Munition verschwendeten, eilte Heinrich in diesen Garten, hieb ganz unbekümmert um die seine Person umzischenden Kugeln mit seinem Säbel mehrere Zweige vom Johannisbeerenstrauche ab, und eilte damit zum Bette des kranken Freundes, der nicht wenig erstaunt und erfreut war, als er beim Erwachen aus dem fieberhaften Schlummer sein Schmerzenslager mit grünen, fruchtbelasteten Johannisbeer-Zweigen umsäumt sah.

Die Leiden der Besatzung mehrten sich mit jedem Tage, immer trauriger gestaltete sich das Loos der Braven. Sie hörten wohl den in der Ferne rollenden Donner der Kanonen; doch der Rettungs-Engel blieb noch immer ferne. Bevor der heiß Ersehnte kam, zog ein anderer Gast in die Festung ein. Kein Wachposten konnte ihm Halt gebieten, für ihn gab es kein verschlossenes Thor, für ihn keine Festungs-Mauer, die er nicht hätte übersteigen können. Für diesen Gast gab es keine Kugel und kein Schwert, durch welches er hätte vernichtet werden können: es war der Todesengel, Cholera genannt, der mit einem Schlage seiner schwarzen Fittige die stärkste Lebensflamme in wenigen Stunden verlöschen machte. Sein Quartiermeister, der Hunger, war ihm vorangeeilt; der Typhus folgte nach. Die Festung war wohl für drei Monate mit Proviant versehen, aber die Belagerung dauerte schon im vierten Monate, daher man sich genöthigt sah, zum Pferdefleisch seine Zuflucht zu nehmen. Zwei Drittel der Besatzung wurden unter dem giftigen Hauche der Seuche getödtet. Was die Cholera nicht verwüstete, nahm der Typhus. In den letzten Tagen der Belagerung starben täglich bei 70 Personen; furchtbares Geschick! — Die Tapferen, an deren unvergleichlichem Muthe bis jetzt alle Versuche der Insurgenten, die Festung zu nehmen, gescheitert waren, standen in höchster Gefahr, bis auf den letzten Mann dem Hunger und der Wuth der herrschenden Krankheiten als Beute anheim zu fallen. Der Herr, dessen verborgene Hand die Völkerschicksale lenkt, erbarmte sich der Tapferen und belohnte das kleine Häuflein für die erduldeten langen und bitteren Leiden. Immer näher drang der Donner der sieghaften österreichischen Kanonen; in gespannter Erwartung stand die stark gelichtete Besatzung auf den Wällen, das Auge sehnsüchtig dorthin gewendet, woher die Kanonen donnerten.

Allmählig begann die Dämmerung ihren halbdunklen Schleier über die mit Menschenblut reich begossenen Felder zu ziehen. Die eilige Flucht, mit welcher jetzt die Insurgenten den mit solcher Hartnäckigkeit vertheidigten Kriegsschauplatz verließen, steigerte bei der schwer geängstigten Besatzung die Hoffnung auf sehr nahe Rettung. In der Nacht vor demselben Tage, (vom 9. auf 10. August) an welchem im Jahr 955 der große Otto nach der Bezwingung der Ungarn am Lechfelde in das siegesfreudige Augsburg ritt, pochte der Sieger von Arad, die Geisel von Brescia, der kühne, sieggewohnte

Haynau, an die Thore von Temeswar. Er wollte der erste in eigener Person der heldenmüthigen treuen Schaar die Befreiung und die Kunde vom glorreichen Siege überbringen. Am 16. August flatterte das lorberbekränzte österreichische Banner auf den Wällen von Temeswar. Haynau befreite die kleine Garnison der Festung vom Leiden einer harten Belagerung. Der Todesbote Typhus löste von den Gliedern Silvins am kommenden Tage, 11. August, die Ketten aller irdischen Kümmernisse. Seine Ohren, bevor sie für immer taub geworden, hatten noch den lauten Siegesruf vernommen. Nicht die grüne Lorberkröne, die sich der muthige Soldat auf dem blutigen Schlachtfelde erstreitet, die er nach überstandener Gefahr seinen Lieben in der Heimath zeigen kann, glänzte auf seinem Haupte, sondern das Perlen-Diadem des Todesschweißes. Die seine Bahre umstanden, mußten Zeugniß geben, daß er das gewesen, was er seinem theuren Vater im Beglückungs-Schreiben zum Namensfeste für den 31. Juli zu sein versprochen hatte. „Nehmen Sie, theuerster Vater," schrieb er, „also brieflich die herzlichsten „Wünsche von Ihrem Sohne, der entschlossen ist, seine ganze Kraft dem „Staate und dem Kaiser zu weihen, und zu zeigen, daß er eines sehr „braven Mannes Sohn ist." —

Da die Cholera und der Typhus die Besatzungs-Mannschaft überhaupt unter sich getheilt hatten, so blieben sie sich auch bei den beiden Freunden getreu. Der Typhus hatte Silvin in das frühe Grab gelegt, nach acht Tagen machte sich die Cholera an Heinrich. Er glaubte, durch seine feste in Kriegsstrapazen gestählte Konstitution diesem schrecklichen Feinde trotzen zu können; doch eine glühende Sehnsucht nach dem schönen Heimathlande, welche der kranke Streiter von jetzt an äußerte, erwies sich bald als ein trauriges Vorzeichen seiner irdischen Auflösung. „Meine Schuhe, ich muß gehen, meinen Vater sprechen," war der letzte Ruf seiner im Tode erkaltenden Lippen. Die unbestimmte Furcht, mit welcher er seinem Vater im ersten Brief geschrieben: „Sehen werden Sie mich vielleicht nie wieder," ging in trauriger Weise in Erfüllung. Das muthige, dem Kaiser und Vaterlande treu pochende Jünglingsherz stand um 6 Uhr früh am 19. August still unter dem eisigen Druck der Todeshand. Durch dasselbe Festungsthor, bei welchem Heinrich als neu ernannter Lieutenant zum ersten Mal die Wache bezogen hatte, wurde er todt hinaus getragen. Die beiden muthigen Jünglinge, welche im raschen Fluge eine ernste Lebensschule durchzogen hatten, durften die schönen Gefilde ihres glücklichen Heimathlandes nicht wieder schauen, ihre Geister waren auf ein höheres Kommando in's glückliche Jenseits geeilt.

Fabel-Scenen.

Von Johann Gabriel Seidl.

1.

Wenn ich sie so neidheiser bellen höre,
Und um die Wett', in geiferndem Behagen,
Wie tolle Hund' an dürren Knochen nagen,
Sie nagen seh' an ihres Nächsten Ehre —

Wenn sie, verdrossen ihrer eig'nen Leere,
Die Zeit mit Lug und Spott zu Tode jagen;
Wenn sie des Nachbars Fehlerlast beklagen,
Vergessend eig'ner Sünden Zentnerschwere;

Wenn sie auf halbgeweinte Zähren schmälen,
Ihr Gift durch alle Schlüssellöcher spritzen,
Und die Gedanken in den Köpfen zählen:
Da dünk' ich mich in Aesop's Reich zu sitzen,

Wo Füchse conversiren mit den Katzen.
O wär ich Leu, wie braucht' ich meine Tatzen!

2.

In Aesop's Reich — (ihr wißt nun wie ich's meine!)
Ist Fest und Tanz; da sitzen, wie zur Freite,
Viel holde Gänschen an der Gänse Seite
In Tanzverzückung bei der Kerzen Scheine.

Da kommt der Meister Petz und nimmt die Seine
Dort wirbelt Bruder Langohr in die Weite;
Mit Junker Storch ist dort der Wolf im Streite,
Bis Alles fort sich wiegt im Lustvereine.

Hei! wie sich's dreht und schmiegt und zerrt und windet!
Was Schwing' und Fuß hat, ist des Tanzes Sclave.
Wie's im Erlöschen sich vom Neu'n entzündet! —
Befiel doch sonst die Drehkrankheit nur Schafe?

Jetzt ist sie in's Geflügel gar gefahren:
Fort, fort, wer seine Flügel will bewahren!

3.

Ei seht mir doch die Herrn Poeten oben,
Die Vögel, mein' ich, was sie thun und wagen;
Der Uhu setzt die Poesie in's Klagen,
Der Aar versteigt sich in den Wolken droben.

Der Puterhahn meint: „Dichten heiße toben!"
Die Ente fühlt im Kehricht Kunstbehagen,
Und And're, wenn sie mit den Flügeln schlagen,
So glauben sie die Muse schon zu loben.

Da rühm' ich mir die Lerche, die bescheiden
In's Grün sich duckt, so lang sie sitzt am Boden;
Doch fliegt sie auf, im Aether sich zu weiden,
Dann wirbelt sie begeistert ihre Oden.

Bald kühner Schwung, bald sanftes Senken wieder,
Das ist das rechte Ebenmaß der Lieder.

4.

Da sitzen sie, die Herr'n im ernsten Kreise,
Der Papagei mit keck gesträubtem Schopfe,
Der Staar mit buntem Wörterkram im Kopfe,
Der Gimpel mit der schwer erlernten Weise.

Und Einer schnarrt dem Andern nur zum Preise,
Und alle blähen sich mit stolzem Kropfe;
Die Nachtigall, gleich einem armen Tropfe,
Steht überseh'n von fern und flötet leise.

„Was will sie" — frägt man, — „sich die uns're nennen?
Da möge sie nur schleunigst sich entfernen!
Wir haben einstudiret, was wir können:
Sie kann es von sich selbst, — das heißt nicht lernen!

Sie singt recht hübsch, sie macht sich keine Schande:
Doch sie gehört nicht zum Gelehrtenstande!"

5.

Weltschmerz.

Ein Vogel, hochgeschnäbelt, wie so viele,
Sprach einst zur Liederbardin Nachtigall:
„Weiß nicht, wie du mir vorkommst! hast doch all'
Und jede Kraft zum Flug nach hohem Ziele.

„Wald heißt dein Haus, und Frühling dein Gespiele,
Und Nacht dein Tag, und Elegie dein Schall!
Warum ein Stimmchen, heller als Kristall,
Verthun mit Liedern in so zahmer Stille?"

„Weltschmerz, mein Kind, Weltansicht — das thut Noth!
Nicht ewig Mondenschein und Morgenroth,
Und kleinlich Wohl und Weh' und derlei Dinge!
Die Welt ist wund, — von ihren Schmerzen singe!"

Darauf die Nachtigall: „Was mich beseelt,
Ist Weltschmerz, ja mein Herz ist meine Welt!"

6.

Krähenlust.

Zufällig ward in's Reich der schwarzen Krähen
Ein junges, weißes Täubchen einst verschlagen;
Wie maßen sie's mit stolzgestrecktem Kragen,
Um aufzustöbern, was sich ließe schmähen, —

Wenn sie nur etwas, nur Ein Fleckchen sähen,
Welch' wollustvolles, inniges Behagen!
Doch weiß, ganz weiß! — sie können's nicht ertragen,
Sie müssen etwas Schwarzes noch erspähen.

Da, wie's die Flügel streckt, erscheint ein Federchen,
Auf weißem Flaum ein schmales, schwarzes Aederchen.
„Seht, seht!" so raunen, flüstern, kichern, schmälen,
Des Fundes froh, die guten Krähenseelen.

Ganz Krähenheim durchjubelt das Geschmähe:
„Das Täubchen weiß? — Hm! weiß?! — Schwarz, schwarz! — Auch Krähe!"

St. Walburgis-Nachttraum: oder die drei Gesellen.

Ein böhmisches Rockenstuben-Volksmährchen. Mitgetheilt von Bruno Schön.

Motto: In der Spinnstub', in der Spinnstub',
Um des Herdes lustig Feuer
Schnurren, schnurren Rädchen,
Kichern, kichern Mädchen,
Necken ihre schmucken Freier.
Friedr. Halm.

In dem Egerlande in Böhmen, an der pfälzischen Grenze und wohl auch noch anderwärts herrscht die Sitte, daß junge Mädchen an den langen Winterabenden abwechselnd in einem Bauernhofe zusammenkommen, dahin ihre Spinnrädchen und Rocken mitbringen, um in Gesellschaft zu spinnen. Dabei finden sich auch junge Bursche und auch ältere Leute ein, die so manches Mährchen zu erzählen wissen. Bei dem Scheine der Kinnföhren, die auf der eisernen Leuchte unter dem Schlote bei dem großen Kachelofen brennen, schnurren lustig die Rädchen, erklingen so manche Volksliedchen aus den gesunden Kehlen der Bauerndirnen und es wird zur Abwechslung so manches Volksmährlein erzählt.

Ein solches ist das auch mit obigem Titel, dessen ich mich aus meiner Jugend noch recht gut erinnere, und das ich hier des trefflichen Inhaltes

wegen zum Besten geben will. Nun gut, wer zuhören will, höre zu, wer nicht, möge davon gehen.

Es war einmal, 's ist schon lange her, ein gar blutiger Krieg, den die Christen mit den Türken längere Zeit hindurch geführt. Diesen Krieg nennt man die Kreuzzüge. Endlich war er auch gar; Gottfried von Bouillon beherrschte das neue Reich der Christen in Jerusalem, und viele von den Streitern für das Kreuz Christi zogen in ihre Heimath zurück, froh, an diesem Werke Theil genommen und so manches schöne Stück Land gesehen zu haben.

Unter diesen Kreuzfahrern befanden sich auch drei tapfere Bursche aus Böhmen, und Einer davon war gar schön, wie Milch und Blut anzusehen, der Egerer genannt, weil er aus Eger gebürtig war. Der Zweite war aus Ellbogen, der Dritte aus Pilsen. Aus Landsmannschaft beschlossen diese den Heimweg mitsammen zu machen. Alle Drei hatten sich wacker gehalten, viel Gold und Edelgestein zur Beute gemacht und lebten guter Dinge, doch mit dem Unterschiede, daß der Egerer dabei sparsam blieb und fleißig Gott vor Augen hatte. Er betete täglich einen Rosenkranz, den er an der Grabeskirche des Erlösers in Jerusalem hatte anrühren und weihen lassen, und während die zwei Anderen spät Abends noch zechten, schäckerten und würfelten, lag er inbrünstig betend auf den Knien mit dem Rosenkranz.

Nun was geschah? die zwei lustigen Brüder wurden mit ihren sieben Sachen bald fertig, während der Egerer die seinen hübsch beisammen behielt. Darüber waren die zwei Cumpane gar ärgerlich und sannen nach, wie sie ihn seines Schatzes berauben konnten; aber es gelang ihnen lange nicht, und es schien, als wenn ihn eine unsichtbare Hand beschirmte.

Einstmals kamen sie in einen tiefen Wald, der gar kein Ende nehmen wollte. Ermüdet und hungrig lagerten sie sich unter einem großen Baume, zündeten ein lustiges Feuer an und steckten ein Häslein, das sie unterwegs gefangen hatten, an den Spieß. Des Schmauses harrend, schwatzten sie lustig, und die zwei bösen Buben wendeten sich mit unterschiedlich freundlichen Reden zu dem Frommen, damit er nicht merke, wie sie ein Eisenstäbchen im Feuer erhitzten. Da sie nun meinten, es werde hinlänglich glühend sein, fielen sie unbarmherzig über den Wehrlosen her, blendeten seine Augen, nahmen ihm das schwere Ränzlein ab und eilten schnellen Laufes von dannen. Vergebens schrie der arme Blinde ihnen nach, sie möchten sich doch seiner erbarmen und ihn um Gotteswillen aus dem Walde führen, da er ja sonst in dieser Wildniß verschmachten müsse; aber sie achteten seines herzzerreißenden Flehens nicht und eilten nur mit desto schnelleren Schritten von dannen.

Da lag nun der Aermste hülflos in der Wildniß allein, der Finsterniß, dem Hunger und den wilden Thieren Preis gegeben. Um sein Gemüth mit Trost zu erquicken, nahm er den geweihten Rosenkranz, den er stets am Herzen trug, hervor und fing an zu beten. Je länger er betete, desto leichter wurde

ihm ums Herz, und es kam ihm vor, als wenn ihm eine leise innere Stimme sagte:

O! Maria sieht den Blinden,
Läßt ihn bald Erhörung finden,
Uns're Mutter sieht den Armen,
Schenkt ihm auch ihr mild Erbarmen.

Das muß sein Schutzengel gewesen sein, der ihn so tröstete. Der Blinde hörte es am Sturmwinde, an dem Flattern der Nachteulen in den Zweigen, an dem Gekrächze der Raben und an dem Geheule der wilden Thiere, daß der Abend hereingebrochen war, und weil er sich vor den wilden Thieren sehr fürchtete, so kletterte er mit vieler Mühe auf einen Baum, dessen breite Aeste ihn aufnahmen und ihm ein Lager bereiteten, so gut es eben ging. Trotz seines großen Leides schlief er endlich ein.

Es mochte Mitternacht sein, als ihn einige Stimmen aus dem Schlafe aufweckten. Er horchte und horchte und hörte mehrere Frauenstimmen, die untereinander schwatzten und zur Abwechslung sangen. Es war gerade Walburgisnacht, und der Forst, in dem er war, ein Theil des ungeheuren Harzwaldes, in dem sich die Hexen zu versammeln pflegten, ehe sie auf den Blocksberg auf Besenstielen, Ofengabeln und Ziegenböcken hinaufritten. Sie hatten den Gebrauch, sich auf die Wipfel der Bäume zu setzen, über die Angelegenheiten der Menschen zu schwätzen und so lange zu singen, bis Alle beisammen waren, worauf sie dann in Saus und Braus auf den Blocksberg retwärmten.

Als sie eine Zeit lang gesungen und geschwatzt hatten, sagte Eine von ihnen: „Seh't an, Schwestern, wie hell der Mond scheint, der doch sein Licht billig von diesem Walde abwenden sollte, denn heute ist eine grausame That hier begangen worden. Zwei Kreuzfahrer haben ihren Kameraden, der ein gar frommer und schöner Jüngling ist, und der mit reicher Beute aus dem gelobten Lande heimkehrte, des Augenlichts beraubt, ihm seine Schätze abgenommen und hier im Walde verlassen. Es wäre ihm aber noch zu helfen, denn es fällt heute Nacht ein heilsamer Thau, der so reich an wunderbarer Kraft ist, daß der unglückliche Jüngling nur einen geweihten Rosenkranz eintauchen und damit die Augen bestreichen dürfte, um das Licht seiner Augen wieder zu erhalten."

„Rede nicht so laut," sprach eine Zweite; „denn ich rieche Menschenfleisch, und die Luft herum ist mit Segen angefüllt; es muß Jemand hier stark gebetet und etwas Geweihtes vorüber getragen haben. Kommt näher Schwestern, ich will Euch etwas zeigen." —

Als sie dieses gesagt hatte, prasselte es in den Zweigen, als wie wenn ihrer Viele durchführen und sich ihr näherten. Hierauf fuhr sie fort: „Schaut gegen Osten hin, seht ihr dort die Zinnen und Thürme einer Stadt im Mond-

schein glänzen? Gar große Noth ist dort heimgekehrt; durch die Tücke eines Erdgeistes, der unter den Häusern seine Wohnung hat, sind alle Quellen und Wasserbehälter versiegt, so daß sie daran großen Mangel haben, obschon ihnen die Hülfe gar nahe liegt; denn auf dem Markte unter der Statue des heil. Bischofs Martinus, des Schutzpatrones der Stadt, also nicht unter der Gewalt des Erdgeistes, ist ein kleiner Quell verborgen, der all' der Noth ein Ende machen würde, es findet ihn aber nur, der reinen Herzens und ein großer Verehrer Mariens ist."

„Schwestern," sprach eine Dritte, „riecht ihr denn nichts wie Weihrauch, der da aufsteigt? Es muß hier Jemand in der Nähe sein und inbrünstig beten. Seht um, und wenn Ihr ihn entdeckt habet, so brechen wir ihm das Genicke und nehmen sein Fleisch mit auf den Blocksberg."

Sie suchten herum, fanden aber nichts, weil der Jüngling einen geweihten Rosenkranz bei sich hatte, weßwegen sie keine Macht über ihn hatten. Hierauf fuhr die letzte wieder fort: „Gestern bin ich aus Böhmen gekommen, dort liegt des reichen Landgrafen einziges Töchterlein todtkrank darnieder. Ein häßlicher Aussatz hat ihr den ganzen schönen Leib überzogen, und so viel Aerzte auch zu ihr gerufen worden, so konnte ihr doch keiner helfen. Der Graf ist in Verzweiflung darüber, und hat dem Arzte, der sie zu heilen vermag, sein Grafenthum sammt seiner schönen Tochter zum Lohne ausgesetzt; doch Keiner wird den Preis gewinnen, der nicht die Ursache der Krankheit kennt; ich will sie Euch erzählen. Als die junge Gräfin vor einiger Zeit zur Beichte ging, verschwieg sie aus falscher Scham eine schwere Sünde, und als sie das heilige Abendmahl zu empfangen niederkniete, war sie achtlos, daß die heilige Hostie von der Zunge ab, auf die Erde fiel. Eine Kröte, die ihren Schlupfwinkel unter dem Speisegitter des Hochaltars hatte, schnappte sie und floh damit. Die Gräfin kam vor großem Schrecken ganz krank in das väterliche Schloß zurück, und von diesem Tage an verbreitete sich ein fressender Aussatz über ihren schönen Leib. Das frevelhafte Thier, welchem die allerheiligste Macht nicht zugelassen, die consekrirte Hostie zu verschlucken, sitzt in seinem Schlupfwinkel und hält sie im Munde. Nicht eher, als bis der Priester sie ihm abgenommen, und der Gräfin, die zuerst beichten muß, als Seelenspeise wieder gereicht hat, kann sie davon genesen."

Solches sprachen die drei Hexen, und als sie geendet hatten, da kam Zornebock auf seinem feurigen Drachen dahergesaust, sie zum Feste der Walburgisnacht abzuholen. Rusch, rasch, in Saus und Braus gings von dannen, so daß man meinte, der ganze Wald breche zusammen.

Der Egerer hatte kein Wort ihrer Rede vergessen, und als die kühle Morgenluft wehte, nahm er seinen Rosenkranz hervor, streifte damit den heilsamen Thau von den Blättern, und benetzte seine wunden Augen. Siehe! als er dieß gethan, erkannte er alle Gegenstände um sich her und sah heller

als je zuvor. Seine Freude, als er das schöne Sonnenlicht wieder erblickte, ist gar nicht zu beschreiben. Und als er so Gott dankend zum Himmel aufschaute, siehe! da kam ein Engelein heruntergeflogen gar schön und hold und sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen die eines guten Willens sind. Weil du Einer davon warest, so geschah dir, wie du gewollt und gebetet hast. Harre aus, denen die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten. Mich sendet unsere Königin Maria, unter Ihrem Schutze sollst du noch recht glücklich werden, wenn du Ihr Diener bleibst." Als er dieses gesagt hatte, zog er wieder heim in den Himmel.

Nachdem sich der Jüngling von seinem freudigen Staunen erholt hatte, dankte er wieder Gott, machte sich auf den Weg und erreichte vor Anbruch der Nacht die Nähe der Stadt, deren große Wassernoth er aus der Rede der Hexe vernommen hatte. In der Nähe derselben angekommen, sah er viele Wägen mit leeren Tonnen fahren, um aus weiter Ferne her Wasser zu holen. So wie er an das Stadtthor kam, sah er Leichen herausführen, denn aus Wassermangel riß eine Seuche ein, die gar Viele hinwegraffte. Ueberall und überall sah er blasse und traurige Gesichter; denn da zugleich eine Dürre eingefallen war, verschmachteten Vieh und Menschen wegen Mangel an Wasser.

Dem frommen Jünglinge blutete das Herz im Leibe, und er hätte gerne alsogleich die frohe Botschaft, daß er ein Brünnlein wisse, entdeckt, wenn nicht die stockfinstere Nacht und dazu noch ein so fürchterliches Donnerwetter eingefallen wäre, daß man meinte, die ganze Welt gehe zu Grunde. Die Blitze leuchteten so fürchterlich, daß sich kein Mensch vor die Thür hinaus traute, und doch regnete es nicht. Da beschloß er, den folgenden Tag an das Werk zu schreiten, vorher aber noch die heilige Messe zu hören und das heilige Abendmahl zu empfangen.

Er kehrte in eine Herberge ein, und legte sich schlafen. Er lag im sanften Schlummer, als ihn um die Mitternachtsstunde ein fürchterliches Getöse erweckte. Draußen blitzte und donnerte es noch immer fort, drinnen in seiner Kammer war es noch schauerlicher; denn vor seinem Lager stand ein riesenhaftes Gespenst, dessen Augen gleich zwei feurigen Kugeln aus den Tiefen der Höhlen herausleuchteten, so, daß das ganze Zimmer davon erhellet war. Es war dieß der nämliche Berggeist, der die unglücklichen Stadtbewohner seiner Bosheit opfern wollte, weil sie den katholischen Glauben angenommen hatten, denn damals gab es noch gar viele Heiden rings herum. Er hatte des Jünglings Absicht errathen, und drohte, ihn unter den fürchterlichsten Martern zu tödten, wenn er es wagte, den Quell des heil. Bischofs zu entdecken; dagegen versprach er ihm große Schätze zu schenken, und ihn zum vornehmen Mann zu machen, wenn er das Geheimniß in seiner Brust verwahren, und gleich des folgenden Morgens wieder von dannen ziehen wollte, ja Alles, was nur sein Herz an Wohlleben, Reichthum und Ehre

dieser Welt wünsche, solle er haben. Der fromme und kluge Jüngling hütete sich wohl, auch nur ein einziges Wort dem Berggeiste zu entdecken oder zu entgegnen, indem er sich erinnerte:

Reichst dem Satan Du ein Haar,
Hat er dich bald ganz und gar.

Es schien ihm sogar, als wenn der Versucher ihn mit den nämlichen drei Erdengütern, wie einst der Satan den Heiland in der Wüste, auf der Zinne des Tempels und auf dem Berge angehen wollte, um ihn zum Falle zu bringen, nämlich mit dem Weltgenusse, mit der Ehre und dem Reichthume. Er erinnerte sich an all die schönen Lehren, die er je aus dem Worte Gottes und von den Dienern der Kirche vernommen, empfahl sich dem Schutze des heil. Bischofs Martinus und nahm seinen geweihten Rosenkranz hervor, um ihn zu beten. Auf dieß entfloh der böse Geist.

Kaum war der Morgen angebrochen, so machte er sich auf, die Kirche aufzusuchen, um sich dort durch Beichte, Communion und das heilige Meßopfer zur Ausführung seines Werkes zu stärken. Auf dem Wege dahin traf er mit einem ehrwürdigen Greise, der eben auch die Kirche aufsuchte, zusammen. Als dieser des Jünglings Absicht erfuhr, sprach er: „Möchten doch alle jungen Männer so frommen Sinnes sein, wie du, mein Sohn! aber es gibt unter ihnen gar gottlose Gesellen. So kamen gestern Morgens ihrer Zwei hier durch; ihrer Kleidung nach glichen sie dir, aber nicht an Tugend und an Sitten; denn statt mitleidig der harten Prüfung, die Gott über uns verhängt, eingedenk zu sein, spotteten sie unserer großen Noth, trieben allerlei Kurzweil mit den Bewohnern dieser Stadt und tranken und würfelten gar lange in der Schenke mit liederlichen Gesellen.“ Der Egerer errieth alsogleich, daß das keine Anderen, als die bösen Buben, der Pilsner und der Ellbogner gewesen, die ihn geblendet, beraubt und mit seinen Schätzen gepraßt hatten.

Nachdem er seine Andacht in der Kirche verrichtet und sich hinlänglich zu seinem Werke gestärkt hatte, machte er den Aeltesten der Stadt, die auf dem Rathhause sich versammelten, sein Vorhaben bekannt; diese bezeigten ihm aber ein großes Mißtrauen, schauten ihn gar bedenklich an, und als sie ihn an der Kleidung für einen Kameraden der bösen zwei Buben, die es gestern gar so arg getrieben, erkannt hatten, wollten sie ihn aus der Stadt jagen, wie sie es jenen auch gethan hatten. Er stellte ihnen zwar vor, wie er eine Wasserquelle unter der St. Martinus-Statue entdecken und sie von ihrer Noth befreien werde, aber es half Alles nichts, so sehr waren sie durch den Berggeist aufgehetzt und gegen ihren eigenen Vortheil verblendet! Sie faßten sogar einstimmig den Beschluß, ihn aus der Stadt zu stäupen.

Als der arme Jüngling unter Knitteln und viel Volkes daher gestäupt wurde, kam der Zug auch vor der Herberge vorbei, in welcher er übernachtet hatte, da trat der Wirth heraus und sprach: „Volk und Männer, insonder-

heitlich aber Ihr Aeltesten der Stadt, haltet ein und thut nicht solches Werk, sonst bereiten wir uns Allen den Untergang, denn Ihr wißt noch nicht, wer dieser junge Mann ist, und ich habe euch ein großes Geheimniß zu entdecken."

Der volkreiche Zug hielt stille, und Alles war sehr gespannt, was der Wirth noch vorbringen werde. Der Jüngling aber faßte wieder Hoffnung, daß seine Unschuld und gute Absicht an das Tageslicht gezogen werde. Der Wirth hob wieder zu sprechen an und ließ sich also vernehmen: „Wenn Ihr diesen Menschen lebendig aus der Stadt laßt, so geht sie sammt uns Allen durch Feuer und Schwefel zu Grunde, denn wißt, er ist ein Zauberer und steht mit einem bösen Geiste in Verbindung, der größer als ein Riese ist, und glühende Augen hat, so groß wie unser Thurmknopf. Das kann ich beschwören, mein Weib, mein Sohn und mein Knecht, denn wir Alle sahen heute um Mitternacht durch die Thürklumse seiner Schlafkammer, wie er mit ihm berathschlagte. Ein Höllenlärm weckte uns Alle auf, und als wir dahin eilten, Alles sahen und hörten, was er mit dem Geiste verhandelte, glaubten wir vor Schrecken sterben zu müssen."

Der ganze Volkshaufe schaute auf den Jüngling mit Entsetzen und erschrecklichem Grimme, und wenn sie sich vor ihm nicht gefürchtet hätten, so wären sie Alle über ihn hergefallen und hätten ihn in Stücke zerrissen, aber so fürchteten sie ihn als einen Zauberer und berathschlagten, wie sie ihn aus der Welt schaffen sollten, ohne daß er ihnen noch zu guter Letzt Schaden zufügen könnte. Seinen Tod beschlossen aber Alle.

Da sagte Einer aus dem Haufen: „Rufet den Priester her, daß er ihm mit heiligen Gebeten, oder wie er es schon wissen wird, den Zauber nehme, und dann erst werden wir ihn wie eine Hexe verbrennen." Dieser Rath gefiel Allen. Der Jüngling, der Alles dieses sah und hörte, wie sein Tod beschlossen worden, war sehr traurig, dankte aber Gott, daß er noch zu guter Letzt das heilige Abendmahl voraus empfangen hatte, und fing an, still zu beten. Er nahm seinen geweihten Rosenkranz hervor und betete recht andächtig, meinte auch, der Priester werde ihn retten können.

Als die Leute den Rosenkranz sahen und wie er ein rundes Ave Maria nach dem andern fallen ließ, vermeinten sie, er spreche Zauberformeln, denn der Rosenkranz, den eben erst um die Zeit der Kreuzzüge der heilige Dominikus aufbrachte, war nur zuerst in Italien und in der Gegend bekannt, wo die Albigenser hausten, nicht aber in dieser fernen Stadt. Darum fürchteten sie sich noch mehr vor ihm, getrauten sich also nicht, aus großer Furcht, Schaden davon zu haben, ihm solchen wegzunehmen. Zugleich donnerte und blitzte es, so lange er betete, was der Berggeist aus Bosheit so anstiftete.

Unterdessen war der Priester herangekommen, und es war derselbe, der ihm kurz vorher die Beichte abgenommen und das heilige Abendmahl gereicht hatte. Darob schöpfte der fromme Jüngling wieder Hoffnung. Als

der Priester diesen Jüngling gesehen und vernommen hatte, was mit ihm geschehen solle, war er über die Maßen traurig; denn er wußte aus der Beichte zwar Alles, aber er durfte das Beichtsiegel nicht brechen und weder Gutes noch Böses von ihm aussagen. Darum sprach er bloß so im Allgemeinen: „Ihr Männer und Frauen, insonderheitlich ihr Aeltesten der Stadt, hört mich an und beherziget es wohl: dieser Jüngling ist in unsere Stadt aus keiner andern Absicht gekommen, als von der Wassernoth uns zu retten. Bedenket doch, daß dieses kein böser Mensch, kein Zauberer thut, für den ihr ihn haltet. Dieser Jüngling hat sich sehr sittsam bewiesen, Niemanden noch ein Leids angethan, nicht gepraßt und gewürfelt, wie die zwei Gesellen von Gestern. Daß er das nämliche Kleid an hat, kommt daher, weil er ein Kreuzfahrer ist, die sich Alle der Art kleiden."

Dieses und noch vieles Andere redete der fromme Priester, jedoch vergebens, denn nach ihm trat der boshafte Wirth sammt seinem Weibe, dem Sohne und Knechte wieder auf, die durch ihre Anschuldigungen ihn wiederholt zu verleumden und mit großen Betheurungen ihren Vorschlag und Vorsatz zu erhärten suchten; worauf die Muthigsten über den Jüngling herfielen, obgleich der Priester die vermeinte Kraft zum Schaden von ihm wegzusegnen standhaft verweigert hatte, ihn banden und vor einen Scheiterhaufen, den sie errichteten, stellten, um ihn zu verbrennen.

Das Alles ertrug der Jüngling mit wunderbarer Standhaftigkeit und festem Vertrauen auf Gott, daß er ihn retten würde. Wie damals, als er geblendet unter dem Baume gebetet hatte, vernahm er wieder die innerliche Stimme:

„Ja Maria hilft dir Armen,
Schenket dir Ihr mild Erbarmen,
Löset dich von Todes Banden,
Macht noch deinen Feind zu Schanden.

Es mußte wieder sein Schutzengel gewesen sein, von dem in der heil. Schrift geschrieben steht: „Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, daß sie dich auf allen deinen Wegen bewahren." Schon wollten die Leute den Scheiterhaufen anzünden, als ein ehrwürdiger Greis auf dem Wege zur Kirche daher kam und schon von Weitem schrie: „Haltet ein, Rasende, die ihr weder auf eure Vernunft, noch auf eueren Priester mehr achtet, sondern nur eurer blinden Leidenschaft folgt!" Hierauf hielt er ihnen eine so ergreifende Strafpredigt, daß Alle vor den Gerichten Gottes, die er ihnen vorhielt, zitterten. Der ehrwürdige Greis schloß seine Rede mit den Worten: „Laßt ihn sein Werk vollziehen und uns das Brünnlein zeigen; wenn das geschehen ist, was Ihr bald mit eigenen Augen sehen werdet, so leget den auf den Scheiterhaufen, der es verdient." Es war derselbe Greis, der des Morgens mit dem Jüngling in die Kirche gegangen und der alldort sah, wie er das heil.

Abendmahl empfangen hat. Der Jüngling wurde seiner Bande erledigt und zu der St. Martinus-Statue begleitet, wo Jung und Alt zu graben anfing. Es dauerte gar nicht lange, so quoll das frischeste Wasser hervor. Alles erstaunte und erhob sich in Lobessprüchen und Ehrenbezeugungen an den Jüngling, den sie jetzt eben so hoch erhoben, als sie ihn noch wenige Minuten zuvor erniedrigt hatten. So ist schon einmal das Volk, welches kein Maß und Ziel in Lob und Tadel hält. — Die frohe Kunde verbreitete sich bald durch die ganze Stadt, und Alles drängte sich auf den Platz, um den hülfreichen Wundersmann zu sehen, den sie jetzt für nichts Geringeres, als für einen Engel Gottes hielten, den der Himmel zu ihrer Rettung gesandt. Freude und Hoffnung belebte auch die Kranken und Schwachen, und die, welche noch Tags zuvor kaum auf Krücken einherwanken konnten, wurden jetzt mit neuer Kraft erfüllt, so daß sie sich ohne Stütze auf den Markt begeben konnten.

Die Aeltesten boten dem Jünglinge große Schätze an, die sie darzubringen versprachen, sobald sie nur die Verläumder sammt seiner sauberen Sippschaft abgestraft hätten. Den verläumderischen Wirth, sein Weib, seinen Sohn sammt seinem Knecht banden sie nämlich in ihrer Wuth ohne Verzug auf den Scheiterhaufen, um sie zu verbrennen, so sehr waren sie über die Verläumder ergrimmt. Schon wollten sie denselben anzünden, als der edle Jüngling sprach: „Ihr habt mir einen großen Lohn versprochen, den ich jetzt von Euch fordere. Haltet ein und hört mich an; er besteht darin, daß Ihr diese Armen losbindet und sie frei lasset, das soll mein einziger Lohn sein." So kamen die Verläumder mit der Todesangst davon. Hierauf ging er vor die Stadt hinaus und setzte seine Reise weiter, indem er auf dem Wege sein Brod erbettelte, denn er hatte keinen Heller von den Stadtbewohnern angenommen.

So kam er endlich in das Schloß des Landgrafen, welches er in gar großer Trauer antraf, wie er sich nach der Erzählung der Hexe solche leicht vorstellen konnte. Alles ging in tiefer Bestürzung umher, und wenn gleich einige gefühllose Gemüther an dem allgemeinen Schmerze keinen wahrhaften Antheil nahmen, so durften sie sich solches doch nicht merken lassen, weil sonst der Tadel aller Gutgesinnten, welche die junge Gräfin ihrer vielen Almosen wegen verehrten, sie getroffen haben würde. Der fromme Jüngling ließ sich beim Landgrafen melden, dessen kummervolles Antlitz sich erheiterte; denn obgleich er schon oft in seinen frohen Hoffnungen getäuscht worden, so konnte er sich gleichwohl nicht enthalten, jedes Mal eine neue zu fassen, daß ihm sein geliebtes Kind wieder geschenkt werden möge. Er ließ den Jüngling zu sich rufen und verkündigte ihm nochmals, welchen Lohn er auf die Heilung seiner Tochter gesetzt habe, sodann begleitete er ihn selbst in das Gemach derselben.

Obgleich das Antlitz der Gräfin ganz mit einem schuppigen Aussatze bedeckt war, so erkannte er doch ihre große Schönheit und pries sich glücklich, daß er durch sein Unglück nun zu so großem Glücke gelangen sollte. Auch Johanna, so hieß die junge Gräfin, däuchte es, als dürfe es sie nicht gereuen, einen solchen Mann zur Ehe zu erhalten; so tröstlich kam ihr sein frommes und schönes Antlitz vor.

Nachdem er mit ihr einige Zeit gesprochen hatte, bat er den Landgrafen, mit ihr allein sein zu dürfen. Das wurde ihm auch gestattet. Hierauf ermahnte er sie zur Beichte und Communion, und erklärte ihr, daß daran die Heilung des Aussatzes geknüpft sei; dann gab er ihr eine scharfe Vermahnung, daß sie eine schwere Sünde in der Beichte verschwiegen und doch darauf das heilige Abendmahl empfangen habe. Und wie ihre Krankheit nur eine Strafe Gottes, ihre Seele aber eben so übel daran sei, als der Leib, der nur das sichtbare Sinnbild der kranken Seele wäre. Darüber verwunderte und schämte sich die Gräfin sehr, da sie wahrnahm, wie der Jüngling ihr Inneres so genau kenne.

Hierauf ging er fort mit dem Versprechen, bald mit einem Priester wieder zu erscheinen. Er suchte auch gleich den Schloßkaplan auf, bat ihn, seine Beichte zu hören und ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Hierauf vertraute er ihm den sonderbaren Fall mit der Gräfin und was er von der Hexe vernommen, ihn ersuchend, sogleich an das Werk zu schreiten, wozu dieser auch bereit war. Der Jüngling nahm eine große brennende Wachsfackel, trat ehrerbietig voran, und so vor den Hochaltar hin. Das that er wegen der heiligen Hostie und ihres Verlustes. Als sie dort angekommen waren, leuchtete er an die von der Hexe bezeichnete Stelle hin und richtig, eine großmächtige und eben so abscheuliche Kröte saß vor ihrer Höhle, die heilige Hostie im Maule. Der Priester bannte sie mit einem heiligen Gebete zum Stillhalten, und sie konnte sich nicht vom Flecke mehr rühren. Da nahm er ganz bequem und ehrerbietig die heilige Hostie weg und gab sie in ein geweihtes Gefäß. Die Kröte fiel alsobald todt zusammen, und es währte nicht lange, so war von ihr nur noch ein Häuflein Staub, so schwarz wie zerriebene Kohle, übrig.

Nun gingen Beide zur Kranken. Als der Graf sah, daß sein Kaplan mit dem Sanctissimum und der Jüngling mit der brennenden Wachsfackel voran kamen, erschrack er gar sehr und mit ihm das ganze Gesinde, denn alle vermeinten, die Kranke müsse schon sterben und sie würde dazu mit der letzten Wegzehrung vorbereitet. Während der Kaplan der Gräfin Beichte hörte, tröstete der Jüngling den Vater und betheuerte, man möge ihm das Haupt abschlagen, wenn seine Tochter Johanna binnen vier und zwanzig Stunden nicht genesen wäre. Kaum hatte der Priester ihr die verlorene Hostie gereicht, und sie dieselbe genossen, so ergoß sich neues Leben in ihre

Adern; die Schmerzen ließen allmählig nach, die Schuppen des Aussatzes fielen ab, und ehe einige Stunden vergangen waren, konnte sie aus dem Bette steigen, ja am folgenden Morgen brachte Johanna, ganz genesen und schöner als je, im holden Liebreize strahlend, ihrem Vater den Morgengruß. Der Jüngling eilte in die Kapelle, um Gott auf den Knieen zu danken. Unmöglich ist es, die Freude des Grafen und aller Schloßbewohner zu beschreiben, und es fehlte nicht viel, so hätte jener die Regierung seines Landes dem Jüngling gleich bei seinen Lebzeiten schon abgetreten.

Die Prinzessin sprach sehr wenig, aber desto beredter waren ihre Blicke, und als der Jüngling ihr ehrfurchtsvoll nahte und ihr sagte, es sei ferne von ihm, auf den Preis der Ehre zu dringen, den ihr Vater auf ihre Heilung gesetzt, wenn ihr Herz entgegen wäre, und er sei schon belohnt, sie glücklich gemacht zu haben; da erröthete sie und reichte ihm mit holdseliger Verschämung die schöne Lilienhand mit der Versicherung: „Er oder sonst Keiner!" Die Ehe wurde geschlossen, und es dauerten die Feste der Vermählung und Krönung zur Mitregentschaft mehrere Wochen.

Als die Festlichkeiten vorüber waren, da baten die Räthe des Fürsten den neuen Mitregenten um sein Urtheil in einer gar verwickelten Sache, die sie zu entscheiden sich nicht getrauten. „Gar groß ist Deine Weisheit, o Regent!" begann der Eine, „welche Du durch die Heilung Deiner erlauchten Gemahlin und unserer geliebten Landesmutter bewiesen hast, deßhalb geruhe uns ein geneigtes Gehör zu schenken und zu vernehmen, welche Frevelthat wir Deiner Klugheit vorlegen, daß Du ihre Strafe darauf bestimmest. Kurze Zeit, ehe Du angekommen, erschien ein junger Mann, der sich für einen Arzt ausgab, und die Genesung der jungen Gräfin zu bewerkstelligen versprach. Allein es war dieß keineswegs sein Gewerbe, noch Vorsatz; vielmehr war es seine böse Absicht, die reichen Kleinodien derselben zu entwenden, über welchem frevelhaften Beginnen ihn die Kammerfrau überraschte und ihn den Händen der Gerechtigkeit überlieferte. In's Gefängniß gebracht und wohl einsehend, er könne dem Tode nicht mehr entfliehen, gestand er sein arges Vornehmen und zugleich, wie er schon früher einen seiner Kriegskameraden mit einem zweiten bösen Buben seiner Kleinodien beraubt und ihm mit einem glühenden Eisen die Augen geblendet habe; doch, fügte er hinzu, sei er durch seinen Genossen in einem Walde wieder bestohlen, und, weil ganz arm, dadurch zu dem Vorhaben bewogen worden, sich hier durch die Kleinodien der Gräfin auf einmal wieder zu bereichern. Durch unsere genauen Nachforschungen ist nun auch jener zweite Bösewicht in unsere Hände gefallen, und wir bitten, o weiser Mitregent, hierin um Dein Strafurtheil."

Der junge Landgraf befahl, die beiden Verbrecher vorzuführen, welche ein großes Entsetzen befiel, als sie in ihrem Richter und Landsherrn den erkannten, den sie des Augenlichtes sammt seiner Schätze im Walde beraubt

und dann verlassen hatten. Schon längst vermeinten sie ihn unter den Todten. Sie sahen sich schon im Geiste als Opfer seiner Rache und ihrer Schurkerei auf dem Galgen.

Der Landgraf erzählte seinen Räthen, wie er es selbst gewesen, den diese Gottlosen so grausam mißhandelt hatten, und wie er durch Hülfe Gottes und die Fürbitte Mariens zu einem so großen Glücke gelangt sei, denn, schloß er, es hat sich an mir bewahrheitet: „Denen, die Gott lieben, gereichen gerne alle Dinge zum Besten.“ Als er so gesprochen, fragte er seine ehemaligen Kameraden, ob sie wohl erkännten, daß sie den Tod verdient hätten? Die bösen Gesellen, die nunmehr wohl deutlich einsahen, daß die göttliche Gerechtigkeit nur den Frommen erhöht, den Bösen aber aus dem tiefsten Dunkel hervorzieht, um ihn zu bestrafen, konnten dieses nicht läugnen. Hierauf vergab ihnen der Landgraf, schenkte ihnen noch so viel, daß sie ein ehrliches Leben anfangen und ihre Frevel abbüßen konnten; er erlebte auch die Freude, daß sie durch einen so augenscheinlichen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung bekehrt in sich gingen, und einen bußfertigen, tugendhaften Lebenswandel führten.

So weit hat es der Egerer durch seine Frömmigkeit gebracht. Der junge Landgraf und seine schöne Gemahlin Johanna regierten viele Jahre in Ruhe und Frieden, brachten tausendfältigen Segen über Land und Leute, waren von eben so schönen und frommen Kindern umgeben, als sie es selbst waren, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heut zu Tage noch. *)

Erinnerung an die Kindheit.

Von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Lieg' ich hingestreckt im Grünen,
Rings umnickt von Palm und Kraut,
Scheint mir Alles doppelt lieblich,
Was mein Blick vom Schöpfer schaut'.

Doppelt herrlich all' die Räume,
Sterne, Berge, Dorf und Hain,
Und der Himmel und die Bäume,
Wolkenzug und Sonnenschein.

---

*) So schließt jede Docken-Stuben-Geschichte.

Und mir ist sowohl, als säße
Wieder ich als Kind im Grün,
Unschuldsvoll mit reinem Herzen,
Demuthsfrommem gläub'gen Sinn.

Und ich denk' an Dieß und Jenes,
Was mir fern und was mir nah,
Wie ich viel und manches lernte,
Wahres nur im — Kreuze sah.

Und so denke ich und blicke
Durch die Blumen dufterfüllt,
Sieh, da ist mit einemmale
Das Geheimniß mir enthüllt.

Ja, nun weiß ich, was im Innern
Wahre Freud' hervor mir rief:
„Einfach glauben, hoffen, lieben
In der Kindheit Perspektiv."

Giskar.

Erzählung von der Verfasserin der „Heiligen Buche."

Der Reisende, der jetzt die Küsten von Afrika besucht, findet in der Gegend, wo einst Carthago gestanden, nur mehr wenige, unansehnliche Trümmer, die ihm keine Vorstellung von dem ehemaligen Glanze der alten Handelsstadt zu geben vermögen. Der Fluch der Vernichtung, den einst Roms Eifersucht über die Nebenbuhlerin ausgesprochen, scheint jetzt noch auf der Ebene zu lasten, so einförmig, so todtenstill behnt sie sich am Horizonte hin. Nur da und dort ragt etwas noch niedriges Mauerwerk oder ein dunkler, unscheinbarer Stein aus der Erde empor, um der Nachwelt zu erzählen, wie Carthago jahrelang den römischen Waffen widerstanden, bis es endlich mit all seinem Reichthume, mit all seinem aufgehäuften Gold, seinen Feinden zur Beute wurde. Und was etwa noch von der Habgier der römischen Soldaten verschont geblieben, das wurde unerbittlich von den Flammen zerstört. Während siebzehn Tagen und siebzehn Nächten wüthete das Feuer in der unglücklichen Stadt und verwandelte sie in einen trostlosen Schutthaufen, unter welchem Tausende und Tausende der Einwohner ihr Grab fanden.

So strafte Rom das kühne Aufstreben seiner Nachbarin! Alles was an Carthago erinnerte, selbst der Name des Volkes sollte vertilgt und ausgelöscht werden. 50,000 Männer, Weiber und Kinder — die traurigen Ueberreste einer Bevölkerung von 700,000 Seelen — wurden aus ihrer Vaterstadt

verwiesen und die Geschichte sagt nicht, wo sie eine neue Heimath gefunden. So scheint denn Rom seine eifersüchtigen Zwecke erreicht zu haben; denn von jenem Zeitpunkte an verschwinden die Carthager von der Weltbühne, wenigstens läßt sie die Geschichte nirgends wieder als selbstständiges Volk auftreten. Da man aber unter den zahlreichen Nomadenstämmen, welche die Wüste durchziehen, Spuren von carthagischem Blute anzutreffen glaubt, so läßt sich annehmen, daß die aus ihrer Heimath vertriebenen Carthager in dem weiten Reich der Wüste sich Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt haben. Auch soll zu den Römerzeiten die Sage gegangen sein, eine carthagische Colonie sei bis tief in's unbekannte Innere der Wüste gedrungen und habe dort eine Stadt gegründet. Die Araber mögen dann die Sage in den Kranz ihrer Mährchen aufgenommen haben; denn die Vorstellung einer verzauberten, von Drachen gehüteten Stadt in Mitte der Wüste kehrt hin und wieder in ihren Dichtungen zurück. Selbst im Munde der Wüstennomaden soll eine Traditon fortgelebt haben, die mit der Sage übereinstimmte, ja die noch um einen Schritt weiter ging und sogar auf eine christliche Gemeinde hindeutete.

Doch wir wollen der Erzählung nicht vorgreifen.

Carthago war gefallen, die Flammen schlugen über seinem stolzen Haupte zusammen, während seine Kinder sich aufmachten, in der Fremde eine neue Heimath zu suchen. Ein endlos langer Zug von Menschen, von Wagen und Gepäcken hatte die Stadt verlassen und wendete sich dem Innern des Landes zu. Die unglücklichen Auswanderer wollten die unwirthsame, undurchdringliche Wüste zwischen ihren Haß, ihre Verzweiflung und Roms unbändige Herrschsucht legen. Als sie aber die libyschen Steppen betraten und die Wüste sie mit all' ihren Schrecknissen umfing, da schauderten die verwöhnten Kinder des reichen einstigen Carthago zusammen. Aus der Mitte der Weiber scholl lautes Klagen und Jammern. Im Vorgefühle des Elendes, das über sie kommen sollte, drückten sie ihre Kinder an sich und wandten ihre sehnsüchtigen Blicke zurück nach den fruchtbaren Küstenstrichen, die sie einst bewohnt; dahin wollten sie wieder ihre Schritte wenden, dahin begehrten sie umzukehren. Die Männer standen unbeweglich und starrten mit Grauen nach der endlos sich aufrollenden Oede. Auch sie bebten zurück und wurden zaghaft. Der Heldenmuth, die Begeisterung, mit welcher sie kurze Zeit vorher ihr Leben in tausend Kämpfen und Gefahren bloß gestellt, verließ sie hier im Angesicht der Wüste, wo der Tod langsam, aber sicher an alles Lebende heranzuschleichen scheint, wo jeder Strauch, den etwa eine kurze Regenzeit der Erde entlockt hatte, gleich wieder so zu sagen versteinert, mit einer fahlen Sandkruste überzogen dastand, wo jede Spur einer Vegetation, vom Gifthauch der Wüste berührt, in Staub zerfiel, wo das ermüdete Auge nichts als Sand und Sand und wieder Sand erschauen konnte, wo sich über die endlose, todesstarre Wüste ein tiefblauer, verschlossener Himmelsbogen ausspannte, von welchem die

Sonne ihre Glutstrahlen in senkrechter Richtung herabsandte. Wie ein Meer ohne Wasser lag die Wüste vor den Augen der Auswanderer, und sie schauderten vor dem Gedanken zurück, seine Geheimnisse zu erforschen; aber hinter ihnen richtete sich das Schreckbild der Sclaverei riesengroß in die Höhe, ihnen jede Rückkehr verwehrend. Nein, lieber wollten sie sich in dieser Einsamkeit dem Tode preisgeben, als ihren Siegern wieder in die Hände fallen. So wurde denn der eingeschlagene Weg fortgesetzt.

Einige zehn Tagreisen verfolgten die Auswanderer die bekannten Karavanenstraßen, die seit Jahrtausenden den Kaufmann von Oase zu Oase führen; dann aber verließen sie dieselben, um tief im Innern der Wüste einen Landstrich aufzusuchen, wohin noch kein menschlicher Fuß gekommen und wo sie auch sicher vor Verfolgung wären. Die Oede um sie her wurde immer unheimlicher; die Sonne stieg auf und sank wieder hinab, ohne daß ein einziges lebendes Wesen sich gezeigt hätte. Selbst die Nächte blieben lautlos; denn die Thiere der Wüste wagten sich nicht so weit von den Küstenstrichen hinweg; nur etwa ein Strauß oder eine verfolgte Antilope eilte schnellfüßig über den brennenden Sand hin. Das wenige Wasser, auf welches die Auswanderer stießen, bestand meistens aus ungenießbaren Salzquellen oder eckelhaftem Sumpfwasser. Oft aber belebte sich gegen Abend die unendliche Oede durch jene räthselhaften, geheimnißvollen Wasserspiegelungen, die Fata Morgana der Wüste genannt. An der äußersten Linie des Gesichtskreises erschien ein weites Meer, dessen blaue Wogen wie zum freundlichen Gruße dem Ufer zu wallten. Da rang sich wohl aus jeder Brust ein Hoffnungsschrei; noch einmal rafften sich die Verschmachtenden aus ihrem Elende auf, neue Kraft in ihrem Glauben an Erlösung schöpfend. Aber die Sonne neigte sich wieder langsam der Erde zu; die letzten Strahlen erloschen und die lockende Erscheinung zerfloß in Luft. Am andern Morgen kehrte dann die Sonne zurück und beschien nur mehr die einförmige Unendlichkeit.

Welche Scenen des Elendes, der Verzweiflung hat da wohl die Wüste mitangeschaut! Welcher Heldenmuth, welche Hingebung ist vielleicht in dieser Einsamkeit an's Licht getreten! Wie groß oder wie klein und erbärmlich mögen sich da die Charaktere gezeigt haben; denn in so außerordentlichen, schrecklichen Momenten kann der Mensch die ruhige Mittelstraße nicht beibehalten. Entweder besiegt er die Leidenschaften der menschlichen Natur und erhebt sich zur reinsten Höhe des Heroismus, oder er wird von den Leidenschaften überwältigt und zum Sklaven gemacht. Von diesem Augenblicke an ist ihm nichts mehr heilig; sein ganzes Streben geht dahin, dem Leben die letzten Genüsse, dem Tode einige Stunden abzuringen. Um welchen Preis er dieses Ziel erreicht, ist ihm einerlei, wenn er's nur erreicht. Was aber auch die Wüste geschaut — wie Herrliches, wie Entsetzliches — darüber hat sie ein ewiges Schweigen gebreitet. Sie streut Sand über das Ver-

gangene, verweht die Spuren menschlicher Fußtritte, menschlichen Daseins und ist nach Jahrtausenden die gleiche wie da, wo der erste Reisende sie betrat.

Unsere unglücklichen Auswanderer hatten schon viele Wochen hindurch mit den Schrecken und Gefahren dieser Gegenden gekämpft, Tausende und Tausende waren verschmachtend in den Sand niedergesunken, um nicht wieder aufzustehen, und noch immer wollte die heißersehnte Rettungsstunde nicht schlagen. Endlich aber, als wieder einmal nach einer kalten, unerquicklichen Nacht die Sonne über die niedrigen Hügel, die den Horizont begrenzten, heraufschwebte, zeichneten sich einige schwarze Punkte in den Himmel ein. Sie wurden immer größer und größer, und endlich flatterte ein kleiner Zug von Raben und Krähen über den Häuptern der zusammengeschmolzenen Schaar hinweg. Ein endloser Jubelruf begrüßte die Boten der Oase. — „Land! Land!“ — scholl's im weiten Ozean der Wüste. Bald nachher tauchten auch wirklich die dunklen Umrisse eines Olivenwaldes aus dem gelben Sande empor. Wenn aber der Leser sich eine Oase mit silberklaren Quellen, umgeben von dem üppigen Reichthum einer Tropenvegetation vorstellt, so hat seine Phantasie freilich das Bild einer gewöhnlichen Wüstenoase weit überboten. Für jene, welche fruchtbare, unter dem heißen Erdgürtel gelegene Gegenden gesehen haben, ist auch die gepriesenste Oase dürr und versengt. Nach den tausendfältigen Mühsalen aber, welche unsere Auswanderer auf ihrer Reise ausgestanden, erschien ihnen der grünende Fleck Land wie ein Paradies, wo ihnen, wie sie hofften, eine neue Glückseligkeit aufgehen sollte.

Mit Mühe und Anstrengung bauten sie sich nun hier ihre neue Heimath. Mangel und Elend droheten noch während langer Zeit von allen Seiten, und das Gute kam nur sehr langsam; aber der rastlose, gewerbsthätige Geist der Carthager machte sich auch hier wieder geltend und überwand nach und nach die tausendfältigen Schwierigkeiten, die sich der Ansiedlung der jungen Colonie entgegen setzten. Die elenden Hütten verbesserten und vermehrten sich dann im Laufe der Jahre und wuchsen endlich zu einer Stadt heran. Der fruchtbarere Theil der Oase wurde fleißig angebaut, und mancher dürre Landstrich durch künstliche Wasserleitungen und angestrengte Mühe der Wüste abgewonnen und urbar gemacht. Die Wüste selbst mußte den carthagischen Abkömmlingen ihren Tribut abliefern, damit der Handel die abgeschiedene Oase wieder mit den bewohnten Ländern verbinde. Der Weg durch die Wüste zurück zu den übrigen Menschen war bald wieder aufgefunden worden, und die Colonisten führten Gold, Elfenbein, Straußenfedern und Wüstensalz in die angrenzenden Länder, um sie da gegen andere Erzeugnisse einzutauschen. Nach und nach wagten sie sich bis mitten unter ihre ehemaligen Feinde, die Römer, zurück, handelten da und schacherten mit Allem, was irgend einen Gewinn verhieß, und kehrten dann mit ihrem mühselig

erworbenen Golde wieder in ihre verborgene Heimath zurück. Und die Menschen draußen hatten sich nicht weiter um sie bekümmert. Niemand fragte, woher sie kämen oder wohin sie gingen und auch nicht, wer sie seien. Bei den Römern galten sie meistens für numidische Kaufleute und wurden geduldet.

So war denn die abgelegene Wüstenstadt mit den Küstenländern wieder in Verbindung getreten, und der angeerbte Unternehmungs-Geist der carthagischen Abkömmlinge eröffnete stets neue Hülfsquellen; der Wohlstand wuchs, und Jahr um Jahr kamen und gingen Karavanen, welche die Stadt mit allem Nöthigen versorgten. Eine solche Karavane finden wir in der Wüste beinahe zweihundert Jahre nach der Ansiedlung der carthagischen Colonie. Zahlreiche Kameele waren mit den reichen, bunten Stoffen und den vielfältigen, im Auslande gearbeiteten Geräthschaften und Schmucksachen beladen; auf anderen saßen Reiter, welche die gewöhnliche Kleidung der wandernden Wüstenstämme trugen.

Sie hatten sich an einem weniger besuchten Ruheplatz am Saum der Wüste gesammelt und zogen von dort aus fröhlich und wohlgemuth der Heimath zu. Bis jetzt war ihre Reise sehr glücklich gewesen; in zwei Tagen schon konnten sie am Ziele sein, und welcher Inbegriff von Hoffnung und Freude lag nicht in diesem einen Gedanken! Viele beschäftigten sich mit der Berechnung des Gewinnes, den ihnen der Verkauf ihrer mitgebrachten Waaren zuwenden würde; Andere gedachten des Jubels der Ihrigen bei ihrer Rückkehr und der Freude über den glücklich erworbenen Reichthum; wieder Andere, die von ihrer Reise weniger materiellen Vortheil gezogen, oder die überhaupt weniger an diesen Gütern hingen, waren froh, das stille Bild der Wüste wieder um sich zu haben. Draußen war es ihnen oft zu eng geworden; aber hier umgab sie die Unendlichkeit. Die Erde lag wie eine unermeßliche, runde Ebene um sie, und die röthliche Farbe, welche der Himmel rings am Gesichtskreise vom aufgewehten Sande angenommen, ließ kaum ahnen, wo die Erde sich vom Himmel abschnitt. Und sie freuten sich dessen, ließen Aug' und Geist in schrankenloser Freiheit über die Weite schweifen, und es ward ihnen wohl dabei; denn sie waren Kinder der Wüste und jede Heimath hat eben einen mächtigen, eigenthümlichen Reiz, der sich mit den ersten Kindererinnerungen in das Menschenherz hinein schlingt.

In einiger Entfernung vor der Karavane her ritt die Vorhut, eine Gruppe wohlbewaffneter Reiter, die stets mit wachsamen Auge die Gegend überblickten, um gleich beim Herannahen einer Gefahr das verabredete Allarmzeichen zu geben. Sie ritten in zwei geschlossenen Reihen stumm und ernst neben einander her; nur einer der Reiter, ein Jüngling in der ersten Blüthe der Jahre, hatte sein Kameel noch weiter vorwärts getrieben und bildete so gleichsam einen zweiten Vorposten. Er war schlank und hoch gewachsen von Gestalt

und zeigte in jeder seiner Bewegung eine Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, die beinahe an Anmuth grenzte; auch sein Gesicht, dessen Umrisse so fein und edel aus der weißen Kopfumhüllung hervorsahen, mochte wohl zu jeder andern Zeit die vollendetste Anmuth besitzen, aber heute lag der Schatten des Schmerzes so schwer und verdunkelnd auf diesen Zügen, daß sie nur die unverwüstliche Schönheit der Linien, nicht aber den sonst gewöhnlichen Ausdruck eines freundlichen, glücklichen Gemüthes beibehalten hatten. Im Uebrigen zeigte das Aeußere des Jünglings nichts Besonderes, das ihn vor den andern Reitern ausgezeichnet hätte. Sein blau und weiß gestreifter Mantel und sein blaues Unterkleid schienen eher noch aus gröberem Stoffe gewirkt als die Kleidung seiner Begleiter, auch seine Waffen, zwar von guter Arbeit, waren ohne alle Verzierung, ohne allen Schmuck. Und doch schienen die hinter ihm Reitenden etwas wie Achtung für ihn zu hegen; oder vielleicht war's auch nur flüchtige Bewunderung für die zierliche Leichtigkeit, mit welcher er sein Kameel da und dorthin lenkte, was sie veranlaßt hatte, sein Heraustreten aus der Reihe ohne weitere Bemerkung zu dulden; nur ein alter Mann machte ein mürrisches Gesicht dazu, aber auch dieser hatte nicht gesucht, ihn aufzuhalten.

In schnellem Laufe war der Jüngling fortgeritten; denn er fühlte sich bedrücket von der Nähe der Menschen, fühlte das Bedürfniß, allein zu sein mit seinem Schmerze, den ja doch Niemand so recht verstehen könne, wie er sich beredete. Er blickte um sich. Die Wüste lag um ihn still und einsam wie immer. „Auch die Wüste versteht mich nicht!" — sagte sich Giskar mit einem Gefühle von Bitterkeit, während sein Kameel, als ahne es doch irgend etwas von der traurigen Stimmung seines Herrn, ihn mit langsamen Schritten weiter trug. — „Alles, Alles ist sich gleich geblieben, nur ich kehre verändert, kehre traurig zurück. Theilnahmlos dehnt sich die Wüste in ihrer Unendlichkeit, als ob nichts vorgefallen wäre, als ob Er auch heute wieder an der Spitze der Karavane herritte, Er, der niemals fehlte, der während sechzig Jahren diese Steppen durchwanderte und sich so glücklich fühlte in dem einsamen Reich der Wüste!" — Giskar seufzte; ach! und er selbst, wie glücklich war er gewesen an der Seite dieses Mannes, der während zwölf Jahren Vaterstelle an ihm vertreten!

Als Giskars Mutter, eine geborene Jüdin, sich dem Tod nahe gefühlt, hatte sie den damals siebenjährigen Knaben dem Bruder ihres Gatten übergeben, und Amun war von der Stunde an Giskars einziger Freund und Beschützer geworden. Der stille, in sich verschlossene Mann schien bald sein ganzes Herz an den Knaben gehängt zu haben. Tag und Nacht hütete er ihn, ihn überall mit sich führend auf allen seinen Wanderungen durch die Wüste und durch die angrenzenden Länder, wo er Handel trieb. Wie oft hatte er da Mühe und Entbehrung allein auf sich genommen, um dem heranwachsenden Knaben das Leben leicht zu machen! Mit welcher Treue, mit

welcher gewissenhaften Sorgfalt hatte er seine ganze Entwicklung überwacht und geleitet! Aber auf seiner letzten Reise durch Egypten ergriff ihn plötzlich die Pest und raffte ihn aus der Mitte seiner edlen Bestrebungen hinweg.

Giskars Herz zuckte noch unter dem Schlage, der ihn so unerwartet, so furchtbar überrascht hatte; sein ganzes Denken und Fühlen schien nur von dieser einen Erinnerung festgehalten. Ach! was waren ihm auch alle Menschen neben dem Einen, den er verloren? Wo sollte er je wieder eine Liebe, eine Treue finden, wie jene, die ihm aus Amuns Herzen so reichlich zugeflossen? Selbst die Stunde seines Todes war eine Stunde der Liebe gewesen; denn erst da kam Amuns Sorgfalt in ihrem ganzen Umfange an den Tag; erst da offenbarte er seinem Pflegsohne, wie sehr er für ihn gearbeitet sein ganzes Leben hindurch, wie er in Einsamkeit und Armuth seine Tage hingebracht habe, um ihm einen Reichthum zu hinterlassen, der ihn aus der bescheidenen. Stellung, in welcher er seine erste Jugend hingebracht, herausheben sollte. — „Und du wirst deinen Reichthum benützen, wie es einem Manne gebührt Giskar, du wirst keine Schande über meine Asche bringen!" — hatte Amun vor seinem Sterben zu ihm gesprochen. Es war dieß die einzige Ermahnung, die er seinem Neffen gegeben, und er hatte sie mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes gegeben, der auf Gehorsam zählen darf. Giskar blieb bei dieser letztern Betrachtung stehen. Er fühlte sich gehoben durch das Zutrauen, welches ihm der Mann bewiesen, den er vor allen andern geliebt und geehrt, und die Last seines Schmerzes schien für einen Augenblick von seiner Seele gerückt. Er hob den Kopf mit mehr Muth in die Höhe. Ja, er wollte ihm Ehre machen! Aber wozu leben? Wo ist der Reiz ohne ihn, wo der Zweck des Lebens? flüsterte das Herz, das in seiner jugendlichen Heftigkeit an kein Glück mehr glauben konnte. Schon wollte sich Giskar wieder seinen schmerzlichen Grübeleien hingeben und sich den Strom seiner Gefühle hinabgleiten lassen, er klagte das Geschick an, das so grausam mit ihm verfahren und den Himmel, den weiten, blauen, der lächelnd hernieder sah; da plötzlich eilte eine neue Empfindung durch die beweglichen Züge des Jünglings. Er brachte sein Kameel zum Stehen und sich über den Hals des Thieres hinbeugend, schaute er in die Ferne. Alle Muskeln seines Gesichtes waren gespannt, und das dunkle, brennende Auge blickte wie das eines Adlers unter den feinen Brauen hervor. So späht er einige Sekunden athemlos, unbeweglich, fährt jetzt mit der Hand über die Augen, als bedürften sie eines Momentes Ruhe, um den Gegenstand wieder klarer zu fassen und schaut dann wieder nach der gleichen Richtung, während die Aufregung in seinem Gesichte immer größer wird.

Unterdeß waren die Reiter, welche Giskar in kleiner Entfernung hinter sich zurückgelassen, durch sein plötzliches Haltmachen auf ihn aufmerksam geworden und ritten zu ihm heran. „Was siehst du, Giskar?" — fragte der schon vorhin erwähnte Alte, der jetzt an der Seite des Jünglings anlangte.

Giskar blickte lebhaft auf und mit dem Finger in die Weite deutend, antwortete er: „Die schmale, rothe Wolke dort, die sich über die Fläche wälzt! Es kömmt mir oft vor, als fahre ein seltsames Blinken und Blitzen daraus hervor, wie Waffen, die in der Sonne glänzen. — Jetzt! — Siehst du's wieder?“ — unterbrach er sich plötzlich und deutete mit dem schlanken Finger hinaus. — „Das ist ein räuberischer Stamm der Wüstennomaden, die unsern Weg ausgekundschaftet haben und uns zu überfallen gedenken!“ — setzte Giskar nach kurzer Erwägung hinzu. Der Ton seiner Stimme war so bestimmt und sicher, da er diese Worte sprach, daß der Alte neben ihm blaß wurde und an allen Gliedern zitterte.

Mittlerweile waren die übrigen Reiter auch angekommen und vernahmen die gleiche Mittheilung. Alle bemüheten sich die von Giskar bezeichnete Stelle und das verrätherische Blinken und Blitzen wahrzunehmen, aber vergebens; ihre Augen vermochten nichts Verdächtiges auszuspähen. Da kehrte allmählig auf dem Gesichte des Alten die entwichene Farbe wieder zurück, und mit dem Gefühle der Sicherheit wuchs auch sein Widerwille gegen den Jüngling. „Ich weiß nicht, warum man solche unbärtige, vorlaute Knaben, die überdieß nicht einmal ihr Kameel in den Reihen zu halten vermögen, der Vorhut zugesellt!“ — sagte er und überlief den Jüngling mit einem kalten, höhnischen Blicke. „Zahab, ich glaube meine Pflicht erfüllt zu haben,“ entgegnete Giskar mit Lebhaftigkeit. — „Und wenn du auch die Gefahr nicht siehst mit deinem Auge, ich sehe sie und täusche mich nicht!“ — „Ja, ja wir kennen das! Du willst bessere Augen haben als wir Alle? Das ist ein Ehrgeiz, den du von deinem Oheim geerbt; er war auch so ein voreiliger, zaghafter Unglücksverkündiger!“ — Eine jähe dunkle Gluth übergoß bei diesen Worten das Gesicht des Jünglings, aber er unterdrückte den aufwallenden Zorn und wandte sich ohne Antwort ab. Er fühlte sich bis in's tiefste Innere seines Herzens verletzt, nicht weil man ihn getadelt hatte, sondern weil ein unverdienter, ungerechter Schatten auf das Andenken seines Oheims geworfen worden war.

Obwohl die übrigen Reiter der Vorhut bis jetzt wirklich nichts von der drohenden Gefahr bemerken konnten, so fand doch Zahabs rücksichtslose Rede keine Billigung bei ihnen; denn Amun hatte immer für einen zwar armen, aber rechtlichen Mann gegolten. Indeß wagte Keiner offen gegen Zahab aufzutreten. Der Reichthum behauptete auch schon in jenen Tagen seine Rechte und übte seine Gewalt über die Gemüther aus. So nahm sich denn Niemand der Sache Giskars an; was war er ihnen eigentlich trotz seiner anziehenden Persönlichkeit? Weiter nichts als ein unbedeutender Jüngling, um dessen willen man die Gunst eines Reichen nicht aufs Spiel setzen mochte.

Giskar ahnte wohl nicht so ganz diese Berechnung, aber er sah gleich, daß seine Ansicht unbeachtet blieb. Da er aber doch die feste Ueberzeugung hatte, daß die Gefahr im Anzug sei, so wandte er, ohne ein weiteres Wort

zu verlieren, sein Kameel zurück und eilte zum Anführer der Karavane. Auch hier konnte er sich nicht gleich unbedingten Glauben verschaffen. Furcht und Zweifel stritten sich in den Herzen der Kaufleute. Der Knabe sei zu jung und unerfahren, man brauche nicht auf seine Worte zu achten! sagten die Einen, Andere meinten aber doch, er gelte nicht vergebens für das schärfste Auge des ganzen Stammes, und wenn auch Niemand die verdächtigen Zeichen sehen könne, so beweise das nichts gegen ihn. Auf diese Meinung hin beschloß man, Halt zu machen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen und Kundschafter auszusenden. Diese kehrten bald zurück und bestätigten Giskars Aussage; auch sie glaubten von einem niedrigen Hügel aus die rothe Wolke gesehen zu haben und das Leuchten der Waffen.

Jetzt blieb kein Zweifel mehr übrig, und ein allgemeiner Schrecken faßte die Kaufleute; sie hatten so viele Reichthümer zusammen gehäuft! An Flucht konnte nicht gedacht werden; kein schützender Fels wollte sich zeigen, nicht einmal ein Hügel groß genug, um die Karavane den Augen ihrer Feinde zu entziehen und ihre Flucht zu decken. Um aber in der offenen Ebene vor ihnen zu fliehen, waren die Kameele zu schwer bepackt. Ein Entschluß mußte jedoch gefaßt werden und es mußte gleich geschehen, um von dem Vorsprung, den man vor den Verfolgern voraus hatte, Nutzen zu ziehen. Die Beherztesten riethen, die Feinde mit den Waffen abzuwehren, oder ihnen wenigstens die Beute, nach der sie gelüsteten, so theuer als möglich zu verkaufen. Ihr Vorschlag drang durch, und alsbald wurden Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Der bewaffnete Theil der Mannschaft sammelte sich, wurde gemustert und mit allem Nöthigen versehen.

Während dem stand Giskar neben bei und folgte mit düstern Blicken den Bewegungen seiner Genossen. Zweimal hatte er nach dem breiten Messer in seinem Gürtel gegriffen, und zweimal hatte er es mit einem Seufzer wieder eingesteckt. Auch die Lanze schien seine Aufmerksamkeit nicht fesseln zu können; sie lag so nachläßig in seinem Arme, als ob er ihrer vergessen hätte. Einmal, ja einmal, da wäre es ganz anders gewesen! Da hätte Giskar nicht traurig zugesehen, wie Einer, für welchen das Alles nur ein buntes, schönes Spiel ist, an dem er keinen Theil nehmen darf. Ach, wie oft und wie sehnlich hatte Giskar in frühern Tagen gewünscht, auch nur einziges Mal auf Feinde zu treffen, um an ihnen seinen jugendlichen Muth zu prüfen; aber seine Wünsche waren damals nur in Träumen zur Wirklichkeit geworden. Oft wenn er während der kalten, fröstelnden Nächte mit seinem Oheime draußen lag in der stillen Wüste, und den Kopf an den Hals seines Kameels gelehnt, sich dem süßen Schlummer der Jugend hingab, da sah er wohl im Geiste, wie die Feinde plötzlich hinter einem schwarzen Felsen hervorstürzten, um ihn und seinen Oheim zu überfallen. Aber Giskar raffte sich auf, zog sein blankes Schwert, das noch kein Blut gesehen, stellte sich neben Amun, wehrte von

ihm die tödtlichen Streiche ab, oder empfing sie wohl selbst für ihn, schlug dann die Räuber in die Flucht und kehrte siegreich zurück. Oft aber auch sah er nur mehr die Feinde fliehen, konnte ihnen nicht folgen und konnte auch nicht mehr zurück; denn ein feindlicher Spieß war tief eingedrungen in seine Brust. Todesmüde legte er sich in den weichen Sand nieder, um einsam und verlassen zu sterben. Da aber hörte er ein Rufen: Giskar, Giskar! tönte es über die Steppe; das schnaubende Kameel seines Oheims kniete neben ihm nieder, und Amun beugte sich in Wehmuth und Trauer über seinen blutenden Liebling, streichelte ihm zärtlich die wunde Stirne und klagte über sein hartes Loos. Giskar aber mußte jetzt nicht mehr einsam sterben; er durfte sein müdes Haupt an die Brust des Freundes lehnen, für den er sein Leben geopfert, und ach, wie freudig! Hier ruhte er nun und ihm ward wohl; denn seine Mutter hatte ihm einst gesagt, nach dem Tode beginne ein neues Leben in einer herrlichen Wohnung, wo jedes Gute tausendfach belohnt werde, und schon sah er durch die Pforten der ewigen Wohnung den Lichtstrom ihm entgegen wallen. Er richtete sich dann auf und blickte um sich; es stieg etwa die Sonne langsam über den Rand der blauen Berge empor, die im Osten die Ebene begrenzten, die Ebene selbst aber war still und schweigsam wie immer, und Alles eben nur ein gaukelndes Bild des Traumes gewesen, das diesmal so, ein andermal wieder anders die Sehnsucht des Jünglings nach Kampf und großen Thaten in Erfüllung gehen ließ. Und je öfter er in den stillen Nächten seine Lieblingsidee Form und Gestalt annehmen sah, je mehr wuchs sein Verlangen darnach. Heute, da nun endlich einmal das Heißersehnte zur Wahrheit hätte werden können, da die Gefahr nahete und Giskar sich vom Gewimmel der Anordnungen zum Kampfe umgeben sah, jetzt war Alles schon vorbei, jetzt kam Alles zu spät! Giskar hatte kein Wesen mehr, für das er fürchten, kämpfen und sterben mochte; der Augenblick war längst vorüber! So suchte Giskar in Allem nur wieder Nahrung für seinen Schmerz, er war wieder mitten in den Strom hineingerathen und ließ sich hinabtreiben, wohin die unruhigen Wellen ihn trugen, bis endlich der Alte, der zuerst den Jüngling so schnöde abgewiesen, an seine Seite trat. „Was thust du da, Giskar?“ — fragte er trocken. — „Ich dächte, wer so schnell bereit war, die Gefahr zu erkennen, sollte jetzt nicht müßig dasitzen, als ob die Gefahr nicht wäre, für was er sie ausgab.“ —

„Ich habe euch gewarnt, Zahab, thut jetzt, was ihr wollt; mein Amt ist zu Ende!“ — „Und du willst nicht in die Reihen der Kämpfenden treten?“ — „Nein, ich will nicht, jetzt nicht mehr!“ — „Schäme dich, Giskar, so jung, so schlank und kräftig und nicht kämpfen wollen! Wozu hast du denn das schöne Schwert an deiner Seite?“

„Nicht um deinen Reichthum zu vertheidigen!“ — entgegnete Giskar, und eine schnelle Röthe überzog sein gebräuntes Gesicht. — „Es sollte einmal

dazu dienen, das Leben eines Mannes, den ich geliebt, zu schützen; jetzt ist er todt, und es mag in der Scheide bleiben." Der Alte hatte das unheimliche Auge auf den Jüngling gerichtet, während er diese heftige Antwort gab, und ein Wiederschein der Röthe, die sich auf Giskars Wangen entzündet, zeigte sich auf seinem eigenen Gesichte.

„Du bist kühn, Giskar, aber nur kühn in Worten." — sagte er endlich in seiner eigenthümlich trockenen Weise. — „Du täuschest mich nicht! Du fliehst den Kampf, weil der Muth dir fehlt." — „Zahab!" — rief Giskar und fuhr auf. „So beweise das Gegentheil!" — „Ich kann nicht kämpfen — er ist todt" — wiederholte Giskar mit jener düstern Entschlossenheit, mit welcher ein tieftrauerndes Gemüth jede Aeußerung einer Lebensfreude von sich weist. Zahab schaute ironisch auf den Jüngling. „Du trauerst wie die Weiber, die mit feiger, thatenloser Klage die Luft erfüllen." —

„Höhne nicht, Zahab!" — sagte der Jüngling, und der Grimm seines Innern wurde bis in den verhaltenen Ton seiner Stimme fühlbar. — „Spotte nicht über ihn, den du im Leben so bitter gehaßt, und auch nicht über mich; du könntest da innen etwas wach rufen, das sich immer gegen dich auflehnt, und das nicht sanft und duldsam wäre. — Ich — klagen wie ein Weib? — Zahab, du wenigstens hast nie eine Klage von mir gehört; ich wußte ja schon, daß vor diesen Ohren jede spurlos verhallen müßte; denn dein Herz ist im Golde selbst zum Metall geworden, und deine Treue und Liebe zum Schalle leerer Worte!" —

Der Alte war um einen Schritt zurückgetreten und beobachtete, wie das heiße Blut des Jünglings aufkochte, wie die stürmische Welle der Leidenschaft stieg und fiel, ein Kampf ähnlich dem in der Wüste, wenn die dunkle Wetterwolke über sie hereinhängt und Blitz und Donner durch die Räume fliehen, oder wenn der Samum sich aufmacht, über sie hinwegfegend von Süd nach Nord. Giskar war ein ächtes Kind der Wüste, furchtbar wie sie, aber auch still wie sie, wenn er unangefochten blieb. Der Alte schien eine unheimliche Freude daran zu haben, den Jüngling durch hundert kleine Nadelstiche zu verletzen, er begann daher wieder nach Kurzem mit seiner kalten Ironie: „Amun hat seinen Neffen schlecht erzogen, oder er hat ihm in sich selbst das Alter verächtlich gemacht, sonst dürfte Giskar einem Greise gegenüber keine solche Sprache führen!" —

Abermals zog ein dunkler Purpur über Giskars Gesicht; sein brennendes Auge eilte unstät durch die Weite und heftete sich dann wieder auf den Alten. „Zahab," begann er endlich nach einer langen Pause. „Sieh' mirs nach, wenn ich gesprochen, wie ich nicht hätte sollen. An ihm, an Amun, liegt keine Schuld; du weißt es, Zahab, er war der Beste unter euch, sonst hättest du ihn mit deinem Haß und Neide nicht also sehr verfolgt. Nein, unterbrich mich nicht! Du siehst ja, der Fehler liegt nur an mir; aber was kann

ich dafür, daß du mir vorkömmst wie die Tigerkatze, die in stiller Nacht mit ihrer Beute spielt?! Warum reizest du mich immer?" —

„Ich fordere nichts, als daß du deine Pflicht erfüllest. Die Karavane hat dir Schutz gewährt." — „Ich erinnere mich eines Tages, wo ihr Amun krank in der Wüste zurückließet, weil sein müdes Kameel mit den eurigen nicht gleichen Schritt halten konnte, und du warst dabei, Zahab. — O daß mein Gedächtniß mir die Vergangenheit nicht so treu vorhielte!" —

„Nur Thoren bekümmern sich um die Vergangenheit! Klage du lieber darüber, daß Amun trotz seiner hundertfachen Verbindungen im Auslande und dem vielfältigen Schaden, den er mir zugefügt, so schlecht gewirthschaftet hat, und du nun heute nicht einmal eine Münze rothen Goldes besitzest, um die es sich der Mühe gelohnt hätte, das Schwert zu ziehen." —

Giskar antwortete nicht, aber ein Blitz zuckte in seinem Auge, wie wenn durch den schwarzen Himmel der Wetterstrahl fährt. Der Alte sah es. „Thue nicht so verächtlich," — sagte er. — „Es kommt noch der Tag und die Stunde, wo du dem dienen mußt, der die Goldmünze sein nennt." —

„Dir nicht, Zahab, dir nicht!" — murmelte Giskar zwischen den Zähnen und wandte sich ab, während der Alte in der Meinung, sich mit seinen letzten Worten für alles Bittere, das er hatte hinnehmen müßen, genugsam gerächt zu haben, weiter ging. Er suchte sich noch eine Zeit lang über den vermeintlichen Triumph zu freuen, den er über den Liebling eines Mannes davon getragen, welcher ihm sein ganzes Leben hindurch ein Stein des Anstoßes gewesen, nicht weil er ihm je Schaden zugefügt, sondern, weil er ihm einmal eine seiner vielen unredlichen Handlungen aufgedeckt. Zahab wollte seine niedrige Rachsucht noch weiter verfolgen und bemühte sich, bei den angesehensten der Karavane zu bewirken, daß man den Jüngling zwinge, am Kampfe Theil zu nehmen. Doch dießmal fanden seine Ansichten kein Gehör. Jene, die Giskar besser kannten, meinten, es sei nicht gut, ihn zu reizen, besonders jetzt, wo der Schmerz sein ganzes Wesen gefangen halte. Gewalt vermöge nichts über ihn, er stehe nur da gut, wohin er sich freiwillig stelle, übrigens könne er ihnen als Wache bei den bepackten Kameelen, zu denen er sich schon zurückgezogen, die besten Dienste leisten; denn er kenne die Wüste wie Keiner und würde gewiß im Falle der Noth die Waaren in Sicherheit zu bringen wissen. Diese Meinung überwog, und Zahab zog sich zurück. Die Liebe zu seinen Schätzen, die Ungewißheit über den Ausgang des zu bestehenden Kampfes, nahmen ihn bald ganz in Anspruch, so daß sein Groll gegen den Jüngling in den Hintergrund gedrängt wurde. Der Alte konnte zu keiner Ruhe kommen, der Sandhügel, den man endlich entdeckt und hinter den die Lastkameele gebracht worden waren, schien ihm immer noch zu wenig Sicherheit zu bieten; Niemand war ihm eifrig genug in seinem Dienste; keine

Waffe konnte ihn befriedigen, und mit immer steigender Angst erwartete er den Angriff.

Mittlerweile war aber die rothe Wolke verschwunden, da wo die Erde eine leichte Wellenlinie in den Horizont hinzeichnete, und einige Kaufleute wollten sich schon der trügerischen Hoffnung hingeben, die ganze Sache sei nur eine Täuschung gewesen. Aber Giskar, der die Gegend genau kannte, zeigte ihnen die Wellenlinie. — „Das sind Sandhügel, die sich in einem kaum bemerkbaren Halbkreis um uns herum legen," sagte er. „Hinter ihnen reiten jetzt die schlauen Kinder der Wüste — und bis gegen Abend können sie da sein, wenn sie etwa nicht vorziehen, versteckt zu lauern, bis wir an ihnen vorüberkommen. Entgehen können wir ihnen nicht!" — setzte er hinzu — „denn auf der offenen Seite liegt die wasserleere Wüste, wo nur einige Salzquellen zu finden sind." —

Nach dieser Mittheilung, die Giskar mit einer Sicherheit gegeben, die Niemanden an der Richtigkeit derselben zweifeln ließ, wurde beschlossen, einen Angriff zu wagen und den Feind hinter den Sandhügeln aufzusuchen. Giskar schaute der aufbrechenden Mannschaft mit einem seltsamen Ausdrucke nach: wie gerne, ach wie gerne wäre er mit ihr gezogen! Aber es wäre eine Freude gewesen, und er, der Trauernde, wollte an nichts mehr Theil nehmen, das Freude hieß. Dennoch konnte er nicht ruhig an der Stelle bleiben, wo er eben war; er ging auf und nieder, führte die Lastkameele da und dorthin, bis er einen Platz fand, wo er sie am Besten geborgen glaubte. Die Leute, die zurückgeblieben waren, fügten sich willig seinen Anordnungen; denn sein Ansehen bei ihnen hatte sich seit dem Morgen gar sehr erhöht. Als Alles wohlgeordnet war, und Jeder an seinem Posten stand, ging Giskar auf den höchsten Punkt des Hügels, um nach dem Schicksale der Karavanenmannschaft zu spähen. Er war kaum dort angekommen, als er plötzlich die Feinde sich in die Ebene ergießen sah. Die beiden Kolonnen trafen zusammen; die Waffen glänzten in der Sonne, und etwas wie dumpfer, wirrer Lärm klang leis herüber. Wie Giskar das mitansah, drängte sich eine heiße, brennende Thräne in sein Auge, und er preßte beide Hände über der Brust zusammen, gegen welche das Herz so verrätherisch klopfte. Aber plötzlich durchzuckte ein schneller Gedanke sein Gehirn, ein Gedanke, der ihm eine Brücke hinüberbauen sollte zu den Streitenden, ohne Amuns ernsten Schatten zu beleidigen. Giskar wollte im Kampfe nicht mehr eine Lebensfreude suchen, sondern nur den Tod, der ihn mit seinem Oheime vereinigen sollte. Noch einmal ließ der Jüngling sein Auge spähend durch die Wüste schweifen, ob etwa noch eine nähere Gefahr drohe, aber er konnte nichts weiteres entdecken und kehrte zu den Hütern der Kameele zurück. Er fragte sie, ob sie ihn ziehen lassen wollten, es verlange ihn sehr, mitzukämpfen. Sie gaben seinen Wünschen ohne Wider-

rede nach, und Giskar eilte auf seinem schnellen Kameele dem Schauplatze des Kampfes zu.

Ein dunkler Purpur hatte sein Gesicht übergossen, seine Augen sprühten, und sein Herz pochte in stürmisch schnellen Schlägen, während er so über die Ebene ritt. Noch verhüllte eine dichte Staubwolke die Kämpfenden, so daß Giskar ihre Bewegungen nur undeutlich beobachten konnte. Aber plötzlich däuchte es ihm, als ob die Feinde die Reihen der Karavanenmannschaft durchbrochen hätten; diese wichen zurück, ihre Bewegungen wurden schwankend und unordentlich; Verwirrung und Schrecken schienen schnell ihre dunkeln Flügel über die bedrängte Schaar auszubreiten, und schon jagten einzelne Flüchtlinge über die Ebene zurück. Aber Giskar warf sich ihnen entgegen.

— Noch sei nichts verloren! — rief er ihnen mit seiner klangvollen Stimme zu. — Er kenne die schwache Seite der Feinde. Sie sollten ihm nur folgen, und das Glück werde sich wenden. —

Die Flüchtlinge stutzten und hielten an. Wie ein unerwarteter Hoffnungsstrahl fielen diese Worte in ihre Herzen. Sollten sie ihnen vertrauen? Zaudernd blickten die Reiter nach dem Jünglinge, der sie ausgesprochen. Es war der Gleiche, der heute allein die Gefahr erkannt, und ohne welchen sie Alle rettungslos in die Hände der Feinde gefallen wären. Wie ein Kriegsgott flog er daher, die Lanze hoch in den Lüften schwingend. Sein Mantel flatterte wie eine Siegesfahne und sein Auge schaute kühn und zuversichtlich. Was seine Worte allein nicht bewirkt hatten, das erreichte jetzt ohne Mühe seine äußere Erscheinung. Ein energischer Charakter verschafft sich eben immer Geltung und erobert schnell die Herrschaft über unschlüssige, wankende Gemüther, die das Bedürfniß fühlen, sich da anzuschließen, wo Muth und Kraft sich ihnen zeigt. Das wars, was die Flüchtlinge zu Giskar hinzog. Mit einem Hoffnungsrufe sammelten sie sich um ihn und folgten ihm nach dem Schauplatze des Kampfes zurück.

Die Karavanenmannschaft, die noch Widerstand leistete, vermeinend, Giskar führe ihr Verstärkung zu, was im Ganzen genommen, auch so betrachtet werden konnte, fühlte plötzlich den gesunkenen Muth sich neu beleben. Die gelichteten Reihen drängten sich wieder zusammen; neue Kraft strömte in die erlahmten Arme, und die gesenkten Waffen wurden nochmals erhoben. Giskar aber trat, ohne sich weiter zu bedenken, in die Lücke, welche der Tod des Anführers in den Reihen zurückgelassen. Unwillkürlich gehorchte Alles dem Gebote des Jünglings; Niemand fragte, wie alt er sei und auch nicht, wer ihm das Recht zum Gebieten gegeben. Schon im Heraneilen hatte Giskar die ganze Lage der Kämpfenden übersehen und wie er es gesagt, die Schwächen des Feindes erkannt. Jetzt drang er mit dem stürmisch kühnen Muth der Jugend auf sie ein, bis sie endlich, plötzlich die raschen Roße wendend, über die Ebene zurück den Sandhügeln zuflohen. Mit einem Siegesrufe jagte

ihnen der ganze Trupp der Karavane nach, das weitausholende Kameel neben dem windesschnellen Wüstenpferde. Draußen mochte dann der Kampf noch einmal begonnen haben; denn die Sandwolke hing während einiger Zeit unverrückt über dem gleichen Erdflecke; als sie sich aber gelegt hatte, erschien der fliehende Stamm der Wüstennomaden nur mehr wie ein breiter, schwarzer Strich am Fuße der Sandhügel. Der Trupp der Karavane aber kehrte siegreich zu den ungeduldig Harrenden zurück. Giskar ritt neben her auf einem milchweißen Pferde, das reiterlos umherirrend, eingefangen und von dem Jünglinge gegen sein tödtlich verwundetes Kameel eingetauscht worden war. Es lehnte sich störrisch auf gegen seinen neuen Meister und unfügsam sich bäumend, zeigte es in hundert schnellen Wendungen die geschmeidige, herrliche Gestalt. Giskar aber lenkte das edle Thier mit fester, ruhiger Hand; nur Spiel schien es ihm, nur froher Wettkampf zwischen der physischen Kraft und der Macht des Willens und der Geschicklichkeit. Als er endlich das stolze, kühne Wüstenpferd bezwungen und es sich fügte, ließ er es vor dem langsam nachkommenden Zuge hereilen. Es flog wie ein abgeschossener Pfeil über den gelben Sand hinweg, leicht und zierlich, als berührten seine Hufe kaum die Erde. Giskar hatte das in Freude glänzende Gesicht hoch emporgehoben und eine dunkle Locke, die sich unter dem weißen Tuch hervorgewunden, spielte schmeichelnd um seine glühende Wange und den schlanken, braunen Hals. Der Jüngling erkannte sich selbst kaum wieder; zwei kurze Stunden Zeit hatten hingereicht, ein neues Wesen in ihm wach zu rufen; die Schwungkraft der Jugend hatte momentan wenigstens über den Schmerz gesiegt, und Giskar fühlte den Strom des Lebens in neugeborner Kraft sein Inneres durchfließen. Er hatte statt des Todes, den er gesucht, das Leben gefunden; Amuns Schatten schien ihm also versöhnt und befriedigt, und mit neuer Hoffnung griff der Jüngling nach dem Leben. Er däuchte sich nicht mehr unnütz und überflüssig wie kurze Zeit vorher; er war jetzt in die Schranken der Männer getreten und hatte etwas ausgeführt, und wenn auch der Einzige, der bis zur Stunde sein ganzes Herz erfüllt und dessen Beifall das Lob der ganzen bekannten Erde für ihn aufgewogen hätte, wenn auch Amun in dieser schönen Stunde fehlte, um die Hand auf seinen Scheitel zu legen und zu sagen: — Mein Knabe, du hast gut gethan! — so rief doch der Jubel, mit welchem ihn die ganze Karavane als ihren Retter begrüßte, eine Begeisterung in seinem jungen Herzen wach, vor der kein anderes Gefühl aufkommen konnte. Er wandte sein Auge zur Sonne empor, als wollte er ihr danken, daß sie diesen Tag beschienen, an dem er sich durch eine That seines Oheimes würdig gemacht. Die Sonne aber leuchtete und flammte über ihm wie ein brennender Diamant, eingelegt in die weite Bläue des Himmels.

Es wurde der ermüdeten Mannschaft und den eben so müden Thieren nur kurze Rast gegönnt; denn man wollte vor dem Einbruch der Nacht aus

dem Bereich der Hügelkette kommen, um nicht ein Zweitesmal einem Ueberfall ausgesetzt zu sein. So brach denn die Karavane abermals auf. Einstimmig wurde Giskar zu ihrem Anführer bestimmt; denn er kannte die Wüste besser als alle Andern und mehr als das, er hatte bewiesen, daß er Muth und Einsicht besitze und für Andere einzustehen wisse ohne selbstische Rücksichten.

Zahab, von dessen grauem Haupte der Jüngling in Mitte des Kampfgewühles einen wohlberechneten Schlag abgewehrt hatte, ritt im dichtesten Gedräng der Karavane, um Giskar's Augen nicht zu begegnen. Er war einer jener niedrigen Charaktere, die sich durch keine Wohlthat versöhnen lassen, sondern vielmehr in dem Guten, welches ihnen unverdient erwiesen wird, neue Nahrung für ihre Leidenschaften finden. So aufgerieben zwischen Geiz und Neid und Haß zog der finstere Alte neben seinen Genossen hin, und als Giskar bei einer seiner Runden um die Karavane sein Pferd gerade vor ihm anhielt, da wurde Zahabs Gesicht erdfahl und sein Blick floh scheu vor dem Jünglinge; dieser aber wandte sich schweigend von ihm und ritt weiter. Er war zu glücklich, um in einem elenden, niedrigen Triumphe die Befriedigung dieser Stunde zu vernichten. Bei ihm hatte das Glück die Erinnerung an jede Beleidigung ausgelöscht, kein Rachegefühl fand Raum in seinem Herzen; er war froh und es sollten es Alle sein; da aber der Alte es nicht war, es nicht sein konnte, so ging er von ihm weg, um ihn nicht zu sehen.

Wie dann die Nacht heraufzog mit ihrer dunkelschönen, geheimnißvollen Pracht, und das Heer leuchtender Welten am Himmel sich zeigte, da schaute Giskar zu ihnen empor und gedachte der Mutter, die von der schönen Wohnung nach dem Tode gesprochen. Ob diese Wohnung wohl dort oben war? — Und je mehr er hinaufschaute, je heimischer dünkten ihm die Sterne; sie schauten wie liebe traute Augen zu ihm herab. Konnten es nicht die Augen der Mutter oder des treu geliebten Oheims sein? Giskar fühlte sich wohler; sie schauten von dort oben herab auf ihn, nicht wie die düstern, freudlosen Schatten der Unterwelt, sondern wie froh beglückte Geister einer herrlichen Region.

Drei Tage nachher war die ganze Karavane ohne weitere Unfälle in der verborgenen Wüstenstadt angekommen. Die Kunde von der großen Gefahr, in welcher die Reisenden geschwebt, hatte sich schnell verbreitet, und Giskar, der bisher unbeachtete Knabe, wurde im Triumphe in die Stadt eingeführt. Doch als er, aus diesem Gewimmel von frohen Menschen sich zurückziehend, Amuns Wohnung betrat, da umfing ihn wieder wie ein kalter, lähmender Schauer das Gefühl des Todes und der Einsamkeit. Der alte, numidische Sclave, der als Hüter des Hauses zurückgeblieben, wälzte sich verzweifelnd auf dem Fußboden und raufte sich das Haar, als er Giskar allein ohne seinen Herrn zurückkehren sah. Giskar aber setzte sich auf jene Stelle nieder, wo er so oft zu Amuns Füßen gesessen, lauschend den Worten der Liebe und der Weisheit, die wie ein goldener Strom aus Amuns Ge-

müthe in Giskars feurige Jugendseele hinüber floßen. Noch einmal malte er sich mit der Gluth seiner raschen Phantasie die ganze Vergangenheit vor die Seele; noch einmal gab er sich ohne Maß der Trauer seines Herzens hin, aber diese Gefühle konnten nicht mehr dauern. Der Gedanke an den Tod erfüllte schon nicht mehr ausschließlich seine Seele, er mußte sich wieder dem Leben zuwenden.

Als der alte Sclave sich auf Giskars freundliche Worte hin allmählig zu beruhigen begann, sich mit stummem Schmerze in den Beschluß des in seinen Augen starren, unabänderlichen Verhängnisses ergebend, zog sich Giskar in die innersten Gemächer zurück, um, wie der Oheim es ihm befohlen, nach den hier verborgenen Schätzen zu suchen. Und, als er sie gefunden, trennte er dann auch die blinkenden Goldstücke, die in seinem weiten Mantel eingenäht waren, heraus, legte sie zu den übrigen und überzählte seinen Reichthum, aber ohne Geiz und auch ohne jene unheimliche Freude, welche der Anblick des glänzenden, glühenden Goldes bei so vielen Menschenkindern hervorruft. Bis zu diesem Tage hatte Giskar bei seinem Oheime in Einfachheit, beinahe in Dürftigkeit gelebt, nicht weil Amun geizig gewesen, sondern weil diese Einfachheit seinem Charakter zugesagt. Der Glanz der Erde war für ihn immer nur ein leerer Schimmer gewesen; er hatte keine Bedürfnisse für sich gekannt, hatte überhaupt nie an sich selbst gedacht. Giskar aber sollte die gehäuften Schätze genießen; das war von jeher der lichte Sonnenschein gewesen, an dem sich Amuns stilles Gemüth gefreut. Für Giskar hatte er gesammelt, für ihn hatte er den Lohn seiner mühevollen Arbeit so sorgfältig den Augen des Neides entzogen. Giskar machte nun Pläne, wie er den Willen seines Freundes erfüllend, seinen Reichthum verwenden müsse. Er dachte sich Amuns Wohnung neu umgewandelt und geschmückt wie die reichen Wohnungen, die er im Auslande gesehen, und er freute sich dessen schon im Geiste; denn er liebte die Schönheit — er war überhaupt eine jener Naturen, in denen Alles Ebenmaaß und Harmonie ist — wieder aber entfernte der Jüngling den lockenden Gedanken von sich; er schien ihm zu sehr im Widerspruche mit Amuns Denkungsweise, schien ihm wie eine Mißbilligung von Amuns Handeln und Leben, das nur Einfachheit und Demuth gewesen — und er hatte ihn so sehr geliebt und geachtet.

Darum trat er in der Folge nur langsam mit seinem Reichthume hervor, änderte nur unmerklich seine Umgebung, mit kindlichem Zartgefühle das Andenken des hingeschiedenen Freundes ehrend. Während er so nur Schritt für Schritt einem glänzenden Leben entgegen ging, hob ihn die Gunst seiner Heimathstadt, die ihn von der Stunde an als den Retter ihrer gefahrbedrohten Kinder ansah und verehrte, rasch von Stufe zu Stufe empor. Es wurde nichts mehr unternommen, ohne daß Giskar Theil daran gehabt. Sein Geist aber und all' die Kräfte, die bisher in seiner Seele geschlummert,

von Amuns Hand sorgfältig geschützt gegen den Pesthauch des Bösen, entwickelten sich nach und nach durch die neue Stellung und durch die Ereignisse, die ihn empor hoben. Und ehe die Wüste sich achtmal mit dem lieblichen Grün der Regenzeit überzogen, galt er selbst bei den Aeltesten der carthagischen Colonie für einen seltenen, beinahe für einen weisen Mann. Außer der Wüste, da wohin die verschlagenen Kinder der alten Handelsstadt ihre Waaren hinbrachten, erzählte man sich von der Schönheit des fremden Kaufmannes, von seinem Reichthume, von seiner Gewandtheit, und wenn Giskar so die verhaßten Römer und die gewerbskundigen Egyptier ihm Ehre und Achtung erweisen sah, da überkam ihn oft ein Gefühl von Befriedigung, von Stolz. Er schritt unter ihnen her in seiner reichen Kleidung, ein herrliches Kind der Wüste, und fand sich beinahe befriedigt. Aber das Gefühl dauerte nicht; es kam die Stunde, wo das Alles seinen Reiz für ihn verlor. Zurückgekehrt in seine stille Wüstenstadt, ward ihm dann abermals Achtung und Ruhm zu Theil, und auch hier kam die Stunde, wo er mit Gleichgültigkeit auf Alles das hinschaute, als zerflöße vor seinem Auge der Zauber, der sich um Erdenglückseligkeit legt, in eitel Rauch.

Doch nicht allein das öffentliche Leben Giskars zeigte diesen äußeren Glanz des Glückes, auch in seinem häuslichen Kreise war ihm manche Freude zu Theil geworden. Seine Wohnung hatte sich geschmückt mit Allem, was der Luxus jener Zeiten aufzubieten vermochte. Schätze auf Schätze waren in den reichen Gemächern aufgehäuft worden, und darin ging Giskars Gemahlin mit stillem Walten herum. Beinahe noch ein Kind an Einfachheit und Hingebung, die ganze Unschuld ihres Gemüthes auf dem feinen, blühenden Gesichte tragend, verdiente Hamanah mit Recht die lieblichste Blume der Wüstenstadt genannt zu werden, und es mochte auch um dieser bescheidenen Tugenden willen sein, daß Giskar sie vor so vielen Andern ausgezeichnet hatte.

Obwohl auch er nicht ganz frei von den Vorurtheilen schien, welche die Weiber des Orients auf einer so niedrigen Stufe halten, so bemühete er sich doch, seine junge Gemahlin nach und nach zu sich heranzubilden, und fand in diesem Streben manche Befriedigung. Als sie ihm dann endlich einen Sohn geboren, da schien das Maaß seines Glückes voll. Die ganze Einwohnerschaft der Wüstenstadt theilte sein Glück, und Giskar freute sich nicht allein seines Sohnes wegen, sondern auch wegen der Liebe, die ihm bei diesem Anlasse so allgemein geboten wurde. Nur Zahab, der unheimliche Alte, trug unverhehlt den alten Haß und Neid zur Schau. Seine Seele war zusammengeschrumpft in seinem Golde; wie der Spürhund sein Gewild, so verfolgte er überall die geheimen Adern des kostbaren Metalles, und wo er Gold witterte, das nicht sein war, und das er nicht an sich ziehen konnte,

da mußte er in Haß und Neid sich verzehren. Aber auch ihn hatte Giskar endlich zu besiegen, zu versöhnen gewußt.

Da der Tod an des Alten Thüre zu pochen begann, war Giskar zu ihm gegangen; zwei, dreimal war er abgewiesen worden, kehrte aber dennoch wieder dahin zurück, geduldig harrend, daß die geschlossene Thüre sich öffne — und sie öffnete sich endlich. Giskar setzte sich zum Lager des Alten, ihn freundlich bittend, er möge seinen Haß aufgeben, damit er nicht unversöhnt den dunklen Fluß überfahre, und sein Schatten ruhelos im Reich des Todes irre. Doch der Alte konnte sich noch nicht fügen; einem ganzen Leben von niedern Leidenschaften wird in einer kurzen Stunde nicht so leicht abgeschworen. Erst als der Tod mit seiner eisernen Hand immer näher dem Herzen zurückte, als Zahab endlich einsah, daß ihm sein Reichthum nichts mehr nützen werde, und er ihn nicht mit sich hinüber nehmen könne, als allmählig der lockende Glanz des Goldes vor seinen Augen zu erbleichen begann, als es für ihn in seinem Werthe sank und von Stunde zu Stunde mehr sank; da ward er mit Schrecken gewahr, daß er ein ganzes Leben vergeudet, um einem nutzlosen Dinge zu dienen. Er beeilte sich nun, dieses vergeudete Leben besser zu beschließen — und Giskar ging versöhnt von ihm.

Von dort an schien es, als bliebe dem jungen Manne nichts mehr zu wünschen übrig. Kein Glück war an ihm vorüber gegangen, ohne ihm sein Scherflein geboten zu haben, und was es nicht freiwillig geben wollte, das rang er ihm ab, und dennoch lagerte oft eine Wolke über Giskars Stirne, und seine Augen schauten trüb und düster. Mit Kummer betrachtete ihn seine Umgebung und fragte nach der Ursache, die ihm seine Lebensfreude raube, aber Giskar gab keine Auskunft, selbst als seine Gemahlin mit zartem Bemühen nach seinem Kummer forschte, blieb er stumm, und sie durfte nicht mehr fragen.

Einmal aber trat Giskar zu ihr, da sie eben in ihrem innersten Gemache saß. Sie hatte ihre Sklavinnen fortgeschickt in den Raum neben an, wo man sie flüstern hörte, sie selbst aber hielt ihr Knäblein auf dem Schooße und tändelte mit ihm, mit dem Ende ihres Schleiers über sein Gesichtchen hinfächelnd. Wie sie aber Giskars festen Schritt auf dem Teppiche vernahm, hob sie ihr glückliches Gesicht zu ihm empor und lächelte und, als ob ihr Glück auf ihn übergegangen wäre, lächelte auch er, und so unsäglich schön war er in seinem frohen Lächeln, daß Hamanah ihre Hand nach ihm ausstrecken mußte. Willfahrend setzte er sich an ihre Seite und spielte nun selbst mit dem Kinde, wie sie zuvor gespielt. Es lallte und jauchzte ihm entgegen, griff nach seinen weichen, dunklen Locken und nach dem schimmernden Weiß der Zähne, die blendend aus dem gebräunten Gesichte hervorstachen. Als die Müdigkeit und der Schlummer endlich dem Kinde die Augen schloßen, sagte Hamanah, ihr jugendliches Haupt schmeichelnd gegen Giskars Achsel lehnend:

„Du bist froh und glücklich heute; warum bist du's nicht immer?" — Giskar antwortete nicht, er stützte nur leicht das liebe junge Haupt, das bei ihm Schutz gesucht. „Denkst du denn immer noch an Amun, kannst ihn nicht vergessen?" — fragte Hamanah wieder.

„Nein, ich kann ihn nicht vergessen!" — antwortete jetzt Giskar mit dem vollsten Klange seiner Stimme. „Muß mich immer seiner erinnern! Aber sein Andenken macht mich nicht düster; Amuns Schatten ist ein friedlicher, und mir ist oft, als stehe er an meiner Seite wie ein Genius des Guten." —

„Was ist's denn, das dich quält, Giskar? Was ist's, das so oft einen Schleier legt über das Feuer deiner Augen?" — Giskar schaute schweigend zu der Oeffnung empor, die an der Decke des Gemaches angebracht, das Licht des Tages hereinströmen ließ; die dunkle Bläue des Himmels spannte darüber ihren luftgewebten Teppich, und die wenigen grünen Blätter, die der Oeffnung nach hereinhingen, zitterten leise, als ob ein Hauch von der Wüste herzöge. Nach einer Weile senkte Giskar wieder das Auge, und es traf mit dem bittenden Blicke seiner lieblichen Gemahlin zusammen. „Und wenn ich's dir auch sagen könnte, was da in mir innen lebt und webt," — antwortete er auf ihre stumme Frage — „du würdest mich doch nicht verstehen. Es ist keine Schuld und kein Kummer, was mich drücket, auch nicht Unzufriedenheit und doch nicht Friede. Es ist eine weite Leere, die ich nicht ermessen, nicht kennen kann; ich wohne darin in Einsamkeit und Stille und kann nicht heraus und Niemand kann herein. Es ist eine Wüste, aber die blanke Saphir-Glocke des Himmels — senkt sich nicht über sie!" —

Hamanah schaute traurig auf den Vater ihres Kindes; sie drückte seine Hand an ihre Augen und an ihre Stirne und weinte sehr, daß ihre Liebe die weite Leere nicht ausfüllen könne, daß es einen Ort in Giskars Herzen gebe, wohin sie nicht zu bringen vermöge und auch nicht ihr Knabe. Und je mehr sie weinte, je trauriger wurde Giskar. Er begriff es selber nicht, daß er bei allem Glücke Mangel fühle. Er war aufgestanden und ging mit stillen Schritten im Gemache auf und nieder, sich selbst ein Räthsel, unbegreiflich, unerklärbar. Was war es denn, das in ihm lebte? Was konnte es sein? Er wußte es selbst nicht, und Niemand hatte es ihm noch gesagt. Endlich aber blieb er stehen, als ob ein neuer Gedanke urplötzlich einen Lichtschimmer in seine dunkle Seele geworfen hätte, gleichsam wie ein Blitz, der aufleuchtet und mit eins den Wolkenvorhang mitten durch von einem Ende zum anderen reißt. Er setzte sich wieder zu Hamanah hin und bat sie, ihre Thränen zu trocknen und sich nicht mehr dem Schmerze hinzugeben. Er wisse jetzt, was ihm fehle — fuhr er fort. — Im Land der Griechen da seien früher weise, große Männer gewesen, die Vieles gewußt, gekannt und gelehrt, von dem man hier in der Wüstenstadt gar nichts ahne;

selbst die Römer hätten deren gehabt. Drüben in Egypten aber sei eben jetzt Einer, der den Lauf der Sonne und der Sterne kenne, der bei jenen geheimnißvollen Himmelslichtern nach dem Schicksale der Menschen forsche, der die verborgenen Kräfte der Natur erkläre und den letzten Grund der Dinge, der da zeige, was der Mensch sei, was in ihm wohne und was er thun müsse, um glücklich zu sein, was der Tod bedeute und was nachher komme. — Zu diesem hinüber wolle er nun und wolle Weisheit von ihm lernen; sie allein könne die Lücke füllen, die in seinem Herzen wohne; er werde dann zufrieden zurückkehren und immer nur ein frohes Gesicht zeigen.

Wie Giskar so redete, begann sich seine Wange allgemach zu röthen; der Strahl der Hoffnung entzündete sich in seinem Auge, und wie im Wiederscheine dieser Hoffnung belebte sich auch Hamanahs Blick. Sie zeigte sich bereit, die Gegenwart des Theuren zu entbehren, sie munterte ihn sogar auf, daß er hingehe und suche, wonach er sich sehne, daß er in der Quelle des Wissens den heißen Durst seiner Seele lösche. Sie verzehrte die stillen Thränen des Schmerzes in sich, damit er nicht auch traurig werde und wankelmüthig in seinem Entschlusse, und es ihn gar so hart ankomme, von seinem Erstgeborenen zu scheiden.

Giskar zog also mit neubelebtem Muthe fort aus der einsamen Wüstenstadt, und zweimal war schon die Regenzeit zurückgekehrt, ehe eine Kunde von ihm in seine Heimath gedrungen war. Als aber im Anfange des dritten Jahres die erste Karavane zurückkehrte, da war Giskar unter ihr, und das Volk begrüßte ihn mit Jubel; denn sie hatten ihn sehr vermißt. Er sollte wieder Platz und Stelle nehmen zwischen den ersten Männern ihres Stammes, sollte über sie regieren, wie er es früher gethan, und wenn damals schon seine Weisheit so groß gewesen, was mußte es erst jetzt sein, da er die Weisheit ganz eigens gelernt? —

Auch Hamanah war begierig, ihren Gemahl wieder zu sehen, um aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, daß er befriedigt zurückkehre. Aber in der ersten Freude des Wiedersehens, im Uebermaße des Glückes, ihn wieder an ihrer Seite zu wissen, zu wissen, daß er sie mit der gleichen Milde und Güte umfange, wie früher: das Alles ließ sie jeden andern Gedanken vergessen, um sich nur ganz dem frohen Gefühle seiner Gegenwart hinzugeben. Giskar schien nicht weniger zufrieden, wieder im Kreise seiner Lieben zu sein. Mit stolzem Vatergefühle schaute er auf seinen Knaben, der zuerst so schüchtern gegen den fremden Mann gethan und dann nach und nach so lieb und zutraulich, als ob ihm das Verständniß geworden, daß dieser sein Vater sei. Giskar betrachtete ihn lange und suchte herauszufinden, ob das kindliche Gesichtchen seine Züge trage oder die seiner Mutter, und ob der kleine Körper gesund, gerade und stark geblieben sei. Als das Alles vorüber war, richtete Hamanah ihre sanften Augen von neuem auf ihren Geliebten und begann

in seinen Zügen zu forschen, was er denn eigentlich aus der Fremde mitgebracht habe, ob es Freude sei oder Leid? Tiefe innere Freude konnte es nicht sein, was sie darin zu lesen meinte, und Leiden sollte, durfte es nicht bedeuten; sie wollte es nicht glauben und wartete nun geduldig, daß Giskar ihr Alles aufkläre und sage, er sei gesättigt, aber er that es nicht. Sie sagte auch nichts weiter, und er schien zufrieden, daß sie nicht darnach fragte. In der Folge zwar gab er oft Auskunft über das viele Schöne, das er bei dem weisen Manne gelernt; er erzählte viel Neues und Herrliches, was der Menschengeist erforschet und geschaffen habe, er erzählte davon seiner Gemahlin und den Männern seines Stammes; aber Niemand vernahm je, ob die Wünsche seines Herzens gesättigt, ob die Leere seines Innern ausgefüllt worden sei. Nur Eines bemerkten Alle, daß nämlich die Wolke über seiner Stirne sich nicht verzogen hatte, ja, daß es Zeiten gab, wo sie noch tiefer lagerte, als früher.

Es war zu Ende der Regenzeit das Jahr hernach, als eine große Jagd in der Wüste veranstaltet wurde. Die dunklen Gewitterwolken, die so lange mit all ihren Schrecken am Himmel geschwebt, hatten sich bereits zertheilt, waren lichter und lichter geworden, und wurden endlich vom blauen Aether gleichsam aufgesogen. Die Sonne stieg wieder über den gefegten Sand der Wüste empor und brannte von Tag zu Tag heißer. Die Jagd hatte schon geraume Zeit gedauert; die Wüstenthiere waren unerbittlich verfolgt worden, und auch hier zeigte sich's, daß der Mensch, wohin er seine Schritte lenkt, als Herrscher auftritt und als König der Erde. Giskar, der mitgegangen war, fühlte sich neu belebt, als er wieder im weiten, freien Reich der Wüste sich befand. Die Stille und Oede, die Unendlichkeit, die seinem Adlerblicke keine Grenzen setzte, gab seinem Geiste neue Schwingen, und sie trugen ihn hinaus über Raum und Zeit.

Der Jagdzug war eines Tages auf einen Stamm jener friedlichen Wüstennomaden gestoßen, die nach der Regenzeit sich beeilen, ihre Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen auf die Weideplätze, welche sich nach dem befruchtenden Regen mit einem weichen grünen Teppiche überziehen, zu treiben und dort verweilen, bis das Gras abgeweidet ist oder unter dem Gluthstrahl der Sonne verdorrt. Die Hirten hatten ihre Zelte im weiten Umkreis aufgeschlagen, und wie einst Abraham die Fremdlinge, die bei ihm einsprachen, empfing, so ging auch hier der Zeltvater den unbekannten Jägern entgegen, hieß sie willkommen und bot ihnen Obdach und das Beste, das er geben konnte. Hier bei diesen Stämmen stehen die Zeiten still. Die Generationen wechseln, aber die Sitten bleiben die gleichen, und was die biblische Geschichte von den Patriarchen sagt, das gilt für die Wüstennomaden nicht allein bis in die Zeit, in welche diese Erzählung fällt, sondern selbst bis in unsere Tage.

Gastfreundlich wie die carthagischen Abkömmlinge empfangen worden waren, fühlten sie sich schnell heimisch bei ihren Wirthen, und als es Abend zu werden begann, setzten sie sich mit ihnen vor die Zelte hinaus, und mit der bedächtigen Ruhe der Wüstenkinder wurden verschiedenartige Erzählungen vorgebracht und angehört. Giskar saß weiter außen allein und theilnahmlos für das, was in seiner Nähe vorging. Der stille Engel der Erinnerung, oder des Denkens, oder der Betrachtung war über ihn gekommen und hielt ihn mit seiner Macht gefangen. Die Seinen hatten es erkannt und waren zurückgetreten, um ihn nicht zu stören; er aber saß auf der Erde und sah nur unbeweglich hinaus. Statt der reichen, seidenen Gewänder, die er sonst wohl liebte, trug Giskar wieder wie damals, da wir ihn zuerst gesehen, ein einfaches, blaues Kleid, den weiten gestreiften Mantel darüber, und um das Haupt ein weiß wollenes Tuch geschlungen; aber aus demselben sah nicht mehr das Gesicht von damals hervor. Giskar war nicht mehr der Alte; er war ein Anderer geworden und doch auch wieder war er der Gleiche wie vordem. Die Grundzüge seiner äußern Erscheinung hatten sich nicht ausgelöscht, aber man fühlte, daß Leben und Erfahrung Hand an den Jüngling gelegt, daß er zum Manne geworden sei. Giskar zählte jetzt ungefähr drei und dreißig Jahre. Die Stirne, die sich bei dem Jünglinge so klar und rein gewölbt, zeigte auch jetzt noch die ganze Schönheit ihrer Umrisse; aber das tiefe Denken und die vielfachen geistigen Anstrengungen hatten einige Muskeln herausgetrieben, so daß sie nicht mehr so glatt erschien, und zwischen den beiden Augenbogen zog sich eine Furche hinauf, die von tiefem Ernste sprach. Das Auge lag tiefer versunken unter dem Stirnknochen, als ehedem; es hatte nicht mehr das frühere schnelle Aufflammen und Blitzen, aber es brannte darin ein tiefes, nachhaltiges Feuer, und wenn es so unter den kühnen, dunklen Brauen hervorschaute, dann war's, als sähe eine ganze Welt aus dem Menschen heraus. So wie er da saß, bot Giskar den Typus vollendeter, männlicher Schönheit, vergleichbar an edler, stiller Größe dem Bild der Wüste, das ihn umgab. In heiliger Ruhe dehnte sich die Weite. Die Sonne sank immer tiefer der grauen Linie zu, welche die Erde in den Himmel zeichnete, und ein zarter röthlicher Duft legte sich wie ein Gürtel um den Horizont. Doch jetzt begannen die Dämone der Wüste ihr neckendes Spiel zu treiben, und es kam Leben in die großartige Ruhe. Einige einzelne Reiter sprengten weit außen am Horizonte hin, geisterhaft schwebend zwischen Himmel und Erde, dann folgte ein ganzer Zug derselben, bald undeutlich verschwimmend, dann wieder klarer zeigend das wunderliche Gewimmel, aus welchem da und dort der lange Hals eines Kameels sich zu recken schien. Dahinter zeichneten sich allmählig seltsame abenteuerliche Umrisse von Hügeln und Bergen, so wie die Wüstenkinder noch keine in der Wirklichkeit gesehen. Aber die Erscheinungen verblaßten allgemach. Niemand hätte sagen können, ob sie vorbeigezogen, ob sie sich in Luft aufgelöst, oder ob die Erde sie eingeschlungen,

und ehe noch der Geist bei dem Gedanken verweilt, wogte schon in majestätischer Ruhe ein weites Meer am Horizonte.

Alle Zeltbewohner sammt ihren Gästen waren herausgetreten, um das Schauspiel freier zu betrachten. Die Wüstenjäger näherten sich Giskar, der immer noch unbeweglich auf der gleichen Stelle saß, und lagerten sich um ihn, einen Halbkreis schließend. Sie warteten, daß er zu ihnen spreche, wie er es oft in solchen stillen, feierlichen Stunden gethan. Nach kurzer Frist sah er wirklich auf. „Der Durst der Antilope!" — murmelte er, mit der schlanken Hand hinausdeutend, als ob er erst jetzt die Wasserspiegelung wahrnehme, — „Durst, warum sagt der Indier Durst?" — setzte er hinzu.

„Vielleicht weil das Bild in jenen Gegenden erscheint, wo die Antilope wohnt," entgegnete ein Mann aus der Wüstenstadt, der zunächst bei Giskar saß. Dieser wandte sich um und blickte ihn an mit dem tiefen, sinnenden Auge. „Darum auch, ja, aber nicht allein darum!" — sagte er, — „sondern weil die Erscheinung lockt und reizt und nicht befriedigt! — Sie ist wie die Wissenschaft, die schimmernd vor dem Auge des Menschen steht, an deren Quellen aber kein Herz noch Sättigung getrunken. Und wieder auch sind all diese Erscheinungen, deren Geheimniß noch keine Weisheit ergründet, vergleichbar dem Menschen selbst, von dem wir auch nicht wissen, von wannen er kömmt und wohin er geht. Schnell wie die Gestalten am Horizonte draußen, schreitet er über die Erde hinweg im ungemessenen Raum der Zeit. Er ragt entweder empor aus dem Knäul der gemeinen Menge; sein Ruhm fliegt von Land zu Land, weit übers Meer und erfüllt die Welt; oder aber er thut nur das Gewöhnliche, Unscheinbare vor unsern Augen, und Niemand achtet seiner, und Niemand fragt nach seinem Namen. Was er aber auch gethan, ob Außerordentliches oder Alltägliches, ob Großes oder Kleines, ob Gutes oder Böses: es kommt für alle der Tod, rafft sie hinweg aus der Mitte ihres Thuns, und alles ist aus. Der Leib zerfällt in Asche, der Geist aber, der das Leben gibt, flieht, und wir können nicht sagen, er weilt da oder dort — so wenig als wir sagen können, das Trugbild, das vor unsern Augen schwebte, sei in diese oder jene Gegend gezogen. Geist und Erscheinung verschwinden spurlos. Mit dem Tode geht der heiße Durst unserer Seele, der Durst nach Wahrheit, der uns durch's ganze Leben begleitet, ungelöscht unter, mit ihm sinkt die Hoffnung zu Grabe sammt jenen herrlichen, wundersamen Bildern, die schon in der frühesten Jugend unser Herz überraschten und die bis in's Alter hinaus wie Genien des Guten an unserer Seite stehen, immer tröstend in dem Leide, immer hinausdeutend in die Zukunft, bis endlich keine Zukunft mehr ist; bis die Schicksalsschwester den Lebensfaden zerschneidet!"

Giskar hielt inne. Alle ringsum schwiegen ehrfurchtsvoll still, nachsinnend über die Worte, die der weise Mann zu ihnen gesprochen. Er aber lehnte die Stirne in seine Hand, und es kam tiefe Trauer über ihn. Heute,

wie noch nie, fühlte er die Leere seines Herzens; ach! die Wissenschaft konnte sie nicht ausfüllen. Zwar hatte Giskar durch sie viele Geheimnisse erfahren und manches Große gelernt und erstrebt, und er bedauerte nicht, so unermüdlich nach ihr geforscht zu haben. Aber mit dem scharfen, prüfenden Blicke, den sie dem Menschen gibt, durchschaute er auch jetzt das Trugbild der alten Heidengötter. Er hatte sie muthig von sich geworfen; denn er wollte nicht dem Truge dienen, aber die Sehnsucht nach einem höhern, allmächtigen Wesen, dieses tief eingewurzelte religiöse Gefühl im Menschenherzen, konnte Giskar nicht mit ihnen aus seinem Innern austilgen, und für dieß Bedürfniß gab ihm die Wissenschaft keine Befriedigung. — Ach, es wollte keine Quelle fließen, keine! — Endlich richtete Giskar sein Haupt wieder empor und sah über die Fläche; sein Auge strebte immer weiter hinaus von einer Wellenlinie des Sandes zur andern, und die Unendlichkeit der Ebene zog ihn leise nach sich, das unbestimmte Gefühl der Sehnsucht, des Verlangens in seinem Busen weckend. Es däuchte ihn, als stände weit draußen eines jener wundersamen Bilder, von denen er gesprochen, als verkörperte sich vor seinen Augen eine ferne Erinnerung ihm herüber winkend, und als wäre Hoffnung darin, herrliche, himmlische Hoffnung! Wie Giskar nach einer Pause dann wieder zu reden begann, war eine ungewöhnliche Weichheit in seinem Wesen bemerkbar. „Es ist seltsam, wunderseltsam ist es“ — sagte er — „wie Erinnerungen, die fernab in einer längst entschwundenen Zeit, die in der dunkeln Zeit der Kindheit liegen, oft je mehr wir uns von ihnen entfernen, um so lebendiger und klarer vor uns hintreten, ach! so klar, daß wir vermeinen, wir müssen wieder Kinder sein, und es liege nicht die lange Spanne Zeit dazwischen, nicht die Erfahrung, und nicht das Leben, was Alles zusammen Kindersinn und Jugendfrische aus unserm Herzen ausgelöscht hat. — Im Gewühl der Menschen, auf den Märkten des Auslandes hält die Gegenwart mich gefangen, sitze ich aber draußen in der stillen Weite, da ziehen all die Gestalten fern vergangener Zeiten an mir vorüber, mich anschauend mit trauten, lieben Augen, und vor ihren Bildern wird Ruhm und Reichthum und all das Glück der Erde blaß und schaal. Ich möchte mich dann hinlegen in den Sand, möchte träumen, daß ich wieder ein Kind geworden, daß das unwiederbringlich Verlebte noch einmal aus dem Ozean der Vergangenheit emportauche und daß ich es noch einmal erlebe. — Unter allen Erinnerungen aber, die mir aus der stillen Kindheit geblieben, leuchtet eine heraus wie ein einsamer, goldflimmernder Stern in lauer Sommernacht; sie steht in meinem Herzen eingeschrieben mit flammenden Buchstaben, als wäre dieses Herz und dieses Dasein für Jahrhunderte geschaffen, als müßte die Flammenschrift hinausleuchten bis in die fernste Zeit. — Seltsam, seltsam!“ — wiederholte Giskar für sich hin, und aus seinem dunklen Auge schlug ein Blick der Begeisterung empor. Aber er besann sich; er fühlte wie ein Widerstreben in

seinem Innern, dem Wunsche seiner Gefährten zu willfahren, die um die Mittheilung dieser Begebenheit baten. Er schien zu fürchten, der Zauber des lieben Bildes möchte verfliegen, wenn er es in die bestimmte, strenge Form der Worte kleide, oder seine Gefährten möchten es mit gemeinen Augen ansehen und es nicht fassen und nicht verstehen. Zwar, weil er nun schon davon gesprochen hatte, so mußte er fortfahren, doch — gleichsam als ob er den Eindruck seiner frühern Worte bei den Zuhörern wieder mildern wollte, damit sie keine zu großen Erwartungen hätten, damit sie, so sie ihn nicht verstünden, sich wenigstens nicht darüber erzürnten oder scherzten — sagte er:

„Was ich zu erzählen habe, ist eigentlich nur ganz einfach und gewöhnlich, ganz unscheinbar. Damals da es mir begegnet, da hätte ich nicht sagen können, welchen Eindruck es auf mich gemacht, auch nicht was ich dabei gefühlt; erst jetzt, da viele, viele Jahre darüber hingezogen sind, muß ich darüber nachdenken; wie das Alles war, was in meinem Herzen vorging, und wie der Eindruck blieb. Vielleicht däucht es mich so schön, weil meine Mutter selber so viel davon gesprochen und keine Einzelnheit und kein Wort in der Begebenheit mir zu wiederholen vergaß, oder vielleicht auch nur darum, weil es weit hinter mir liegt, und weil die Vergangenheit dem unruhigen Menschenherzen meistens im Schimmer der Verklärung erscheint. Darum erwartet nicht viel und denkt nur, daß wir Alle gerne zurückkehren in jene Zeit, wo Alles sorglose, unbewußte Hoffnung war. — Ihr wißt wohl Alle, daß mein Vater um des Handels willen sich für einige Jahre in Jerusalem festsetzte, wohin ihm einige Kaufleute seiner Vaterstadt die Erzeugnisse der Wüste brachten, auf daß er sie in dem fremden Lande absetze. Doch es wollte meinem Vater mit seinen Geschäften nicht recht glücken; nur mit Mühe konnte er sich und seinem Weibe, das er aus den Töchtern jenes Volkes gewählt, ein höchst bescheidenes Auskommen verschaffen. Angestrengte Arbeit und eine stille Sehnsucht nach der einsamen Wüste verzehrten seine Kräfte und führten ihn einem frühen Grabe zu. Ich kann mich seiner nicht mehr erinnern; denn ich war damals noch sehr jung. Meine Mutter erzog mich dann unter Mühe und Thränen bis in mein siebentes Jahr. Da geschah es an einem Abende, daß ich mit ihr durch die Straßen der Stadt wanderte; es war eine große Volksmenge auf eben dem Wege, wo wir uns befanden. Der eine Menschenstrom ging, und der andere kam, und als ich fragte, was das bedeute, sagte man mir: es wäre drüben auf dem Platze ein Mann zu sehen. Ich kümmerte mich aber nicht um den Mann, sondern vielmehr um die freundlichen Kinder, die wir auf der Straße trafen, und die an der Hand ihrer Mütter den gleichen Weg gingen, wie wir. Meine Mutter eilte sehr, so daß ich kaum folgen konnte; sie erreichte bald einige Frauen, die sie wohl kannte und mit denen sie einige Worte wechselte; ich achtete aber nicht darauf, was sie sagten. Endlich waren wir auf dem Platze angekommen, wo der Mann

sein sollte. Er saß auch wirklich auf einem Stein, den Rücken gegen uns gewendet, so daß ich nur die Form seines Hauptes, nicht das Gesicht sehen konnte. Er war in einer sinnenden Stellung; ich vernahm aber später, daß Müdigkeit seine Gestalt so vorgebeugt hatte. Um ihn stand eine Gruppe von Männern, die ihrer Kleidung nach zu den Armen und Geringen des Volkes gehörten, sonst war der Platz schon ziemlich leer geworden. Auf einer Seite öffnete sich die Aussicht frei aufs Land; die Sonne war eben untergegangen und die Gestalt des unbekannten Mannes schnitt dunkel in die Flammengluth des Himmels ein. — Ist mir's doch, ich müsse es hinzeichnen, hinmalen in den klaren Grund des Himmels; so deutlich steht es heute noch vor meiner Seele! — Meine Mutter und die Frauen, die mit ihr vorausgeeilt, traten jetzt langsam der Gruppe der Männer entgegen; wie wir aber ganz nahe waren, kamen einige derjenigen, die neben dem sitzenden Manne standen, auf uns zu und fuhren die Frauen hart an, daß sie zu dieser späten Stunde noch kämen, ihren Meister zu stören, der müde von der Arbeit des Tages hier einige Ruhe gesucht.

„Meine Mutter, die im Eifer am weitesten vorausgeeilt, erschrack und trat verschüchtert zurück. Sie war von Natur ein stilles zaghaftes Gemüth und nicht geschaffen, dem Widerspruche zu trotzen. Der harte Verweis mochte aber bis zu den Ohren des sitzenden Mannes gedrungen sein, denn eben jetzt wandte er sich gegen uns. Die Abendgluth schimmerte gleich einem Strahlenkranze um sein Gesicht, und seine Stimme tönte voll und reich zu uns herüber, wie ein Anklang aus einer unbekannten Harmonie, wie ein zündendes Machtwort, und doch so sanft wie die Quelle, die sich in Liebe über den harten Fels ergießt. — „L a s s e t d i e K l e i n e n z u m i r k o m m e n u n d w e h r e t e s i h n e n n i c h t!" — sprach er — „d e n n i h r e r i s t d a s H i m m e l r e i c h!" Ich stand und schaute auf den fremden Mann; ich konnte den Blick nicht von ihm abwenden und konnte auch nicht von der Stelle fort. Ich hatte damals wohl keinen Begriff von Schönheit — Kinder fühlen sie nur unbewußt — wenn ich mir aber die Schönheit in ihrer Vollendung vorstellen will, so muß ich immer und immer nur an jenes Gesicht, an jene Gestalt zurück denken, und finde nur in diesem einzigen Menschen die Verwirklichung meines Ideals. Sein Auge leuchtete so unbeschreiblich, so unsäglich klar und mild zu uns herüber; sein ganzes Wesen trug einen solchen Ausdruck von Hoheit und Würde, und wieder doch war etwas so Anmuthsvolles und Süßes darin, wie ich's in meinem ganzen Leben nur dießmal und nie wieder getroffen habe. — Wer mich zu ihm hingeführt, und wie ich auf seinen Schooß gekommen, weiß ich noch zur Stunde nicht, ich erinnere mich nur, daß ich mich dort sitzend fand, daß er einen Arm um mich geschlungen hielt, daß er segnend die andere Hand auf meinen Scheitel legte, und daß er zu mir hernieder schaute mit einem Blick, der wie goldener Sonnenschein um meine Seele floß. Ich wußte

damals nicht, was in meinem Herzen auf und nieder wogte. Es war ein Gefühl seltsam und groß und mild und lieblich, ein Gefühl wie kein Schimmer des Goldes, kein Glanz der Ehre, keine Entdeckung in der Wissenschaft, kein Zauberblick der Liebe je wieder in meinem Herzen auferwecket hat. Als der Unbekannte sich so zu mir herniederbeugte, mich anschauend mit den seltsam klaren Augen, da schwebte etwas über seine Züge, das wie eine Ahnung in meiner Seele zurückgeblieben, für das ich aber bis zur Stunde noch kein Wort gefunden. War's Mittleid, war's Liebe, war's ein Lächeln der Wehmuth oder Freude? Ich frage mich heute und weiß es nicht. — Vielleicht war's Alles zugleich — aber viel tausendmal edler und reiner, als wenn dieser Ausdruck auf einem andern Menschenangesichte erscheint. Vielleicht aber auch war es nichts von allem Dem. Ich weiß ja nur, daß mein Kinderherz dem Unbekannten entgegen flog, daß es ihm entgegen fliegen mußte, weil es eben nicht anders konnte! — O, daß es eine Farbe gäbe, das geheimnißvolle Etwas vor die Sinne hinzumalen, oder ein Wort, das den dunkeln Begriff erschöpfte!" — Giskar hielt einen Augenblick inne, wie überwältigt von der Macht seiner Erinnerung, dann fuhr er wieder zu reden fort: — „Nachdem der fremde Mann mich so angeschaut, daß ich mich unwillkürlich an seine Brust anschmiegen mußte und mein Herz im Uebermaaß des unbewußten Gefühles so mächtig in mir pochte, da erhob er wieder das herrliche Haupt. Sein Ausdruck wurde ernster, als da er mich angesehen, und er sprach zu den umstehenden Frauen und Männern, die sich scheu um ihn gesammelt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wenn ihr nicht werdet wie diese Kleinen, so könnt ihr nicht in den Himmel eingehen! — Wehe dem, der eines dieser Kinder ärgert: ihm wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und man versenkte ihn in die Tiefe des Meeres." — Ich verstand diese Worte wohl nicht, aber ich hob mein Auge zu ihm empor, der also gesprochen, und erbebte; denn sein Antlitz war so furchtbar ernst, wie ich noch keines Menschen Gesicht gesehen, und in seinem Auge flammte ein heiliger Eifer. Ich drückte mich noch fester an ihn, als ich ob einzig nur da Schutz finden könnte. — Endlich hob er mich sanft von seinem Schooße und stellte mich wieder auf die Erde, damit er andere Kinder segne. Ich kehrte dann mit meiner Mutter in unser stilles Haus zurück; sie wiederholte mir am gleichen Tage noch und an vielen andern Tagen, was der Mann gethan und gesprochen, erzählte, daß es Jesus von Nazareth sei, und daß ihn Viele aus ihrem Volke für den Messias oder Erlöser hielten, von dem die Prophezeiungen der Juden vielfach reden. Es waren auch Viele, die an ihn als an den Sohn ihres Gottes glaubten und die erwarteten, er werde ein großes Reich stiften, werde ihr Volk zu dem ersten der Erde erheben und ein großer Herrscher und König über sie werden. Bei all diesen Dingen, von denen

mir die Mutter und viele Andere Tag für Tag erzählten und die ich doch nicht recht verstand, schwoll mir dennoch das Herz. Der werde sich zum Könige emporschwingen und das müsse ihm herrlich stehen! dachte ich mir. Er habe die Gestalt dazu und die königliche Stirne und es werde nicht schwer halten, ihm zu gehorchen. Ich selbst wollte dann auch zu ihm hin und ihm dienen! — doch wenige Wochen nach dieser Begebenheit starb meine Mutter. Ich hatte bis zu ihren letzten Tagen in meiner Kindereinfalt nie bemerkt, daß sie krank war; sie aber mochte es wohl schon lange gefühlt haben; denn schon viele Wochen vorher hatte sie einem reisenden Kaufmanne aufgetragen, nach dem Bruder meines Vaters zu forschen, der dann wirklich zu guter Stunde eintraf und mich mit sich fort nahm. Von dort an wohnte ich mit ihm in der Wüste oder in der Umgegend der Wüste, und bin nur einmal wieder nach Jerusalem zurückgekehrt. Als ich aber nach dem Manne fragte, der meine Jugendphantasie ausgefüllt, da hieß es, der Neid der Priester habe ihn an's Kreuz geschlagen, und so endete die goldene Hoffnung auf ein neues Königreich!

„Ich kehrte still und getäuscht in meine Heimath zurück. Aber über die Täuschung hinaus bleibt mir der Zauber jener Erscheinung, die wie ein glänzendes Lichtbild auf dem dunkeln Hintergrunde meiner Kindheit steht. — Wie ist doch das Kindergemüth so glücklich in seiner traumseligen Einfalt, mit seinen unbestimmten, formlosen Hoffnungen, die dann hinausreichen bis in die spätesten Zeiten! Was auch die Vernunft dagegen spricht, die Blume sprießt immer wieder von neuem auf, und zur Stunde noch ist's mir oft, als müsse einst etwas kommen, welches das Begebniß aus meiner Kindheit erkläre oder vollende. — Armes Menschenherz!" — setzte Giskar dann schnell hinzu, gleichsam als bemitleide er sich selbst ob seiner eben ausgesprochenen Hoffnung. — „Armes Menschenherz, so mußt du dich am Scheine laben, selbst wenn du weißt, daß es nur Schein ist!"

Giskar schwieg. Die Flamme der Begeisterung, die während des Erzählens sein ganzes Wesen ergriffen und seine Wange mit einer hohen Röthe übermalet hatte, erlosch allgemach in dem Gedanken: daß die Wahrheit, nach welcher das Menschenherz dürste, nicht gefunden werden könne, und daß der Geist — der hinausstrebe über Raum und Zeit und der in seiner Sehnsucht nach Vollendung nach der Unendlichkeit hinweise — daß der Geist dennoch in engen, gemessenen Schranken sich bewegen müsse, innerhalb deren keine Vollkommenheit möglich sei.

Während Giskars Erzählung war die Nacht schnell ohne Dämmerung eingebrochen. Er erhob sich sammt seiner Umgebung, um in den Zelten Schutz gegen die ungesunde Nachtluft zu suchen. Er hatte nicht darnach gefragt, was seine Zuhörer von seiner Erzählung dachten, und sie hatten sich auch nicht weiter darüber ausgesprochen. Viele waren, während sie auf

Giskars Worte lauschten, von seiner eigenen Begeisterung hingerissen worden und sahen etwas Besonderes in der Begebenheit. Andern aber erschien sie nur einfach und alltäglich; in ihren Augen war es bloß Giskars grübelnder Sinn, der einen besonderen Zauber in der Kindererinnerung gesucht, um wieder einen neuen Gegenstand der Sehnsucht und Hoffnung sich zu verschaffen. Er habe von jeher einen unstäten, unruhigen Geist gehabt und habe immer nach Unmöglichem, Unerreichbarem gestrebt — sagten sie.

Die Jagd dauerte noch einige Wochen und war äußerst glücklich. Giskar redete nicht mehr von der Begebenheit; er schien sogar auszuweichen, wenn einer seiner Gefährten darauf anspielen wollte. So geschah es denn, daß bald Niemand mehr darauf zurückkam, und daß das Ganze nach und nach völlig in Vergessenheit gerieth; Giskar allein trug die Erinnerung treu und unauslöschlich in seinem Herzen herum wie früher.

Mit reicher Beute kehrten endlich die Wüstenjäger in ihre verborgene Heimatstadt zurück. Jeder trat wieder in den Kreis, den er auszufüllen gewohnt war, und that, wie er bisher gethan, oder that auch etwas anderes, das aber doch wieder hineinpaßte in die große Ordnung. Es fügte sich Ring um Ring an die Kette des Weltlaufes, und das Thun der Menschen schlang sich darum in Blüthen und Früchten gut oder bös, so wie es aus ihrem Herzen hervorgegangen. Und die Zeit streifte leise über die Wüste hin; ein Tag folgte dem andern nach wie vor, die Sternbilder zogen auf und nieder die Sonne führte die Jahreszeiten ihren angewiesenen Kreislauf herum, und so einförmig und still ging Alles her, daß man hätte vermeinen sollen, man müsse den leisen Flügelschlag der Zeit vorüberrauschen hören und die Stunden, wie sie hinüber schwebten in die Ewigkeit.

Wie nun wieder einmal die mühsam dem kargen Boden abgetrotzte Aerndte von Mais, Durrha und Gerste eingesammelt war, begab es sich, daß die Hirten, welche die zahlreichen Heerden der Stadt zu hüten hatten, von einem Streifzug in die Wüste zurückkamen und einen Mann mit sich brachten, den sie draußen allein und halb verschmachtet getroffen hatten. Er schien zu der Klasse der Armen und Dürftigen der Erde zu gehören; seine Kleidung wenigstens war schlicht und grob, und seine ganze äußere Erscheinung deutete auf Arbeit und strenges Leben. Wie er in der Wüste verunglückt und was überhaupt seine frühern Schicksale betraf, darüber wußte Niemand Auskunft zu geben; denn der Fremde befand sich immer noch in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit, die es unmöglich machte, irgend eine klare, zusammenhängende Antwort von ihm zu erhalten. Es wurde aber nicht ohne Wahrscheinlichkeit gemuthmaßt, der Sturm, der vor Kurzem durch die Wüste getobt, habe die Karavane, zu welcher der Unglückliche gehörte, von ihm getrennt und ihre Spuren verwischt, so daß er sie nicht mehr hatte finden können, oder vielleicht sei die Karavane selbst im Sande begraben worden. Es waren

viele Bewohner der Stadt herausgekommen, um den Fremdling zu sehen; als er aber gar so abgezehrt und mager vor ihnen lag, und sie nichts Außerordentliches an ihm bemerken konnten, nicht einmal etwas, das auf Besitz irdischer Güter hingedeutet hätte, da nahm das allgemeine Interesse schnell ab. Die Neugierde hatte keine Befriedigung gefunden; die Begebenheit wurde daher als unbedeutend bei Seite gelegt und vergessen. Nur Giskar war länger bei dem Kranken verweilt, war weggegangen und wieder zurückgekehrt und hatte endlich begehrt, man möge ihm denselben übergeben, damit er ihn in sein Haus aufnehme und dort verpflege, obwohl er sah, daß er da, wo er war, auch gut besorgt wurde. Man beeilte sich, Giskar's Wunsch zu erfüllen und den Unbekannten in sein Haus zu bringen.

Warum Giskar es also begehrte, warum überhaupt der fremde, unscheinbare Mann seine besondere Theilnahme gewonnen, darnach fragte Niemand, und Giskar selbst fragte sich auch nicht; er fühlte nur unklar, daß ihn etwas zum Unglücklichen hinziehe. Vielleicht war's eben nur sein Unglück und seine Verlassenheit, die ihn rühre, mochte Giskar denken und hierin traf er mit der Meinung der Menschen zusammen, die sagten, er habe ein weiches Herz, sei mildthätig und kenne die Kunst, Krankheiten zu heilen, das sei der Grund warum er sich der Armen und Leidenden annehme. Giskar verbrachte manche Stunde am Lager des Unglücklichen, belauschte seinen Athem und all die äußern Zeichen, die den Grad der Krankheit offenbarten. Er reichte ihm oft selbst die Heilgetränke, die er ihm bereitet, und mochte sich dabei hin und wieder heimlich wundern, daß nie, auch in den größten Leiden nicht, ein Wort der Klage über des Kranken brennende Lippe kam. Als dann das Uebel sich zum Bessern wandte, und die Kräfte des Fremden immer mehr zunahmen, da fragte er ihn, woher er komme und wohin er habe ziehen wollen, wie er in der Wüste verunglückt und dieses und jenes über seine Verhältnisse und über hundert andere Dinge. Und wenn Giskar früher schon viele Zeit bei seinem Schützlinge verbracht hatte, so blieb er jetzt vollends oft ganze Tage bei ihm, redete selbst wenig und horchte nur, was der fremde Mann erzählte. Dann aber ging er tiefsinniger und unruhiger von ihm, als er gekommen war, ritt für ganze Tage in die Wüste hinaus, oder ließ diese oder jene neue Arbeit auf seinen Feldern oder in seinem Hause beginnen und verließ dann plötzlich wieder Alles, um zu dem Kranken zurück zu kehren. Aber es geschah nicht selten, daß er an der Thüre seines Gemaches vorüberging und wiederkam, endlich eintrat, oft aber auch sich wieder ganz entfernte. Seine Sklaven wunderten sich ob der Vorliebe, welche ihr Herr zu dem geringen Manne gefaßt, und ob dem unstäten, unruhigen Wesen, das er in letzterer Zeit in seinem Thun und Handeln zeigte, vor allem aus aber wunderten sie sich ob dem geringen Manne selbst, dessen Aeußeres ihnen so unscheinbar vorgekommen, der aber, wenn er in der fremden, für sie unverständlichen Sprache zu Giskar

redete, ein so ganz anderes Aussehen bekam. Es entzündete sich in seinem kranken Auge eine auffallende Begeisterung und etwas wie hohe, reine Liebe; selbst bis in den Ton seiner Stimme hinein wurde die Veränderung fühlbar.

Endlich kam der Tag, wo der Fremde so weit hergestellt war, daß er sein Gemach und das Haus seines Wohlthäters verlassen konnte, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Als er heraustrat, saß Giskar unter der hohen Dattelpalme, die einen breiten Schatten auf die Schwelle seines Hauses warf. Er sah dem Fremdlinge mit einem seltsamen, beinahe ängstlichen Blicke nach, als er fortging; dieser aber zeigte ein frohes, ruhiges Gesicht. Nachdem er einige Schritte in die Straße gethan, wandte er sich noch einmal gegen Giskar zurück.

„Was fürchtest du?“ — sprach er mit sanftem Ernste. — „O Giskar! wie bist du so kurzsichtig in deiner Weisheit!“ — Nach diesen Worten wanderte er fort durch die Straßen der Stadt, in welchen zu eben der Stunde der Verkehr am lebhaftesten war. Viele erkannten ihn wieder als den in der Wüste verunglückten Mann; er hielt bei ihnen an und redete mit ihnen in ihrer Sprache und es mußte etwas Zündendes in seinen Worten sein, etwas, das wie ein electrischer Funke durch die Massen lief; denn so oft er eine Gruppe verließ, um seine Wanderung fortzusetzen, zeigte sich eine außerordentliche Bewegung bei den Zurückbleibenden. Der gewöhnliche Mann, der kurze Zeit vorher kaum für einige Augenblicke ihr Mitleid hatte erregen können, erschien jetzt plötzlich bedeutend, oder doch wenigstens auffallend und seltsam, und als er am andern Tage sich wieder auf dem öffentlichen Platze zeigte, da drängte sich bald eine Gruppe um ihn, an die sich immer neue Menschen anschlossen, so daß die horchende Menge von Minute zu Minute schwoll. Der unbekannte, schlichte Mann stand mitten unter ihnen, hochaufgerichtet die hagere Gestalt, das tiefliegende Auge erglänzend in heiligem Feuer, und von seinen Lippen strömten die Worte klar und einfach, so daß die Kinder und die Einfältigen des Volkes sie erfassen konnten, und doch wieder voll hoher Würde und Begeisterung, die den grübelnden Sinn der Weisen überraschte und mit sich fortriß. Er verkündete eine neue Lehre, eine Lehre des Trostes und der Hoffnung. Er predigte von einem Einen und einzigen Gotte, dreifach in der Person, Vater, Sohn und heil. Geist. Vom Vater redete er, der Himmel und Erde erschaffen, dessen Auge Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überschaue wie Ein Moment, der Alles geleitet von Anbeginn, die ganze Welt und jedes einzelne Menschenschicksal, und der endlich in seiner ewigen Huld und Güte seinen eigenen Sohn, Gott von Ewigkeit wie er, auf die Erde gesendet habe, daß er die Menschheit erlöse und aufrichte von dem tiefen Sündenfalle. Er predigte von dem Sohne, der in Knechtsgestalt unter den Kindern der Erde gewandelt, dessen Leben in Unschuld und Heiligkeit, in Armuth und Entsagung das herrlichste Vorbild

seiner Lehre geworden, der die Sündenlast der Menschheit auf sich genommen und sich selbst als Sühnopfer für sie am Kreuze hingegeben, auf daß die entsündigten Menschen den Blick wieder erheben dürften zum reinen Antlitze ihres Schöpfers. Er zeigte, wie der Mensch gewordene Gottessohn von seinem Volke verkannt und an's Kreuz geheftet, drei Tage vom Tod gefangen gehalten worden, aber nach dieser Frist glorreich auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei, um dort Jenen, die an ihn glaubten und nach der Vorschrift des Evangeliums lebten, eine herrliche Wohnung zu bereiten. Wie er dann von dort her seinen Aposteln und Jüngern den Geist der Wahrheit und der Gnade, der von Ewigkeit von Vater und Sohn ausgegangen, herabgesendet habe, damit sie von ihm erfüllt würden und hinausgingen in alle Welttheile und zu allen Völkern der Erde und ihnen das Heil verkündeten und die neue Lehre, in welcher allein Gnade und Erlösung sei. Mit hinreißender Beredsamkeit wies dann der Fremde auf jene Seligkeit hin, von welcher der Weltheiland gesprochen: „Kein Auge hat's gesehen, kein Ohr hat's gehört und in keines Menschen Herzen ist's noch gekommen, was mein Vater im Himmel Jenen bereitet hat, die ihn lieben.“ —

Es lag eine herrliche Verheißung in all diesen Worten. Die Armen und Geringen des Volkes erhoben ihren durch Mühsal und Elend gebeugten Nacken wieder empor und schauten mit einem Hoffnungsstrahl im Auge zum Himmel, wo sie zum Erstenmale eine Liebe gefunden, die auch über ihr geringes, verachtetes Dasein gewacht, eine Liebe, die ihnen einst all das Leid, das sie auf dieser Erde erduldet, mit ewiger Freude zu vergelten verhieß, vor deren Augen einst alles ausgeglichen sein würde: Armuth und Reichthum, Niedrigkeit und Hoheit; wo nichts in Anschlag kommen würde als der Wille und die That.

Giskar stand in dem dichtesten Gedränge des Volkes und lauschte hin nach den Worten des Christusjüngers, als ob er ihn heute zum Erstenmale sprechen höre, als ob die Lehre, die er vortrug, für ihn neu und seltsam wäre. Wie dann die Rede zu Ende war, und der schlichte Mann, der ohne irgend einen selbstischen Zweck aus einem andern Erdtheile herübergekommen, um einem unbekannten vergessenen Volke das Heil des Evangeliums zu bringen, wie er sich zurückgezogen hatte in die Stille seines abgesonderten Gemaches und die Menschenmenge sich schon zerstreut hatte, ging Giskar noch wie ein Träumender durch die Straßen und hörte nicht darauf, wenn er angeredet wurde. Endlich senkte sich die Nacht über die Erde, und ein Sclave kam, seinen Herrn zu bitten, er möchte doch in sein Haus eintreten und die Ruhe suchen. Giskar that schweigend, um was er gebeten wurde; er ließ den Dienst um seine Person in der gewohnten Ordnung geschehen, schien aber nicht darauf zu achten und sah auch nicht den tiefen Kummer, der sich auf den Gesichtern seiner Sclaven ob der seltsamen Stimmung ihres geliebten Herrn aussprach.

Als aber alles stille um ihn geworden und jeder Lärm des Hauses in Ruhe aufgegangen war, da litt es ihn nicht länger auf seinem Lager. Es wurde ihm zu enge in dem weiten Raum; er stand auf, warf sein Oberkleid über sich, ergriff die Lampe, die in der Hand eines weißen Marmorbildes ruhete, verließ das Gemach und stieg eine Treppe hinauf, bis dahin, wo der Nachthimmel durch eine Oeffnung hereinschaute, dann stellte er die Lampe auf eine Stufe und trat vollends heraus auf das flache Dach seines Hauses. Mit hastigen Schritten ging er einige Male zwischen den künstlich und mühsam gezogenen Blumen herum. Endlich blieb er stehen und erhob den Blick zum Himmel, der in unendlicher Ausdehnung sich über sein Haupt hinwölbte. Millionen und Millionen Sterne flimmerten da oben eingebrannt in die dunkle Bläue der Nacht. Tief am Horizonte nahmen die Sternbilder, die wir im Norden gerade über uns sehen, eine wunderbare Größe an, während dem Süden zu eine neue Schaar jener geheimnißvollen Himmelsfackeln heraufzog. Giskar blieb bewundernd stehen; er ließ das stille Licht der Nacht ihn umfließen, während sein scharfes Auge Sternbild um Sternbild herausfand. Er war tief eingedrungen in die geheimnißvolle Kunde der Himmelskörper und hatte den Lauf von vielen erforschet und gemessen.

„Ja es muß Einer sein, der diese Welten in den unermeßlichen Himmelsraum hineingehängt," sprach er endlich — „der ihnen ihre Bahnen angewiesen, auf welchen er sie hinführt in unwandelbarer Ordnung, so daß sie nach Jahrhunderten um keine Linie davon abgewichen sind — und es muß ein großer und herrlicher Gott sein, ein unendlich mächtiger und vollkommener! — Aber daß er sich wirklich um uns staubgeborene Menschen kümmere, daß er seinen eingebornen Sohn auf die Erde gesendet habe, damit er Mensch würde und für uns stürbe? — Sinnloser Widerspruch! Ein Gott und sterben!" — Giskar konnte es nicht fassen. Gottes Majestät schwebte ihm vor, aber sie schien ihm nicht vereinbar mit dem Schicksale dessen, der ihm als Sohn Gottes vorgestellt worden. Der Verheißene werde ein großer König sein, hatten die Schriften der Propheten geweissagt, Er aber, der Menschensohn, war als der Aermste und Niedrigste seines Volkes geboren worden; er hatte zwar gesprochen: „„Ich bin ein König, aber mein Reich ist nicht von dieser Welt!"" — doch wo war dieses Reich? Giskar verlor sich in seinen Grübeleien; dann aber hob er wiederum seinen Blick zum Himmel. Er dachte, welche Unzahl von Sternen da oben seien, deren Kreislauf er nicht kenne, deren Dasein er vielleicht nicht einmal ahne, und ein Gefühl von Scham überschlich sein Herz, daß er ihn, den unnahbaren Gott, hatte erforschen wollen, während er nicht einmal mit Gewißheit einen Ausspruch über jene Himmelsleuchten zu thun wagte. Entmuthigung und Trauer zogen wie düstere Schatten in Giskars Seele ein. Der Menschengeist erschien ihm klein und armselig, zusammengesetzt aus Sehnsucht und Unvermögen; er sah keinen Halt, wohin er sich

auch wandte, überall nur Abgrund und Abgrund! — So wie er bis zur Stunde gelebt, konnte er fürder nicht mehr leben, das fühlte er wohl. Es war ein Lichtschimmer in seine Seele gefallen, aber er hatte ihm nur auf einen Augenblick die trostlose Oede gezeigt, die da herrschte, dann war wieder alles in Finsterniß zurückgekehrt. Giskar hatte die Erinnerung an das Licht bewahrt, aber er konnte nicht zu ihm gelangen durch die Labyrinthe seiner Zweifel, und doch mußt' es anders werden; er mußte einen Ausweg finden, koste es, was es wolle — einen Ausweg der ihn zur Ruhe bringe. Doch nach welcher Seite er auch seine Gedanken wandte, klang immer nur der eine Ausspruch des Heilandes in seinen Ohren: „„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"" — Nach der Wahrheit und nach dem Leben in der Wahrheit hatte sich Giskar von seiner frühesten Jugend an gesehnt, aber — konnte er auf diesem Wege zu ihr gelangen? — Wie oft schon hatte er mit Sehnsucht und Begierde nach etwas gegriffen, hoffend, es würde ihm Befriedigung bringen, und er hatte nur Enttäuschung eingeärndtet. Was wartete seiner in dieser neuen Lehre? War sie nicht auch ein Trugbild, das lockt und reizt und nicht befriedigt? — Und auf wie viele Geheimnisse war er hier nicht gestoßen! Geheimnisse, die der Natur, die den Sinnen widerstreiten; die er nicht begreifen, nicht erfassen konnte und darum auch nicht glauben wollte. So eilte sein müdgehetzter Geist stets im Kreise herum und konnte zu keiner Ruhe kommen. — „O daß eine Morgenröthe hereinbräche in die Nacht meiner Seele!" — klagte er — „daß ich zur Klarheit gelangen könnte!" — Und noch einmal nahm er alle seine Geisteskräfte zusammen, um die Lehre, die Cleophas vor ihm entwickelt, in all' ihren Theilen zu prüfen. Dann durchging er abermals die Reihe seiner eigenen Erfahrungen und blieb endlich bei jener seltsam schönen Kindererinnerung stehen, die heute wie immer sein Herz mit dem gewohnten, unwiderstehlichen Zauber umfing.

„„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch! wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich!"" — hatte der unvergeßliche Mann gesprochen, und wie Schuppen fiel's plötzlich von Giskars Augen. — Dem einfältigen, unschuldsvollen Kindersinne müsse sich die Wahrheit erschließen — sagte er sich. Aber wo war bei ihm die Kindereinfalt, das Kindergemüth? — Es lag Alles weit hinter ihm und er konnte nicht zurückkehren; da hob er im Gefühle seiner Rathlosigkeit die Hände gegen den Sternen-Himmel. — „O Herr, laß mich wieder ein Kind werden! Gib mir ein Kindergemüth, gib mir den Glauben!" — rief er, und es war etwas tief Inbrünstiges, etwas heiß aus dem Herzen Quellendes in seinem Gebete.

Die Sterne zogen leise ihre Bahnen hin; die Blumen auf dem Dache hauchten ihre Wohlgerüche dem Nachthimmel entgegen; sie wiegten die farbigen Köpfe und neigten sich schmeichelnd über Giskars Haupt, das müde von den

tausendfachen Anstrengungen immer tiefer und tiefer auf seine Brust herabgesunken war und endlich, langsam seitwärts gleitend, auf die weiche Matte sich lehnte, die zwischen den Blumenbeeten ausgebreitet lag. Das Antlitz den Sternen zugewendet war Giskar eingeschlummert; die düstere Falte über seiner Stirne glättete sich immer mehr, der Leidenszug, der sich um seinen Mund gelegt hatte, verschwand, und immer lichter und lichter wurde es in dem schönen, und bleichen Gesichte. Der Engel des Traumes kam jetzt leise herangeschwebt und breitete seine gänzlenden Flügel über den Schlummernden hin. Es kam ihm vor, er sei wieder ein Kind geworden und spiele auf dem Mutterschooß und plötzlich, als er aufblickte, da war's nicht mehr die Mutter, die ihn auf ihren Knieen hielt, Er war es, Er, den er schon einmal in der Wirklichkeit gesehen, und der gleiche Blick von damals umfloß ihn wieder wie goldener Sonnenschein. Er drückte sich leise gegen die Brust des Menschensohnes und fühlte, wie in dieser Nähe die weite, klaffende Wunde seines eigenen Herzens leise zuheilte, und als die Wunde ganz geheilt und die Narbe verschwunden war, da schaute ihn der Weltheiland noch einmal an mit jenem tiefen, unvergeßlichen Blicke, dann erwachte Giskar. Sein Herz hing voll Jubel und Seligkeit; denn sein Angstschrei in der Noth war erhört worden; sein ungläubig forschender Sinn hatte sich zu einem einfältigen Kindergemüthe umgewandelt — und er glaubte!

Giskar erhob sich von der Erde und warf noch einmal den Blick um sich; er dachte, er habe noch nie eine so reine, herrliche Nacht gesehen! Dann stieg er die Treppe hinab, ergriff die Lampe, die noch auf den Stufen stand und ging leisen Schrittes durch mehrere Gemächer. Einige Sclaven, die sich erschreckt in die Höhe richteten, als er an ihren Lagern vorüberkam, legten sich auf seinen Wink wieder zur Ruhe, und Giskar eilte weiter, bis er endlich zum Gemache des Fremdlings kam. Dort trat er ein und näherte sich seinem Lager. Cleophas schlief fest und ruhig; der Schein der Lampe, der auf sein abgemagertes Gesicht fiel, schien ihn nicht zu stören. Giskar blieb einige Augenblicke vor dem Schlummernden stehen, ihn betrachtend in dem tiefen Frieden, der ihn umfing, dann legte er ihm seine Hand auf die Achsel. Cleophas erhob sich auf seinem Lager und blickte seinen Beschützer einen Moment unsicher an, als ob ihn der Schlummer noch gefangen hielte. „Was willst du von mir, Giskar, zu dieser Stunde der Ruhe?" — fragte er ihn endlich.

Giskar schwieg, seine Lippe zuckte nur unmerklich, dann aber beugte er sich über Cleophas hin und mit leiser, tiefer Stimme sagte er ihm nur die einen Worte: „Ich glaube!" —

Der Christusjünger faltete die Hände, erhob den Blick zum Himmel und sprach, während eine glänzende Thräne über seine blasse Wange herabrann: „O Herr! ich danke dir, daß du ihn gerufen hast bei seinem Namen, damit er dir diene und dich verherrliche in der Zeit und in der Ewigkeit.

Unerforschlich, aber anbetungswürdig, o Herr, sind die Wege deiner Barmherzigkeit, auf welcher du den Menschen herausführst aus der Nacht des Irrthums zur Quelle der wahren Erkenntniß, zur Quelle des ewigen Lichtes!" — Giskar war in die Kniee gesunken und betete leise. Eine unbekannte Seligkeit durchströmte sein ganzes Wesen; er gelobte, Christus anzuhangen fest und unwandelbar und all seine Kräfte seinem Dienste zu weihen. Cleophas wollte ihn gleich zur Stunde taufen, Giskar aber hielt ihn sanft zurück. — Er scheue sich nicht, — sprach er — seinen Glauben frei zu bekennen; er wolle öffentlich zur Gemeinschaft der Gläubigen übertreten, wolle seiner Vaterstadt zeigen, daß er hier in der Lehre des Evangeliums endlich gefunden, was er so lange vergebens gesucht! — Voll Bewunderung betrachtete der Apostel den hohen Muth des Neubekehrten, dieser aber setzte sich neben ihn auf sein Lager. Die Fesseln seines Herzens waren gesprengt, und was so lange in ihm gearbeitet, das kam zu Tag. Giskar durchging sein ganzes Leben, was er gethan, gut oder bös — was er gehofft, gesucht und erstrebt; er erzählte, wie er in letzterer Zeit gekämpft und gezweifelt, wie er zu keinem Frieden gekommen sei, bis endlich die Gnade gleich einem Strahl vom Himmel sich in sein Herz ergossen. Und wie er so sprach, jede Falte seines Innern offen vor Cleophas hinlegend, da schien der selbstbewußte Mann an Hingebung und Vertrauen einem Kinde gleichgekommen zu sein.

Als endlich die Morgenröthe einen fahlen Lichtstreifen durch die schmale Oeffnung an der Decke hereinsandte, erhob sich Giskar, um seiner Gemahlin die frohe Botschaft zu bringen und mit ihr das Glück dieser Stunde zu theilen. Er hieß sie aufstehen und ihre Dienerinen entfernen, damit er allein mit ihr sprechen könne. Eine ahnungsvolle Freude erfüllte ihr Herz bei diesem Befehle; denn es war lange her, daß er etwas Besonderes mit ihr geredet, ja er hatte sich in letzterer Zeit kaum mehr blicken lassen, war jeder ihrer Fragen ausgewichen und hatte stets ein zerstreutes, in unbekannten Grübeleien abgezogenes Gemüth mit sich gebracht. Jetzt aber stand er vor Hamanah mit einem Gesichte, auf welchem hoher Friede leuchtete, so wie sie es an ihm noch nie gesehen. Mit schüchternem, aber hoffnungsvollem Blicke schaute sie zu ihm empor, und als er immer noch lächelnd schwieg, da sagte sie: „O Giskar, es ist wohl etwas Freudiges, das du mir bringst. Ein klarer, milder Sonnenschein liegt auf deinem Gesichte, wie wenn nach einer langen Nacht die Morgensonne heraufzieht über die stille weite Wüste." —

„Sie ist heraufgezogen" entgegnete Giskar — „und es wird Tag! Und so nun der Tag hereinbricht, komme ich, dir die frohe Botschaft davon zu bringen, auf daß du dich der Sonne freuest, ohne — wie ich — das Wirrsal der Nacht empfunden zu haben." — Giskar setzte sich nun seiner Gemahlin gegenüber, bereitete sie vor auf das, was er ihr zu sagen hatte, und entwickelte ihr dann die ganze Lehre der Gnade und Erlösung. Hamanah lauschte

ihm mit geheimem Beben; ein neuer, unendlicher Horizont öffnete sich allmählig vor ihren Blicken, und ihre Seele folgte leise den Worten ihres Geliebten nach. Als er das herrliche Leben des Weltheilandes Jesus Christus vor ihren Augen aufgerollt, da warf sie sich zur Erde in Anbetung vor dem Gott der Christen. — „Das ist ein Gott der Liebe und Erbarmung, so wie kein Menschengedanke je einen ersonnen hat!“ — sprach sie — „O Giskar, laß uns ihn bekennen und ihm ganz allein angehören!“ —

Giskar stand vor ihr, sie betrachtend mit seinem tiefen, stillen Blicke. Er forderte sie auf, sich erst zu prüfen, bevor sie etwas beschließe. Die neue Lehre verlange große Opfer, sie verlange einen reinen, von allem Irdischen abgelösten Sinn, sie bezeichne die Erde als einen Ort des Kampfes und der Prüfung, wo die sündige Neigung des eigenen Herzens und die böse Lust der Welt bezwungen werden müsse. Und als Belohnung für diesen Kampf und Streit weise sie nur über's Grab hinaus nach einer Seligkeit, die wir nicht begreifen können. Und mehr als das: wer zur neuen Lehre sich bekenne, werde vielleicht um ihretwillen Verfolgung und Tod zu erleiden haben wie der große Gründer der Lehre selbst. Er habe es seinen Jüngern vorausgesagt, die Welt werde sie hassen und verfolgen wie ihn; denn der Knecht sei nicht größer als sein Meister! — Hamanah versank in tiefes Sinnen, endlich richtete sie ihr Haupt wieder empor zu ihrem Gatten. „Hast du mir nicht gesagt,“ — sprach sie — „Er habe die Sünden der Welt auf sich genommen und habe sich als Sühnopfer für die Menschen seinem himmlischen Vater hingegeben? — Wenn nun aber ein Gott die ewige Herrlichkeit verläßt und auf die Erde herabsteigt, um alle Leiden, welche die menschliche Natur ausstehen kann, zu erdulden aus Liebe zu eben diesen Menschen, die ihn so vielfach beleidigen, warum sollten nicht auch wir etwas für die ewige Gottheit zu erdulden vermögen?“ —

„Wenn aber“ — fuhr Giskar prüfend fort — „wenn, was der fremde Mann zu uns herübergebracht, nur eitle Täuschung enthielte, wenn er und sein Meister selbst nur feile, schlaue Betrüger gewesen wären?“ — Hamanah lächelte. — „Du hast mir ja selbst versichert, es sei kein Falsch in dem Manne, den du in dein Haus aufgenommen.“ —

„Wenn ich mich aber dennoch in ihm getäuscht hätte?“ — „Und dann“ — fuhr Hamanah fort — „dann hast du ja den Meister selbst gekannt und von allen Erinnerungen deines Lebens ist diese eine unauslöschlich in deinem Herzen zurückgeblieben.“ —

„Das Kinderherz“ — sprach Giskar — „nimmt leicht den Eindruck an, trägt ihn dann hinüber in das Alter, wo der Ernst des Lebens auf dem Menschen lastet, und dünkt ihm schön, weil er ihn zurückführt in die Zeit, wo keine Sorge war. — Du siehst, Hamanah, auch mein Kinderherz könnte mich täuschen!“ — Hamanah wiegte leise ihr Haupt. „Glaubst du, daß

ich dich liebe?" — fragte sie dann plötzlich. „Ja!" entgegnete Giskar überrascht von dieser Frage. „Wenn dem aber doch nicht so wäre?" —

„All' dein Thun und Reden verräth es mir." — „Wenn mein Thun und Reden aber doch anders wäre, als mein Herz?" —

„Deine Augen wenigstens können nicht lügen." — „Wenn sie aber dennoch lügten? — Ich habe sagen hören, es gebe Menschen, die sich so verstellen könnten, daß sie ein halbes Leben hindurch für gut gelten, während sie böse seien." — „Du wärst keiner solchen Verstellung fähig!" — „Gib mir den Beweis dafür." — Giskar lächelte. — „Ich kann es nicht; aber ich bin doch überzeugt davon." — „Du glaubst also an meine Liebe und glaubst ohne Beweise? Sieh', Giskar, so, gerade so glaube ich an das, was du mir heute erzählet. Die neue, große Lehre hat wundersam schnell mein ganzes Herz gewonnen; ich kann nicht sagen warum — aber nimm's nicht für Schwachheit, daß es so gekommen!" —

Giskar legte seine Hand auf ihren Scheitel; er gedachte der Worte des Heilandes, die er zu Thomas gesprochen: „„Selig die glauben, ohne gesehen zu haben."" — Er beneidete sie beinahe um ihre glaubensvolle Einfalt, die sie hinausgehoben über die Kämpfe, die während so langer Zeit sein eigenes Herz zerrissen hatten. „Es ist wohl um eures Glaubens, um eurer Demuth willen," — sprach er — „daß Gott euer schwaches Geschlecht in Gnade angesehen, daß er sogar Eine aus eurer Mitte zu seiner Mutter erhoben hat. Der Schimmer der Glorie aber, welcher die Reinste und Heiligste umgibt, wird von nun an über euch Alle hinleuchten!" — setzte Giskar hinzu, während eine tiefe Rührung sein Herz erfaßte.

Hamanah schaute zu ihm auf; ein Strahl der Freude beleuchtete ihr Gesicht, und wenn Giskar sie bis zu dieser Stunde treu und wahr geliebt, so überschlich ihn jetzt ein Gefühl von Achtung, beinahe von Ehrfurcht für sie, wie er bisher noch nie empfunden hatte. Sie war in seinen Augen groß geworden, seit die Mutter des Weltheilandes aus der Reihe ihres Geschlechtes hervorgegangen; er fühlte, daß auch in dieser Beziehung mit dem Christenthume eine neue Ordnung beginnen müsse, daß sich von dieser Stunde an das Weib aus der Erniedrigung und Versunkenheit, in welcher es bisher gewesen, erheben würde.

Nach einiger Zeit, während welcher der Jünger die Neubekehrten in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet hatte, wurden Giskar, seine Gattin und sein Knabe getauft. Die Bekehrung des weisen, hochgeschätzten Mannes machte tiefen Eindruck auf die Bewohner der Wüstenstadt; Viele, welche zuerst unschlüssig gewankt hatten, welche die Bande der Gewohnheit nicht zerreissen mochten, oder von Menschenfurcht gefangen gehalten waren, öffneten jetzt ihr Herz dem Heile und kehrten in den Weg ein, den Giskar vor ihnen muthvoll betreten. In Kurzem hatte sich eine christliche Gemeinde

gebildet. Die herrliche Blume des Glaubens sproßte aus dem dürren Sandboden der Wüste, entfaltete sich immer schöner und wundervoller und streute ihre Wohlgerüche um sich!

Und als nun der Christusjünger sein Werk begründet sah, nahm er Abschied von den Einwohnern der Wüstenstadt, die ihn so freundlich empfangen hatten. Arm wie er gekommen, ging er auch wieder weiter, nichts mit sich nehmend als seinen Wanderstab, seinen Feuereifer und sein festes Gottvertrauen. So trat er seine Reise durch die tückische Wüste an, um das Heil des Evangeliums andern libyschen Völkern zu bringen.

Giskar blieb zurück. Sein unstät irrender Sinn war zur Ruhe gekommen, die reine Lehre des Christenthums hatte die Oede seines Herzens ausgefüllt und ihm Befriedigung gegeben; sein heißer Durst nach Wissen und Begreifen des Unbegreiflichen war in der Quelle des Glaubens gelöscht worden, sein grübelnder Verstand hatte sich in völliger Hingebung an Gottes gütige Vorsicht beruhigt, und es herrschte ein Friede und eine tief innere Beglückung in seiner Seele, wie ein schwaches, gebrechliches Menschenherz sie nur immer empfinden kann. Oft zwar, wenn er auf seinem Dache saß, oder draußen bei der Zisterne unter der verwelkten Dattelpalme, oder weiter außen in der Wüste, sich dem Zuge seiner Gedanken hingab, und etwa die Fata Morgana ihr spuckhaftes Spiel trieb, da sah er wohl, wie düstere, unheildrohende Wolken am Horizonte seines Erdenglückes heraufzogen. Er ahnte — er sah voraus, daß eine Stunde schlagen müsse, an welcher er für seinen Glauben einzustehen haben würde. Giskar sah die Prüfung immer näher und näher rücken und fühlte hin und wieder, wie die menschliche Natur sich dagegen sträubte, aber mit unerschütterlichem Vertrauen wandte er sich in solchen Momenten zu Gott, der die Kraft der Schwachen ist, und himmlischer Trost träufelte in sein Herz hernieder. Giskar's Gedanken eilten dann hinaus über die Mühen und das Wirrsal des Lebens, hinaus über die gemessenen Grenzen der Endlichkeit; sein ahnungsvoller Geist that gleichsam einen Blick in das verhüllte Jenseits, wo eine ewige Gerechtigkeit das Thun der Menschen richtet, wo eine unbeschreibliche Seligkeit auf den Guten wartet und die Sehnsucht nach Vollkommenheit gestillt werden wird im Lichte der ewigen Wahrheit.

Und wie Giskar an Alles das dachte, da fühlte er sich frei selbst in den drückenden Ketten des Erdenlebens! Mit ruhiger Freudigkeit legte er sein Schicksal in Gottes Hand nieder. Er sah seinen Heiland und Erlöser vor sich wie damals, da er auf seinem Schooße geruht, von seinem Arme umschlossen und geschützt, und er fürchtete nichts mehr und bebte vor keinem Leide mehr zurück; denn das Kind der Wüste war ein Kind im Reiche Gottes geworden.

Die Gedanken.

Von Olga.

So wie die Quelle unversiegbar rinnt,
Und wie die Spinne künstlich Netze spinnt,
Wie emsig hin und her die Biene fliegt
Und sich im Kelche bunter Blüthen wiegt;
So ziehen sie, die wechselnden Gedanken
Dem Zephir gleich, unhaltbar, ohne Schranken
Hinaus in ungemessene weite Räume
Umfassend spielend Leben, Welten, Träume.

Schweifst immerhin umher im großen Reich
Des Seins, und suchet Nahrung dort für euch!
Doch seid mit Ernst dabei auf eurer Hut,
Daß ihr erfaßt was edel ist und gut.
Zieht hin! und kehret oft zur Heimath wieder,
Verkündet dann im Klange warmer Lieder:
Was ihr gegeben habt, und was gefunden,
Werth sei's, daß sich's vereinigt und verbunden.

Der Misanthrop.

Eine Skizze von Isabella Braun.

I.

Im Kurgarten eines kleinen Badeortes saßen eines Abends wie gewöhnlich die Gäste beisammen, welche keinen weiteren Ausflug in die Gegend unternommen hatten. Der Garten war auch so reizend gelegen, daß man von hier aus mit aller Bequemlichkeit die Natur genießen konnte. Keine Mauer, kein Gebäude, verdeckte zu zwei Seiten die Landschaft. Zur Linken zog sich die majestätische Gebirgskette hin, und nicht selten glühten die Bergeshäupter im letzten Sonnengruße, während die rechte Seite mit ihrem einzigen Berge sich in den Dämmermantel hüllte und träumerisch auf die Stadt herniederblickte. Die Jahreszeit und Witterung hielt die Gäste oft bis tief in die Nacht hinein hier versammelt, und nur die eigentlich Kranken flüchteten sich in ihre Zimmer.

Der heutige Abend gehörte zu denjenigen, wo die milden Lüfte wie von Blumenduft gewürzt umherschweben und sich gleich weichen Händen lindernd auf die heiße Stirne legen. Auf den Bergen brannten lichte Feuer, als

ob ihre Häupter von einem Diadem bekränzt seien. Der Anblick war so poetisch schön, daß man nicht begreifen konnte, wie so Viele die oberflächlichsten Reden tauschen mochten, statt zu lauschen auf die geheimnißvolle Sprache der Natur. Und gerade heute schallte ein helles Lachen, gleich manigfaltigen Glockentönen, durch den Garten. Von Zeit zu Zeit kehrten mehrere Gäste von den fernen Ausflügen zurück und gesellten sich erzählend zu dem Kreise, der sich immer bunter mischte. Inzwischen griff der Eine und Andere zu den Zeitungen, welche zerstreut umherlagen. Darunter befand sich auch die eben erschienene Kurliste der verflossenen Woche, denn es war ein Samstag. Eine ältliche Dame, jedoch voll Lebhaftigkeit und eine Art „Bademutter" — hielt diese nun eben in der Hand. Sie erhob sogleich das Auge wieder vom Blatte, sah im Kreise umher und fragte: „Kennt Jemand einen gewissen Herrn von Bergmann, welcher bereits am Montag angekommen sein soll? Ich habe ihn noch nicht zu Gesicht bekommen und auch seinen Namen noch gar nicht gehört."

„O, da kann ich Ihnen Auskunft geben, meine Gnädige!" — sagte ein junger Offizier, der Alles wußte und also jederzeit untrügliche Auskunft geben konnte. „Es ist ein hochgestellter Beamter, ein reicher Kauz, — ein Hagestolz, ein Sonderling, ein Misanthrop —

„Halten Sie ein" — riefen mehrere Damen, welche die kleinen Hände vor die Ohren drückten; — „Sie erschrecken uns ja völlig mit dem neuen Kurgaste!"

„Nun, so arg ist es nicht, meine verehrten Damen" — sagte der junge Mann, — und indem er sich zu einer der Schweigsamern wandte, fuhr er fort: „Erinnern Sie sich nicht, Fräulein Emma, daß ich Sie gestern bei unserer Morgenpromenade in den Gradirhäusern auf einen Fremden aufmerksam machte? Dieser ist es." —

Ueber des Mädchens Gesicht zog sich augenblicklich der lichte Strahl, den ein aufblitzender Gedanke hervorzubringen pflegt, und sie rief: „Freilich, freilich erinnere ich mich des sonderbaren Menschen!" — „Nun, wie sieht er denn aus?" — fragten mehrere Stimmen auf einmal. „Erprobe dein Talent, eine treffende Beschreibung zu liefern."

Emma kam sich ganz wichtig vor und begann: — „Nun, dieser Herr Bergmann, oder wie er heißt, steht in den schönsten Mannesjahren, obgleich das Wort „schön" wahrlich auf ihn nicht angewendet werden kann. Sein Teint ist wie mit Thran überzogen, und gibt seinem kurzen, breiten Gesichte, an das sich die schwarzen Haare dünn und glatt legen, weniger ein krankes, als vielmehr ein höchst grämliches Aussehen. Dabei hat er einen schiebenden Gang, hält die beiden Hände stets unter den Rockschößen, schaut entweder unverwandt auf den Boden oder auf die Berge, beachtet Niemand, grüßt Niemand und scheint mit Gott, mit sich und der ganzen Welt zerfallen zu

sein. Wir zählten gestern seine Gänge in den Gradirhäusern, weßwegen wir uns selbst versäumten und ich von der Mama einen Verweis bekam: er schritt genau sechsmal hinauf und sechsmal hinab, und das soll er, wie mein Begleiter behauptet, unveränderlich täglich so halten. Dann lenkte er in die Seitengasse und verschwand in dem letzten, einsamen Hause, nahe am Strome, das uns immer schon so verlassen vorkam." —

Emma hatte geendet. Die Freundinen neckten sie um ihrer genauen Aufmerksamkeit wegen; der Misanthrop, wie er genannt wurde, bildete für den Rest des Abends den Gesprächsgegenstand. Schließlich gestaltete sich eine vollkommene Verschwörung, entweder denselben gründlich zu bekehren, oder sich an ihm für seine ungalante Menschenfeindlichkeit zu rächen. Ein Feldzugsplan wurde entworfen und dem jungen Offiziere die Aufgabe gestellt, denselben einzuleiten.

Der Zufall schien diesem Plane günstig zu sein, denn am andern Tage hatte sich die Mittagstafel um ein Gedeck vermehrt, und der neue Kurgast setzte sich stillschweigend vor dasselbe. Aber gleich nach dem Essen nahm er seinen Hut, ging unter die kühlen Gradirhäuser, schritt sechsmal daselbst auf und ab — und lenkte in das beschriebene Gäßchen und in das einsame Haus. — Aber er kam von jenem Tage an regelmäßig zum Mittagstische. Der junge Offizier hatte an seiner Seite Platz genommen und es gelang ihm leicht, den stillen Mann in ein ernstes Gespräch zu verwickeln, wobei derselbe nicht nur viel Geist, sondern sogar eine äußerst schöne Ausdrucksweise bewies. Auf alle ernsten Fragen der Zeitverhältnisse ging er mit regem Interesse ein, verstummte aber augenblicklich, sobald das Gespräch allgemein wurde, oder in Gesellschaftsneuigkeiten abschweifte. Aber auch der interessanteste Gegenstand vermochte nicht, ihn über die Zeit festzuhalten; er brauchte gar nicht auf die Uhr zu schauen, er mußte sie im Kopfe oder im Herzen picken hören, — denn fast mit der Minute stand er regelmäßig auf, um seinen gewöhnlichen Gang anzutreten.

Allmählig, nachdem der Mann im Kreise bekannter geworden, — rückte man mit dem Feldzugsplane hervor. Zuerst wurde er eingeladen, an einer großen Vergnügungspartie im Gesellschaftswagen Theil zu nehmen. Höflich lehnte er die Einladung ab, gab aber keinen Grund an. Nun rückte man auf jede mögliche Weise auf ihn ein; Anfangs lächelte er verneinend, dann hörte er müde zu und dankte stumm; hierauf wurde sein Lächeln spöttisch; endlich dankte er trocken, bestimmt, fast rauh — und am andern Tag blieb sein Gedecke unbenützt — er kam nicht mehr zum Mittagstische, aber er wandelte wie früher, Morgens und nach Tisch sechsmal in den Gradirhäusern in gewöhnlicher Weise auf und ab.

Nun war erklärte Feindschaft zwischen ihm und der ganzen Badegesellschaft eingetreten. Zu den Worten: „Misanthrop, Hagestolz, Sonderling"

— gesellten sich noch andere und es war endlich ausgemacht, daß er nebst Allem ein Geizhals sei. Mehrere Tage hindurch bildete er den Gegenstand des Gespräches, wurde bespöttelt und verhöhnt und endlich — nach kurzer Zeit — gänzlich vergessen. —

II.

In einem engen Zimmer des bereits bezeichneten Hauses stand ein Bett, und darin lag ein Jüngling. Er mochte achtzehn Lebensjahre zählen; aber die Krankheit hatte des Todes Vorarbeit gethan und mit ihrer Sense die frühen Blüthen abgemäht; Stunde für Stunde, Tag für Tag fiel eine neue, und nun begann auch bereits die innere Blüthe der Hoffnung und Zuversicht zu welken, welche in den Jugendtagen so fest gewurzelt im Herzen stehen. Der Jüngling sah mißmuthig aus und legte das in Fieberhitze brennende Haupt von einer Seite zur andern. Dann horchte er auf das Picken der Uhr, und obgleich sie regelmäßig ging, schien ihm die Zeit zu schleichen. Zunächst seinem Lager saß eine Frau, — des Kranken Mutter — denn nur ein Mutter-Auge hat solche Blicke der Liebe und Sorge, wie sie auf den Jüngling fielen, und nur ein Mutterauge besitzt den wunderbaren Uebergang von tiefster Bekümmerniß zur tröstenden Zuversicht, wenn des Kranken forschender Blick nach demselben schaut. Der Kummer und die vielen Nachtwachen hatten deren Wangen farblos gemacht und die unzähligen heimlichen Thränen hatten Furchen auf derselben gebahnt. Seit mehreren Wochen bewohnten die Beiden dieses entfernt und einsam liegende Haus. Sie hofften ein Bethseda zu finden, aber von Tag zu Tag ging es dem Kranken übler. Anfangs konnte er noch auf den Arm der Mutter gestützt ins Kurhaus wandeln; dann beschränkten sich die Gänge in das Hausgärtchen; endlich war der kleine Zimmerraum selbst zu weit für die Kräfte des Jünglings, und das Bett hielt ihn gefesselt. —

Wie schon erwähnt, horchte der Kranke ungeduldig auf das Picken der Uhr und hatte die Mutter bereits dreimal nach einander um die Zeit gefragt; nun legte er das Haupt in die Kissen, als wolle er weder mit Auge noch Ohr den schleichenden Minuten folgen. Jetzt drehte sich leise, fast unhörbar die Thürschnalle, und herein schlich unser Bekannter vom Kurhause — der Misanthrop. — Der Kranke hatte aber den Eintretenden doch gehört; er richtete den Kopf in die Höhe, er streckte die abgemagerte Hand aus und lächelte: „so spät!“ —

Aber keiner der Badegäste hätte in diesem Augenblicke in dem Eintretenden den Misanthropen erkannt; das ganze Gesicht, der ganze Mensch schien umgewandelt, wie eine abgedorrte Herbstwiese, wenn die Sonne drauf lächelt; wie die gelben Blätter des Baumes, wenn sie darin spielt; wie der schäumende Bach, wenn er in ihrem Lichte farbenreich glänzt. Ueberall in der Natur ist es die Sonne, welche diese verschönernde Macht übt; im Men-

schenherzen aber ist es die Liebe, welche dieselben Wunder der Schönheit hervorbringt. Auch unser Misanthrop war auf diese Weise schön geworden, denn Nächstenliebe hatte sich auf seinen Augen und auf seinen Mund gelagert, als er sich dem Krankenbette näherte und die einsame Mutter grüßte.

Jetzt rückte er einen Stuhl zu dem Kranken und erzählte vom schönen Sommertage, vom goldnen Sonnenschein, vom blauen Himmel mit den Silberwölkchen, von den tanzenden Mückchen, von dem kühlenden Lüftchen und von allen Herrlichkeiten der Natur, daß der Kranke sich darnach sehnte. O, diese Sehnsucht war doch noch besser als die Apathie, welche ihn oft niederbeugte; es war gleichsam ein Pulsschlag des Lebens. Da neigte sich des Mannes Haupt zum Jünglinge, und er sprach: „Wir wollen das Fenster öffnen, Alfred; wir wollen das Sopha dahinrücken und ich will Sie darauf betten; die Luft wird Ihnen Stärkung bringen. Sie haben von dort aus einen freien Blick auf die Berge, auf den blauen Himmel und auf die grünen, lachenden Wiesen.“ —

Alfreds Gesicht leuchtete freudig, während die Vorbereitungen getroffen wurden, und jetzt hüllt der Mann den kranken Jüngling in die schützenden Decken und trägt ihn, als ob er ein kleines Kind sei, auf das sorglich bereitete Lager. Wie der Kranke so selig die milde Luft einathmet und die Landschaft überblickt, klärten sich auch die beiden Gesichter seiner Wärter immer mehr, denn seine Freude war ihre Freude. „Erzählen Sie mir von den Bergen. Ich freute mich so sehr, einen zu besteigen; doch das muß ich mir wohl aufs nächste Jahr versparen!“ sagte Albert seufzend. Und dann fuhr er fort: „Aber das muß sehr beschwerlich sein! Es kommt mir so steil vor, daß ich nicht begreifen kann, wie man hier einen Fuß anzusetzen vermag.“ —

Sein Freund entgegnete milde lächelnd: „Hier trügt auch oftmals der Schein, lieber Alfred. Manche Berge erheben sich vor dem Blicke im frischen Grün der Tannen und Lärchen sanft empor. Man traut ihrem Aeußern und steigt hinan ohne Furcht und Führer. Plötzlich gähnt eine tiefe, finstere Schlucht vor unsere Augen; ein weit aufgesperrter Abgrund droht uns zu verschlingen; ein unvorsichtiger Tritt, ein unbewachter Blick — und man stürzt in die schwarze Tiefe inmitten der vertrauenden Hingabe. Dort hingegen ragt ein Fels schroff in die Höhe; sein Aeußeres ist kalt und poesielos; die Natur hat ihn vernachläßigt, als sie Gräser und Blumen spendete. Kein schlängelnder Fußpfad ladet zu den verborgenen Geheimnissen seiner innern Welt. Und doch ist diese voll der heimlichsten, trautesten Plätze; voll grüner, üppiger Hochmatten mit stillem Frieden, voll heilender, duftiger Kräuter; voll Quellen und lachendem Sonnenscheine.“ —

Der Mann schwieg und schaute, wie in Gedanken verloren vor sich hin. Dachte er vielleicht, wie die Menschen vielfach diesen Bergen gleichen? Dachte er an die eigne Verhöhnung, die er erduldet hatte? — Der Kranke

dachte nichts dieser Art; ihm war der Mann nie düster, nie schroff, nie kalt und häßlich erschienen. Er sah auf dessen freundliches Gesicht, das von Liebe glänzte; er horchte auf seine Rede, die von Güte zeugte, — in Beiden fand er Trost und Erquickung in mancher Leidensstunde. Des Mannes Unterhaltung ersetzte ihm gleichsam die eigne fehlende Kraft. Dessen lebhafte Schilderungen der reizenden Gegend zauberten dem Kranken all die herrlichen Bilder vor und seine Fantasie malte dann die Konturen farbenreich aus. Wie ein Blinder auf solche Schilderungen lauscht und damit seine innere Welt bereichert, horchte der Jüngling auf seinen älteren Freund und dieser wurde nie müde, ihm zu erzählen. Er verstand es auch gar so gut, denn er hatte selber Alles nicht nur mit dem Auge, sondern mit der Seele betrachtet. Es duftete in seiner Schilderung von Alpenblumen und Kräutern; man fühlte die kühle Luft über die heiße Stirne ziehen, man hörte die Wasserfälle rauschen und die versteckten Quellen plätschern, man sah die Sonne am blauen Himmel glänzen und sah die ernsten, dunklen Schatten am Bergeshange. Alles war voll Leben und Alles redete auch die Sprache der Natur, welche den Schöpfer preist und das Herz mächtig emporzieht zu diesem guten Vater. So wurden des Mannes Schilderungen zu einer Krankenpredigt, und des Jünglings Gemüth übergab sich vertrauungsvoll Dem, der selbst die seelenlose Natur mit Vatergüte pflegt.

Auf diese Weise erheiterte sich unzählige Male des Jünglings Sinn und richtete sich auf bei den freundlichen Worten des Mannes. Dieser aber fand darin Ersatz für alle Opfer, die er dem Kranken brachte; denn er widmete ihm, außer seiner eignen Kurzeit, jede Stunde; er wußte, wie sehnsüchtig ein leidendes Menschenkind auf sein Kommen harrte und wie er der armen Mutter zum Troste ward. —

Der warme Sonnenschein hatte dem Kranken so wohl gethan, daß ein leises Roth seine bleichen Wangen färbte. In dem Auge der Mutter glänzte ein Schimmer der Hoffnung, denn sie ist so gerne die Begleiterin der Liebe. Endlich war Alfred müde; das Fenster wurde geschlossen; der Kranke auf sein Lager zurückgetragen und bald darauf verfiel er in einen tiefen Schlummer. Der Mann ging nun leise aus dem Zimmer in sein eigenes und die Mutter folgte ihm, vielleicht um einige Trostesworte zu hören. Aber der Mann hatte keinen andern Trost, als die Worte: „Gottes Wille ist immer das Beste, von Allem was geschehen kann.“ — Da fiel eine heiße Thräne aus dem Auge der Mutter zur Erde und sie sprach: „Ja! seine Barmherzigkeit ist groß, selbst im höchsten Unglücke; sie hat sich reichlich an uns gezeigt, indem er Sie uns zuschickte, der uns beisteht wie ein Verwandter, und sind wir Ihnen doch nichts, als fremde Leute.“ —

Da zuckte es um des Mannes Lippen wie tiefe Wehmuth, und er sprach: „Fremde Leute! Ist ein Mensch auf der Welt dem andern ein Fremder?

Sind wir nicht Alle aus demselben Thon geformt, von demselben Geiste belebt, zu derselben Bestimmung erkoren? — Und doch „fremde Leute?“ Sind wir nicht alle Glieder einer großen Kette, die vom Himmel bis zur Erde reicht und den ganzen Erdkreis umschlingt? — Ein Glied wirkt unbewußt auf das andere; — die Worte und Thaten des Einen kreisen gleich dem Blutstropfen des Leibes durch die Generationen in wunderbarer Wechselwirkung, — und das sollen sich „fremde Leute“ sein? Gottes ewige Liebe schuf die Millionen. Von seiner Liebe strömt das Bedürfniß der Liebe durch die Menschen. So ist es ursprünglich. Wissen die Kinder etwas von „fremden Leuten?“ Tragen sie nicht Jedem ein vertrauendes, warmes Herz entgegen, bis der kalte Hauch der Welt es berührt und diese ursprüngliche Liebe einschränkt? Aber die Religion kennt sie noch, und tauft sie mit dem Namen „Nächstenliebe“. Für sie gibt es keine „fremde Leute“; — für sie gibt es nur Brüder und Schwestern, für sie ist Lieblosigkeit — Unnatur.“ —

Der Mann hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort:

„Freilich, der Wassertropfen rinnt mit tausend andern, die ihm gleich sind, ins Meer und kümmert sich nicht um dieselben; — die Blume steht neben ihrem Abbilde und weint nicht, wenn ein rauher Wind dasselbe knickt; der Fels regt sich nicht im Mitgefühle, wenn ein Stück sich ablöst und in die Tiefe stürzt: — aber Tropfe, Blume, Stein — sie haben kein Herz und keine Seele wie das Menschenkind; nur die Herzen und Seelen leiden und freuen sich mit einander.“ —

Der edle Mann schwieg, aber er drückte der trauernden Mutter warm die Hand, ging in sein Zimmer, um zu ruhen und in der Nacht saß er wachend vor des Jünglings Lager, vor dem er mit der Mutter abwechselte, und belauschte jeden Athemzug des Kranken. —

III.

Vier Wochen — die Zeit der Badekur für den Einzelnen — waren verstrichen. Sechs Wochen — die Zeit der Nachkur, wo man Ausflüge in die reizende Umgegend unternimmt, — gleichfalls. Immer noch ging der einsame Mann Tag für Tag in den Gradirhäusern, und kein noch so reizender Punkt in der Gebirgsnatur schien ihn zu verlocken.

Da läutete es eines Tages in der Friedhofskirche. Ein offenes Grab öffnete den schwarzen Grund; dann kam der Geistliche mit der Todtenbahre; dann ganz einsam der fremde Mann, und ihm folgte keine Seele. Der darinnen lag, war aber der Jüngling jenes stillen, abgelegenen Hauses, war Alfred. Als man ihn einsenkte, und die Schollen auf den Sarg polterten, schlich sich eine große Thräne aus des Mannes Auge und mischte sich mit dem Weihwasser in die schwarze Erdendecke. Dann ging er wieder gesenkten Hauptes von dannen und Tags darauf wandelte er wie gewöhnlich in den Gradirhäusern sechsmal auf und ab.

Am anderen Tage waren in der Kirche viele Lichter angezündet; es läutete wieder ernst und dumpf, als hätte das harte Erz der Glocken ein menschliches Mitgefühl. Ein Wagen fuhr daher, der stille Mann stieg zuerst aus und hob eine in tiefe Trauer gehüllte Dame herab. Sanft, wie man ein schwaches Kind leitet, führte er sie an der Hand, und als sie im Mutterschmerze wankte und stöhnte, stützte er sie mit dem Arme und brachte sie in die Kirche. Als Alles vorüber war, geschah dasselbe, und dann rollte der Wagen mit den Beiden zu dem bekannten Hause; des andern Tages aber führte er die einsame Mutter allein fort in die ferne Heimat. Wieder ging der fremde Mann in den Gradirhäusern, aber zum letzten Male, in der Nacht fuhr er still ab, wie er gekommen.

Als der seltsame Mann vom Bade fort war, sprach man wieder von ihm, und das erstorbene Interesse erwachte von Neuem. Der Arzt erzählte von jener Mutter mit dem sterbenden Sohne, von deren gänzlicher Verlassenheit, und wie dann der landfremde Mann Tage und Nächte dem Jünglinge geopfert und ihn gepflegt habe; wie er nie von den Beiden gewichen sei, als um die eigne Kur zu gebrauchen; wie sanft und freundlich er mit dem Kranken gesprochen, ihn ermuntert und ermuthigt habe; wie seine glänzende Schilderung der Gegend des Jünglings Freude gewesen sei, daß er selbst Alles zu schauen meinte; und endlich, wie er der Mutter verzagendes Gemüth zu Gott empor gerichtet habe und wie ein Bruder ihr beigestanden sei — und doch war er nicht einmal ein Verwandter oder Bekannter — war — ein fremder Mann. —

So erzählte der Arzt von dem verhöhnten Sonderling, dem Hagestolz, dem Misanthropen, dem Menschenfeind, wie man ihn genannt hatte. — O, die Menschenliebe glüht oft verborgen im Herzen, wo man sie am wenigsten ahnt; wenn aber ein Unglücksturm in die Glut bläst, dann lodert sie auf in hellen Flammen und schlägt empor mit goldnem Lichte zum Himmel. Aber die Menschen achten nicht auf stille Leute. —

So wallt durchs Erdenleben
Gar mancher Erdensohn,
Dem Menschenzungen geben
Nur kalten Spott und Hohn.

Weil ihn kein eitler Schimmer,
Kein falscher Tand verklärt,
So meint man, er sei nimmer
Der Lieb' und Achtung werth;

Und weil an seinem Wesen
Manch rauhes Zeichen klebt,
Ist er zur Schmach erlesen
So lang er wirkt und lebt.

Denn ob in Geist und Herzen
Erglänz' ein Wunderlicht,
Verborgen nur durch Schmerzen —
Das frägt die Menge nicht!

Und ob sein stilles Leben
Auch reich an Liebe sei,
Ob rein und gut sein Streben,
Das ist ihr einerlei!

Denn o, hinabzusteigen
Zum inneren Gezelt,
Zum stillen Sein sich neigen
Ist ja nicht Brauch der Welt! —

Der Rosenkranz.

Von *.

Zwei in der Stadt wohnende Damen beabsichtigten, einen milden Oktobertag zu einem weiten Ausfluge in die Umgegend zu benützen; da aber ein unvorhergesehenes Hinderniß die Ausführung ihres Wunsches vereitelte, so unternahmen sie nur eine kurze Spazierfahrt zu einem nahen, freundlich gelegenen Dorfe. Dort angelangt, verließen sie den Wagen, um den Heimweg zu Fuß zurückzulegen. Sie wanderten nun auf einem schmalen Fußpfade, der von beiden Seiten von schlanken Pappeln begrenzt ist. Zur Linken erblickten sie einen jähen, mit Zeitlosen geschmückten Wiesenabhang; zur Rechten einen reißenden Gebirgsstrom, auf welchem eine Masse mannigfach gefärbter Blätter in unaufhaltsamer Eile abwärts schwamm. — Lange schauten sie in den schäumenden Fluß hinab und sahen mit stiller Wehmuth den bunten, fliehenden Blättern nach. Der Anblick versenkte sie in eine ernste Betrachtung, denn in jenem dahinscheidenden Strome fanden sie ein Bild der erinnerungsreichen Vergangenheit, die grünen Blätter mahnten sie an gehegte Hoffnungen, die gelben an bittere Enttäuschungen, die rothen an unvergeßliche Beweise reiner Liebe, die braunen an jene vielen, für den Himmel verlorenen Augenblicke, Stunden und Tage. —

Endlich setzten die Damen ihren Weg schweigend fort und standen eben im Begriffe, eine kleine Brücke zu überschreiten, als sie von Ferne eine auf dem Stabe gestützte Arme erblickten, die, wie es schien, sehnlich wünschte, mit ihnen zu sprechen. Allsogleich hielten sie ihre Schritte inne und harten nun der kranken, sich mühsam nahenden Frau, die einen jammervollen Anblick darbot. — Ihr siecher Körper war in ein unreinliches, schadhaftes Kleid gehüllt, während ein altes seidenes Halstuch um ihren Hals geknüpft war; die

Arme trug ferner eine zerrissene, in bunter Seide schimmernde Schürze von einer Farbe, die durch die Sonnenstrahlen sehr gebleicht war. Um ihr ovales, einst gewiß schönes Gesicht flatterten kurze, lose Haare, in welchen der Wind spielte; die braunen, ehedem gewiß ausdrucksvollen Augen starrten unheimlich umher; ihre edel geformte Nase, wie ihr schöner, noch mit prächtigen Zähnen geschmückter Mund verzerrte sich gräßlich, als sie mit großer Anstrengung folgende Worte undeutlich hervorbrachte: „Ich bitte um ein Almosen! denn seit mich vergangenes Jahr der Schlag rührte, wodurch meine ganze linke Seite gelähmt ward, befinde ich mich in einer gräßlichen Lage, in der ich jegliche Pflege entbehre, welche mir nicht mein ältestes Kind, ein sechsjähriger Knabe zu leisten vermag. O laßt mich nicht vergebens bitten, sondern Erbarmung finden!" so flehte die Arme, während heiße Thränen die abgemagerte Wange herabfloßen.

Obgleich von herzlichem Mitleid ergriffen, schien es doch den Damen, es sei ihre Pflicht, erst vor dem Spenden eines Almosens die Lage der Bedürftigen zu erforschen. Nach einigen theilnehmenden, an die Leidende gerichteten Worten schieden sie mit schwerem Herzen von einander.

Am kommenden Tage wurden Erkundigungen eingezogen, die folgendes trauriges Ergebniß brachten. Eleonore Th., aus Italien gebürtig, stammte von deutschen Eltern her, die frühzeitig starben, nachdem sie im fremden Lande ein sehr unstetes Leben geführt hatten. Als arme Doppelwaise in's heimatliche Dorf zurückgesandt, wurde bald Eleonore, zur blühenden Jungfrau herangereift, die Zierde desselben, aber das Mädchen legte leider zu großen Werth darauf und gab sich sehr dem verderblichen Hange zur Putzsucht hin. Von der Schönheit der 18jährigen Eleonora geblendet, führte sie ein junger, arbeitsamer Taglöhner zum Altare. Doch es dauerte nicht lange, so bereute er schon die getroffene Wahl, denn er vermißte an ihr die stillen Tugenden der Hausfrau, und als ihre Ehe später mit Kindern gesegnet ward, vernachlässigte sie auch an ihnen die Pflichten einer guten Mutter. Die Kleinen, frühzeitig zum Betteln angehalten, wurden leiblich und geistig verwahrlost. Die Frucht ihres Bettelns verwendete Eleonore für schöne Kleider, aber, wenn das heimgebrachte Geld hiezu nicht ausreichte, verfiel sie in die Versuchung zu stehlen. Am Anfange bekämpfte sie dieselbe, aber es dauerte nicht lang, so unterlag sie derselben. Da ihre ersten Entwendungsversuche geheim geblieben, so fuhr sie in denselben unerschrocken fort, bis endlich alle ihre Diebstähle entdeckt und sie in's Strafarbeitshaus verurtheilt ward. Man denke sich den Schmerz, ja die Bestürzung ihres Mannes der von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte, da seine tägliche Arbeit ihn den größten Theil des Tages außer Haus beschäftigt hatte. Nach überstandener Strafzeit kehrte die unglückliche Frau wieder heim; aber obgleich sie nicht mehr zu stehlen wagte, so war doch ihr Betragen keineswegs empfehlenswerth.

Diese Mittheilung betrübte die Damen tief, die einsahen, daß sie der armen Frau durch eine Geldspende statt zu nützen, schaden würden. Doch, da sie in ihrem Herzen den Wunsch, ja den innigen Drang fühlten, ihr wenigstens ein Werk der Liebe zu erweisen, so ließen sie Eleonore befragen, ob ein Rosenkranz sie erfreuen würde, und daß die Unglückliche denselben dankbar annahm, dieß sahen die Damen schon als ein gutes Zeichen an. — Der Winter war verflossen, und die Erde, vom Leichentuche befreit, begann wieder zu grünen und sich mit lieblichen Veilchen und Schlüsselblumen zu schmücken, als die Damen abermals einen Spaziergang nach jenem freundlichen, bereits erwähnten Dorfe unternahmen. An derselben Stelle trafen sie wieder die kranke Eleonore, deren Jammergestalt einen schmerzlichen Gegensatz zur wiedererwachten Natur bildete. — Man denke sich die angenehme Ueberraschung der Damen, als Eleonore, statt abermals um Almosen zu bitten, den herzlichen Dank für den erhaltenen Rosenkranz erneuerte und denselben mit der Versicherung herzeigte, ihn täglich zu beten, wobei ihr wundes Herz Erleichterung fände. Die Damen, welche der bedauerungswürdigen Frau durch die Gabe des Rosenkranzes eine wahre Wohlthat erwiesen hatten, während eine dargereichte klingende Münze nur eine scheinbare für Eleonore gewesen wäre, begrüßten dieses schwache Zeichen der Besserung in der öffentlichen Sünderin mit herzlichem Danke und Lob gegen Gott, dessen heiliger Wille es oft sein mag, daß wir als seine Werkzeuge uns bemühen, den guten Funken in der Seele des Nebenmenschen mit Liebe anzufachen, statt daß wir mit einem harten Worte ihn auslöschen.

Hierauf ließen sich die Damen abermals, und dießmal gerne in ein längeres Gespräch mit der armen Frau ein, die sie auch befragten, ob sie, eine ehemalige Näherin, denn gar nicht mehr im Stande sei, eine Handarbeit zu verfertigen? Da sie versicherte, daß es ihr wegen der gelähmten linken Hand unmöglich scheine, so riethen ihr die Damen, die Arbeit mit einem Steine zu beschweren, und auf diese Weise einen Versuch zu machen. Obgleich Eleonore nicht wagte, die Arbeit anzunehmen, die sie keinesfalls gut liefern könnte, versprachen dennoch die Damen, ihr einige Leintücher zum Säumen zu senden.

Noch am selben Tage erhielt sie Eleonore, die sich befliß, sie möglichst gut zu machen. Für die vollendete Arbeit erhielt die arme Frau statt der Bezahlung dieselben Leintücher, die sie mit sichtlicher Dankbarkeit annahm. Nach wenig Wochen erfuhren die Damen die überraschende Kunde, daß Eleonore, plötzlich von einer neuen Krankheit überfallen, auf ihr herzliches Verlangen die heiligen Sakramente empfangen habe und dann reumüthig, im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, verschieden sei.

Es war ein ergreifender Anblick, die einst so schöne Eleonore, auf deren Zügen statt des leidenschaftlichen Ausdruckes nun jener der Versöhnung aus-

geprägt war, im schwarzen Todtenkleide, den Rosenkranz in den gekreuzten Händen, auf reinen Linnen gebettet zu sehen. — Inbrünstig flehten die Damen zu Gott, er möge Eleonoren's Seele in seiner unbegrenzten Barmherzigkeit, wegen ihrer vielen Reuethränen, vereint mit den Verdiensten unseres heiligen Erlösers, mit dem weißen, hochzeitlichem Kleide schmücken.

Die Leidensnacht.

Von J. Lauffs.

Jesu Todesangst.

Ich sehe dich mit Angst und Bangniß ringen,
Dich, Herr, betrübet bis zur Todesnoth;
Und wie hervor die Schweißestropfen dringen,
Die Stirn und Antlitz netzen purpurroth;
Ich hör' dein herzzerreißend Fleh'n erklingen
Zu deinem Vater, der ergrimmt dir droht.

Wovor dieß Grau'n? was ist es, so dir droht?
Wie konnten, Hehrer, Furchten an dich dringen?
Der Allen, die dich mochten fleh'nd umringen,
Du machtvoll waltend halfst in ihrer Noth;
Deß holde Stimme durfte nur erklingen,
Und schwarzer Nacht entstrahlte Morgenroth.

Du siehst im Geiste schon, wie zornesroth
Die Hasser dich, den Tigern gleich, umringen;
Die grause Geißel hörst du um dich klingen,
Und wie das Volk dir schreiend, tobend droht;
Und fühlst die Eisen durch die Glieder dringen —
Ob solchen Bildern wird dir Angst und Noth.

Doch steigert tausendfach sich deine Noth,
Wie auch der Menschheit Sünden dich umringen,
Für welche dir so strenge Buße droht,
— Grau'nvolle Larven, häßlich, bluteroth,
Die peinigend, wundend in die Seel' dir dringen,
Weit weher als in Leiber Speer' und Klingen.

Aushauchend will dein Leben fast verklingen,
Von anderm neuerm Schmerze noch bedroht:
Ach, Seelen, denen galt all deine Noth,
Verharren in des Bösen Schlangenringen;
Du siehst sie in die Kerker flammenroth,
Im ew'gen Tod, zu Myriaden dringen.

Das sind die Foltern, die ins Mark du dringen
Dir lässest, Herre, das der Kelch der Noth;
Drum seh'n wir deine Menschheit also ringen,
Die Trostes bar itzt zu vergehen droht;
Drum färbt vom Schweiße sich die Erde roth,
Und durch die Himmel geht des Flehens Klingen.

In mir erklinge stets dieß Feh'n der Noth,
Heiß mich durchdringe dieser Tropfen Roth,
Daß gut ich ringe mit dem Feind, der droht.

Jesu Gefangennehmung.

Durch's Dunkel schleichen hin mit spähenden Blicken
Verzerrte Larven in der Fackeln Gluth,
Sie greifen ihn, umschnüren ihn mit Stricken,
Den heil'gen Leib, in wilder Schergenwuth;
So führt, so schleppt die Rotte feiler Knechte
Gefangen fort den Herrn der ew'gen Mächte.

Und was denn, Herr, besiegt dich? welche Mächte
Vermögen einzuhalten deinen Muth?
Nur deine Liebe, Herr! macht dich zum Knechte,
Zur Beute deiner Feinde ihre Gluth;
Nach uns nur siehst du mit besorgten Blicken,
Gebunden längst von edlen Mitleids Stricken.

Du siehst uns, Herr, ja in den schlimmsten Stricken,
Die Sünde flocht und Leidenschaft voll Wuth;
Es liegen Netze rings vor unsern Blicken,
Es haucht die Welt uns an mit gift'ger Gluth;
Uns stellen nach die grimmen Höllenmächte,
Wir sind, dreifach gedrängt, die ärmsten Knechte.

Mit mir zumal, dem ganz unnützen Knechte,
Ach! steht es schlimm, kaum darf ich aufwärts blicken;
Ich wand mich stets aus deiner Gnade Stricken,
Das Joch vorziehend übermüth'ger Mächte;
Nur für Geschöpf' entbrannt in böser Gluth,
Mißbraucht' ich Seel und Leib in thör'ger Wuth.

So fürcht' ich nur, daß einst der Teufel Wuth
Mich binden wird, ha, mit demantnen Stricken,
Allseitsher auch mich mit furchtbaren Blicken
Die Pein'ger packen, ew'ger Rache Knechte,
Ich heul', dem Trost fern aller guten Mächte,
Aus finstrer Nacht, in rother Flammen Gluth.

O woll' mich, Herr, um deiner Schmerzen Gluth,
Um deiner Bande willen mich entknechten,
Befrei' mich doch von der Begierden Wuth
Und von der Laster all' dämon'schen Mächten:
O bind' mein Herz mit deiner Liebe Stricken,
Daß Friede draus und gute Keime blicken!

Nur deine Blicke zünden süße Gluth,
's sind deine Stricke, ohne Tück' und Wuth,
In sel'ger Mächte Hut nur deine Knechte.

Jesus vor den Richtern.

Der Herr bewahrt ein eigen schamhaft Schweigen
Bei all den ungerechten, häm'schen Klagen;
Und wenn sie sich in Stolz und Wuth versteigen
Und ihn zu lästern, zu verdammen wagen,
So pflegt er stumm sich und gebeugt zu zeigen,
Tragend die Schmach mit eines Schuld'gen Zagen.

Und doch nicht darfst du, Herr, so unziem zagen,
Klar kannst du deine gute Sache zeigen;
Du brächtest leicht, die so zu freveln wagen,
Die Nattern all' mit kurzem Wort zum Schweigen,
Und deine Unschuld würde herrlich steigen,
Siegreich ob all dem Lügen, Schmäh'n und Klagen.

Was duldest du denn, Herr, so ohne Klagen?
Warum, Gerechter, du, so ruhig schweigen?
O uns nur willst du ein demüthig Zagen,
Ein scheu Verstummen lehren so und zeigen,
Uns die so rein und frei zu thuen wagen,
Wenn auch die Sünden hoch zu Bergen steigen.

Mein Brauch ist, stolzen Haupts einher zu steigen,
Sollt' Gott und Herze schwer auch ob mir klagen,
Und wenn sich Schelt' und Vorwurf an mich wagen,
Keck leugnend, tobend, zankend sie zu schweigen;
Selbst überwiesen, spiel' ich nicht den Zagen,
Geschickt, die Fehl' im mildern Licht zu zeigen.

O Stolz und Selbstsucht, welche hier sich zeigen!
Die nichts von Reue wissen, Scham und Zagen,
Die nie ob sich und stets ob Andern klagen,
Und gleich beim mind'sten Weh im Aufruhr steigen.
Es kann des Ew'gen Rache nimmer schweigen,
So lange währt so frech dämonisch Wagen.

Drum gehst du, Herr, so vor dem Siegeswagen
Der Bosheit duldig auf unwürd'gen Steigen,
Du, über den nicht Einer hat zu klagen,
Deß mächt'ge Segenswunder einmal schweigen;
Wie sacht ob eigner Schuld wir sollen zagen,
Willst du, von Fremden so gebeugt, uns zeigen.

Den Jünger zeigen will ich, Herr, und schweigen
Bei Schelt und Klage; wirst du mit der Wage
Dann niedersteigen, braucht's nicht, daß ich zage.

Dismas.

Novelle von Dr. L. Lang.

I.

Der gnadenreichen Nacht, in welcher unser Heiland geboren wurde, war ein milder, sonnenheller Tag vorhergegangen. Der Tag aber, an welchem Er gestorben, folgte auf eine düstere Nacht, die unheimlich die Schlaflosen durchschauerte, so daß sie fröstelnd sich um das Feuer im Vorhofe des hohenpriesterlichen Palastes zu Jerusalem drängten, und der Morgen, der aus dieser Nacht emporstieg, war nicht minder trübe und schaurig. Die Sonne verhüllte sich in Nebelschleier, wie in banger Ahnung des ungeheuern Frevels, den die Menschheit an diesem Tage wagte. Das Synedrium der Hohenpriester verließ den Gerichtssaal, als des Morgens um zwei Uhr das Wächterhorn von der Burg Sion erscholl, und der Hahnenschrei den nahenden Tag verkündete. Der Heiland aber, über den die Frevler zu Gericht gesessen, ward den jüdischen Kriegsknechten zur Bewachung übergeben, bis mit Anbruch des Tages der gesammte hohe Rath sich versammeln würde.

Indessen wanden sich in einem Kerker am Fuße der Burg Antonia zwei Menschen in unsäglichen Schmerzen. Der Eine, in Lastern ergraut und mit dem Stempel der Verworfenheit auf der tiefgefurchten Stirne, brütete dumpf vor sich hin und verbiß in stillem Ingrimm jeden Laut der Klage. Nur dann und wann drückte er den von Wunden zerrissenen Körper an die kalte Wand des Kerkers, um den brennenden Schmerz auf einige Augenblicke zu kühlen. Das war Alles, was er noch thun konnte; der arme Mensch setzte keine Hoffnung mehr auf das Leben und erwartete von den nächsten Stunden nichts mehr als einen qualvollen Tod.

Seit langen Jahren hatte er jeder Gefahr getrotzt, gar oft dem Tod in's Angesicht geschaut, bald in der Schlacht, wenn er sich dazu verstand, im römischen Heere zu dienen und mit grausamer Mordlust die Peinen zu mehren,

mit welchen die Römer stets an den Besiegten den Frevel rächten, gegen sie gekämpft zu haben; bald wieder in einer Räuberbande, wenn er mit seinen Genossen ein Dorf überfiel und den Widerstand der Männer niederschlug; zuletzt in der Schaar, die Barabbas um sich gesammelt und mit der er einen verzweifelten Kampf gegen das römische Streifkommando bestanden hatte, ehe dieses ihrer Meister geworden, die Mehrzahl getödtet, ihn aber sammt seinem Hauptmann gefangen eingebracht. Wie sehr er aber auch an die Nähe des Todes gewöhnt war, so daß sie bisher ihn nie entsetzt hatte, — jetzt trat sie doch mit schrecklicher, unabweislicher Gewißheit vor seine Seele, und daß er diesesmal keine Aussicht hatte, ihr zu entgehen, daß er nichts, gar nichts vermochte, sie abzuwehren, daß er willenlos sich dem Henker überliefern mußte, das war es, nicht der Schmerz der Wunden, was seinen Ingrimm bis zum Wahnsinn steigerte.

Mit dem nahenden Tage kehrte das Wundfieber wieder, das schon mit Einbruch der Nacht seinen von den Geißeln zerfleischten Körper geschüttelt und erst in der Mitternacht ihn verlassen hatte. Von der Burg Antonia herab drang durch die Stille der Nacht der Hahnenschrei und verkündete ihm das unabwendbare Heranschreiten des schrecklichen Todes. Da brach sein Trotz allmälig in der Gluth des Fiebers; die Wucht der Qualen, der äußeren und der inneren, löste seine zusammengebissenen Lippen, und über die im peinigenden Durste vertrocknende Zunge strömten, erst widerwillig und gewungen, bald aber mit entfesselter Lust die furchtbarsten Flüche. Dann wurde, was lange wie todt in seiner Seele geschlummert, lebendig; die Erinnerung an alle Frevel seines vergangenen Lebens nahmen Gestalt und Körper an und wurden zu Gespenstern, die an ihm vorüberzogen und mit glühenden Fingern in seine brennenden Wunden tippten. Da hörte er wieder das Wimmern der Kinder, die er als Mordknecht des Herodes vor mehr als dreißig Jahren kaltblütig hingeschlachtet, und das Geschrei der Mütter, deren Jammer er verspottet hatte. Und an diese Gräuelthat, mit welcher er seine blutige Laufbahn betreten, schloß sich eine unübersehbare Reihe von Verbrechen, und das Röcheln der unter seinem Dolche Hinsterbenden wuchs im Wahnsinne des Fiebers zu furchtbar grollendem Donner an, daß die erstarrte Seele davon in ihrem Innersten erbebte. Aber der Arme erkannte in diesen Schrecken den Finger des barmherzigen Gottes nicht, der mit stiller Gewalt an sein verhärtetes Herz anpochte; er begriff das Heil nicht, das aus diesen Peinen ihm erblühen konnte, und die Verzweiflung krallte sich immer fester und fester in das Gemüth des wahrhaft armen Sünders ein und warf seinen zerfleischten Körper wie einen Spielball wilder Launen auf dem kalten Steinpflaster umher.

Was so unsägliche Qualen in der Brust dessen, den sie folterten, nicht vermochten, das bewirkte ihr Anblick in der Seele seines Gefährten. Dismas fühlte sich bis in das tiefste Innerste erschüttert. Er war noch ein

Kind, als sein Kerkergenosse Gesmas, den jetzt die rächende Gerechtigkeit erreicht, schon weit auf der Bahn des Lasters vorgeschritten war. Nicht eine so lange Reihe von Verbrechen, ein einziger Mord hatte Dismas in den Kerker gebracht, und hinter diesem lag ein Leben, das schuldlos heißen konnte, wenn ein Heide, der in den Augen der Welt nichts Böses, aber auch in den Augen Gottes nichts Gutes thut, schuldlos ist.

Der einzige Sohn einer Mutter, die nach dem Tode des Vaters sich ihn als ihre dereinstige Stütze auferzog, war er ihr Liebling gewesen und hatte allen Unsegen einer blinden Liebe genossen; in Joppe, der reichen lebensvollen Seestadt, in einer Umgebung von Krämern aufgewachsen, war er von früher Jugend auf allen Einflüssen preisgegeben, die ihn verderben konnten. So war er ein wilder, unbändiger Bube gewesen, der Schrecken der Nachbarn und die Geißel seiner Gespielen; so war er ein ausschweifender Jüngling geworden, und daß er nicht gar jeder Leidenschaft bis zum Unmaß fröhnte, daran hinderten ihn nur die Schranken der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die man nicht übertreten durfte, ohne von der römischen Behörde scharf gemaßregelt zu werden. So galt Dismas als ein zwar lebenslustiger, aber doch tüchtiger junger Mann, und die Gewandtheit, womit er bald diesem, bald jenem Kaufmanne seiner Vorstadt diente, verschaffte ihm nicht geringes Ansehen; seine Mutter aber, die bei ihrer Betriebsamkeit und Umsicht im Salbenhandel verdient hätte, eine Jüdin zu sein, vergötterte ihn schon darum, weil er der kaufmännischen Bildung, die sie ihm ohne andere Beihilfe gegeben, alle Ehre machte.

Als aber der junge Dismas alle Vergnügungen, die seine Vaterstadt ihm bieten konnte, ausgekostet hatte, drängte es ihn weiter in die Welt hinaus. Jerusalem zog ihn zunächst an, weil er dort bei gelegenheitlichem früheren Aufenthalte Manches gesehen hatte, was seine Lüsternheit reizte. Dann gedachte er in Damaskus längere Zeit zu verweilen, und endlich wollte er die Stadt der Wunder, die Heimat aller Pracht und Ueppigkeit, Rom sehen. Andere Pläne aber hatte die Mutter. Sie fühlte, daß ihr Geschäft bald einer kräftigern Leitung bedürfe, weil das Alter bei ihr sich anzumelden begann; sie ahnte aber auch, daß Dismas, habe er einmal das Herumschweifen in der weiten Welt lieb gewonnen, nicht mehr an die Vaterstadt zu bannen sein würde, und daß ihr Geschäft, welches sie mit Aufopferung aller Kräfte zu einiger Blüthe gebracht, statt zu noch größerem Flor zu gelangen, verfallen müsse. Dieser Gedanke erfüllte sie mit Schauder und ermuthigte sie zu einem Widerstande, der allen Bitten und Forderungen ihres Sohnes unbezwinglich sich entgegenstellte; und als Dismas dennoch nicht von seinem Vorhaben abzubringen war, verweigerte sie ihm auf das Bestimmteste jede, auch die geringste Summe, die er zu seiner Reise und zum Aufenthalte in Jerusalem bedurfte. Da schied der Sohn endlich von ihr, grollend und mit dem Schwure,

nie wieder vor ihr Antlitz zu treten, aber auch beladen mit der schweren Last des Mutterfluches.

So kam Dismas nach Jerusalem. Wie schwoll ihm das Herz, als er die große, prächtige Stadt nicht mehr wie früher mit dem Gedanken, sie bald wieder verlassen zu müssen, sondern mit dem festen Entschlusse betrat, ihr nicht eher den Rücken zu kehren, als bis sie ihm alle ihre Geheimnisse würde erschlossen haben. Geld besaß er zwar nur wenig, als er durch das Bethlehemsthor in Jerusalem einzog; aber er hätte nicht der Sohn seiner Mutter sein müssen, um sich darüber viel Sorge zu machen. Nach kurzer Zeit hatte er sich durch sein einschmeichelndes Betragen und seine Gewandtheit das Vertrauen mehrerer Kaufleute erworben, die ihm die Besorgung kleinerer Geschäfte in der Stadt und der nächsten Umgebung auftrugen; aber er hatte auch mit jungen Männern und namentlich mit Römern Bekanntschaft geschlossen, die ihn bald zum Genossen ihrer Ausschweifungen machten.

Rasch waren Dismas einige Monate zwischen Vergnügen und fast müheloser Arbeit vergangen, als er in die Dienste eines reichen jüdischen Kaufmannes trat, der ihm die Besorgung der Wechselgeschäfte übertrug. Zu diesem Zwecke wurde ihm ein Standort in dem Vorhofe des Tempels angewiesen, der überhaupt den Handelsleuten der verschiedensten Art zum Aufenthalte diente. Zwar befand er sich hier nicht in der gewähltesten Gesellschaft; es waren auch gemeine Juden da, die mit allem Denkbaren Handel trieben; aber Dismas hatte großes Gefallen an dem regen Treiben, das ihn hier umgab, und er fand manche Gelegenheit, seine Menschenkenntniß zu erweitern, deren er zu seinem abenteuerlichen Leben so sehr bedurfte.

Bald jedoch dachte er daran nicht mehr, hatte kein Auge mehr für die wechselnden Bilder, die vor ihm sich aufrollten, keinen Sinn mehr für das Haschen nach jenen kleinen Vortheilen, die ein tüchtiger Kaufmann auch neben großen nicht verschmäht. Dismas konnte noch mit einem gewissen Scheine äußerer Tugend und Ehrbarkeit prangen, wenn auch der kleine Rest von sittlicher Reinheit, die einem Heiden eigen sein kann, längst verflogen war. Jetzt baute sich aus den Rollen Goldes und Silbers, die durch seine Hände glitten, der böse Feind eine Brücke in das schwach bewehrte Herz des armen Menschen und erfüllte es mit dem Verlangen, nicht mehr bloß den Lohn seiner Arbeit, sondern größere Summen zu den Vergnügungen verwenden zu können, deren betäubende Süssigkeit er im Umgange mit jungen Männern gleich leichfertigen Sinnes kennen gelernt. Mit zitternder Gier empfing Dismas aus den Händen seines Herrn täglich die Summe, die er zur Ausführung seines Wechselgeschäftes nöthig hatte; mit einem bittern Gefühle des Neides brachte er ihm des Abends das anvertraute Kapital sammt dem Gewinne zurück, den es abgeworfen. In der Nacht dann malte er sich das Glück, reich zu sein, mit glühenden Farben aus, und seine Phantasie schwelgte in den Vorstellungen

der Genüsse, die er sich verschaffen würde, wenn er nur einen Theil des Reichthums seines Herrn sein eigen nennen könnte. Bald widerstand er der Versuchung nicht mehr, sich einige Goldstücke anzueignen, die er unbemerkt aus dem Gewinne des Tages seinen Herrn vorenthalten zu können glaubte; aber dieser kannte den Ertrag der Summe, die er Dismas täglich übergab, so genau, daß er sofort den Abgang bemerkte. Statt jedoch den ungetreuen Diener zur Rechenschaft zu ziehen, schwieg er und behandelte ihn sogar freundlicher als je, um ihn sicherer zu machen und ihn bei einem bedeutenderen Diebstahle überraschen zu können.

Da begab sich eines Tages, als Dismas mit einer Menge anderer Handelsleute vor seinem Wechseltische stand, etwas Außerordentliches. Eine gewaltige Stimme voll Zorn und Ernst donnerte durch den weiten Raum: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht!" — Und eine majestätische Gestalt mit flammenden Augen und hochgeschwungener Rechten schritt durch die Schaar, die betäubt auseinander stob und scheu in die Winkel der Hallen und des Vorhofes sich verbarg. Erst als der Schreckliche verschwunden war, wagten sie sich wieder hervor und suchten, noch erstarrt und verwirrt, wieder zu ihren Tischen zu gelangen, die umgestürzt auf dem Boden lagen. Murrend entfernten sie sich dann mit ihrer Habe, am spätesten die Wechsler. Denn deren Geld war im Umsturze der Tische durcheinander gerollt, und es erhob sich zwischen den Besitzern ein heftiger Streit, in welchem schließlich Dismas und einige andere Heiden gegen die Ueberzahl der jüdischen Geschäftsgenossen erlagen.

Dismas hatte zwar keine bedeutende Summe verloren, aber doch ergoß sich gegen ihn, als er heimkehrte und den Vorfall erzählte, Sadok, sein Herr, in die heftigsten Schmähungen und warf ihm zu seiner nicht geringen Ueberraschung auch die früheren Veruntreuungen vor. Da fuhr der böse Feind in Dismas und half ihm seinen Herrn erwürgen, zeigte ihm die Kiste, aus welcher die hellen Goldhaufen ihm entgegen schimmerten, und führte seine Hand nach den gleißenden Schätzen. Aber es waren inzwischen Nachbarn herbeigekommen, die von dem Vorgange im Tempel gehört hatten und von Dismas das Nähere erfahren wollten. Sie trafen ihn mit Gold beladen neben der Leiche Sadoks, und der plötzliche Schrecken über die Dazwischenkunft von Zeugen fesselte seine Glieder und lieferte ihn in die Gewalt der Nachbarn. Lärmend schleppten sie ihn vor den Landpfleger, der von seiner gewöhnlichen Residenz Cäsarea hereingekommen war, um bei dem von dem nahen Osterfeste veranlaßten größeren Zusammenflusse von Menschen jeder Unordnung vorzubeugen; sie verlangten mit ungestümem Geschrei den Tod des Heiden, der einen angesehenen jüdischen Bürger getödtet und beraubt, und Pilatus sprach das Todesurtheil, dessen Vollzug erwartend wir Dismas im Kerker getroffen haben. Er hatte mit Gesmas die Geißelung über-

standen, die jeder Verbrecher vor seiner Ausführung zum Tode erleiden mußte, und mit dem ersten Strahl der Morgensonne sollten die beiden Mörder zur Kreuzigung hinausgeführt werden.

Noch hatte Dismas nicht die klare Erkenntniß von der Größe der Schuld, die er auf sich geladen. Er fühlte nur die Hand des Fatums über sich, dessen er in den Tagen seines Glückes als eines veralteten Märchens oft gelacht hatte; und er war noch Heide genug, um sich unter der Wucht dieser ehernen Hand zu beugen. Aber er beugte sich nur wimmernd und stöhnend, die Geißelstreiche hatten zu tief in seinen weichlichen Körper eingeschnitten, die Schande war zu groß, vor den Augen der Leute, mit denen er oft in Schwelgerei gewetteifert, am Kreuzgalgen endigen zu müssen. Daß er seine Seele schon längst durch Völlerei und Unzucht gemordet, erkannte er nicht, und es hätte ihm auch Niemand dieses zum Verbrechen angerechnet; daß er, ehe er Sadok erwürgt hatte, schon ein Dieb gewesen, wußte ja Niemand; nur das neidische Fatum hatte ihn von der Höhe des Glückes, zu der er sich zu erschwingen im Begriffe war, herabgestürzt und dem Henker überliefert. Als aber Gesmas, vom Fieberwahnsinne gepeitscht, in schrecklichem Toben raste, als er verzweifelnd dem Weibe fluchte, das ihn geboren, da gedachte Dismas plötzlich des Fluches seiner Mutter, unter dessen Wucht er die verhängnißvolle Reise nach Jerusalem angetreten, und je rasender Gesmas tobte, desto tiefer brach Dismas in sich zusammen, desto schneidender wurde sein inneres, stilles Weh, und er schauderte vor dem Gedanken, daß sein Verbrechen ein ungeheueres sein müsse, da es ja aus dem Fluche eines gebrochenen Mutterherzens geflossen war.

II.

Habt ihr schon eine Mutter gesehen, die ihrem Kinde geflucht, es aus ihrem Herzen gerissen, und nicht einen Augenblick gehabt hätte, in dem es nach ihm sich sehnte und es wieder in ihre Arme zu schließen wünschte? Der Schöpfer hat das Mutterherz zu einem so tiefen Born von Liebe gemacht, daß selbst der alles geistige Leben ertödtende Frost des Heidenthumes, wenn er jede fromme Regung schon erstarren gemacht, nicht bis in sein Innerstes dringen kann. So hatte Lydia das schreckliche Wort, das sie gegen Dismas ausgesprochen, schon bereut, als dieser kaum auf dem Wege nach Jerusalem sein mochte; aber ihr Stolz kämpfte noch mächtig gegen diese sanftere Regung; sie fühlte sich von ihrem Sohne zu schwer beleidigt, empfand zu bitter die Vernachlässigung, in der er sich von ihr gewendet, nachdem sie ihm die Mühen eines langen Lebens aufgeopfert, als daß sie nicht hinlänglich starke Gründe hätte suchen und finden müssen, um das, was sie gethan, vor sich selbst zu rechtfertigen. Sie legte eine Zeit lang die Hände in den Schooß und nahm sich vor, dem Ruine ihres Geschäftes gleichgültig zuzusehen. Für wen sollte sie sorgen? Für sich selbst zur Fristung des Lebens in ihren alten Tagen hatte sie ja genug!

Aber Lydia hatte zu lange gesorgt, geschafft und erworben, als daß sie plötzlich aus der angestrengtesten Thätigkeit zur Unthätigkeit hätte übergehen können. So eröffnete sie ihren im ersten Anfalle des Zornes geschlossenen Salbenladen wieder, bemühte sich, ihre Kunden wieder an sich zu ziehen, knüpfte die Verbindungen mit den auswärtigen Kaufleuten wieder an. Und es war seit der Abreise ihres Sohnes kaum mehr als ein Monat verflossen, so war ihr Sinnen und Trachten wieder ganz und ungetheilt nach dem Ziele hingewendet, nach dem es vierzig Jahre lang gestrebt hatte: nach Gewinn. Aber nach einigen Wochen, nachdem sie wieder ganz in ihre frühere Bahn eingelenkt hatte, überkam sie ein anderes Gefühl, das der Einsamkeit, und diese Einsamkeit ward ihr bald so bitter, so unerträglich, daß sie mit schmerzlicher Sehnsucht an die Tage zurück dachte, in denen noch der fröhliche, rüstige Dismas im Hause gewaltet, mit flinker Hand und raschem Blicke dessen Angelegenheiten besorgt und mit seiner heiteren Laune Leben und Lust in das eintönige Alltagsleben gebracht hatte. Um wie viel lieber hätte sie jetzt als früher ihm die tollen Streiche verziehen, zu denen ihn seine Genußsucht oft verleitete, wie willig ihm den Säckel geöffnet, wenn er zu einem kostspieligen Vergnügen Geld verlangte!

So kamen allmälig der Zorn, der Stolz und das Gefühl der Kränkung zum Schweigen, und dafür wurde der Wunsch, daß Dismas reuig zurückkehren möchte, immer lauter. Da malte sie sich das Glück aus, ihm mit überströmenden Augen und offenen Armen Verzeihung und Vergessen alles Vergangenen zusichern zu können, und im Gedanken an die wer weiß wie ferne Stunde wurde die Sehnsucht immer stärker, und die Liebe sprach mächtiger denn je zu Gunsten des Entflohenen. So hatte sie bald keinen anderen Gedanken mehr, als dem Zurückkommenden die Heimat lieb zu machen, wenn er sie im höheren Wohlstande wieder fände, und sie arbeitete rastlos und vergaß die Beschwerden des Alters, kämpfte gegen das Bedürfniß der Ruhe und schalt sich selbst, daß sie Dismas zum Aeußersten gedrängt hatte. Unermüdlich wie ehemals, als es galt, dem aufblühenden Kinde ein Vermögen zu erwerben, waltete und schaffte Lydia wieder, und je mehr sie sich mühte, desto fester hing sie sich an die Hoffnung, den Sohn wieder zu sehen und ihn, ermüdet und gesättigt von der langen Irrfahrt, für immer an ihrer Seite zu behalten.

Auf einer Handelsreise durch Juda nach Jericho kam Lydia nach Jerusalem. Lange hatte sie auf dem Wege geschwankt, ob sie in dieser Stadt sich aufhalten und Nachrichten über Dismas einziehen sollte oder nicht; endlich siegte die Erwägung, wie sehr ihr Ansehen ihrem Sohne gegenüber leiden müsse, wenn sie jetzt schon ihn zu suchen käme, als könne sie nicht einige Monate ohne ihn leben. Auf dem Rückwege beschloß sie in Bethanien Herberge zu nehmen. Hier lebte Maria Magdalena mit ihren Geschwistern

Martha und Lazarus. Lydia hatte Maria vor einigen Jahren in der Zeit ihres weltlichen Glanzes gekannt; daher begab sie sich in ihr Haus, um sie zu begrüßen und um Herberge anzusprechen. Aber welcher Anblick überraschte sie da! Die Schwestern hatten vor zwei Tagen ihren Bruder begraben; mit verhülltem Haupte und bloßen Füßen saßen sie auf dem Boden, umgeben von ihren zahlreichen Verwandten und Freunden, die aus dem Orte selbst und aus dem nahen Jerusalem gekommen waren, sie zu trösten und mit ihnen zu trauern.

Lydia wollte sich zurückziehen, um durch ihre Gegenwart nicht Störung in der Erfüllung der Pflicht zu verursachen, die man einem geliebten Todten erwies; aber die sorgsame Martha achtete die Pflicht der Gastfreundschaft höher als die der Trauer, und bot der Fremden, ehe sie noch darum gebeten war, gastliche Aufnahme in ihrem Hause an. Lydia ließ sich nicht lange drängen; sie hatte ja vor Kurzem, zum ersten Male in ihrem Leben, ein recht bitteres Weh empfunden, und das machte sie weich und theilnehmend für die Schmerzen Anderer. Daher setzte sie sich sofort in den Kreis der trauernden Freunde, vernahm die Erzählungen von der Krankheit und dem Tode des Lazarus aus Martha's Munde, aber dazu noch eine seltsame Kunde: Ein Wunderthäter werde erwartet, zu dem man gesandt habe, als Lazarus erkrankte, um ihn gesund zu machen. Als man von Ihm sprach, sah die Heidin Maria's Augen leuchten, und es blitzte Etwas in ihnen auf, wie ein Strahl freudiger Hoffnung. Davon ward Lydia innig ergriffen, nachdem schon der Anblick der tiefen rückhaltslosen Trauer jenes einst so fröhlichen, hochgemutheten Wesens sie gerührt hatte. Bei näherer Betrachtung ahnte sie, daß nicht bloß der Schmerz aus diesem bleichen Antlitz spreche, sondern, wie oft durch den Wolkenschleier ein Schimmer vom Blau des Himmels leuchtet, so fand sie auch in Maria's Zügen noch etwas Anderes als die bloß menschliche Trauer um den Verlust eines geliebten Bruders.

Gegen Abend ging die ganze Trauergesellschaft an das Grab hinaus, das nach jüdischer Sitte an der Grenze der Flurmarken des Ortes lag, um, wie es in den ersten drei Tagen nach der Bestattung üblich war, nach dem Todten zu sehen. Denn die Juden glaubten, drei Tage umschwebe die abgeschiedene Seele die irdische Hülle, des Willens, wieder in den Körper zurück zu kehren, dann aber sieht sie sein brechendes Antlitz und verläßt ihn. Am folgenden Tage wurde der Gang wiederholt, der Stein wieder von dem Grabe gewälzt, der Leichnam roch bereits nach Verwesung, und man hatte die Gewißheit; daß Lazarus nicht mehr zum Leben zurückkehren werde. Da erreichten die Klagen um den Dahingeschiedenen ihre höchste Stufe, und da alle Hoffnung verschwunden war, wurde das Trauermahl veranstaltet und der Leichentrunk genommen: zwei Becher vor der Mahlzeit, fünf während derselben und drei darnach. Von Maria selbst hörte jetzt Lydia wieder den heiligen

Namen, der in deren Herzen eingeschrieben stand, aber nicht in dem gleichgültigen Tone, mit dem sie in Joppe wohl manchmal von dem Wunderthäter Jesus von Nazareth sprechen gehört, sondern er klang aus dem Munde der bekehrten Sünderin, wie ihn die Engel in der Weihnacht lobsingend ausgesprochen, voll Ehrfurcht und Anbetung. Und weiters vernahm Lydia mit tiefem Schauder die Geschichte der Bekehrung Maria's. Da erschien ihr ganzes vergangenes Leben ihr leer und bedeutungslos, öde wie die Wüste. Doch darüber schwebte, wie die Taube über der von der Sündfluth verödeten Erde, eine leise süße Hoffnung; die Sehnsucht der Juden nach dem Messias erschien ihr nicht mehr so lächerlich wie sonst, und sie durfte sich kaum auf das Weh, das ihre Seele umnachtete, besinnen, um auch, gleich den Juden, nach dem Hort und Heiland sich zu sehnen, der sie aus Schmerz und Klage zum Frieden des Glaubens führen sollte.

Auch am vierten Tage saßen Maria und Martha in Wehmuth niedergebeugt auf dem Boden ihres Hauses, umgeben von den Freunden, den Klägern und Tröstern, welche die ganze Trauerwoche noch bei den Schwestern verharren wollten, und Lydia ließ das heimliche Verlangen, Jesum zu sehen, nicht fort aus dem Hause, in dem ihr die ferne Ahnung eines neuen Lebens aufgegangen war. Da erscholl der Ruf: „Jesus kommt!" Martha eilte hinaus, dem Ersehnten entgegen; Lydia und die Freunde blieben bei Maria zurück, deren Züge sich auf einen Augenblick in einem frohen Gedanken belebten. War es die Freude, Den wieder zu sehen, der die Huldigungen der reumüthigen Sünderin mit verzeihender Liebe aufgenommen? War es die leise Hoffnung, daß Der, welcher eine Seele aus dem Tode der Sünde zum Leben gebracht, auch einen todten Leib wieder beleben würde? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß Maria eilends sich erhob, als Martha zurückkehrte und ihr zuflüsterte: „Der Meister ist da und läßt dich rufen."

Maria fand den Herrn noch an der Stelle, wo Martha Ihm entgegen gekommen war, außerhalb des Ortes, unweit von dem Grabe des Lazarus. Lydia folgte ihr zunächst, in einiger Entfernung die Männer, denen es nach pharisäischer Sitte nicht gestattet war, ein Frauenbild unmittelbar zu begleiten. „Herr, wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben." Das war der Gruß der vertrauenden Liebe und der glaubensvollen Zuversicht, den der Herr, in der Seele bewegt, mit der viel verheißenden Frage erwiderte: „Wohin habt ihr ihn gelegt?" Und weinend folgte Er den Schwestern zum Grabe, ließ den Stein von der Höhle wegwälzen, und die Augen gegen Himmel gerichtet, sprach Er: „Vater, Ich danke Dir, daß Du Mich erhört hast. Ich wußte zwar, daß Du Mich alle Zeit erhörest; aber um des Volkes willen, das umhersteht, habe Ich es gesagt, damit sie glauben, daß Du Mich gesandt hast."

„Damit sie glauben, daß Du Mich gesandt hast," wiederholte Lydia, in die Kniee sinkend. Und im tiefsten Innern ihrer Seele wiederhallte des Heilandes wunderbares Machtwort: „Lazarus komm heraus!" Und dieses Wort rief nicht bloß den Todten aus dem Grabe, aus dem er, das Angesicht mit einem Schweißtuche verhüllt, an Händen und Füßen mit Tüchern umwunden, hervortrat, sondern es erweckte auch Lydia's Seele zu einem Leben, das sie nie gekannt, ja bis zur jetzigen Stunde nie geahnt hatte, zum Leben des Glaubens an Ihn, den Sohn des allmächtigen Gottes. Das vergangene Leben aber lag wie ein schwerer Traum hinter ihr, und es war, als sei nach einer langen, dumpfen Gewitterschwüle das schwarze Gewölk zerrissen, und blauer Himmel, heiterer Sonnenglanz strahle über der im Morgenlichte verjüngten Erde.

Von diesem Tage an war Lydia wie gebannt an die Fußstapfen des Heilandes. Nicht wagend Ihm zu nahen, folgte sie Ihm wohin Er ging, lauschte athemlos den Heilesworten, die Er im Hause der glücklichen Geschwister den um Ihn sich Drängenden spendete. Aber nicht lange leuchtete den Treuen die Sonne des Lebens, sie hüllte sich wieder in Verborgenheit, denn der Heiland floh in die Wüste von Ephraim, als Er erfuhr, daß vom hohen Rathe in Jerusalem der Beschluß gefaßt worden, Ihn zu tödten. Seine Stunde war ja noch nicht gekommen.

So lange Lydia den Herrn vor Augen hatte, sah sie nur Ihn, dachte an nichts, als an Ihn. Aber die Gewalten, die vordem ihre Seele beherrscht hatten, waren erst gebrochen, nicht vernichtet. Sie schlangen unmerklich wieder ihre Bande um das Herz, das sie so lange besessen, und Lydia gedachte wieder ihres Hauses, ihres Sohnes und des Fluches, den sie über ihn ausgesprochen. Diesen zwar hatte sie längst zurückgenommen, doch meinte sie noch warten zu müssen, daß Dismas freiwillig zu ihr zurückkehre. Dann erschrack sie auch bei dem Gedanken, wie lange sie schon von der Heimat entfernt sei, und was inzwischen dort zu ihrem Schaden sich begeben haben könne. Daher eilte sie schnell nach Joppe zurück, warf sich in die Zerstreuungen des alltäglichen Lebens, und beinahe hätte sie vergessen, was sie in Bethanien erlebt, hätte sie nicht ein geheimnißvolles Pochen, ein leises Wallen in ihrem Innern daran erinnert, daß sie nicht mehr dieselbe sein könne, die sie früher gewesen. Und wieder war es das Mutterherz, das seine Rechte geltend machte. Sie überlegte, was ihrem Dismas alles wiederfahren sein könnte, seit der Zeit, da er entflohen war, und diese Zeit erschien ihr mitunter gar lange und immer länger, je mächtiger sich ihr das Gefühl der Einsamkeit wieder aufdrängte. Kurze Zeit noch, so dachte sie nicht mehr daran, zu warten, bis Dismas zurückkehren und ihre Verzeihung erflehen würde, sondern sie machte sich mit einem raschen Entschlusse auf den Weg, in Jerusalem ihn aufzusuchen.

Von Gabaon her, wo sie die letzte Nachtherberge genommen, kam Lydia früh Morgens in Jerusalem an. Sie fand die Stadt in seltsamer Bewegung, das Volk fluthete durch die Straßen wie ein brausender Strom. Wirrer Lärm erfüllte die Luft, und wie bei dem Anbruche eines Gewitters der Sturm den Staub in Wolken aufjagt und um die Häuser wirbelt, an den Thürmen rüttelt, an den Gewändern zaust, so trieb sich die Menge in wilder Aufregung durcheinander, bald da bald dort in einem Knäuel sich zusammen drängend, dann wieder auseinander stäubend, um an der nächsten Ecke von Neuem sich zu häufen. Keiner sah, wohin er ging, Keiner bedachte, was er sprach, Keiner wußte etwas Anderes, als daß der gesammte hohe Rath Jesum von Nazareth zum Tode verurtheilt und so eben dem römischen Landpfleger Ihn überliefert habe. Die Freunde Jesu und diejenigen, denen Er eine Wohlthat erwiesen, bebten in der Ahnung, daß es um sein Leben geschehen sei, und die große Menge der Gleichgültigen, der scandalsüchtige Pöbel freute sich der Gelegenheit, Lärm machen zu können. Wie so eben im Saale des Synedriums Recht und Gesetz mit Füßen getreten worden, so übersprang auf den Gassen das Volk in wüster Zügellosigkeit die Schranken des gewöhnlichen Lebens, ließ die Arbeit ruhen und erzählte sich in buntester Mannigfaltigkeit die näheren Umstände bei der Gefangennehmung Jesu und die Vorfälle der verflossenen Nacht.

Mitten in dieses Gewühl hinein gerieth Lydia, als sie durch das Bethlehemsthor in die Stadt eintrat. Von dem Gedränge fortgeschoben, gelangte sie nahe vor den Palast des Pilatus, wohin Alles strömte. Wie erschrack sie aber, als sie vernahm, um wen es sich hier handelte! der Mann, zu dessen Füßen sie in Dank und Anbetung vor wenigen Wochen noch gesessen, an den zu glauben sie mit freudigem Jubel im Herzen bekannt hatte, der ihr so groß und erhaben, als der Herr über Leben und Tod erschienen war: der sollte jetzt angeklagt, ja schon verurtheilt vor dem Landpfleger stehen! Alle Liebe und Verehrung, die sie damals zu Jesu gefaßt, tauchte mächtig wieder auf; wie damals in der Glorie göttlicher Macht erschien Er ihr jetzt in der Glorie ungerechter Verfolgung, und bei allem Schrecken, der sie erfaßt hatte, sprach sich mit freudigem Stolze in ihrem Innern die Ueberzeugung aus, daß der Meister unschuldig sei. Ja sie fühlte den Muth in sich, zu seiner Ehrenrettung aufzutreten, dem Volke, den Priestern, dem Landpfleger zuzurufen: Der Mann, den ihr mit Haß und Unrecht überschüttet, ist euer größter Wohlthäter, euer Hort und Heil! Doch da sie nicht begreifen konnte, daß alle jene Bewohner von Jerusalem, denen Er Wohlthaten erwiesen, oder die Ihn nur Segen und Gnade auf seinem Wege ausstreuend gesehen hatten, Ihn jetzt zu verlassen, zu vergessen, zu verleugnen und dem blinden Hasse eines aufgehetzten Pöbels preiszugeben vermöchten, ohne auch nur einen Versuch zu seiner Rettung und Rechtfertigung zu machen, so kam sie zuletzt auf den

Gedanken, daß hier ein Irrthum obwalten müsse, daß der, den sie in Bethanien gesehen, den sie verehrte, wie sie noch nie einen Menschen verehrt, zu dem sie aufsah mit einem Vertrauen, wie sie noch nie zu ihren Götzen empfunden, der Nämliche nicht sein könne, dessen Tod die tobende Menge verlangte. Mit diesem Gedanken beschwichtigte Lydia die Bekümmerniß, die ihre Seele erfüllte, und sie folgte, wenn auch mit gespannter Aufmerksamkeit doch ruhig dem Gange der Dinge, da sie nun doch in der herrschenden und von Minute zu Minute steigenden Verwirrung die Hoffnung aufgeben mußte, ihren Sohn zu finden oder Auskunft über ihn zu erhalten.

Der Herr war eben zu Pilatus eingeführt worden; dieser kam nun auf die Terrasse vor seinem Hause heraus und fragte die unten stehenden Priester, die in ihrer elenden Heuchelei Anstand nahmen, so nahe vor dem Osterfeste das Haus eines Heiden zu betreten: „Welche Anklage bringt ihr wider diesen Menschen?“ Da schrieen sie: „Wir haben Ihn gefunden als Aufwiegler unseres Volkes und als Einen, der verbietet dem Kaiser Zins zu geben, indem Er sagte, Er sei Christus der König.“ Lydia erbebte bei diesen Worten, die ja wieder auf den geliebten Meister sich bezogen, aber auch einen neuen Sturm in der kaum zum Schweigen gebrachten Menge hervorriefen, während Pilatus sich in das Haus zurückbegab. Drinnen aber hatte ihn der Heiland an die Wahrheit verwiesen, die der Heide nicht kannte, und von der er umsonst fragte, was sie sei? Darum kam er wieder heraus und sagte: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.“ Da kreischten die Pharisäer im wilden Zorne, und in der Furcht, daß ihr Opfer ihnen entgehen möchte, gingen sie in ihrer Verläumdung um einen Schritt weiter. „Er wiegelt das Volk auf,“ wiederholten sie, „indem Er in ganz Juda lehrt, von Galiläa angefangen bis hieher.“ Pilatus, durch die Hartnäckigkeit der Ankläger in die Enge getrieben, war froh weiter zu hören, daß Jesus ein Galiläer sei, und schickte Ihn demnach zum Herodes, dem Vierfürsten von Galiläa, der eben auch in Jerusalem angekommen und in seinem Palaste am Berge Sion abgestiegen war.

Lydia, die mit einer Schaar anderer Weiber mitten in der Menge des lärmenden Volkes stand, das hinter den Priestern sich nachgedrängt hatte und durch sein wahnsinniges Geschrei deren Forderungen unterstützte, sah Jesum nur von Ferne, als Er von Kriegsknechten umgeben, gebeugt und wankend über die Brücke schritt, die aus Acra, der unteren Stadt, in welcher am Fuße des Tempelberges Moria das Haus des Pilatus lag, nach dem Palaste des Herodes auf Sion hinüberführte. Noch einmal klammerte sich Lydia an die Hoffnung, daß der, dessen Prozeß allen diesen Auflauf erregte, nicht der Freund der Geschwister zu Bethanien, nicht auch ihr eigener Wohlthäter sei.

Bald füllte sich der Platz vor dem Gerichtshause wieder mit der tobenden Menge, in deren Geleite, dicht von ihren Schaaren umdrängt, so daß Er von

ferner Stehenden nicht gesehen werden konnte, der Heiland einherschritt. Da rief Pilatus die Hohenpriester und Aeltesten des Volkes wieder zu sich und sprach zu ihnen: „Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht als einen Volksaufwiegler, und sieh, ich habe Ihn in euerer Gegenwart verhört und nichts an Ihm gefunden von dem, wessen ihr Ihn anklagt, aber auch Herodes nicht, denn ich habe euch zu ihm gesandt, und sieh, es geschah nichts mit Ihm, was Ihn des Todes schuldig zeigte. Ich will Ihn also geißeln lassen und losgeben." Da schrie aber der ganze Haufe zusammen: „Hinweg mit diesem und gib uns den Barabbas los." Pilatus redete ihnen noch einmal, ja zum dritten Male zu: „Was hat Er denn Böses gethan? Ich finde keine Todesschuld an Ihm, darum will ich Ihn züchtigen und losgeben." Aber lauter und rasender als je erhob sich wieder das Geschrei nach dem Blute des Gerechten; wie ein wogendes Meer umfluthete Ihn der Haß des Volkes, und die Wuth, die in alle Gemüther gefahren war, stählte die Arme der Schergen, die den heiligsten Leib mit furchtbarem Grimme zerfleischten. Im Vorhofe des Richthauses ging das Geheimniß der Geißelung und Dornenkrönung vor sich, und der Strom des heiligen Blutes ergoß sich sühnend über die Sünden aller Welt.

Da erschien Pilatus wieder auf der Terrasse, neben ihm der Herr, am ganzen Leibe nur Eine Wunde, im Scharlachmantel, die Dornenkrone auf dem blutüberronnenen Haupte, den Rohrstab in der zitternden Hand. Es mag ein Blick aus diesen göttlichen Augen über die Menge gestreift sein und Lydia's forschende Blicke getroffen und an jenen Tag sie erinnert haben, an welchem sie die Thränen des Mitleides in denselben Augen gesehen hatte. Jetzt war ihre Hoffnung dahin, das Ungeheure, das sie nicht glauben wollte, war also dennoch geschehen, Jesus wirklich in der Gewalt seiner bittersten Feinde. In namenlosem Schrecken brach sie zusammen und hörte nicht mehr den gellenden Schrei der von dem Anblicke des Blutes zur Tigerwuth erhitzten Menge, nicht des Pilatus Todesurtheil, das ungerechteste, das jemals aus eines Richters Munde gekommen.

III.

Es haben Heilige gebebt im Anschauen der welterlösenden Geheimnisse, die an diesem Tage sich begaben. Ich flehe, indem ich zum Folgenden die Feder ansetze, Gott um die Gnade an, das den Herrn Betreffende mit aller Ehrfurcht, zu der ein sündiger Mensch sich erschwingen mag, erzählen und gleiche Ehrfurcht in den Gemüthern der Leser erwecken zu können; mag dann von ihnen das, was ich von Dismas und Lydia erzähle, immerhin vergessen werden! Lassen wir also, indem wir den Herrn und Dismas auf dem Todesgang begleiten, nach Golgatha unsere Blicke voraus eilen und unsere Gedanken auf dem Worte ruhen, das dort von Kreuz zu Kreuz ertönte und

ein Unterpfand der Vergebung der größten Sünden ist, wenn sie ernstlich bereut und demüthig bekannt werden.

Lydia hatte, seit sie zum Bewußtsein zurückgebracht worden, ihren Sohn vergessen und dachte nur an Jesus. Aus dem Gewühle hervorgezogen war sie von mitleidigen Frauen in ein Haus aufgenommen und gepflegt worden; von ihnen vernahm sie, daß für Den, dem alle ihre Gedanken galten, keine Rettung mehr sei, und alle diese Frauen schienen von dieser Gewißheit noch peinlicher niedergedrückt als sie selbst. Eine vor Allen, eine bleiche, edle Frau, blickte trübe und schmerzvoll. Ein unsägliches Weh schien ihre Brust zu erfüllen, ihre Gieder zitterten, ihre Lippen bebten. Das konnte nur die Mutter Dessen sein, den der Haß eines ganzen Volkes verfolgte. Und sie war es. Lydia sank zu ihren Füßen, umklammerte in namenloser Angst ihre Kniee, denn mit Einem Male fielen ihr alle die Peinen, die sie um ihren Sohn Dismas gelitten, mit einer Schwere wieder auf ihre Seele, die sie nie gefühlt. Hier war die schuldlose Mutter eines schuldlosen Sohnes; die aber so vor ihren Füßen sich wand, war die schuldbeladene Mutter eines Sohnes, der, wenn er nicht auf dem Wege zum Verbrechen war, es wenigstens nicht ihr zu danken hatte! Sie stürmte auf und hinaus, Dismas zu suchen, ihn zu beschwören, daß er mit ihr der Stadt der Gräuel entfliehe, daß er fortan nur an ihrer treuesten Liebe sich genügen lasse. Das war der Entschluß, der ihre von so vielen Eindrücken gemarterte Seele einzig noch erfüllte.

Es ging gegen Mittag. Dismas und Gesmas lagen noch im Kerker, der Ausführung zum Tode gewärtig. Die ersten Morgenstunden, die zur Hinrichtung bestimmt gewesen, waren verflossen, und Niemand hatte sich um die Missethäter bekümmert. Das Getöse, das den Platz vor der Burg Antonia und dem Gerichtshause durchwogte, drang wohl manchmal auch in ihr Gefängniß, sie wußten es nicht zu deuten. Gesmas wurde durch diesen Lärm an den Tag erinnert, an dem er mit Barabbas mitten in der Stadt noch einen Tumult erregt hatte und seinem Hauptmanne kämpfend zur Seite gestanden war, als dieser einen Römer mit gewaltiger Faust niederschlug. Der Gedanke, daß jener kühne Räuber durch seine Helfershelfer den Versuch zu seiner Befreiung habe machen lassen, schoß ihm blitzschnell durch den Sinn, und in der Hoffnung auf eigene Befreiung, die er daran knüpfte, gewann er den zähen Trotz seines Muthes wieder, den er in der schaudervollen Nacht beinahe eingebüßt. Die Möglichkeit einer Rettung, an die er schon jeden Gedanken aufgegeben, schien ihm wieder näher zu kommen, je mehr der Tag vorrückte, und als Stunde um Stunde verstrich, ohne daß ein Scherge eintrat, zu dem Todesgange ihn auszuführen, wurde ihm eine plötzliche Wendung seines Geschickes immer wahrscheinlicher.

Auch Dismas, der mit nicht geringerer Angst vor dem Tode bebte, glaubte endlich an die Hoffnungen seines Gefährten, und belebt von ihrem

Einflusse begrüßte er mit lautem Aufschrei das Licht des Tages, das voll und hell in seine von dem Dunkel des Kerkers geblendeten Augen fiel, als die Schergen ihn und Gesmas endlich doch hinaus führten. Kaum gewahrte er im Wonnegefühl, das im Wehen der frischen Luft sein ganzes Wesen durchfuhr, daß er noch gefesselt und von Bewaffneten umgeben sei; er hatte kein Ohr für den Befehl, das Kreuz auf sich zu nehmen, das vor ihm auf dem Boden lag, er hörte nichts als den Ruf des Volkes: „Barabbas ist frei, und der Nazarener muß an das Kreuz!"

Der kräftige Stoß von der Faust eines Soldaten warf Dismas zu Boden und riß ihn aus der Betäubung, in welche die trügerische Hoffnung ihn versetzt hatte; die schreckliche Wirklichkeit trat wieder vor seine Seele. Ein Hagelschauer prasselte von dem düsteren Himmel auf seinen halbnackten Körper, und die kantigen Schlossen fielen eiskalt auf die Striemen und drangen in die Wunden, welche die Geißelung ihm geschlagen hatte. Er blickte auf und sah Gesmas, der sich mühsam keuchend unter der Last des Kreuzes emporrichtete und, als wollte er seinen Groll über die getäuschte Hoffnung übertäuben, die Schergen an Lästerungen und Flüchen überbot. Und wem galten diese Flüche und Spottreden, die so schauerlich über die bleichen, zitternden Lippen des alten Räubers rollten? Es stand zwischen ihnen Einer, den sie nie gesehen hatten, und der sie doch kannte, ehe sie waren. Auch Er krümmte sich unter die Last eines Kreuzes, eine Krone von Dornen lag auf seinem Haupte, an dem die Locken von dem Blute zusammengeklebt, straff hernieder hingen, und ein Fesselgürtel ging um seinen Leib. Nein! diesen Mann konnte Dismas nicht verhöhnen, wie sein Genosse es that; blickten doch seine Augen so mild und sehnsüchtig nach den beiden Missethätern, in deren Mitte Er stand, war doch sein Mund stumm bei einer Marter, die ein Mensch zu tragen nicht fähig schien!

Eine Posaune schmetterte, ein römischer Hauptmann hoch zu Roß sprengte an die Spitze eines Soldatenhaufens, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus ging ein Scherge, der von Zeit zu Zeit Namen und Herkunft der Verurtheilten und ihre Verbrechen dem Volke kund machte. Darauf folgte eine Schaar von Leuten, welche dienstwillig den Henkern und Soldaten die Werkzeuge der Kreuzigung trugen. Dann folgten berittene Pharisäer, und hinter ihnen schwankte der Heiland, mit der Rechten das Kreuz umfassend, mit der Linken das Gewand aufhebend, um leichter zu gehen. Zwei Schergen zogen an Stricken Ihn vorwärts; zwei hinter Ihm trieben Ihn an und hielten das Kreuz an Stricken schwebend empor, so daß seine ganze Wucht auf der rechten Schulter ruhte. Die Schächer gingen hinter Ihm. Dismas sah nicht seinen flehenden und verzeihenden Blick, nicht die bleichen Lippen, die im stillen Gebete sich bewegten; aber das Höhnen der Soldaten und Schergen, die Ihn und Gesmas verschonten, um die ganze Bitterkeit ihres Hasses über den Heiland

auszugießen, dessen wankender, todtmüder Gang, das Blut, das aus den Wunden unter den Gewändern hervor floß und den Boden färbte — dieses Alles zusammen redete eine wundermächtige Sprache zu dem Gemüthe des armen Sünders. Wenn er bebte bei den Flüchen, die Gesmas ausstieß, so oft auf dem unebenen Wege ein Hinderniß seinen mühevollen Gang erschwerte, oder bei den höhnenden Worten der Schergen, in die sein Genosse gegen den dritten Gefährten einstimmte, da war es ihm, als läge die Schuld, die er auf sich gehäuft, mit unerträglicher Schwere auf seiner Brust, und er fühlte sich versucht, im Herzen dem fremden Manne die Beleidigungen abzubitten, die jener Ihm anthat.

Bald aber war dieser arme, von Allen Geläs̈terte und Mißhandelte kein Fremdling mehr für Dismas. Aus der Verkündigung durch den vorausgehenden Diener des Gerichtes, aus dem Spotte der Schergen und dem Gerede der Leute, die nebenher gingen oder aus ihren Häusern heraustraten, entnahm er, daß der, welcher die Hauptperson des ganzen Zuges zu sein schien, jener nämliche Wunderthäter sei, von dem er in Joppe als von einem seltsamen Abenteuerer oft hatte sprechen gehört, und der ihm mindestens als ein großer Mann erschien, mit dem zu sterben, den Tod weniger schmählich machte. Der Stolz des Heiden, der so sehr den Nachruhm liebt, erwachte in ihm bei dem Gedanken, daß man dereinst auch seinen Namen neben dem des Mannes nennen werde, der nach einem wundervollen, thatenreichen Leben dem Hasse seines Volkes zum Opfer gefallen.

Nachdem den Schächer dieser Gedanke eine Zeitlang beschäftigt, tauchte ein anderer auf und erfüllte sein Herz mit unnennbarer Bitterkeit. Hatte er schon vorher überrascht in dieses von Blut und Wunden entstellte Antlitz geblickt, das eine unheimliche Erinnerung in ihm wach rief, so kamen, je mehr er sann, und je deutlicher sich ihm die Erlebnisse der letzten Tage wieder vergegenwärtigten, diese von Leiden und Qualen fast unkennbar gemachten Züge bekannter und immer bekannter vor. Ein eisiger Schauer durchrieselte ihn, als es nach langem Sinnen plötzlich, wie mit Einem Schlage, ihm klar wurde, daß dieser Jesus von Nazareth ihn aus dem Tempel getrieben und den Schändern des Heiligthumes gegenüber sich als den Herrn des Tempels erklärt hatte. Dismas wollte Ihm zürnen, daß Er den nächsten Anlaß zur Verübung der That gegeben, die er jetzt mit dem Tode büßen sollte — er wollte der Versuchung nachgeben, Ihm auch zu fluchen, wie Gesmas, Ihn zu verhöhnen ob des so schnellen Verlustes der Macht und Herrlichkeit, mit der Er im Tempel aufgetreten war — aber er konnte nicht. Fiel denn nicht der Aermste, an einem Steine strauchelnd, zu Boden, daß das Kreuzholz dröhnend neben Ihm niederstürzte?

Die Schergen zogen lärmend an den Stricken und stießen den Heiland mit Füßen; Er streckte die Hände aus, daß Ihm einer aufhelfe, aber vergebens.

Nur einige Pharisäer eilten herbei, doch nicht, um Ihm zu helfen, sondern nur, um den Schergen mit rauhen Worten zu befehlen, daß sie Ihn zwängen wieder aufzustehen. Da fühlte Dismas doppelt schwer die Last, die auf seinen eigenen Schultern lag und ihn hinderte, dem so hart Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Doch nahm gewiß der Herr den guten Willen für die That an, denn der Schächer fühlte von diesem Augenblicke keinen Groll mehr, sondern nur tiefes, inniges Mitleid. Wehmüthig, seiner eigenen Qual und der Angst vor dem nahen Tode vergessend, heftete er seine Blicke auf Jesus, der langsam unter der Wucht des Kreuzes sich wieder emporrichtete und wankend den Leidensweg fortsetzte, und es schien ihm, daß er, mit dem Mord auf der Seele, einen tausendfach bittereren Tod und tausendfach qualvollere Martern verdiene, als dieser stille Dulder, der nur segnend und wohlthuend durch das Leben gegangen war.

Eine plötzliche Stauung im Zuge riß Dismas aus diesen Erwägungen, die seine Seele mit einer bitteren Reue über sein so schmählich vergeudetes und verlornes Leben erfüllten. Eine Frau näherte sich wankend Jesu und sah Ihn bleich und bebend mit rothgeweinten Augen an. Da sank Er zum zweiten Male, während die Schergen Ihn mit Stricken vorwärts rissen, zur Erde. Jene Frau aber, vom Schmerze überwältigt, drängte sich an den Schergen und Soldaten vorüber, sank zu dem Knieenden nieder, umarmte Ihn mit dem Rufe: „Mein Sohn!“ Die Soldaten aber stießen sie zurück und schmähten und höhnten sie; einige Männer führten sie aus dem Getümmel hinweg, und sie sank im nächsten Hause nieder. Dismas Augen folgten ihr; ein tiefes Weh durchschnitt seine Seele. Es war ja eine Mutter, eine liebende, zärtliche Mutter, die ihrem Sohne auf dem Todesgange begegnete. Da erschien ihm das Bild seiner eigenen Mutter, das er bisher, so oft es sich ihm dargestellt, ängstlich zurückgedrängt; dießmal ließ es sich nicht abweisen. Er sah seine Mutter, wie sie auch ihm begegnete, nach ihm die Arme ausstreckte und ihn fragte, ob denn auch er unschuldig sei wie Jener? und —

„Dismas!“ tönte es in gellendem Aufschrei aus der Volksmenge. Der Jüngling schauderte zusammen — er glaubte zu träumen. Seine Blicke flogen nach der Stelle hin, woher der Ruf gekommen war. Da stand Lydia, starr wie ein Standbild, nur die Arme vorgestreckt. Ihre Augen hafteten weit aufgerissen auf ihm und schienen in den Grund seiner Seele dringen zu wollen, schienen in furchtbarer Angst zu fragen, ob keine Täuschung sie blende? Der Scherge vorn aber rief den Namen „Dismas aus Joppe“ und verkündigte, daß dieser ein Mörder sei. Da verhüllte die Heidin ihr Angesicht und floh.

Dismas setzte im Geleite des Sohnes jener Mutter, die nicht geflohen war, sondern zu dem Schmachbeladenen sich bekannt hatte, seinen Weg fort.

Sein Herz war gebrochen; die Flucht der Mutter war ihm wie eine Wiederholung ihres Fluches vorgekommen, und die Verzweiflung breitete ihre dunklen Fittige über seine Seele. Er fluchte und lästerte nicht; er gab Gesmas keine Antwort, wenn dieser in giftigen Worten von einem Muttersöhnchen sprach, das, je näher es dem Thron auf der Schädelstätte komme, immer bleicher und finsterer werde; aber er sah auch nicht mehr auf den Herrn, der, obgleich wankend und strauchelnd, doch wie ein Riese seinen königlichen Weg ging. In den Fußstapfen dieses kreuztragenden, mit dem Fluch der Erde beladenen, bluttriefenden, staubbedeckten, aber doch über alle Maßen erhabenen Wallers wand sich nur mehr ein armseliger Wurm, der nicht würdig war, die Luft einzuathmen, die Jener einsog. Es hätte ihm wohl gethan, diesem armen Wurm, getreten und gestoßen zu werden; aber nein, er konnte unbelästigt seinen Weg verfolgen, ihn würdigte die Wuth der Peiniger keines Schlages, sondern blieb ihrem ersten und einzigen Opfer getreu. In dieser Stunde war der verzweifelnde Dismas mit seiner umnachteten Seele um Nichts besser, als Gesmas, der freche Räuber; selbst die Grausamkeit der Menschen achtete ihn zu gering, und nur die Hölle dachte seiner und lauerte auf seine arme Seele, und nur dazu war er gut, um, wie die Schwärze der Gewitterwolken den Glanz des Regenbogens erhöht, so mit dem leibhaftigen Bild der Sünde und ihres Fluches das Lamm Gottes zu verherrlichen, auf dessen Gang zum welterlösenden Tode die Engel vom Himmel anbetend und in schweigender Ehrfurcht niedersahen.

Es fiel der Herr zum dritten Mal zur Erde, und Simon von Cyrene mußte gezwungen werden, Ihm das Kreuz tragen zu helfen; es wurde Veronika mit dem Abbild des heiligen Hauptes begnadigt, ehe Er zum vierten Mal den Boden in schwerem Fall berührte; es hörten die klagenden Frauen aus Jerusalem die süße Stimme des Heilands, und dem fünften Falle durfte Simon wehren. Von all Dem sah Dismas Nichts mehr, über dessen Seele die Angst und Reue, der Trotz und die Verzweiflung wie die schäumenden Meereswellen über Felsgestein zusammenschlugen. Dann brach das Lamm Gottes unter der Last der Sünden der Welt, die Es trug, zum sechsten und siebenten Male zusammen, bis Es endlich den Ort erreichte, der bald sein Herzblut trank. Der Opferaltar, den Es bis hieher geschleppt, ward Ihm zu Füßen gelegt; Es streckte Sich willig darauf hin, damit die Henker von seinem Körper das Maß nehmen konnten. In den Felsboden wurden die Vertiefungen gemeißelt, in welche die drei Kreuze gesenkt werden sollten, dann diese selbst mit dem Fußende vor die Höhlungen gelegt, und in das mittlere Kreuz die Löcher für die Nägel gebohrt. Der erste Hammerschlag, welcher durch Jesu segnende Rechte den Nagel in das Kreuz trieb, hallte am Holze wieder und ein gebrochener Klagelaut tönte aus dem Munde des Herrn. Den linken Arm rissen die Schergen aus den Gelenken, als sie ihn an das

Nagelloch hinaus zogen; zu unsäglicher Qual aber wurde der ganze heilige Leib ausgespannt, als die Nägel auch in die beiden Füße getrieben wurden. Sechs und dreißig Hammerschläge zählte die ehrwürdige Emmerich in ihrer anschauenden Betrachtung der Kreuzigung bei der Annagelung der Füße, bei der der Hände sechs und zwanzig. Endlich schwebte das Kreuz, an Stricken emporgezogen, langsam in die Höhe und fuhr mit einem furchtbaren Stoß in die Vertiefung; das heilige Blut strömte reicher aus den Wunden, und die Gebeine wichen aus ihren Fugen.

IV.

Seitwärts vom Bethlehemthor lag Lydia in Qualen, die ihr das Herz abzudrücken drohten. Ihre Augen, bald glanzlos, wie die einer Todten, bald funkelnd, wie im Wahnsinne, starrten vor sich hin, als hafteten sie an einem schrecklichen Bilde, und das war die Gestalt ihres Dismas, wie sie ihn auf dem Wege zum schmachvollsten Tode gesehen hatte. Nach einer Weile, als die erste Heftigkeit des Schmerzes, der so plötzlich und mit so furchtbarer Gewalt sie überfallen hatte, vorüber war, wurde sie weich, und der Starrkrampf der Verzweiflung löste sich in bitterste Wehmuth auf. Da redete sie zu ihrem Sohne sanft, schmeichelnd, verzeihend; sie führte ihn krank und wund über die Gefilde seiner Heimath dem Hause zu, das sie von dem Erlöse ihrer Arbeit erkauft hatte, damit er in der reinen Luft am Meeresufer von dem tiefen Weh gesunde, das in seine Brust sich eingeschlichen hatte; aber sie fühlte, wie er immer schwerer und schwerer ihr in die Arme sank, und endlich todt an ihr herab zu Boden glitt. Sie kniete nieder und küßte seine sterbenden Augen, seine erbleichenden Lippen, sie erwärmte seine erstarrenden Glieder mit ihren zitternden Händen und ihren strömenden Thränen — umsonst! Es kam ihr vor, als hätte ihr Fluch sein junges Leben vergiftet, und die Angst und die Reue darüber stieg in ihrem Herzen herauf, langsam, deutlich, heiß, wie das Blut aufsteigt und wallt und quillt, wenn eine Ader geborsten ist. Und dazu war sie allein, ohne Hilfe und fern von Menschennähe. Es trieb sie auf, sie wollte Hilfe suchen, wollte Menschen herbeirufen. Da besann sie sich plötzlich, daß ja Dismas noch lebe, freilich ein Leben, das schon dem Tode verfallen war. Sie athmete auf, sammelte ihre wirren Gedanken, und mit der Besinnung kehrte ihre Thatkraft zurück, und mit der Thatkraft eine noch köstlichere Gabe: die Erinnerung an Ihn, den Hort und Heiland. Und die Muttersorge vergaß, daß dieser Hort und Heiland jetzt selber arm und schwach sei; aber daß Er bei all dieser Erniedrigung dennoch Gottes Sohn sei, das wußte sie, wenn sie es auch nicht begriff. Er, Er mußte den Fluch lösen, der ihr auf der Seele brannte, den sie auf Dismas geschleudert und der diesen in den Abgrund des Verbrechens geschleudert hatte. Also auf zu Ihm!

Lydia suchte den Weg nach dem Bethlehemthor, sie schwankte den engen, steinigen Pfad fort und die Angst, die ihr in den Gliedern lag und sie niederdrückte, gab ihr eine Ahnung von dem unsäglichen Elende, das Dismas mit seinem Kreuze und seinem Schuldbewußtsein geschleppt haben mochte. Aus dem Thore sah sie einen langen Zug von Menschen kommen, der bis an die Schädelstätte sich erstreckte. Bald gewahrte sie, daß die Verurtheilten den Richtplatz schon erreicht hatten, und strengte ihre zitternden Glieder zu stärkerem Laufe an. Bereits hatte sie die Hälfte des Hügels erklommen, da trat in der Menge, die den Kalvarienberg umschwärmte und an ihm hinaufzog, eine plötzliche Stille ein. Die Leute standen wie festgebannt. Kein Laut entfuhr den Kehlen, die Blicke hingen an dem Kreuze, das unter dem Rufen der Schergen, dem einzigen Tone, der die schauerliche Stille unterbrach, mit einem blutenden Körper bald langsam in die Höhe stieg, einen Augenblick aufrecht stand, dann seiner Länge nach sich dröhnend in die Tiefe senkte, in einigen Schwankungen sich noch bewegte, bis es endlich ruhig blieb, und der Herr der Welt zwischen Himmel und Erde schwebte.

Lydia war in die Kniee gesunken. Unverwandten Blickes sah sie zum Kreuz hinauf; sie hatte keine Klage mehr für ihr eigenes Leiden, ihr ganzes Sinnen und Denken war im schmerzlichsten Mitgefühl und in der Betrachtung des Wunders versunken, das da vor ihren Augen sich begeben. Was sie von dem Walten und Wirken der göttlichen Liebe bisher vernommen und kaum verstanden hatte, das wurde ihr jetzt so klar, als es einem Menschen werden kann; sie begriff oder sie ahnte doch, daß dieser Augenblick der ganzen Welt zum Heile sein müsse. Hätte die arme Lydia erst gewußt, was wir Christen jetzt wissen, hätte sie die ganze Fülle der Liebe unseres Gottes erkannt, wie sie uns Christen ist geoffenbaret worden, ich glaube, sie wäre im überströmenden Gefühle des Dankes und der Liebe gestorben. So aber dachte sie nicht an den Dank, sondern noch an das Bitten. Eine innere Stimme rief ihr zu, mächtiger noch als vorher schon, daß Der, so da oben schwebe, trotz seiner äußersten Hilflosigkeit dennoch der Herr aller Creaturen sei und ihr Leben und ihren Tod für Zeit und Ewigkeit in Händen habe, daß Er darum selbst jetzt noch zu retten und zu helfen vermöge.

Und Lydia wollte sich erheben, wollte sich zu dem Throne des Königs hinauf schleppen, seine Füße umklammern, mit aller Gewalt eines angsterfüllten Mutterherzens zu Ihm hinauf rufen — da erstarrte ihr das Blut in den Adern. Noch ein Kreuz richtete sich auf, daran hing ein alter, wüster Geselle. Und bis Lydia vom Schauder über diesen Anblick sich erholt hatte, stieg ein drittes Kreuz an der andern Seite des ersten empor, und daran hing Dismas. Der furchtbare Schmerz, als die Schergen seine Hände und Füße mit Stricken an das Kreuzholz schnürten, hatte ihn aus der Betäubung erweckt, in der er seit dem Wiedersehen der Mutter ohne Bewußt-

sein dahin gewankt war. Das Aufrichten des Kreuzes und sein Einfahren in die Tiefe versenkte seinen Leib in einen Abgrund von Qualen, hob aber seine Seele aus dem Abgrunde der Verzweiflung empor. Seine Blicke glitten über die Volksmenge, die unten am Hügel auf und ab und an den Kreuzen vorüberging: er dachte einen Augenblick an Mitleid, an Hilfe für sein äußerstes Elend. Aber zu ihm sah kein Auge auf, sondern alle schauten nach dem Kreuze, das in der Mitte zwischen den beiden anderen, einen Schritt vor ihnen stand. Da zog es auch des armen Sünders Augen nach diesem Kreuze, und die Gedanken, die er auf dem Todeswege vor dem Begegnen der Mutter gehabt, diese guten, milden, trostvollen Gedanken kehrten einer um den andern wieder, wie Engel des Friedens, und brachten andere noch bessere mit.

Dismas sah wieder auf Den, der sein einziges Heil sein konnte, wie er im Nachschreiten nach Ihm geblickt hatte. Das Blut von den Wunden der Dornenkrone füllte die Augenhöhlen und den verschmachtenden offenen Mund und klebte am Bart und den Haupthaaren. Die Brust war gewaltsam hinaufgerissen, die Achseln waren hohl, die Ellbogen und die Handgelenke gleichsam aus den Geweben gezogen, die Rippen sahen hie und da durch die zerrissene Haut. Gleich den Armen, an denen das Blut von den weitaufgerissenen Wunden niederrieselte, waren auch die Lenden und Beine auf eine entsetzliche Weise verzerrt, der ganze Leib voll Beulen, Schwielen und Wunden. *)

Das war es, was Dismas schaute, und er vergaß wieder seine eigenen Qualen und dachte nur an die des Herrn. So pocht oft die göttliche Gnade an das Herz des Sünders in sanften Gefühlen und frommen Regungen. Wohl uns, wenn wir die Heilesmahnung verstehen! Verstand sie Dismas in diesem Augenblicke? Wir wollen es hoffen! Nicht er allein rang nach Rettung und Erlösung, seine Mutter rang mit ihm und für ihn. Noch knieend an der Stelle, wo sie hingesunken, war sie keiner Bewegung ihrer Glieder fähig; sie wollte rufen aus der Tiefe ihres Herzens, wollte mit lautem Aufschrei Dem, in welchem sie den Menschen sah und den Gott ahnte, ihre einzige heißeste Bitte aussprechen: daß Dismas' Seele gerettet werden möchte; aber sie konnte nicht. Nur in ihrem Inneren flammte die Glut ihres sehnenden Verlangens auf in heißen, inbrünstigen Gebeten, die immer inniger, immer reiner wurden, je tiefer und schmerzvoller der Anblick der Leidensgestalt Jesu ihr Herz durchbohrte. Dem großen, dem göttlichen Dulder opferte sie all ihr vergangenes und zukünftiges Leben sammt dem gegenwärtigen Leiden auf, und in einem wundervollen Augenblicke sah sie deutlicher als je in Jesus den Erlöser der Welt. Und mit vollerem, festerem Bewußtsein als damals in Bethanien wiederholte sie das Bekennt-

*) Nach den Betrachtungen der ehrwürdigen A. K. Emmerich.

niß: „Ich glaube!“ Und mit dem Bekenntnisse des Glaubens zog eine selige Hoffnung in ihrem bangen Herzen ein, die Hoffnung, daß Dismas Gnade finden werde vor seinem letzten und höchsten Richter, nachdem er die Schuld seines Lebens durch den Urtheilsspruch des irdischen Richters in dem verdienten Tode gebüßt haben würde.

Hin und her im Kreise um das Kreuz Jesu und den Hügel wogte noch immer die Volksmenge. Die am Kreuze vorüber gingen, lästerten und höhnten den Herrn und sprachen: „Du, der Du den Tempel Gottes zerstörest und in drei Tagen wieder aufbauest, hilf Dir selbst; wenn Du der Sohn Gottes bist, steige herab vom Kreuze!“ Und die Hohenpriester sammt den Schriftgelehrten und Aeltesten spotteten und sprachen: „Andern hat Er geholfen, Sich Selbst kann Er nicht helfen. Ist Er der König von Israel, so steige Er herab vom Kreuze. Er hat auf Gott vertraut, der helfe Ihm, wenn Er Ihn so lieb hat. Er hat ja gesagt: „Ich bin Gottes Sohn!“ Da übte der Herr in unendlicher Milde sein Priester- und Mittleramt mitten in den Schmerzen des Todes und betete für die Spötter und sprach: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Auch die Soldaten verspotteten Ihn, indem sie hinzutraten, Ihm Essig reichten und sprachen: „Wenn Du der König der Juden bist, so hilf Dir selber!“

Wenn außer den heiligen Personen, die in Schmerz aufgelöset das Kreuz ihres Herrn und Meisters umgaben, noch Jemand über diese Lästerungen erschauderte, so war es Lydia, deren Flehen noch heißer, deren Anbetung noch inniger wurde. Und indessen sie weinte und betete, klang wieder eine Stimme aus der Höhe, nicht mild und weich, wie die verzeihende des Herrn, sondern hohl, grollend, voll bitteren Hohnes: „Wenn Du Christus bist, so hilf Dir selbst und uns!“ Es war der letzte Aufschrei der Verzweiflung eines verstockten, unter dem Pesthauche der Sünde und ihres Fluches vertrockneten Herzens. Und wieder klang es droben, und der erste Laut dieser tief wehmüthigen Stimme fuhr Lydia durch Mark und Bein: „Auch du fürchtest Gott nicht, da du doch in gleicher Strafe bist? Und wir zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Thaten verdient haben, dieser aber hat nichts Böses gethan!“

Der Bann der Angst, der Lydia's Glieder bisher gefesselt gehalten, löste sich; sie ahnte, daß jetzt der Augenblick der Entscheidung für Dismas gekommen sei. Als sie ihn flehen hörte: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Deinem Reiche bist!“ da erhielten ihre Arme, die sie in der Glut des Gebetes an die Brust gepreßt, ihre Bewegung wieder, sie streckten sich nach dem Kreuze des Erlösers aus, ihr Herz pochte wieder, ihre Augen flogen von den Lippen des Sohnes auf die des Herrn. Und Jesus sprach zu ihm: „Wahrlich, Ich sage Dir, heute wirst Du mit Mir im Paradiese sein!“

Lydia begriff nicht ganz den Sinn der Worte, die sie vernahm, aber

das verstand sie, daß Dismas nichts mehr zu fürchten habe und in sicherster Hut gut geborgen sei. Ein neues Leben ging ihrem Geiste auf, ein Leben, das nur Dank und Anbetung kannte — wie eine neue Sonne, wie des Himmels Herrlichkeit, die bald nicht mehr verschlossen sein sollte. Das Wort des Herrn hatte ja die Wiedereröffnung der Pforten des Himmels verheißen, und es war ihr, als zittere ein Strahl der himmlischen Sonne über die Erde. Die irdische Sonne aber verhüllte ihren Schein, und die Sterne tauchten rothschimmernd am dunklen Blau des Firmamentes empor. Ein tiefer Schauer ging durch alle Creaturen; die Thiere flohen scheu, die Vögel flatterten ängstlich und fielen auf die Hügel um Golgatha, die Spötter begannen zu schweigen, und nur die Pharisäer, die Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, versuchten noch in gräulichem Wahnwitze die Zeichen des Himmels mit dem Maße ihrer armseligen Schulweisheit zu messen.

Durch die Finsterniß aber klang des Herrn angstvoller Ruf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ Und seine Klage: „Mich dürstet!“ Und mit dem letzten Athemzuge der Ausruf: „Es ist vollbracht — Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Und das heilige Haupt fiel auf die Brust; die göttliche Seele stieg darnieder zu den Altvätern in der Vorhölle, indessen die Erde bebte, die Felsen sich spalteten, die Gräber ihre Todten wiedergaben, und die Leiber der entschlafenen Heiligen aufstanden, von dem Herrn Zeugniß zu geben.

Da wich das Volk, erschüttert an die Brust schlagend und das Walten Gottes bekennend. Nur Lydia kniete noch am Hügel und schaute betend den Todeskampf ihres Sohnes, bis die Soldaten kamen und ihm die Gebeine brachen. Dann stand sie auf und kehrte heim. Ihr Haus schien ihr nicht mehr verödet, obgleich Dismas nicht mit ihr darin wohnte. Sie hatte ein neues Herz mitheimgebracht, und das Werk, das der Herr Jesus auf Golgatha an ihr gethan, das vollendete später der heilige Geist am Pfingstfeste zu Jerusalem, wo Lydia unter den Dreitausend war, die der Apostel Petrus taufte.

Thomas von Aquin.

Von Huberti.

Sankt Thomas war von Gottes Geist erfüllt;
Er forschte Tag und Nacht in Gottes Wort;
In weisheitsvoller Schrift hat er enthüllt,
Was er gedacht, erforscht am Klosterort.

Er hat geschrieben und im Buch erklärt,
Wie groß das Heil, das Christus uns gebracht,
Wie hehr der Glaube, den er uns gelehrt
Zur Rettung aus der bittern Sündennacht!

Still kniet' er einstens vor dem Kreuzesbild,
Versunken vor dem Herrn in Andachtsgluth;
Es schwebt sein Geist im himmlischen Gefild,
Er fleht' um Glaubenslicht und Glaubensmuth.

Da scholl vom Kreuz die Stimme hell und klar:
„Geschrieben hast du, Thomas, gut von mir,
„Welch' einen Lohn soll ich dir reichen dar?" —
„„Nur Dich, o Herr! genug hab' ich an Dir!""

Der Schwindler.

Zeitbild von Karl Hiemer.

Kaum ist Eine Sprache der andern so stammverwandt, als die englische der deutschen; und schon längst bedienen sich die Briten des Rechtes, Wörter und Redensarten aus unserer Sprache in die ihrige nicht etwa bloß zu übersetzen, sondern zu übertragen, unverändert zu übertragen. Walter Scott gebraucht das in der englischen Sprache gar nicht eingebürgerte Wort „fatherland." Warum sollten wir dieses Beispiel nicht nachahmen dürfen? Ich trage kein Bedenken, es zu thun, und gebrauche das Wort „Schwindler" (swindler), doch gewiß ein ächt deutsches, erst aus unserem Boden in den englischen verpflanztes Wort, und zwar gebrauche ich es in der ihm in der englischen Sprache eigenen Bedeutung, und ich glaube mich um so mehr dazu berechtigt, als eben diese Bedeutung ihre Wurzel in der Bedeutung unsers deutschen Wortes „Schwindel" hat. Der Schwindler ist ein Mensch, der mit dem Schwindel behaftet ist. Nun, mit dem waren wir Deutschen vor nicht gar langer Zeit so ziemlich alle behaftet; nur waren wir darum nicht Schwindler im englischen Sinne des Wortes, d. h. arglistige Betrüger, sondern im Gegentheile arglose .... Doch ich will die Ergänzung unterlassen, ich halte mich fern von der Politik, sie ist ein gar so schlüpferiger und undankbarer Boden. Also Schwindler ist dem ursprünglichen Begriffe dieses Wortes gemäß ein Mensch, der mit dem Schwindel behaftet ist, ein Mensch, dem der Kopf wirbelt, dem namentlich die Habsucht oder die Hoffart das Gehirn im Kreise dreht, der deßhalb auch nach allen Mitteln zur Befriedigung dieser Leidenschaften greift und vor der gewagtesten Spekulation, vor dem aufgelegtesten Betruge nicht zurückbebt, aber vermöge der ihm angeborenen Schlauheit seine Karten in der Regel so zu mischen versteht, daß ihm der

Gewinn werden muß, und er doch vor aller Welt lange als redlicher Mann erscheint.

So vernimm denn, geneigter Leser, oder geneigte Leserin, denn auch das zarte Geschlecht bekommt zuweilen Anfälle, oder wenigstens Anflüge, ich will nicht sagen von dem gewöhnlichen Schwindel, denn ihm ist es ohnedieß beinahe ohne alle Ausnahme unterworfen, sondern von dem außergewöhnlichen, wiewohl in unsern Tagen immer mehr um sich greifenden, dem Charakter der Epidemie oder gar der Endemie sich nähernden, also auch ziemlich gewöhnlich werdenden Schwindel, dessen möglich genaueste Begriffsbestimmung ich so eben gegeben habe — so vernimm denn, sage ich, geneigter Leser, oder geneigte Leserin, einige Bruchstücke aus der Geschichte eines derartigen Schwindlers.

Otto Graf — so nannte sich derselbe — war der Sohn eines untergeordneten Beamten. Die Natur, oder vielmehr der Schöpfer der Natur hatte ihm eine schöne, einnehmende und edle Gestalt, ein für alles Wahre und Gute empfängliches Herz, einen feurigen Geist und eine äußerst lebhafte Einbildungskraft verliehen. Er hätte einer der größten Männer werden können — er wäre bald einer der größten Gauner geworden. Sein Vater, ein ausgetrockneter Aktenmensch, nahm, wie es leider in der Regel der Fall ist, bei der Erziehung des Knaben nicht die geringste Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten seines Naturells, und spannte ihn von Kindheit auf in den Karren des alten Schlendrians, den er selbst gezogen hatte, und den er noch in seiner Amtsstube zog. Der Knabe sehnte sich in die Freiheit. Auf der Schulbank und auf der Schreibstube trugen ihn die Schwingen seiner kühnen und regellosen Phantasie über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus. An seine Aufgabe dachte er nie; entweder las er Romane, oder kritzelte er an nichts denkend, oder an Alles denkend, nur nicht an das, an was er gerade denken sollte, seinen Namen: Otto Graf. Auf einmal kam ihm eines Tages der Gedanke, er könnte auch ein Hysteron proteron machen, d. h. das Hintere vorsetzen und Graf Otto schreiben, und — der Schwindel erfaßte ihn, der Schwindler war fertig. Es war ja natürlich, er würde nicht Graf heißen, wenn er nicht Graf wäre. Das Wesen, der Charakter einer Sache, einer Person gab ja ihr eben den Namen. Dieß war der Ursprung aller Eigennamen. Wie dumm, daß er nicht schon längst auf diesen Gedanken gekommen war! Nun wollte er ihn aber auch festhalten. Er war ein geborener Graf, er wollte auch seine Grafenrechte geltend machen.

Sein Vater war zwar ziemlich beschränkten Geistes, aber er sah doch so viel, daß sein Otto nicht auf die Schreibstube tauge, er gab ihn einem Förster in die Lehre. In der Freiheit der Wälder, der eigentlichen Heimath des Adels, breitete Otto seine gräflichen Gedanken vollends aus, und im achtzehnten Jahre von seinem Vater auf die Forstakademie des Landes geschickt, ergriff er alsbald diese Gelegenheit, das ungeduldig pickende Küchlein

aus der Schale schlüpfen zu lassen. Die Akademie, welche Otto bezog, eine an sich weit und breit berühmte Anstalt, und mit einer noch berühmtern landwirthschaftlichen Schule verbunden, war von den vornehmsten Jünglingen aus aller Herren Ländern besucht. Mit allen Freiheiten einer Universität ausgestattet und in der Nähe der Residenz gelegen, bildete sie den geeignetsten Platz, welchen Otto für seine hochfahrenden Pläne hätte finden können; und er faßte auch alsbald den Entschluß, hier im Kreise von Söhnen des höchsten Adels sich zum Grafen heranzubilden, als den er sich träumte, und den in der Welt zu spielen er zur Aufgabe seines Lebens machte. Anfangs wollte es freilich nicht recht gehen. Er stieß auf allerlei Hindernisse. Die Adeligen, in deren Gesellschaft er sich drängen wollte, versagten ihm den Zutritt, er hatte keinen Adelsbrief, und seine pekuniären Mittel waren im höchsten Grade beschränkt. Er mußte vor Allem Geld haben, wenn er hier den Großen spielen wollte; aber sein erfinderischer Kopf wußte dieses Hinderniß zu überwinden; er spielte den Großen vor der Hand anderswo, um sich das erforderliche Geld zu verschaffen. Er nahm die fünf Louisdor, die ihm sein armer Vater zur Bezahlung der Vorlesungen geschickt hatte, schlüpfte in die besten Kleider, die er besaß, steckte ein paar schwere goldene Ringe an, die er auf dem Pulte eines Zimmergenossen gefunden hatte, und ließ sich an einem Sonntage in dem schönsten Wagen, der im Orte zu bekommen war, von dem gewandtesten „Johann," der den Studirenden zu Gebot stand, und den er in eine Jägerkleidung hüllte, welche er selbst früher an Festtagen getragen hatte, in die Residenz vor den ersten Gasthof fahren.

Es war ein Uhr Nachmittags, als er dort ankam. Die Kellnerschaft war eben in ihrer Funktion als Tafeldecker begriffen. Generale und Lieutenante, Staatsräthe und Assessoren, Standesherrn und Abgeordnete, Procuratoren und Referendäre, Commerzienräthe und Commis voyageurs, Alles bewegte sich in buntem Gemisch durch den festlich geschmückten Speisesaal und verzahllosfachte sich in dessen zahllosen Wandspiegeln, so daß man sich beim Anblicke dieses bunten Gewimmels wirklich kaum des Schwindels erwehren konnte. Graf Otto fühlte sich in seinem Elemente. Lassen wir ihn mit einem andern Grafen, einem Garde-Lieutenant, die Bekanntschaft machen und folgen wir indessen seinem Leibjäger, der durch einen praenumerando hingeworfenen Kronenthaler Trinkgeld zu seinem Herold erhoben, diesem neuen Amte alle Ehre machte.

„Du bist ja heute gräflich herausgeputzt, Johann," sagte der Hausknecht beim Ausspannen zu ihm.

„Drum führe ich auch einen Grafen," antwortete Johann stolz. „Und welch' einen Grafen! Da darfst du dich auch freuen, Lorenz. Was meinst, daß er mir schon zum Voraus Trinkgeld gegeben?"

„Was kann ich wissen?" versetzte der Hausknecht. „Vielleicht 'nen Sechsbätzner?"

„Bist stark uf dem Holzweg," erwiederte Johann; „'nen Kronenthaler hat er mir beim Einsteigen zugeworfen, und notterbehne (nota bene), wohlverstanden, noch dabei gesagt: „Du hast noch mehr zu gewarten, wenn ich zufrieden bin." „Ich sage dir, der muß Geld zum 'Nauswerfen haben."

„Nun, so wollen wir ihm auch sein Geld 'nauswerfen helfen," fiel der Hausknecht ein. „Wir füttern jetzt deine Pferde, dann fütterst du dich, und wenn Beides geschehen ist, gehen wir mit einander zum Bier. Dort wollen wir deinem Kronenthaler schon warm machen, daß er schmilzt, wie die Butter an der Sonne."

„'S bleibt dabei," genehmigte der Leibjäger; „aber nachher mußt auch du was zum Besten geben."

Die Pferde waren gefüttert, und der Leibjäger begab sich in's Kutscher-Zimmer, um auch sich zu füttern. Ein stattliches Mahl erwartete ihn. „Euer Herr," sagte der Kellner, „muß mehr als ein Gentlemann, er muß ein Noblemann sein. Trug mir auf, Euch aufzutragen, was gut und theuer sei. Ein Noblemann muß er sein, comme il faut."

„Was versteh' ich von Eurem Rothwälsch?" erwiederte Johann; „aber ein Kapitalherr ist's, sag' ich Euch, ein ungarischer Graf, hat Geld, wie Heu. So ist noch Keiner auf der Akademie gewesen."

Der Leibjäger konnte des Rühmens nicht satt werden; und, ehe eine halbe Stunde durch's Land ging, sprachen schon alle Mitglieder des gasthöflichen Dienstpersonals, die einen Augenblick erübrigen konnten, ihre Zungen spaziren gehen zu lassen, von dem ungarischen Grafen und seinem enormen Reichthume.

Mittlerweile that der Graf selbst das Seinige im Speisesaal. Er trank drei Flaschen Rheinwein über Tisch und goß aus denselben eine solche Masse von Geist in seine Unterhaltung, daß man sich mittelst einer bloßen Schreibmaschine eine neue Auflage von Luthers Tischgesprächen construiren konnte. Der Gardelieutenant konnte den sprudelnden Witz seines neuen Bekannten nicht genug bewundern. Er ließ eine Flasche Champagner kommen, um sie mit ihm auszustechen, und forderte zwei Kelche dazu. Der Kellner brachte das Verlangte.

„Was? zwei Kelche und eine Flasche?" sagte der neugebackene Graf zum altgebackenen. „Lieber zwei Flaschen und einen Kelch."

„Auch gut," erwiederte der Andere. „Kellner, noch eine Flasche."

„Sie haben mich falsch verstanden, Herr Lieutenant," versetzte der Pseudograf, und fuhr in beißendem Tone, gegen den Kellner gewendet, fort: „Der Herr Lieutenant haben eine Flasche und zwei Kelche für sich bestellt, ich bestelle zwei Flaschen und einen Kelch für mich."

„Wie Sie befehlen, Herr Graf," antwortete der Kellner, und ging. Der Gardelieutenant aber warf einen drohenden Blick auf den Verwegenen, und fragte mit scharfem Tone: „Wie habe ich das zu nehmen, mein Herr?"

„Wie Ihnen beliebt, Herr Lieutenant," war die kalte, höhnische Antwort.

Nun bekam unser Schwindler einen schweren Stand, allein er spielte seine Rolle ausgezeichnet. Die Tafelgäste hatten sich zwar schon größtentheils verlaufen; aber ein zweiter Offizier, ein Reiterei-Obrist, war noch zugegen. Die Wendung des Gesprächs war ihm nicht entgangen. Er trat voll Würde zu dem Prahler hin und fragte ihn mit schneidendem Tone: „In welcher Bierkneipe oder Marktschreierbude haben Sie sich dieses Benehmen angeeignet?"

Der Pseudograf wurde etwas verlegen, aber er faßte sich schnell und erwiederte, den Obrist mit einem stolzen Blicke vom Scheitel bis zur Fußsohle messend: „In derselben, in welcher Sie sich das Recht angeeignet haben, sich in fremde Angelegenheiten zu drängen."

Mittlerweile hatte der Gardelieutenant seine Fassung wieder errungen; die Beleidigung, welche einem höhern Offizier widerfahren war, der seine Partei genommen, gab ihm den ganzen esprit de corps zurück, der ihm einen Augenblick abhanden gekommen war. „Herr Obrist," sagte er, „ich bitte um die Gnade, diesen Burschen mir abzutreten. Sie werden weiter von mir hören," setzte er gegen den Schwindler gewendet hinzu, „haben Sie die Güte, Ihre Adresse zu hinterlassen." Beide Offiziere warfen noch einen kalten Blick der Verachtung auf den Großsprecher und verließen schweigend den Saal.

Graf Otto forderte seine Rechnung. Der Oberkellner legte ihm eine lithographirte Karte vor, worauf Alles specifizirt zu lesen stand. Der Graf würdigte nur das Facit eines Blickes. Es besagte sechs Kronen. Graf Otto zog seine Börse und warf sieben auf den Tisch mit den Worten: „Die siebente dem Dienstpersonal." Die Kellnerschaft stand starr vor Ehrfurcht. „Sagen Sie meinem Jäger, er möchte einspannen lassen," fuhr der Graf fort. „Sehr wohl, Ihr Excellenz, sehr wohl, Ihr Excellenz," antwortete der Oberkellner mit einem tiefen Bücklinge und ertheilte einem Zimmerlakai die Weisung, nach dem Hausknechte zu sehen und dem Jäger des Herrn Grafen den Befehl seines Gebieters mitzutheilen. Weder Hausknecht noch Jäger war zu finden. Das ganze Hôtel gerieth in Bewegung. Mittlerweile hatte Graf Otto seine Adresse auf's Papier geworfen und übergab sie nun dem Besitzer des Gasthofes, welcher selbst herbeigeeilt kam, um die Ehre des Hauses zu retten. Mit ehrfurchtgebietender Sturmschrift stand auf dem inhaltschweren Papiere zu lesen:

Graf Ottokar aus Böhmen.

Der Herr des Hauses las und vermochte vor Ehrfurcht kein Wort hervorzu-

bringen. Graf Ottokar fragten zu wiederholten Malen nach Ihrem Wagen, und geruhten sehr ungeduldig zu werden. Endlich des Wartens müde, gingen Sie auf das Anerbieten des Gastwirthes ein, Hochdieselben durch einen dienstbaren Geist des Hauses nach einem benachbarten Bade fahren zu lassen, wo sich der hohe Adel der Residenz, besonders an Sonntagen, in einem eigens zu diesem Zwecke von ihm erkauften Garten zu amüsiren pflegte. Der Herr Graf waren noch in Unterhandlung über diesen Punkt begriffen, als ein Abgesandter des Gardelieutenants in der Person eines Cavallerielieutenants erschien, und die Adresse des Grafen gegen eine andere eintauschte, welche lautete:

Graf Heinrich von Eichdorff.

Der Gastwirth zitterte an allen Gliedern, er wußte sich nicht zu helfen. Zwei Grafen! Zwei Grafen! Und gar vollends ein Offizier! Eine schwere Verantwortung wartete seiner. Es handelte sich ohne Zweifel um ein Duell, und die Duelle waren so streng verboten. „Excellenzen,“ sagte er endlich im Tone der höchsten Angst, „gräfliche Excellenzen, wollen Sie nicht vielleicht gnädigst geruhen, mit einander in den Wagen zu steigen? Er steht schon längst bereit. Dort sind Sie ohne Zeugen.“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte Graf Otto, und setzte gegen den Abgesandten seines Gegners hinzu: „Darf ich Sie vielleicht höflichst einladen, mich auf einer Spazierfahrt nach B. zu begleiten? Im Wagen können wir das Nöthige vollends besprechen.“

Der Vorschlag wurde angenommen. Die Beiden fuhren mit einander nach B. Die Sache war bald abgemacht. Der Gardegraf ließ den Pseudografen auf Pistolen fordern und machte den Vorschlag, daß der Zweikampf in der ersten Morgenstunde des folgenden Tages in einem Gehölze bei B. stattfinden sollte. Graf Ottokar war Alles zufrieden. Der Ernst der Sache schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. Sein Begleiter staunte über seinen Gleichmuth. „Haben Sie schon einen Secundanten?“ fragte er ihn. — „Nein,“ war die gleichgültige Antwort; „der wird sich leicht finden.“ — „Mag sein,“ erwiederte der Offizier; „aber versäumen Sie nicht, ihn zu suchen.“ Graf Ottokar war ein Glückskind, er hatte seinen Stern, wie Wallenstein, sein Landsmann, und, wie sich ihm bald zeigte, auch sein Vetter; dieser Stern führte ihm Alles ungesucht entgegen. Er war kaum im Adelsgarten zu B. angekommen, als er von einem jungen Manne, den er noch nie gesehen hatte, mit den Worten angeredet wurde: „Sie wollen sich mit dem Grafen X. schlagen, mein Lieber?“ — „Berührt Sie dieß?“ erwiederte Graf Ottokar ärgerlich über diese vertrauliche Anrede eines Fremden. — „Nicht sehr viel,“ versetzte dieser in demselben freundlichen Tone, den er in seine unerwartete Anrede gelegt hatte. „Aber wenn Sie noch keinen Secundanten haben, ich erbiete mich zu diesem Dienste.“ — „Sie sind sehr gütig,“ erwiederte Graf Ottokar, und fuhr mit einem fragenden

Blicke auf den Räthselvollen fort: „Wer sind Sie, wenn ich bitten darf?“ — „Prinz von Friedland,“ antwortete der Gefragte, „ein Landsmann und Verwandter des Grafen Ottokar. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, einem Gliede dieses erlauchten Hauses einen Dienst zu leisten.“ — Der Pseudograf erschrack nicht wenig; aber die Geistesgegenwart verließ ihn nicht. „Nichts kann mir angenehmer sein,“ erwiederte er, sich gewaltig in die Brust werfend, „als hier in diesem Barbarenlande, wo der ächte Adel so selten zu sein scheint, einen Edelmann zu treffen, der sich nicht erst in eine Lieutenantsuniform zu stecken braucht, um seinen Rang geltend zu machen. Seien Sie mir herzlich willkommen, und doppelt willkommen, da wir Verwandte sind! Ich nehme Ihr Anerbieten mit Entzücken an. Nun aber wollen wir diese ganze langweilige Geschichte für heute ad acta legen, und nur auf unser Vergnügen denken .... Sie besuchen diesen Garten wohl öfter?“

„Ich bin beinahe jeden Sommer Badgast hier,“ antwortete der Prinz von Friedland. „Da treffen Sie mich denn während der Saison beinahe jeden Abend in diesem Park. Man hat hier den unschätzbaren Vortheil, in keine Berührung mit der Canaille zu kommen. Nur der hohe Adel findet Zutritt, ausnahmsweise auch die Geldaristokratie. Sie wissen ja, der Edelmann kann den Banquier nicht leicht entbehren. Wir haben eine kleine Spielgesellschaft, Sie werden sich nicht ausschließen, schon um meinetwillen müssen Sie mithalten; der hiesige Adel ist ohnedieß so hungrig, wir müssen den Leuten zeigen, wer wir sind.“

Der Pseudograf willigte mit Vergnügen in den Vorschlag, wenigstens diesen Abend an einer Spielpartie Theil zu nehmen. Aber so lange die Sonne noch am Himmel stand, hatte man andere Dinge zu thun; die Zeit des Tages war zu edel, um sie am Spieltische zu vertändeln, so lange man sah, mußte man sehen und sich sehen lassen. Die beiden Vettern durchwanderten Arm in Arm den wunderschönen Garten, und Graf Ottokar hatte alle Augenblicke Gelegenheit, den Kreis seiner Bekanntschaften zu erweitern. Ehe der Abend hereinbrach, war er ein gefeiertes Mitglied der hauptstädtischen haute noblesse; es konnte nicht anders sein, er hatte einen Prinzen am Arm.

Ein italienischer Himmel hatte den Tag verherrlicht; es war ein sehr natürlicher Gedanke, eine italienische Nacht darauf folgen zu lassen. Der Garten wurde auf's Prachtvollste beleuchtet. Die beiden Freunde bekümmerten sich wenig darum; sie zogen sich mit einigen Bekannten in einen Pavillon zurück und setzten sich zum Spiele. Graf Ottokar's Börse wurde leichter und leichter. Er setzte seine vier letzten Kronen. Er verlor sie. Was lag daran? Behielt er doch seine Fassung noch. Er hatte einen Vetter neben sich, und dieser Vetter war Prinz; und dieser Prinz hatte einen Banquier neben sich, und dieser Banquier hatte eine goldgespickte Börse und eine notengespickte

Brieftasche neben sich: warum sollte er zagen? „Hören Sie, Prinz,“ sagte er mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt zu dem Verwandten des Grafenhauses Ottokar, „strecken Sie mir fünfzig Dukaten vor, ich habe meine Brieftasche auf meinem Zimmer liegen lassen. Wir fahren später doch mit einander in meinen Gasthof und stechen dort noch ein paar Flaschen aus, ehe wir zu der bewußten Affaire aufbrechen? — „Hören Sie, Banquier,“ sagte der Prinz zu seinem Nachbar, ihm ein Papierschnitzel zuschiebend, auf das er so eben einige Worte gekritzelt hatte, „hören Sie, Banquier, schießen Sie mir zweihundert Dukaten.“ Der Banquier öffnete seine Brieftasche, nahm zehn Banknoten heraus und schob sie, ohne ein Wort zu sprechen, dem Prinzen zu, und dieser schob die Hälfte derselben, ohne ein Wort zu sprechen, dem Verwandten des Fürstenhauses von Friedland zu. Niemand verzog eine Miene; das Spiel erlitt nicht die geringste Störung. Aber statt des Silbergeldes sah man von nun an nur noch Gold und Banknoten, und diese Tauschmittel wurden so kalt und gleichgültig hin- und hergeschoben, als wären es Rechenpfennige. Nur auf Ottokar's Wangen wechselte zuweilen die Farbe. Aber sein Stern verschaffte dem Roth der Freude die Oberhand. „Es beginnt mir langweilig zu werden,“ sagte endlich der Prinz von Friedland, „wir wollen es aufstecken.“ — „Einverstanden!“ rief der Banquier, „die Fortsetzung folgt.“ — „Einverstanden,“ wiederholte Graf Ottokar. „Einverstanden,“ tönte es im ganzen Kreise nach, und die Gesellschaft brach auf. — Der Prinz hatte das Darlehen, das er seinem Vetter gemacht hatte, schon während des Spieles zurück erhalten, aber es war schnell wieder zerronnen, er schenkte dem Spiele keine Aufmerksamkeit. Als seine Baarschaft zerstoben war, hatte er die alberne Geschichte, wie er sie nannte, satt, und ließ sich zum Abschiede noch einmal zweihundert Dukaten von seinem Banquier geben, um bei der bevorstehenden Affaire, deren Ausgang in dubio lag, nicht ohne Geld zu sein. Otto hatte dreihundertfünfzig Dukaten Papiergeld in der Tasche, das Spielglück hatte das Siegel auf sein kühnes Hysteron proteron gedrückt und ihn zum Grafen gestempelt. Er sah sich in den Stand gesetzt, den Großen zu spielen. Aber wie sah es in wenigen Stunden mit ihm aus? Er hatte keinen Adelsbrief für die Erde: wie stand es mit seinem Adelsbrief für den Himmel? Sogar sein Paß dahier war schon längst abgelaufen, und an eine Erneuerung desselben hatte er noch nie gedacht. Jetzt konnte er am wenigsten daran denken, der Kopf wirbelte ihm zu sehr. Er mußte sich zu zerstreuen suchen, wie konnte er sich sammeln?

Die beiden Freunde fuhren mit einander in den Gasthof, in welchem Graf Ottokar abgestiegen war. Der Leibjäger war noch nicht zurück gekommen. Er hatte den Tag des Herrn in seiner Weise geheiligt. Er hatte gespielt. Und warum hätte er nicht spielen sollen? Spielte ja sein Herr auch. Ut rex, ita grex, wie der Herr, so der Knecht. Aber wie es beim Spiele

geht: ludimus, interea celeri nos ludimur hora. Wer spielt, betrügt Gott und die Welt, und sich selbst um das kostbarste Gut, das uns der Himmel gegeben, um die Zeit, und die Zeit, die so schnell dahineilende, unwiederbringliche Zeit betrügt ihn um seine Seele. Denn wer in dem Einen untreu ist, ist auch in dem Andern untreu. Ludere hat die doppelte Bedeutung: spielen und betrügen. Spieler und Betrüger ist Eins und Dasselbe; die Seele aber des Betrügers ist Demjenigen verfallen, der ein Lügner und Betrüger und ein Menschenmörder ist von Anbeginn. Wahrlich, wenn ich Gesetzgeber wäre, ich würde jenes treffende Wortspiel: „Ludimus, interea celeri nos ludimur hora,“ welches frei übersetzt mit kurzen Worten dahin lautet: „Der Spieler ist ein Tagdieb;“ — ich würde jenes treffende Wortspiel, sage ich, zur Beherzigung für alle Spieler in den Stempel graben lassen, den die Finanzspeculation auf das Herz Aß, der Fürst der Finsterniß aber auf das Herz des Menschen drückt. Von selbst würde sich ein anderes Wortspiel daraus entwickeln, das da lautet: „Ludit, qui ludit, qui ludit, luditur ipse.“ „Es betrügt, wer spielt, wer betrügt, wird wieder betrogen.“ Der Leibjäger spielte und betrog, und der Betrüger ward wieder betrogen. Niemand aber hat ein schärferes Auge auf den Betrüger, als wer selbst betrügt. Der Leibjäger hatte kaum die Entdeckung gemacht, daß einer seiner Zunftgenossen aus der Stadt in einem und demselben Spiele die gleiche Karte zweimal auswarf, als er ein Geschrei erhob, wie der Staatspapierschwindler, wenn er eine falsche Nachricht vom Kriegsschauplatze, oder vom Friedenscongresse zu verbreiten sucht, um den Cours zu seinen Gunsten zu stellen und sich im verwegensten aller Spiele, im Börsenspiele, durch den Betrug im Großen zu bereichern. Das Sprüchwort sagt: „Wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es aus demselben heraus.“ Der Bezüchtigte bezüchtigte wieder. Der Wiederbezüchtigte schalt, der Gescholtene gab die Scheltworte zurück. Ein Wort gab das andere, und von Worten kam es zu Thätlichkeiten. Die Biergläser flogen an die Köpfe, und die Stuhlbeine tanzten auf den Rücken. Die Trinkhalle ward in ein Schlachthaus verwandelt, der Pöbel sammelte sich um das Gebäude, die Polizei erschien, und der Leibjäger ward mit blutüberströmtem Gesichte und zerfetzter Livree in Sicherheit gebracht. Die Andern entwichen, der Hausknecht, der den Leibjäger in das Bierhaus geführt hatte, war der Erste gewesen, der sich aus dem Staube machte. Zechfreunde halten nie Stand.

Indessen der Diener hinter Schloß und Riegel lag und von furchtbaren Schmerzen gefoltert sich auf der Strohmatratze herumwälzte, trat der Herr mit erheucheltem Starkmuth auf die Brücke der Ewigkeit. Er hatte Anfangs im Sinne gehabt, mit seinen dreihundertfünfzig Dukaten ohne alles Weitere auf und davon zu gehen; denn so kaltblütig er sich auch stellte, erbebte doch sein Herz bei dem Gedanken an den Verlust der „süßen Gewohnheit des

Daseins," und dreihundertfünfzig Dukaten, oder neunzehnhundertfünfundzwanzig, beinahe zweitausend Gulden, waren denn doch schon ein hübsches Sümmchen, die Grafenrolle zu spielen. Aber Otto hatte bei all' seinem Schwindelgeist zu viel Verstand, um dieser Versuchung zu erliegen. Er bedurfte einer solidern Basis, als ihm das Geld bot. Und diese bot ihm eben der Zweikampf, den er herausgerufen hatte; er durfte ihm nicht entlaufen, wenn er sich das Spiel nicht für immer verderben wollte. Zudem rechnete er auf seinen Stern, und diese Rechnung betrog ihn nicht. Nachdem er sich in Gesellschaft seines Landsmannes und Verwandten, des Prinzen von Friedland, durch einige Flaschen Rheinwein einen künstlichen Muth angetrunken hatte, fuhr er mit seinem Freunde nach dem Richtplatze — denn dieser Name gebührt der Stätte, an welcher ein Zweikampf auf Tod und Leben ausgefochten wird, in vollem Maße. Sie waren die Ersten auf dem Schlachtfelde, aber die Uebrigen ließen nicht lange auf sich warten. Zwei Berittene erschienen; sie stellten sich als den Arzt, der den erforderlichen Beistand leisten sollte, den „Paukarzt," und den Kampfrichter, der zu entscheiden hatte, wann der Ehre der beiden Gegner Genüge geschehen und der Kampf beendigt sein würde, den „Unparteiischen" vor. Im nächsten Augenblicke fuhr auch der Gardelieutenant mit seinem Secundanten an. Die üblichen Grüße wurden gewechselt. Der Unparteiische zählte die Schritte ab, sie waren auf zwanzig bestimmt, die beiden Gegner traten auf die „Mensur," jeder seinen Secundanten zur Seite. Es war verabredet, daß Beide zugleich losdrücken sollten. Der Kampfrichter zählte: Eins — zwei — drei. Es knallte, aber nur auf der einen Seite, dem Gardelieutenant hatte die Pistole versagt; aber er stand unverletzt. Der Unparteiische sprach die Beendigung des Kampfes aus. „Ich habe Zwei zu vertreten," wandte der Gardelieutenant ein, „meinen Obrist und mich, dieser Pursche hat uns beide beleidigt." — „In diesem Falle, Herr Graf," versetzte der Unparteiische, „zumal Sie sogar noch auf dem Kampfplatze beleidigen, muß freilich noch ein Gang gemacht werden, Sie müßten sich denn aus freien Stücken mit einander versöhnen wollen." — „Nie und nimmermehr," erscholl es aus beiden Kehlen zugleich. „Also los!" sagte der Unparteiische. „Eins — zwei — drei." Zwei Schüsse fielen — und der Gardelieutenant wälzte sich in seinem Blute, Graf Otto stand. Der Paukarzt untersuchte die Wunde, er erklärte sie für tödtlich. „Herr Graf," sagte der Unparteiische zu unserm Akademiker, „besteigen Sie mein Pferd. Sie haben keinen Augenblick zu versäumen, eilen Sie, fliegen Sie nach der Grenze. Hier die Börse des Getödteten, die er mir für diesen Fall zugestellt, und hier ein Paß, Ihre Flucht zu sichern." — „Und hier meine Brieftasche," setzte der Prinz von Friedland hinzu, „in Paris sehen wir uns wieder, 's ist nur, bis dieses Blut verraucht ist. Fliegen Sie nach der nächsten Bahnstation, oder noch besser — der Telegraph könnte Sie ereilen, reiten Sie auf

Nebenstraßen gemächlich zum Lande hinaus. In zwölf Stunden sind Sie draußen. Vertauschen Sie das Pferd gelegentlich gegen ein anderes, es könnte signalisirt werden . . . . doch, Sie sind ja selbst Mann von Welt, Sie wissen, wie man sich bei dergleichen Fatalitäten zu benehmen hat. Nur den Muth nicht verloren; fortes fortuna juvat. Und nun Gott befohlen! An der Seine Strand wieder. Schreiben Sie mir, sobald Sie in Paris angekommen.“ Er reichte seinem Vetter die Hand. Dieser sprach kein Wort, der Augenblick überwältigte ihn. Er nahm Alles mechanisch in Empfang, drückte seinem Verwandten schweigend die Rechte, schwang sich auf's Pferd und verließ im Bewußtsein und im Herzen umnachtet, den Schauplatz seiner Mordthat. Erst nach einiger Zeit dämmerte es wieder in seiner Seele, „ahnungsgrauend,“ aber nicht „todesmuthig,“ noch weniger lebensmuthig. Er dachte über seine Lage nach; sie war wirklich traurig. Von allen Seiten scholl ihm das Wort „Mörder“ in die Ohren. Er hatte seit seiner Firmung wenig mehr an Gott gedacht. Nun kam ihm auf einmal wieder zu Sinne, daß es auch noch eine andere Welt gebe, als diejenige, in welcher er den Grafen zu spielen sich zur Aufgabe des Lebens gemacht hatte. Konnte er, wenn er seine Rolle auch in dieser Welt durchzuführen vermochte, den Faden auch in die andere hinüberspinnen? Wenn er jetzt in seinem Blute schwämme, wie Derjenige, den er gemordet hatte: wie sah es mit seinem Grafenthume aus? Der Gemordete war Graf; nun stand er vor Gott, was nützte es ihm, Graf gewesen zu sein? Er wollte es bloß scheinen, was nützte es ihm im Tode, wenn er sich diesen Schein auch sein ganzes Leben lang zu bewahren wußte? O Eitelkeit der Eitelkeiten! . . . Doch der Unglückliche durfte sich seinen Betrachtungen nicht hingeben, die Selbsterhaltung forderte ihre Rechte. Ein Gendarme kam auf ihn zu. Sein Anblick erinnerte ihn an die Nothwendigkeit, auf seine Rettung bedacht zu sein. Er zitterte wie ein Espenblatt, er glaubte in jedem Augenblicke von dem Sicherheitswächter angerufen zu werden; er dachte nicht mehr daran, daß er, um uns der Bezeichnungsweise des Kutscherkellners zu bedienen, ein Gentleman, ja ein Nobelmann, und zwar ein Nobelmann comme il faut war, er fühlte den Stempel Kains auf seiner Stirne brennen; und beim ersten Worte, das der Landjäger an ihn gerichtet hätte, würde er sich ohne allen Zweifel verrathen haben. Doch der Landjäger ging an ihm vorüber, ohne ein Wort an ihn zu richten, er ließ sich nicht träumen, daß ein so elegant gekleideter und so stattlich berittener Mann ein Mörder sein könnte. Kleider machen Leute. Die Sicherheits- und die Gerechtigkeitspflege werfen ihr Auge in der Regel nur auf die Unglücklichen, die in Lumpen einhergehen. Aber obgleich mit dem bloßen Schrecken davon gekommen, dachte Graf Otto, nun aufmerksam gemacht, denn doch an das Sprichwort: „Vorsicht ist besser, als Nachsicht,“ und schlug, nachdem der Sicherheitswächter aus seinem Gesichtskreise ver-

schwunden war, einen Seitenweg ein, der ihn binnen kurzer Zeit in einen Marktflecken führte. Es war gerade Roßmarkt in demselben, und es gelang dem Flüchtlinge, sein Pferd sammt Zaum und Zeug zu verkaufen. In der nächsten Stadt vertauschte er seine Jägerkleidung gegen einen feinen schwarzen Anzug, der ihm das Ansehen eines jungen Gelehrten gab, ging, seiner Angst mehr Gehör gebend, als der Warnung seines Freundes, nach dem Bahnhofe, löste eine Karte — und kam glücklich nach Straßburg. Er wußte nicht einmal, unter welchem Namen. Erst auf seinem Zimmer im Gasthofe zum Prinz Napoleon musterte er den Inhalt seiner Taschen. Er hätte in der Befangenheit, die seine ganze Seele gebunden hielt, Paß und Geld in seiner Forstkleidung stecken lassen, wenn der Kleiderhändler nicht redlich genug gewesen wäre, beides selbst herauszunehmen und ihm einzuhändigen. Es war ihm unbegreiflich, daß ihm kein Unfall begegnet war. Nur seinem Stern glaubte er es zu danken zu haben, daß er noch lebte, daß er in Sicherheit war, und daß er sich im Besitze der Mittel befand, sich durch die Welt zu schlagen.

„Er athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht,
Indeß er voll Verwunderung rief:
Ich bin's, ich bin's! es behielt mich nicht." *)

Aber ach! und noch einmal ach! er war aus einem Deutschen zu einem Engländer geworden. Er nannte sich von nun an Lord Brougham, und was? was? nicht einmal England — die neue Welt war seine Heimath, er war aus New-Orleans gebürtig. Er glaubte sich auf den Kopf stellen zu müssen; er hatte Amerika noch mit keinem Auge gesehen, er verstand kein Wort englisch, er konnte nicht einmal seinen Namen aussprechen. Doch ein Mann, der so kühne Hystera protera zu bilden verstand, wie er, konnte nicht leicht in Verlegenheit kommen; er wußte sich in allen Lagen des Lebens zurecht zu finden. Er zog die Klingel. Ein dienstbarer Geist erschien. „Hören Sie, Herr Oberkellner," redete er den Eintretenden an, „wissen Sie mir nicht einen gewandten Purschen, der zum Bedienten taugt und englisch spricht? — „Ihro Gnaden dürfen nur befehlen," antwortete der Kellner, „ich werde Ihnen sogleich ein „Individuum" senden, wie Sie nie und nirgends ein geeigneteres treffen können." Sprach's und ging, und nach fünf Minuten trat ein geschniegeltes und gebügeltes, mehr einem Cavalier, als einem Bedienten gleichsehendes „Individuum" von etwa zwei und zwanzig Jahren in's Zimmer und fragte nach den Befehlen Mylords. Graf Otto war verlegen, wie er das „Individuum" anreden sollte, dasselbe stellte noch mehr, als er selbst, nicht nur den Gentleman, sondern den Nobelmann, den Nobelmann comme

*) Nach Schiller's Taucher.

il faut vor. Doch seine Geistesgegenwart ließ ihn, wie gesagt, nie im Stich. Er redete ihn mit Monseigneur an. — „Monsieur, Monsieur, Mylord, oder kurzweg Jean," verbesserte das cavaliermäßige „Individuum," „wir Bedienten heißen hier zu Lande alle Jean." — „Wir Bedienten hatte er gesagt, wir Bedienten?" dachte der Graf bei sich selbst, „also ist er doch ein Bedienter. Nun, so kann ich mit meinem Antrage frei und offen herausrücken," und fuhr sein Selbstgespräch zu einem Zwiegespräche potenzirend, fort: „so hören Sie denn, Jean, ich suche einen Bedienten, sprechen Sie englisch?" — „Ob ich englisch spreche?" erwiederte Jean; „so gut, wie Sie selbst, Mylord." — „Dann sprechen Sie es nicht," versetzte Graf Otto oder vielmehr Lord Brougham, „ich kann Sie nicht brauchen." Aber kaum hatte er ausgesprochen, als er von einem solchen Schwall englischer Wörter und Worte überfluthet wurde, daß er sich die Ohren zuhielt und rief: „Genug, genug! ich höre, daß Sie englisch sprechen!" — „Ja freilich, spreche ich englisch," versetzte das gewandteste aller „Individuen," „ich kenne die Sprache der Briten wie ein Shakespeare, ein Sterne, ein Walter Scott, ein Bulwer, ein Byron, ein Dickens, ein Marryat, mit mir sind Sie versehen. Ob Sie englisch sprechen oder nicht, wenn Sie mich haben, braucht Sie das wenig zu kümmern, und wenn Sie gar keine Sprache sprächen, mit mir könnten Sie die ganze Welt durchreisen, ich war schon auf Madagascar, ich war schon bei den Kamtschadalen, kurz, ich war schon überall, nur noch nicht in der Hölle, aber ich werde wohl auch noch dahin kommen. Doch nein,

„Fröhlich gelebt und selig gestorben,
Das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben." *)

Sie sehen, ich kann auch deutsch; wie gesagt, ich kann Alles, aber französisch ist mein Element, jeder Zoll von mir ist ein Franzose, würde Shakespeare sagen, wie jeder Zoll von Ihnen, Ihro Herrlichkeit, ein Edelmann ist."

„Da hab' ich meinen Mann gefunden," dachte Graf Otto bei sich selbst, und bestellte das gewandte „Individuum" zu seinem Bedienten. Die erste Eigenschaft, in welcher er seinen Sancho in Anspruch nahm, war die Eigenschaft eines Dolmetschers. Er ließ sich in der Aussprache seines neuen Namens Brougham unterrichten. Wie man den Namen seiner neuen Vaterstadt ausspreche, glaubte er zu wissen, er sprach ihn französisch aus, aber sein Bedienter meinte: „Schief gewickelt, Ihre Herrlichkeit, Njuorlihns spricht der Engländer." Lord Brougham mußte es zehnmal wiederholen, bis er die richtige Aussprache traf. Er wollte verzweifeln. Jean tröstete ihn mit den Worten: hat Alles gar nichts zu sagen, sprechen Sie es nur französisch aus, französisch ist die Weltsprache. Sie sind, wie Sie mir sagen, ein Engländer

*) Volksthümliches Sprichwort.

oder ein Amerikaner, tout de-même, hat neben einander feil, und sprechen nicht englisch? Gut, so sind Sie in der zartesten Kindheit nach Deutschland verschlagen worden — nach Deutschland, Mylord, nicht nach Frankreich, Sie müssen sich das merken, denn Sie sprechen, aufrichtig gestanden, auch nicht gut französisch, man hört bei der ersten Silbe, daß Sie kein Franzose sind — oder noch besser, Sie sind ein Engländer, Sie haben den Spleen, und in Folge dieses Spleens sind Sie von der Germanomanie befallen, wie wir Franzosen sagen würden, d. h. Sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, nie anders, als deutsch zu sprechen, chacun à son goût, de gustibus non est disputantibus, *) über Geschmackssachen läßt sich nicht streiten."

„Sie sind mein Mann, Sie sind mein Mann," fiel Lord Brougham seinem neuen Bedienten in die lange Rede.

„Nicht Sie, Mylord, nicht Sie," verbesserte Jean, „der Deutsche duzt seinen Bedienten."

„Also Du bist mein Mann, Jean," erwiederte Lord Brougham; „gut! ich sehe, wir taugen für einander; sei nur treu und verschwiegen, so wirst Du dir nie einen andern Herrn wünschen. Und nun vor Allem besorge mir einen Kutscher mit einer hübschen Equipage, ich will ausfahren."

Der Bediente ging, und der Gebieter zählte seine Barschaft. Er besaß vom Spiele her dreihundertfünfzig Dukaten, die Brieftasche seines Freundes, des Prinzen von Friedland, enthielt zweihundert, in der Börse des unglücklichen Gardelieutenants fanden sich fünfzig, der Erlös des Pferdes hatte sechszig abgeworfen. Dieß zusammen gab ein Facit von sechshundertsechzig Dukaten, oder 3630 fl., sage dreitausend sechshundertdreißig Gulden. Eine unerschöpfliche Summe! Damit konnte man mehr, als den deutschen Grafen, damit konnte man wirklich den englischen Lord spielen. Otto's Lebensmuth kehrte zurück. „Geld regiert die Welt," sagte er bei sich selbst, „so lange ich Geld habe, fürchte ich weder Hölle, noch Teufel. Was, Mörder? Ich bin kein Mörder, ich habe meinen Gegner im ehrlichen Zweikampfe getödtet, wer will mich einen Mörder schelten?" Trotz dieser Selbstberuhigung duldete es den Grafen nicht länger in der Einsamkeit, er mußte unter die Menschen gehen. Er begab sich in den Speisesaal, um Unterhaltung zu finden. Er fand sie, aber sie sagte ihm nicht zu. Glücklicherweise erschien endlich der ersehnte Wagen. Graf Otto stieg ein, der Bediente mußte sich neben ihn setzen. „Für heute," sagte der Graf, „und für die nächsten Tage spielst Du mehr meinen Gesellschafter, als meinen Bedienten. Ich kenne das französische Wesen noch nicht recht, ich bedarf Deiner Belehrung." Und der Graf hatte Recht, er bedurfte der Belehrung seines Dieners. Die französische Schlauheit war seinem deutschen Mutterwitze überlegen.

---

*) disputandum, Jean versteht vom Latein nur was er gelegentlich aufschnappt.

„Sie werden beobachtet, Mylord," sagte Jean zu seinem Gebieter, als sie mit einander aus dem Schauspielhause traten, welches Otto besucht hatte, um sich zu zerstreuen. „Warum?" setzte er hinzu, „weiß ich nicht, geht mich auch nichts an. Aber ich rathe Ihnen, nicht mehr in Ihren Gasthof zurückzukehren, sondern sogleich ein Billet nach Paris zu nehmen."

„Aber Du begleitest mich, Jean?" versetzte der Geängstigte, „ich überlasse mich Deiner Führung."

„Ich begleite Sie," erwiederte der Diener, „und Sie dürfen mir vertrauen." Otto's Stern hatte ihn eine treue Seele in diesem Diener finden lassen. Er befolgte seinen Rath, ließ seine Habseligkeiten aus dem Prinzen Napoleon holen und fuhr in Begleitung Jean's mit dem nächsten Bahnzuge nach der Hauptstadt des Kaiserreiches ab. Unterwegs erzählte ihm sein Bedienter, daß er beim Abholen des Gepäckes wieder das fatale Gesicht eines „Individuums" gesehen habe, welchem er nun während seiner kurzen Dienstzeit schon viermal begegnet sei. Der Unbekannte, fuhr er in seinen Mittheilungen fort, habe, wie früher, wieder Anlaß gesucht, mit allerlei Fragen und Wendungen an ihn zu kommen, aber er sei ihm zwischen den Händen durchgeschlüpft, wie ein Aal; indessen habe er seine Vermuthung über den Purschen und seine Absicht etwas geändert, er halte ihn nicht mehr für einen verkappten Agenten der Polizei, aber für etwas beinahe nicht minder Gefährliches, für den Emmissär irgend einer geheimen Gesellschaft, er wisse nicht, ob von gewöhnlichen Gaunern, die es bloß auf den Geldbeutel, oder von politischen Parteigängern, die es auf den Namen Mylords und dessen gewaltigen Einfluß abgesehen hätten, „denn der Name, den Sie tragen," fuhr der Diener fort — „ich scheue mich, ihn auszusprechen, die Wände haben Ohren, und ich rathe Ihnen, denselben so viel als möglich geheim zu halten — der Name, den Sie tragen, sage ich, hat gar einen vollen Klang, eine große politische Bedeutung, und jede Partei, die ihn unter die Ihrigen zählen würde, dürfte sich glücklich schätzen."

Unserem Schwindler ging ein neues Licht auf. „Ha," sagte er zu sich selbst, „die Franzosen! Es geht doch nichts über die Franzosen. Die wissen mit Allem zu speculiren, sogar mit dem Namen! Gegen sie ist der Deutsche, wenn er auch noch so speculativ ist, nur ein Stümper.... Das ist einmal ein Wink, der ist Gold's werth, da läßt sich was machen, ich will mir's nicht umsonst gesagt sein lassen." Und er faßte in seinem Herzen den Entschluß, sich auf das Eis der Politik zu wagen, und auf diesem neuen Felde mit seinem neuen Namen zu speculiren. Darum aber glaubte er seine vielversprechende Verbindung mit dem Prinzen von Friedland um so weniger fallen lassen zu dürfen, als dieser Name selbst von so hoher Bedeutung war. Er hatte sich kaum in einem der ersten Hôtels eingerichtet, als er seinem böhmischen Vetter Nachricht von seiner glücklichen Ankunft gab, und ihn um

seine baldige Nachkunft ersuchte. Aber diese Nachkunft war bereits erfolgt und, wie sonder- und wunderbar sich oft die Wege der menschlichen Schicksale schlängeln! der Prinz wohnte mit dem Grafen unter einem und demselben Dache, ohne daß der Eine von dem Andern wußte. Der Brief gelangte an seine Adresse, ohne zuvor nach Deutschland und von Deutschland wieder zurück nach Frankreich zu wandern, er fand seinen Mann, ehe er nur den Weg zum nächsten Postamte antrat. In Paris ist jeder Gasthof ein Filialpost-Bureau. Jean hatte kaum seinen Brief dem mit diesen Geschäften betrauten Herrn überhändigt, als der Prinz hinzutrat und nach Briefen aus Deutschland fragte. Der Hauspostsekretär legte den Brief des Grafen ohne weitere Beachtung neben sich, um dem Prinzen Gehör und Auskunft zu geben. Dieser warf zufälliger Weise einen Blick auf die Adresse und las zu seinem nicht geringen Erstaunen seinen eigenen Namen. Er fragte von wem dieser Brief komme. „Der Herr, den Eure Hoheit so eben weggehen sahen," antwortete der Sekretär, „der Bediente eines hier logirenden Lords, Namens Brougham, hat ihn gebracht, vermuthlich wird er von dem Lord selbst kommen." — „Lord Brougham, sagen Sie?" fiel ihm der Prinz hastig in die Rede. „Sein Appartement?" — Nummer 52 — 56, eine Treppe," war die Antwort. Der Prinz flog die Treppe hinauf und lag in den Armen seines Landsmanns und Vetters, des Grafen Ottokar aus Böhmen, nunmehrigen Lords Brougham aus New-Orleans.

„Und was bringen Sie mir Neues aus Deutschland?" fragte Otto, nachdem der erste Rausch des Entzückens über das unerwartete Wiedersehen verflogen war. „Sie kommen doch so eben aus Deutschland, mein Brief muß Sie herausgezaubert haben. Das nenne ich mir einmal eine Expedition. Ja, Freund, es geht nichts über die Franzosen. Schneller, als der Telegraph. Der Brief, in welchem ich Sie um baldige Nachkunft bat, kann noch nicht auf der Post sein, so eben erst habe ich ihn durch meinen Bedienten in's Haus-Bureau geschickt, und siehe, Sie sind schon da! Sie müssen mir auf dem Fuße nachgereist sein. Wie lange sind Sie schon hier? Was hat Sie so schnell fortgetrieben? Wie steht's draußen? Der Tod des unglücklichen Grafen wird recht viel Lärm gemacht haben? Und wie? . . ." Frage drängte sich auf Frage, aber der Prinz ließ den Fragenden nicht ausreden. Er unterbrach ihn in seinem letzten Satze mit den Worten: „Wünschen Sie sich Glück, Vetter, der Todtgeglaubte lebt."

„Lebt? Lebt?" rief Otto tief aufathmend. „Gott sei Dank! so bin ich doch wenigstens kein Mörder."

„Nein, mein Lieber," erwiederte der Prinz, „Sie sind kein Mörder. Hören Sie, wie das Alles gegangen ist. Der Graf lag leblos am Boden, der Arzt hielt ihn für unrettbar, aber er glaubte deßhalb nichts versäumen zu dürfen. „„Die Natur wirkt oft Wunder,"" sagte er, und legte an Ort

und Stelle noch einen Nothverband an. Mittlerweile eilte ich in das nächstgelegene Haus und holte zwei Bauernknechte mit einer Tragbahre. Auf die letztere legten wir die erforderliche Anzahl Sitzpolster aus unsern Wagen, und auf sie den Verwundeten, und ließen ihn dann mit unsern Mänteln bedeckt in jenes Haus tragen. Dies mußte Aufsehen erregen, wir erkannten das wohl, aber was war zu thun? Der Doktor hatte erklärt, wenn wir den Versuch machen, den Verwundeten in einen Wagen zu heben, so bleibe er uns unter den Händen. Der Secundant des Verunglückten mußte Quartier machen, die Leute wollten dem Verwundeten Anfangs die Aufnahme versagen, aber der Anblick der Offiziersuniform that die erforderliche Wirkung. Wir besaßen noch einige hundert Gulden, denn man darf das Geld nie ganz ausgehen lassen, sonst ist man verkauft, der Volkswitz nennt es nicht umsonst den nervus rerum. Wir streuten, was wir hatten, mit vollen Händen aus. Dies half und ließ Sie den Vorsprung gewinnen, dessen Sie bedurften. Wir machten die Leute glauben, der Graf sei durch Zufall auf der Jagd verunglückt. Aber in die Länge konnte die Wahrheit doch nicht verschwiegen bleiben. Und wissen Sie, durch wen sie an den Tag kam? Durch einen Menschen, von dessen Existenz wir gar keine Kenntniß hatten, durch Ihren eigenen Jäger. Der Kerl hatte sich . . . . Doch bevor ich auf diesen Punkt übergehe, will ich Sie über den Verlauf der Wunde beruhigen. Zwei Tage lang hatten wir Ruhe. Der Doktor wich nicht von der Seite des Kranken, auch wir hielten uns in der Nähe, nur der Lieutenant kehrte in die Residenz zurück, besuchte uns aber, so oft es die Verhältnisse gestatteten. Schon am folgenden Morgen beglückte uns der Arzt mit der Botschaft, daß er den Kranken mit Gottes Hülfe retten zu können glaube, wenn anders die Behandlung keine Störung erleidet. Wir waren dieser Störung alle Augenblicke gewärtig, aber wir hatten einander das Wort gegeben, Stand zu halten. Der Tag ging vorüber, die Nacht ging vorüber, der Doktor erklärte seinen Patienten außer Lebensgefahr. Wie glücklich, wie unendlich glücklich fühlten wir uns Alle! Nun mochte kommen, was da wollte, wir waren auf Alles gefaßt, wir wollten gern Alles tragen, war doch die schwerste Last von unserem Herzen gewälzt. O, es ist ein entsetzliches Gefühl, den Tod eines Menschen auf seiner Seele zu haben! Alles Andere verschwindet vor diesem furchtbaren Gedanken. Unser Freund war gerettet, ja, unser Freund, sage ich, die Todesangst, die wir vielleicht mehr fühlten, als er selbst, hatte ihn uns Allen zum Freunde gemacht — unser Freund war gerettet! Wir waren glücklich, ich wenigstens erinnere mich nie in meinem Leben eines glücklichern Augenblicks, als derjenige war, in welchem uns der Arzt ankündigte, daß er außer Lebensgefahr sei. Und wie wunderbar, nehmen Sie nur, wie wunderbar es zuging! Bis zu diesem Augenblicke blieben wir verschont, nun brach auf einmal Alles über uns herein. Die Polizeidirection, das Regiments-Kommando, die Forstaka-

demie, Alles, Alles fiel über uns her. Der Kutscher, der Sie von Ihrer Anstalt nach der Residenz gefahren hatte, und von dessen Existenz wir, wie gesagt, nicht die geringste Ahnung hatten, saß wegen Raufhändel im Stock-Gebäude. Zum Glück hatte er so viele Leidensgenossen, daß er erst nach achtundvierzig Stunden in's Verhör kam. Er berief sich auf Sie. Man schickte nach Ihnen in Ihren Gasthof. Dort hieß es, Sie seien abgereist. Man schickte auf die Forstakademie. Dort hieß es, Sie seien in die Residenz gefahren. Man schickte wieder in Ihren Gasthof. Da wurde die Sache mit der Herausforderung verträtscht. Man verfolgte die Spur weiter und — auf einmal erschien ein Polizeikommissär in Uniform in unserem Krankenhause. Er traf uns gerade beisammen, nur der Lieutenant war abwesend. Wir legten natürlich Alle sogleich ein unumwundenes Geständniß ab, wurden aber eben so natürlich insgesammt für verhaftet erklärt. Ein Auditor erschien, um auch den Verwundeten zu verhören, war aber so vernünftig, ihn auf die Einsprache des Arztes vorläufig noch in Ruhe zu lassen. Wir baten um die Erlaubniß, bei dem Kranken zu bleiben. Sie wurde uns gegen unser Ehrenwort, keinen Versuch zur Flucht zu machen, und unter der Vorsichtsmaßregel einer Sicherheitswache, die man uns vor das Haus stellte, ertheilt. Kommissär und Auditor zogen wieder ab, und wir hätten Ruhe gehabt. Nun mischte sich aber auch noch Ihre verdammte Akademie in die Sache. Was ging uns die Forstschule in * * * an? Doch Sie waren Schüler daselbst, und Sie sind mein Vetter und mein Freund, Ihrer mußte ich mich annehmen. Bedenken Sie nur die Impertinenz! Eine Art Pedell, oder Pudel, wie wir dergleichen Subjekte in Göttingen nannten, erschien bei uns und fragte nach einem gewissen Otto Graf, einem Forstkandidaten von * * * Ich dachte mir sogleich, es sei auf Sie gemünzt und sagte: „„Graf Ottokar wohl? nicht Otto Graf, Sie setzen das Hinterste zuvorderst, mein Freund."" — „„Nein,"" erwiederte der Zudringliche; „„der Herr, den ich suche, hat sowohl selbst das Hinterste zuvorderst gesetzt, er nennt sich Otto Graf, nicht Graf Otto oder Ottokar, unsere Studentenliste weiß nichts von einem Graf Otto, wohl aber von einem Otto Graf, er ist nicht G r a f, er heißt bloß Graf, Graf ist nur sein Familienname."" Ich sage Ihnen, der Kerl war verdammt beharrlich. Doch ich konnte mir die Sache schon erklären. Sie wollten Ihre Perle nicht vor die Säue werfen und verläugneten auf dieser armseligen Akademie Ihren erlauchten Stand. Aber Esel müßen diese Leute denn doch sein. Denn wer kann in dieses Auge blicken, wer kann diese Stirne betrachten, ohne den Grafen zu erkennen?"

Aber in diesem Augenblicke schien selbst diese Stirne mit ihrem Zeugnisse hinter dem Berge zu halten, und dieses Auge konnte man nicht um Auskunft angehen, denn Graf Ottokar schlug es zu Boden.

„Ich glaube," unterbrach sich Prinz von Friedland, „mein unaufhör-

liches Geplauder ermüdet Sie, oder sind Sie nicht wohl? Sie sehen so blaß, und ich glaube gar, Sie zittern. Was fehlt Ihnen, lieber Freund?"

„Nichts, nichts von Bedeutung," erwiederte Graf Ottokar, „nur mein Magen ist nicht ganz in der Ordnung, ich habe noch nicht gefrühstückt."

„Dann nimmt mich's nicht Wunder," versetzte der Prinz; „wenn man freilich noch nichts im Magen hat, kann man keine Rede anhören, die so lang und so langweilig ist, als Cicero's Oratio pro Milone. Ich will mit meinen Mittheilungen zum Schlusse eilen, dann gehen wir mit einander in das Café des Boulevards. Ich sage Ihnen, Freund, in Paris ist's köstlich zu leben. Man braucht sich keinen Zwang anzuthun, man kann gehen, reiten, fahren, ganz nach Belieben, ohne im Geringsten gegen seinen Rang anzustoßen, man kann sich amüsiren, wie man will, und wo man will, Alles einerlei; man bleibt immer wie man ist. Ei, à propos, haben Sie das pikante Stück schon gesehen: le roi s'amuse? heute Abend wird's in der Vorstadt St. Antoine gegeben. Gehen wir mit einander hin. Doch . . . um wieder auf meine Mittheilungen zurückzukommen, ja, also ich wies den zudringlichen Kerl mit den Worten ab: „„Was Otto Graf? warum nicht gar Ortograph? Wir wissen nichts von diesem Ortographen. Aber Graf Ottokar, wenn ihr den suchet, der ist schon längst über die Berge, den seht ihr nicht mehr; übrigens was wollt ihr von ihm? Er ist Freiherr, er kann thun, wie er will."" Der Pursche ging. Und was die Leute weiter auf Ihrer Anstalt machten, stach meinen Vorwitz nicht. Ich sah unsern Freund gerettet, ich hatte die ganze Sache satt. Ich erbot mich zu einer Caution und wurde gegen Erlegung von tausend Thalern entlassen. Und hier bin ich und freue mich meines Lebens, und Sie sollen sich des Ihrigen auch freuen. Ihr Gegner lebt, man kann Ihnen wenig mehr anhaben. Wir wenden uns an den Monarchen, und in zwei Monaten haben Sie Amnestie.

„„Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
War uns zugemessen.""*

u. s. w. u. s. w. Kommen Sie, in's Café des Boulevards!"

Die Kaffehäuser in Paris, besonders diejenigen, die eine so günstige Lage haben, wie das Café des Boulevards, wimmeln Tag und Nacht von allen Arten von Menschen, aber jedes hat seine besondere Farbe, oder wenigstens Färbung.

„Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se,"
„Aus dem Freund wird erkannt, wer aus sich selbst nicht erkannt wird,"

sagt der römische Dichter.**)

*) Hölty.
**) Ovid.

Noscitur ex Café, qui non cognoscitur ex se, könnte der Pariser Dichter sagen,

Aus dem Café wird erkannt, wer aus sich selbst nicht erkannt wird.

Wenn Graf Ottokar oder vielmehr Lord Brougham die politische Gesinnung seines Freundes, des Prinzen von Friedland, noch nicht an ihm selbst erkannt hatte, so konnte er sie an dem Café erkennen, zu dessen Besuch ihn derselbe aufgefordert hatte. Der Prinz huldigte dem legitimistischen Prinzip, und der Graf glaubte ihm darüber eine Demonstration schuldig zu sein; aber wenn er auch den kühnen Entschluß gefaßt hatte, sich mit seinen spekulativen Plänen auf das Eis der Politik zu wagen, so hatte er noch keineswegs Schlittschuh darauf laufen gelernt, und ahnete nicht einmal das Halsbrechende dieses Versuches. Man hörte aus jedem seiner Worte, man sah an jeder seiner Bewegungen, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war. „Einen ehrlichen Mann," läßt Schiller seinem Spiegelberg sagen, „kann man aus jedem Weidenstumpen schnitzen, aber zu einem Spitzbuben erfordert's Grütz." Ueber den ehrlichen Mann war denn freilich unser Graf hinaus, aber in der Gilde der Spitzbuben hatte er es auch noch nicht weit gebracht, einem französischen Gauner gegenüber war er immer noch ein ehrlicher Weidenstump, mit dem man anfangen konnte, was man wollte. Einem solchen Gauner sollte er in die Hände fallen. Die beiden Freunde gingen mit einander in's Café des Boulevards. Sie ließen sich Champagner geben, und der Graf trank unter Franzosen, wie ein Deutscher. Das Getränke stieg ihm zu Kopf, er gerieth auf's Eis, und zwar eben auf's Eis der Politik, und verrieth nicht nur seinen neuen Namen „Lord Brougham," sondern sprach auch unumwunden seine Sympathien für die legitimistische Thronfolge aus, ja, er erhob sogar das Glas mit den Worten; „Es lebe Heinrich der Fünfte!" Der Prinz erblaßte und stieß ihn mit dem Fuße an. Aber der angehende Politiker achtete keines Winkes. Der Schwindel hatte ihn erfaßt, er sah den Abgrund nicht mehr, in welchem er taumelte.

Wenn der Wein zu Kopf gestiegen,
Schweigt der Geist des Menschen still,
Und der Wille muß sich fügen,
Wie der Geist des Weines will.

Die Gäste waren bis dahin so laut gewesen, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hörte, und eben dieses laute Getümmel hatte den Muth des Schwindlers entflammt, und nun er einmal im Zuge war, achtete er auch nicht auf die plötzlich eintretende Stille. „Man muß doch auch wissen, wer ich bin," rief er, „mein Name hat einen vollen Klang, eine große politische Bedeutung, ich bin Lord Brougham, und ich lasse Heinrich V. hoch leben. Wer hat etwas dagegen einzuwenden?" Er ließ, das Glas hoch emporhaltend,

einen stolzen Blick im Zimmer umher schweifen, und wiederholte: „Wer hat etwas dagegen einzuwenden?"

„Niemand, gewiß Niemand," antwortete ein feingekleideter Franzose und setzte sich mit den Worten an seinen Tisch: „Entschuldigen Sie, mein Bester, Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie sind Legitimist, ich bin auch Legitimist, und wer was dagegen einzuwenden hat, hat's mit uns zu thun. Es lebe Heinrich der Fünfte!"

Der Graf erwiederte den Toast und sagte: „Sie sind mein Mann, wir müssen Freunde werden. Mein Name ist Lord Brougham."

„Und der meinige," erwiederte der Franzose, „Marquis de la Roche."

„Und der meinige," sagte der Prinz: „Herzog von Friedland," und ging. Es war das einzige Mittel, von dessen Anwendung er sich noch versprechen konnte, seinen Freund vor Verhaftung zu schützen. Die Würde seines Benehmens und der Name „Herzog von Friedland" machte auch wirklich einen unverkennbaren Eindruck auf den agent provocateur, der so eben dem angehenden Eisläufer ein Bein unterschlagen hatte. Aber der Schwindler hatte sich blind und taub getrunken. Er blieb sitzen, fuhr in seinem Texte fort und — wurde verhaftet. Er mußte bongré malgré in's Gefängniß wandern. Das „Individuum," das ihn gefangen hatte, nahm ihm ab, was er bei sich trug. Und er konnte mit Bias sagen: omnia mea mecum porto; er hatte sein ganzes Vermögen bei sich. Der agent provocateur lachte in's Fäustchen, als er die Brieftasche öffnete, die er ihm abgenommen hatte. Er hatte sein Schäfchen geschoren. Ob Heinrich V. lebte, oder nicht lebte, war ihm so ziemlich gleichgültig. Er ließ dem armen Teufel, wie er unsern Grafen in seinem Herzen und gegen seinen Kameraden nannte, durch einen Helfershelfer die Freiheit ankündigen. „Und meine Brieftasche, meine Brieftasche?" fragte Lord Brougham, „wo ist meine Brieftasche?" — „Darüber," antwortete der Gefragte, „kann ich dem Herrn keine Auskunft geben." — „Sie wurde mir aber von einem Polizeiagenten abgenommen," protestirte der Lord, „ich verlange sie zurück." — „Da müssen Sie sich beim Herrn Polizeipräfekten melden," erwiederte sein Befreier und ging von dannen. Was wollte Lord Brougham anders thun, als diesem schönen Beispiele folgen? Er hatte keine Lust seine Sache beim Polizeipräfekt vorzubringen. Er war die ganze Nacht über hinter Schloß und Riegel gesessen. Da waren denn so allerlei Gedanken in ihm aufgestiegen. Er fühlte, daß er der Polizei nicht zu nahe kommen durfte. Die Geschichte mit dem Duell war nicht das Einzige, was ihn drückte; es waren ihm auf einmal auch die Ringe wieder eingefallen, die er auf dem Pulte eines seiner Zimmergenossen gefunden hatte. Sie mußten einen ungewöhnlichen Werth haben, denn sie waren in der Residenz bewundert worden und hatten nicht wenig dazu beigetragen, ihn im Adelsgarten von B. zu accreditiren. Wie leicht war es möglich, daß der Eigenthümer Anstalten ge-

troffen hatte, die Spur derselben zu verfolgen! Alles Uebrige ließ sich noch beschönigen, ließ sich sogar zum Vortheile seiner Adelsrolle drehen, aber die Geschichte mit diesen Ringen, er mochte sich den Kopf zerbrechen, wie er wollte, war und blieb eine mißliche Sache. Indessen war noch nichts verloren. Er war frei, er konnte sich noch rühren, und er wollte sich rühren, er fühlte, daß es Zeit war; sein Stern hatte ihm einen Wink gegeben, er wollte ihn nicht unbeachtet lassen. „Der Hauptgrund," sagte er bei sich selbst, „warum es die Leute so selten zu etwas bringen, ist bloß der, daß sie die Winke ihres Sternes nicht beachten, daß sie die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten, nicht alsogleich beim Schopfe fassen. Und das eben habe auch ich versäumt, aber ich will das Versäumte nachholen. „„Noch ist Polen nicht verloren."" *) Nur Muth gefaßt, der Prinz lebt noch, aber Zeit ist's, daß ich ihn fasse; indessen will ich vor Allem meinen Kammerdiener sprechen."

Jean erwartete seinen Herrn mit Schmerzen. „Mylord," sagte er zu ihm, nachdem er seine neuesten Erlebnisse von ihm erfahren hatte, „es steht nicht Alles, wie es stehen sollte. Man hat ein Auge auf Sie. Hier ist Ihres Bleibens nicht länger. Ich habe das fatale Gesicht wieder gesehen, das mir in Straßburg aufgefallen ist, und ich habe meine Vermuthung über dasselbe wieder geändert, ich halte den Purschen denn doch für einen Agenten der Polizei, aber nicht der französischen, sondern der deutschen. Sie sind wahrscheinlich politischer Flüchtling."

Graf Ottokar erzählte, um einen schlimmern Verdacht von sich abzuwälzen, seinem Bedienten die Geschichte mit dem Duell, und sagte, es wäre ihm allerdings höchst unangenehm, wenn er um dieser Sache willen vor die Schranken gestellt würde.

„Sei dem, wie ihm wolle," erwiederte Jean, „Sie werden beobachtet, und Sie müssen sich der Beobachtung entziehen, wenn Sie der eigentlichen Polizei, der Staatspolizei, in die Hände fallen, — denn diejenige, deren Schlingen Sie so eben entgangen sind, war eine Afterpolizei, eine Privatanstalt, von Gaunern errichtet zur Erleichterung fremder Börsen — wenn Sie der Staatspolizei anheimfallen, kommen Sie nicht so wohlfeilen Kaufes weg, zumal da Ihr Paß offenbar nicht auf Ihre Person ausgestellt ist. Sie sind ein geborner Deutscher, und ich will Ihnen sogar sagen, aus welcher Provinz, aus Schwaben. Aber die Hauptsache ist, Sie haben Geld, mehr bedarf es heut zu Tage nicht, und daß Sie ein Mann von Rang sind, sehe ich aus Ihrem Verhältniß zum Prinzen, dessen Name hier überall einen vollen Klang hat. Indessen, wir wollen die Zeit hier nicht unnütz verplaudern, man könnte uns überraschen, ich rathe Ihnen, auszufahren, ich will einen

*) Ein bekanntes Polenlied.

Wagen bestellen. Man kann wohl zu nachsichtig, aber nie zu vorsichtig sein. Warten Sie nur einen Moment, ich bin sogleich zurück."

Der Diener ging, der Herr hatte keine Zeit mehr, Einsprache dagegen zu thun. Im nächsten Augenblicke trat der Prinz ein. „Gottlob, Sie sind wieder da," sagte er, „ich machte mir schon allerlei Gedanken. Sie haben natürlich nicht nachgelassen, bis Sie verhaftet waren. Wie kommt's, daß man Sie so bald wieder frei ließ? Oder saßen Sie nicht gefangen?" Graf Ottokar erzählte seinem Freunde den Verlauf der ganzen Geschichte. „Wünschen Sie sich Glück, daß Sie frei sind," erwiederte der Prinz, nachdem er die Sache mitangehört hatte; „und benützen Sie Ihre Freiheit, sich dieselbe zu bewahren. Sie haben sich mit Ihrer vorlauten Zunge nun schon in das schwarze Register der französischen Polizei eingetragen. Aber nicht nur die französische, auch die deutsche Polizei heftet sich an Ihre Fersen. Ich habe so eben Briefe aus Deutschland erhalten. Der Graf ist vollkommen hergestellt, die Untersuchung über das Duell ist niedergeschlagen, meine tausend Thaler Caution sind mir wieder zur Verfügung gestellt; falls Sie noch kein Geld von Hause erhalten haben, stehen sie Ihnen zu Diensten." — Der Beklommene athmete tief auf. — „Von dieser Seite," fuhr der Prinz, ohne den Erleichterungsseufzer zu beachten, fort: „von dieser Seite hätten Sie also nichts mehr zu befürchten. Aber Ihre verdammte Akademie will nicht weich geben. Sie hat einen Steckbrief gegen einen gewissen Otto Graf aus ich weiß nicht welchem Neste auf dem Schwarzwald erlassen, der in der benachbarten Residenz als Graf Ottokar aufgetreten, und sich nun wahrscheinlich unter diesem Namen als Vagant — nehmen Sie, als Vagant — in der Welt herumtreibe. Zugleich ruhe sonst, heißt es in diesem Steckbriefe, ein dringender Verdacht auf denselben, wegen dessen er vernommen werden sollte, man ersuche deßhalb sämmtliche Polizeibehörden des In- und Auslandes, ihn im Betretungsfalle an die unterzeichnete Stelle — nicht zu weisen, nicht zu weisen, sage ich Ihnen — nein, einzuliefern." Wenn der Prinz nicht bereits seinen stärkenden Balsam auf das von allen Seiten angefallene Herz des Armen geträufelt gehabt hätte: unser Graf wäre in Ohnmacht gesunken. „Ist das nicht infam?" fuhr der Prinz fort. „Möchte man darüber nicht toll werden? Wahrlich, mir wirbelt der Kopf. Wahrlich, ich kam selbst schon auf den Gedanken, doch — nein, ich will Ihnen nicht noch wehe thun. Aber dem Scandal müssen Sie ein Ende machen, das ist absolut nothwendig. Sie müssen sich augenblicklich Ihre Legitimationspapiere von Haus kommen lassen und Ihr Incognito ablegen. Inzwischen aber, bis sich die Sache aufgeklärt haben wird, leben Sie unter einem dritten Namen — Sie dürfen sich auch nicht Lord Brougham nennen, man weiß in Deutschland, daß Sie einen Paß bei sich haben, der auf diesen Namen lautet — leben Sie, sage ich, unter einem dritten Namen in strenger Abgeschiedenheit von der Welt.

Am besten wäre es, Sie gingen über den Canal, nach England reicht der Arm der deutschen Polizei nicht so leicht. Meine Börse steht Ihnen zu Dienst."

Der Prinz ging. Der Kammerdiener kam. Otto steckte die beiden Ringe, die er aus Rücksicht auf die Argusaugen der Industrieritter sowohl, als der Polizeiagenten in seinem Pulte verschlossen hielt, die geringe Baarschaft, die er noch besaß, und einige Papiere von Bedeutung zu sich, und ging mit Jean die Treppe hinab, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen. Unten angekommen, begegneten sie dem fatalen Gesicht, das ihnen schon in Straßburg aufgelauert hatte. „Wer sind Sie?" fragte sie der Inhaber desselben. — „Wir gehören zum Gefolge des Herzogs von Friedland," antwortete Jean. — „Sind Seine Hoheit oben?" fragte der Späher. — „Ja, mein Herr," antwortete Jean. — „So haben Sie die Gefälligkeit, mit mir hinauf zu gehen," erwiederte der Fatale und ging der Treppe zu. Der Graf und sein Diener folgten. Sie konnten nichts Besseres thun. Der Unbekannte ließ sich als Diener des Gesetzes beim Prinzen melden. Er wurde vorgelassen und trat mit seinen beiden Halsgefangenen ein. — „Verzeihen, Eure Hoheit," sagte er, „gehören diese beiden Herrn zu Ihrem Gefolge?" — „Ja," antwortete der Prinz. — „Und Eure Hoheit bürgen für dieselben?" — „Ja." — „So ist meine Sendung zu Ende. Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc." Er ging. „Nun ist kein Augenblick mehr zu verlieren," sagte der Prinz und klingelte. Ein Diener erschien. „Den Wagen mit meinem Hauswappen vorgefahren." — „Sehr wohl, Eure Hoheit." — „Aber nur im Hofraume, wir steigen im Hofraume ein, unmittelbar am Fuße der Treppe." — „Sehr wohl, Eure Hoheit." Der Diener ging. Jean schaffte mit Hülfe eines Hausknechtes die Effekten seines Herrn die Treppe hinunter, die in den Hofraum führte. Der Prinz von Friedland behängte seine Brust mit einigen Ordenssternen, spickte seine Brieftasche mit Banknoten, und steckte sie zu sich, befahl seiner Dienerschaft, Jean in seine Livree zu kleiden, und stieg, nachdem das Alles besorgt war, mit — er wußte nicht Otto Graf oder Graf Ottokar in den Wagen. Jean und ein Diener des Prinzen stellten sich als Jäger hinten auf. Und in flüchtigem Trabe eilte das prächtige Viergespann durch die Straßen der Hauptstadt.

Der Prinz hatte lange seine Zweifel bekämpft. Seine feine Bildung, sein natürliches Zartgefühl, seine angeborene Herzensgüte hatten ihm immer den Mund geschlossen. Endlich mußte er sich Zwang anthun; er mußte in's Klare kommen, er mußte sich Gewißheit verschaffen, ob er wirklich mit einem Grafen aus einem ihm nahe verwandten Geschlecht, oder mit einem Betrüger zu thun hatte. Er fragte Otto nach dem Stammschlosse seiner Familie. Otto wußte es richtig anzugeben. Er fragte ihn nach seinem Geburtsorte, nach dem Vornamen seines Vaters, nach dem Familiennamen seiner Mutter.

Otto stammelte und wußte zuletzt sich nicht mehr anders zu helfen, als durch die Ausflucht, er sei aus Familienrücksichten in seiner zartesten Kindheit einer Beamtenfamilie im Schwäbischen zur Pflege übergeben, und sein rechtmäßiger Name „Graf Ottokar" durch Transposition in „Ottokar" — oder abgekürzt — „Otto Graf" verwandelt worden. Der Prinz hatte genug. Er schüttelte den Kopf und versank in stilles Nachdenken. Auch Otto schwieg. Es war eine schwere Viertelstunde für ihn. Er hätte zu den Hügeln sagen mögen: „decket mich," und zu den Bergen: „fallet über mich." Endlich brach der edle Prinz das peinliche Stillschweigen mit den Worten: „Ich vergebe Ihnen, daß Sie mich so lange getäuscht haben, aber ich bitte Sie um Ihres zeitlichen und ewigen Heiles willen, täuschen Sie sich selbst nicht länger. Ihre irregeleitete Phantasie könnte Sie leicht so weit bringen, daß Sie das Märchen, welches Sie mir so eben aufzubinden suchten, selbst glauben würden. Sie haben ohne allen Zweifel die gedachte Transposition selbst vorgenommen und sich aus einem „Otto Graf" in einen „Graf Otto," oder vollklingender „Graf Ottokar" hineingelogen. Solche Vorstellungen, mein Freund, werden so gar leicht zu fixen Ideen, und fixe Ideen führen in's Irrenhaus oder in's — Zuchthaus. Sie sind auf dem Wege nach beiden begriffen. Aber die nahen Beziehungen, in die ich durch Ihre maßlose Arroganz zu Ihnen gestellt wurde, und das innige Mitleid, das ich für Sie fühle, so wie der Wunsch, dem Himmel eine Seele zu erhalten, die sich selbst und ihrem Schicksale überlassen, unfehlbar eine Beute der Hölle würde, bestimmen mich, meine Hand trotz Allem nicht plötzlich von Ihnen abzuziehen. Ich begleite Sie bis Brüssel, aber Sie werden die Gefälligkeit haben, auf der nächsten Station einen Platz neben dem Kutscher einzunehmen. In Brüssel werde ich Ihnen einen Paß nach England verschaffen, der auf Ihren wahren Namen lautet. Damit Sie dort ein ehrlicher Mann bleiben, oder vielmehr werden können, stelle ich die Ihnen bereits zugesagten tausend Thaler zu Ihrer Verfügung. Ich werde Ihnen in Brüssel einen auf diese Summe lautenden Wechsel auf ein Londoner Haus ausfertigen lassen. Ihren Bedienten nehme ich in meine Dienste. Benützen Sie nun die Erfahrungen, die Sie gemacht haben, und die Mittel, die ich Ihnen in die Hand gebe, — und Sie können noch glücklich werden. Aber merken Sie sich, nur auf dem Wege der Wahrheit wird man glücklich; die Lüge, selbst wenn man sie durchführt, macht immer unglücklich. Danken Sie Gott, daß es Ihnen nicht gelungen ist, sie durchzuführen, Sie wären rettungslos verloren gewesen." Der Wagen machte Halt, er war bei der nächsten Station angekommen. „Und nun leben Sie wohl, wir sprechen fürder nicht mehr mit einander," sagte der Prinz und reichte dem Zerknirschten die Hand, „mein Jäger wird Ihnen Alles zustellen."

Otto trat vom Wagen weg, lief in's Feld hinaus, warf sich unter einen Baum, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Aber

er erleichterte seine Brust nicht. Sein Schmerz, eine Mischung von Reue, Bitterkeit, Trotz, Haß und Rachgier drohte ihm das Herz abzudrücken. Endlich gelang es ihm, denselben zu verbeißen. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, nicht mehr an den Wagen zurück zu kehren, dem Prinzen und seiner Dienerschaft nicht mehr unter die Augen zu treten. Aber Gott erbarmte sich seiner und verlängerte den Aufenthalt des Prinzen so lange, bis die erste Wuth des innern Sturmes gebrochen war. Die Pferde waren gewechselt — der Prinz hatte auf telegraphischem Wege überall Relais bestellen lassen — der Wagenlenker schwang sich auf seinen Sitz. Da trat Otto heran, stieg auf's Rad und setzte sich neben ihn. Der Wagen rollte weiter. Nach Verfluß von zwei Tagen befand sich der Prinz mit seinem Gefolge in Brüssel. Er wäre mittelst des Bahnzuges weit schneller dahin gekommen. Aber er hatte sich vorgenommen, seinen unwürdigen Schützling wohlbehalten nach England zu expediren, auf der Eisenbahn hätte demselben leicht ein telegraphischer Spähebrief in die Quere kommen können. Aus diesem Grunde ließ er ihn auch, nachdem er ihn mit Paß und Geld versehen hatte, in seinem eigenen Wagen noch bis Calais fahren und dort durch seinen Jäger an Bord des englischen Dampfers begleiten, der ihn glücklich an Albion's Küste brachte.

Da stand er nun, einen verbissenen Grimm über Feind und Freund, selbst über seinen Wohlthäter, über die ganze Welt, über das Schicksal, über Gott, und, ohne sich's gestehen zu wollen, am meisten über sich selbst, im Herzen, ein Fremdling auf fremder Erde, und zähneknirschend sah er hinaus in den uferlosen Ocean seiner Verlassenheit, und hinein in die unergründlichen Tiefen des Himmels, aber mit höhnendem Schweigen zogen die Wolken dahin über seinem schwindelnden Haupte. Nirgends in der ganzen Natur fand er eine Antwort auf seine Fragen. Warum? weil er in seinem Innern kein Ohr mehr hatte, die Stimme des Herrn zu hören. Er hatte mehr, unendlich mehr verschuldet, als er litt; aber er glaubte nichts verschuldet zu haben; er betrachtete sich als den Märtyrer eines blinden Schicksals. Man hätte ihm mit den Worten des Heilandes zurufen können: „Wenn doch auch du es erkennetest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient; nun aber ist es vor deinen Augen verborgen." Er legte sich wohl einmal die Frage vor, wie es wäre, wenn er sich aufmachte und heimginge zu seinem Vater. Aber er nannte diese Frage im nächsten Augenblicke einen Bubengedanken, den ihm die Feigheit eingegeben. „Ha, ha, ha!" lachte er plötzlich hell auf, „fünfzehnhundert Gulden in der Tasche haben und das pater peccavi anstimmen, wie reimt sich das zusammen? Nein, das Schicksal soll mich nicht beugen, und wenn es noch so schändlich mit mir verfährt, ich krieche nie und nimmermehr zum Kreuze, ich will lieber zu Grunde gehen. Jedenfalls will ich mein

Loos verdienen. Bis jetzt hat das Schicksal den Unschuldigen verfolgt, fernerhin soll es den Schuldigen verfolgen. Ich will nicht umkehren, und ich kann nicht umkehren. Sie würden mich wegen der Grafengeschichte — und was ist's denn, wenn ich mich Graf nenne? Wen in aller Welt geht denn dieß was an? Ich kann mein Heu Stroh nennen, das ist meine Sache. Zudem bin ich erst noch ohne Zweifel Graf, ich würde sonst nicht diesen Namen führen, jedenfalls könnte ich Graf sein, und wenn ich es nicht bin, ist es nur Tücke des Schicksals. Aber ich bin fest überzeugt, sie würden mich wegen der albernen Grafengeschichte und wegen der paar elenden Ringe einsperren, bis ich schwarz würde. Ja da müßte ich ein Narr sein. Jetzt will ich ihnen erst zeigen, wer ich bin. Mein Stern ist noch nicht untergegangen, er steht noch hoch am Himmel. Ich habe fünfzehnhundert Gulden Geld, und ein paar goldene Ringe mit ächten Steinen, die auch vielleicht ihre vierthalbhundert Thaler werth sind, macht immerhin seine zweitausend Gulden; damit kann ich fragen, um welchen Preis das Königreich Württemberg feil sei. Muth gefaßt! Jetzt soll's erst angehen. Das Bisherige war bloß Vorspiel. „„Auf nach Valencia!"" Frisch gewagt ist halb gewonnen. Und noch einmal: „„Auf nach Valencia!"" *)

Mit diesen Worten sprang der Geblendete vom Boden auf, winkte eine Miethkutsche heran und ließ sich nach London in den Ameisenhaufen der Welt fahren. Er stieg auf dem Sheffieldsmarkte vor dem weißen Roß ab, ließ sich ein Zimmer geben, brachte seine sieben Sachen in Sicherheit, steckte eine Zehnpfundnote und ein paar Ducaten nebst etwas Silbergeld zu sich, und warf sich, den Kopf voll Pläne, die Brust voll Hoffnung, in das Gewühl des Lebens. Er gerieth in seiner Siegestrunkenheit sogleich mitten in das Gaunerviertel, die City. Er hatte sich vorgenommen, sich einmal für den Zwang zu entschädigen, den er sich in Paris im Umgange mit dem Prinzen anlegen zu müssen geglaubt hatte, und dessen er, wie aus seinem Benehmen im Café des Boulevards hervorging, dort schon müde gewesen war. Zu dieser Entschädigung fand er eben in der City die beste Gelegenheit. Er trat in eine Bierschenke, er wollte den Charakter des englischen Volks, oder vielmehr Pöbels studiren, denn nur den Pöbel lernt man in den Schenken kennen. Er war in Paris einmal in eine Kneipe gerathen und in Versuchung gekommen, an der Wahrheit zu zweifeln, daß jeder Mensch eine Seele habe, denn er hatte gar manches „Individuum" darin gesehen, das offenbar nur eine thierische Fleischmasse war, mit dickem, aufgedunsenem Kopfe, borstenartigen, zu Berg stehenden Haaren, trüben, ausdruckslosen Augen, die nur beim Anblicke eines sinnlich reizenden Gegenstandes einen gewissen unheimlichen Glanz annahmen, aber dann Begier und Lüsternheit

*) Reminiscenz aus der Oper: die Stumme von Portici.

sprühten, platter, eingedrückter Nase, großem, entweder mit blendend weißen, oder schmutzig gelben Zähnen ausgeschlagenem Munde, umrändert von breit und hoch aufgeworfenen Lippen, die sich nur beim Anhören gemeiner Zoten zu einem Lächeln, oder vielmehr grinsendem Zähnefletschen verzogen, plattem, faltigem Kinn, kurzem, dickem Hals und untersetztem, ich möchte sagen, von Faulheit stinkendem Körper, in welchem nur Derjenige den lebendigen Geist ahnen konnte, der schon im Getümmel des Aufruhrs Zeuge von dem Toben dieses Geistes gewesen. Auch hier sah er ähnliche Gestalten, auch hier kam er in eine ähnliche Versuchung; aber diese Versuchung nahte sich ihm nur beim ersten Blicke, ein zweiter sagte ihm bereits, daß in diesen Fleischklumpen eine Seele wohne, daß in diesen todten Massen ein Geist lebe, allein er sagte ihm auch zugleich, daß diese Seele von Grund aus verdorben, daß dieser Geist im höchsten Grade gefährlich sei. Die Leute tranken Alle, sie tranken Whisky, sie tranken Grog, und sie schwelgten von Palmerston, von Sebastopol, von Pferderennen. Sie waren nicht so stumpfsinnig, wie die Straßenbrut von Paris, sie trugen ihre Tücke nicht so faustdick hinter den Ohren, wie die Bummler der französischen Hauptstadt; sie ließen errathen, daß es ihnen um etwas zu thun sei. Um was es ihnen aber zu thun war, sollte Otto bald erfahren. Er nahm lange keinen Theil an ihrem Gespräche, die Parlamentsstreitigkeiten, die Hahnenkämpfe, die Wettrennen, selbst die Russenschlachten kümmerten ihn blutwenig. Er hatte dieses ewige Einerlei nächstens satt, und war eben im Begriffe aufzubrechen, als der geheimnißvolle Ton eines Packers seine Aufmerksamkeit rege machte. „Ich hab' einen Vogel zwitschern hören," sagte derselbe mit halblauter Stimme zu einem Zunftgenossen; „so pfiffig du immer auch sein magst, das erräthst du nicht. Du weißt, dieses Sebastopol, es will nicht fallen, und ich sage dir, es ist diesem Palmerston nicht Ernst. Was! wenn es ihm Ernst wäre: Rußland ist nicht so stark, an England reichen alle Mächte der Erde zusammen nicht; wenn es ihm Ernst wäre, sage ich dir: Sebastopol wäre schon längst gefallen; aber es ist ihm nicht Ernst, und der Kaiser Napoleon, unser schlauer Nachbar und Bundesgenosse, spielt mit ihm unter Einer Decke, auch ihm ist's nicht Ernst, ihm ist's noch weniger Ernst, ihm ist's nur darum zu thun, seine unruhigen Köpfe aus dem Lande hinauszuschaffen und der öffentlichen Meinung eine Diversion zu machen, den geläufigen Zungen eine Beschäftigung zu geben, welche die Gefahr von seinem Haupte ablenkt und seine hungernden Unterthanen mit den Lockspeisen des Ehrgeizes füttert. Also, sieh' mein lieber Sam, Sebastopol fällt nicht, ich sage dir, es fällt nicht, und es soll nicht fallen, so lange unser gegenwärtiges Ministerium steht. Es erinnert mich an ein gewisses Kloster, über dessen Pforte der Spruch zu lesen ist — du mußt wissen, ich habe meiner Zeit die hohe Schule von Eton besucht, mein Vater war damals ein reicher Kaufmann, er wollte mich mit Gewalt studiren lassen,

aber wie der weise Salomon, glaube ich, sagt: „der Mensch sucht sich seinen Weg, aber Gott richtet seinen Gang," also, wie gesagt — doch, daß ich nicht aus dem Concept falle, ja, mein Vater war damals ein reicher Mann, reicher vielleicht als das Haus, das mich jetzt um Gottes willen als Packer und Ausläufer beschäftigt. Die Schlacht bei Waterloo brachte ihn auf einmal um all' sein Vermögen."

„Horch, Tom," fiel der Andere ein, „ich glaube, du schwatzest aus dem hohlen Bauch. Was hatte die Schlacht bei Waterloo mit dem Vermögen deines Vaters zu thun?"

„Mehr, als solche Kielhasen *) glauben, wie du einer bist," erwiederte Tom. „Man sieht wohl, du verstehst noch nicht viel von den Welthändeln. Also hör': Wenn der Kaiser Napoleon, der Oncle des gegenwärtigen Kaisers, bei Waterloo gesiegt hätte, so wäre er Meister von Frankreich geblieben, und die Alliirten wären nicht nach Paris gekommen, um die von ihm und seiner Großmutter, der Revolution, eingeführte Ordnung der Dinge umzustoßen; die reichen Aristokraten, deren Güter von der Nation eingezogen waren, hätten dieselben nie mehr zurückerhalten, die spätern Besitzer wären unangefochten im Besitze derselben geblieben. Nun aber der Kaiser nicht siegte, nun er seine Krone niederlegen mußte, wurde mit Einem Male Alles umgeorgelt, das alte Königshaus wurde wieder auf den Thron gehoben, die alte Aristokratie wurde wieder in ihre Rechte und Güter eingesetzt, diejenigen, welche diese Güter, die man Nationalgüter nannte, weil sie von der Nation eingezogen worden waren, diejenigen, sage ich, welche diese Güter an sich gebracht hatten, wurden aus dem Besitze derselben vertrieben und hatten das Nachsehen. Unter sie nun gehörte eben mein Vater; mein Vater besaß gar einen hohen Spekulationsgeist, er hatte sein ganzes Vermögen und seinen ganzen Credit in den Ankauf von französischen Nationalgütern gesteckt. Klapp! da wurde der Kaiser bei Waterloo geschlagen, damit war auch mein Vater ein geschlagener Mann. Die Blinden sahen, wie es kommen mußte. Meines Vaters Gläubiger witterten Spuckgeschichten, sie kündigten, und noch einmal klapp! meinem Vater wurde das Dach umgedeckt. Da hast du die ganze Bescherung."

„Aber wie hängt das Alles mit deinem Sebastopol zusammen?" fragte Sam.

„Auf die natürlichste Weise von der Welt," antwortete Tom. „Wie der Staat, so seine Papiere; steht der Staat gut, so stehen seine Papiere gut; steht der Staat schlecht, so stehen seine Papiere schlecht. „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua, dieses Kloster steht und fällt mit seinem Vaterland," war über jener Klosterpforte zu lesen. Ebenso könnte man

*) Kaninchen, die nicht aus ihrem Stall hinauskommen.

von den Staatspapieren sagen: „Charta haec cum patria statque caditque sua, dieses Papier steht und fällt mit seinem Vaterland.“ Der Staatspapier-Cours ist der Thermometer der Politik. Doch das ist zu hoch für dich, du warst nie im Gymnasium zu Eton, du bist nicht einmal in eine Armenschule der City gekommen — ich will dir's an einem Beispiele erklären. Also sieh, Sebastopol nennen sie den Schlüssel von Rußland; so lange ich den Schlüssel zu meinem Hause hab', so kann ich hinein, und holen was drin ist, wenn ihn aber ein Anderer hat, so kann er hinein und holen, was drin ist, ich bin nicht mehr Herr in meinem Hause, und meine Habseligkeiten sind nicht mehr sicher; wenn ich sie verpfänden will, gibt mir Niemand mehr so viel drauf, als er mir drauf gab, so lange sie noch sicher waren, so lange ich den Schlüssel noch hatte. Also sieh, die Staatspapiere sind eigentlich Pfandscheine auf die Habseligkeiten des Staates. Je sicherer diese Habseligkeiten sind, desto höher, je unsicherer, desto niederer stehen diese Pfandscheine im Werth. Nun wird dir bald ein Licht aufgehen, die Sache ist so klar, wie daß zwei mal zwei vier ist. Also sieh, so lange Rußland Sebastopol behält, so lange stehen seine Papiere gut, sobald es Sebastopol verliert, so stehen seine Papiere schlecht. Z. B. ich habe heute eine russische Obligation von 100 Pfd.; diese Obligation steht, weil man natürlich nicht weiß, wie es mit der orientalischen Frage ausfällt, nur zu 95 Pfd. im Cours, d. h. wenn ich sie gegen baar Geld austauschen will, erhalte ich statt 100 Pfd. 95. Jetzt nehm' ich an, Sebastopol fällt, so fällt dieses russische Papier vielleicht auf einmal auf 50 Pfd. herab, d. h. wenn ich es jetzt gegen baar umsetzen will, erhalte ich nur noch 50 Pfd. statt 100, also 45 Pfd. weniger, als ich vor dem Falle Sebastopols dafür erhielt. So ist die Sache, mein Freund, jetzt wirst du nicht mehr sagen, ich schwatze aus dem hohlen Bauch, wenn ich behaupte, mein Vater sei durch die Schlacht bei Waterloo um all' sein Vermögen gekommen. Laß heute Sebastopol fallen, so fallen vielleicht zwanzig Handelshäuser, die sich nicht darauf vorgesehen haben, mit. . . . So ist's auch mit den Ministerien,“ fuhr Tom nach einer Pause fort, während der er Athem geschöpft und einen neuen Anlauf genommen, sein Nachbar aber voll stiller Verwunderung hinter dem linken Ohre gekratzt hatte. „So ist's auch mit den Ministerien. Ich will annehmen, die beiden Wagschalen des europäischen Gleichgewichts setzen sich in Bewegung, d. h. sie beginnen sich zu schaukeln, wie sich Knaben auf übereinandergelegten Balken zu schaukeln pflegen, mit andern Worten, es steige abwechslungsweise bald die Schale des Krieges, bald die Schale des Friedens, bald die Schale des einen, bald die Schale des andern Staates in die Höhe, und das bestehende Ministerium sei für den Krieg oder für den Frieden, für den einen oder für den andern Staat, wie z. B. für ein Bündniß mit Preußen, oder für ein Bündniß mit Oesterreich, so richtet sich der Cours der Staatspapiere nach all diesen Chancen.

Laß heute ein Ministerium des Friedens wanken, so fallen in demselben Augenblicke die Papiere, deren Sicherheit vom Frieden abhängt; laß dieses Ministerium morgen wieder neu befestigt werden, so gehen in demselben Augenblicke auch diese Papiere wieder in die Höhe. Du siehst also, welch ungeheures Feld hier der Speculation geöffnet ist! Wer den Staatspapierhandel versteht, sage ich dir, kann in einer Stunde zum Millionär werden, aber er muß springen lassen können, und Lüge und Wahrheit müssen ihm gleich viel gelten. Und von dem Caliber, von der Categorie," fuhr der Sprecher mit gedämpfter Stimme, sich gegen das Ohr seines Nachbars hinüberneigend, fort, „von der Categorie ist der Chef meines Hauses. Ich sage dir, der hat einen Capitalstreich vor. Ich habe dir vorhin gesagt, Sebastopol fällt nicht, Palmerston will's nicht haben, und der Kaiser von Frankreich will's nicht haben, und ich sage es noch einmal, Sebastopol fällt nicht, und doch sage ich dir, Sebastopol fällt, Sebastopol fällt noch in dieser Nacht, morgen Abend ist's in allen Blättern zu lesen, daß Sebastopol gefallen sei. Da möchte ich Geld haben, russische Papiere zu kaufen, und auf die Nachricht vom Fall Sebastopols werden sie wohlfeil genug werden."

„Was wolltest du denn damit machen, du dummer Kerl?" fiel Sam ein; „du sagst ja so eben, die russischen Papiere verlieren ihren Werth, wenn Sebastopol falle."

„Ich sage ja, es fällt nicht," erwiederte Tom. „Sebastopol fällt nicht, die Alliirten wollen's nicht haben."

„So eben sagst du doch, es falle," versetzte sein Nachbar, dem der Kopf zu wirbeln begann; „ich glaube, du bist ein Narr."

„Und du bist ein Strohkopf," entgegnete Tom; „komm her, ich will dir's mit der Faust unter die Nase reiben, daß Sebastopol heute Nacht fällt, du mußt aber zuvor fallen." Mit diesen Worten versetzte er seinem Nachbar einen Faustschlag unter die Nase, daß er über den Stuhl fiel. Aber im Augenblicke raffte sich Sam wieder auf und erwiederte den Stoß. Das Signal war gegeben, der Kampf entbrannte, die Gäste sammelten sich um die Boxer und munterten sie durch ihre Zusprüche auf. Otto wollte sich aus dem Staube machen, aber die Thüre war von Neugierigen belagert, die sich von den Straßen hereindrängten. Es war unmöglich, zu entkommen. In wenigen Minuten war die Schenkstube zum Erdrücken voll; aber Niemand trat zwischen die beiden Faustkämpfer. Endlich erlag der Eine, Sam. Voll zärtlichen Mitleids hob ihn sein Gegner vom Boden, wusch ihm das blutüberronnene Gesicht, rieb ihm die Schläfe mit Whisky, goß ihm auch einige Tropfen dieses Lebenswassers in den Mund, und nach kurzer Zeit erholte sich der Geschlagene. Die Menge verlief sich wieder. Auch Otto entfernte sich. Der Schwindel hatte ihn erfaßt, er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Er stieg in eine Miethkutsche und ließ sich vor seinen Gasthof fahren.

Dort erquickte er sich durch einen Nachtimbiß, ging zu Bette und brütete über seinen Gedanken. Den andern Morgen erkundigte er sich nach der Börse. Man bezeichnete ihm zwei, eine Staatsbörse und eine Kaufmannschaftsbörse. Er ließ sich nach der letzteren führen. Er wollte in einen Saal treten. Man kannte ihn nicht, man wies ihn zurück. Er mußte sich damit begnügen, vor dem Portale auf- und abzugehen. Aber er hörte auch hier, was ihm zu wissen Noth that. Der geheimnißvolle Geist, der durch das Gebäude schritt, hauchte seinen Odem auch nach außen. Die Börsenmänner trieben sich in einer gewissen unruhigen Geschäftigkeit durch einander. „Ich weiß nicht," hörte er da und dort flüstern, „'s will heute lange Niemand anbeißen. Sollte es wahr sein? aber nein, ich kann es nicht glauben, es kann nicht sein, so plötzlich nimmt man eine Festung wie diese ist, nicht. Aber dennoch... unter der Sonne ist Alles möglich... vielleicht Verrath; nun wir wollen die Blätter abwarten." Menschen und Reden wogten wie Ebbe und Fluth hin und her, und erwartungsvoll und ängstlich pochten die Herzen, aber immer lauter und lauter raunte man sich's in die Ohren, und endlich erscholl es aus Aller Munde: „Sebastopol ist gefallen." Nun kam auf einmal ein reges, ein wildes Treiben unter die Leute. Die russischen Papiere sanken auf 90, 85, 80, 79, 78 und immer tiefer und tiefer bis auf 60. Hier blieben sie stehen. Otto hatte seine ganze Baarschaft bei sich, aber er hielt seine Zehnpfundnoten fest in der Hand eingeklemmt. Mit geballter Faust suchte er sich Bahn zu brechen. Er wurde nicht mehr zurückgewiesen, aber er wurde zurückgedrückt, das Gedränge war zu groß. Er stand endlich von seinem Versuche ab und trat wieder auf die Straße. Er konnte auch hier seine Speculation betreiben. Die russischen Papiere wurden öffentlich ausgeboten. Aber auf 60 blieben sie stehen. Otto kaufte für zwanzig Pfund. Dabei blieb auch er stehen. „Sie können noch tiefer fallen," sagte er bei sich selbst, „noch ist der Fall Sebastopols durch die öffentlichen Blätter nicht bestätigt. Aber," dachte er wieder, „wenn die Nachricht wahr wäre, wenn Sebastopol wirklich gefallen wäre, was würde ich anfangen, wenn ich all mein Geld gegen russische Papiere umgetauscht hätte? Doch," tröstete er sich wieder, „selbst in diesem Falle wäre nicht Alles verloren, ganz aus der Welt verschwindet die russische Macht und ihr Credit auch mit dem Fall Sebastopols nicht, ich will nur warten, bis ihre Papiere auf's Minimum gesunken sind, dann will ich wieder kaufen. Mittlerweile habe ich Zeit, meine beiden Ringe gegen baar Geld einzutauschen, und auch das will ich dran setzen, fortes fortuna juvat; aut Caesar, aut nihil." Gedacht, gethan. Er verwerthete die beiden Ringe; sie waren kostbarer, als er geglaubt hatte; er erhielt hundert Pfund für dieselben. Als er wieder an die Börse zurückkehrte, fand er den Fall Sebastopols bereits durch ein Extrablatt der Times bestätigt; die russischen Papiere standen auf 39. Jetzt glaubte er, nicht

länger zögern zu dürfen. Alle Augenblicke konnte ein Widerruf einlaufen. Er setzte seine gesammte Baarschaft, bestehend in 200 Pfd., gegen russische Papiere um, und brachte dieselben glücklich nach Hause. Am folgenden Mittag wurde die Nachricht widerrufen, zuerst, wie man ausstreute, durch Privatbriefe; die russischen Papiere stiegen auf 80. Bald erschien der Widerruf auch in den öffentlichen Blättern; die russischen Papiere stiegen auf 90 und 92. Hier blieben sie stehen. Otto setzte seine Papiere um. Er war über Nacht um mehr als noch so viel reicher geworden. Er rieb sich voll Vergnügen die Hände und brachte seinem Stern ein Dankopfer dar: es war eine Huldigung, die er der Hölle zollte.

Es kann kein größeres Unglück für den angehenden Spieler geben, als wenn ihn sein böser Genius gewinnen läßt; denn dadurch steigert sich der Schwindel, mit dem er behaftet ist, nur immer mehr und mehr, und wird zuletzt, wenn die Gnade nicht Wunder wirkt, unheilbar. Otto träumte von Millionen, die er auf diese Art binnem Kurzem gewinnen könnte. Aber der Staatspapierhandel gleicht einer schleichenden Krankheit, in welcher Paroxismen erst nach langen und nie zum Voraus zu bestimmenden Zeiträumen eintreten, schleichende Krankheit aber wird durch die Spannung und Aufregung, in welche der Mensch durch sie versetzt wird, auf den Börsenspekulanten selbst übertragen, und dieser vertrocknet binnen wenigen Monaten an Leib und Seele, ein wahrer Teufelsbraten — wie sich die körnige Sprache des Volkes ausdrückt — den sich der böse Feind über der Glut der Leidenschaft zurichtet. Otto setzte seine Papier aufs Neue, und immer wieder auf's Neue um, der Cours fluctuirte unstät hin und her, bald stieg er um ein Procent, bald fiel er um ein Procent; man konnte nicht viel gewinnen, man konnte nicht viel verlieren, und doch verlor Otto täglich. Er speculirte nicht, wie andere Börsenschwindler, mit seinen Interessen, er speculirte mit seinem Kapital. Zugleich aber mußte er von diesem Kapital leben. Und wahrlich, es war nicht groß, es bestund in etwa vierhundert Pfund, in England aber ist das Leben gar zu theuer; wenn er sich noch so sehr einschränkte, kam er unter einem halben Pfund täglich nicht weg. Er sah ein, daß er das Ding nicht lange so treiben könne, und faßte den Entschluß, sich vom Felde der Speculation zurückzuziehen. Er versuchte es einige Tage lang, aber er konnte es nicht durchsetzen. Die Spannung, in welcher ihn das Börsenspiel erhalten hatte, war ihm zum Bedürfniß geworden. Wenn er nicht in die Unmöglichkeit versetzt wurde, dieses Bedürfniß — ich sage nicht, zu befriedigen, denn die Bedürfnisse der Leidenschaft lassen sich nie befriedigen, es heißt von ihnen, wie Göthe sagt, stets: „im Genuß verschmacht' ich nach Begierde" — wenn er nicht in die Unmöglichkeit versetzt wurde, sage ich, dieses Bedürfniß zu nähren, so war er ohne Rettung verloren. Gott erbarmte sich seiner und setzte ihn

in diese Unmöglichkeit, und zwar in dem Augenblicke, in welchem der Böse bereits über ihn triumphirte.

Otto sah, daß er etwas Anderes beginnen mußte. Seine Banknoten schwanden eine nach der andern, und seine Börse wurde immer magerer. Er sann auf Mittel, sich wieder auf die Beine zu helfen, und verfiel auf das gewöhnliche Spiel, das Kartenspiel, mit welchem sein Glück, oder, wie man lieber will, sein Unglück seinen Anfang genommen hatte, mit welchem es auch sein Ende nehmen sollte. Er steckte den vierten Theil seiner Baarschaft in die Tasche und begab sich damit in eine jener Spielhöhlen oder Spielhöllen, deren es in London und sogar in Paris, wo sie polizeilich geschlossen sind, mehr gibt, als der Uneingeweihte glauben sollte. Sein Stern ließ ihn am ersten Abende, oder vielmehr in der ersten Nacht, — denn die Londoner Spielhöllen werden erst mit der Geisterstunde lebendig — sein Besitzthum verdoppeln. Er bereute es tief, daß er nicht seine ganze Baarschaft mitgenommen hatte, er hätte dann viermal höher setzen können, und hätte natürlich auch viermal mehr gewonnen. Er wäre jetzt doppelt so reich, als er war; und wenn morgen eine politische Krisis eintrat, so hätte er diesen Besitz an der Börse wieder verdoppeln können. Eine fieberische Aufregung durchzitterte ihn, wenn er nur daran dachte. Aber er faßte den Entschluß, das Versäumte nachzuholen, und er glaubte die Stunde nicht erwarten zu können, in welcher er diesen Entschluß ausführen konnte. Endlich erschien sie, die Glocken der ungeheuern Stadt schlugen Mitternacht, die Hölle that ihre Thore auf, und die bösen Geister schwirrten durch die Straßen und schlüpften in die Häuser, in denen die Guten nicht Wache hielten. Otto setzte sich zum Spiel, und sein Stern glänzte in einer Pracht, in welcher er ihn noch nie gesehen hatte. Er verdoppelte nicht nur, er verdreifachte sein Besitzthum. Im Osten ergraute der Himmel, und die Gespenster sprachen mit dem Geiste von Hamlet's Vater: „Ich wittere Morgenluft, ich muß mich kurz fassen," und schlüpften hinunter in ihre Gräber; und die Gesellen der bösen Geister, die Gäste der Spiel-Höllen, ahmten ihrem Beispiele nach und suchten ihre Behausung, um sich vor den Strahlen des Tages zu verbergen. Otto trug zwölfhundert Pfund, vierzehntausend vierhundert Gulden in der Tasche. Wer war glücklicher? Er däuchte sich mehr als Krösus. „Aber Niemand ist glücklich zu preisen," sagte Solon, „so lange er noch lebt."

„Und mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell." *)

Einem Mitspieler, dem das Glück weniger günstig gewesen, war beim Anblicke der vielen Banknoten, welche Otto zu sich steckte, der Tod — um uns

*) Schiller.

der Ausdrucksweise des Propheten Isaias zu bedienen, — zu den Fenstern, d. h. den Augen hineingestiegen. Er stellte sich dem Ueberglücklichen in den Weg, schlug ihn zu Boden und beraubte ihn seiner Baarschaft. Die Constabler-Wache fand ihn bewußtlos in der Straße liegen und trug ihn in das nächst gelegene Hospital.

Der Arzt untersuchte die Wunde, so weit es der Zustand des Kranken gestattete. „Ich habe schon mehr dergleichen unter den Händen gehabt,“ sagte er: „es muß sich eine eigene Mörderbande in dieser Nähe herumtreiben; wann es doch nur Einmal unserer Polizei gelänge, diesen Ausgeburten der Hölle das Handwerk zu legen! Hunderte sind vielleicht schon begraben worden, von denen es hieß, sie seien in der Trunkenheit vom Schlage getroffen worden, aber von was für einem Schlage? Man sollte alle Leichen, die man auf der Straße findet, auf der Anatomie seciren, nur auf diesem Wege wäre es möglich, den Mördern auf die Spur zu kommen. Wer z. B. diesen Menschen untersucht, wenn er nicht zu den Eingeweihten gehört, entdeckt weiter nichts an ihm, als eine Beule am Hinterhaupt, bei deren Anblick er auf keinen andern Gedanken kommen kann, als sie sei durch einen Fall entstanden, den er im Rausch gethan habe, und man habe weiter nichts zu thun, als kalte Ueberschläge zu machen und höchstens noch niederschlagende Pulver einzugeben. Ja, da ist's weit gefehlt, unter dieser Beule sitzt der Tod, die Hirnschale hat einen Sprung, und dieser Sprung ist nicht durch einen Fall, er ist durch einen Schlag entstanden, und zwar durch einen Schlag mit einem Spazierstöckchen, von dem man glauben sollte, man könne höchstens einem wilden Buben die Hosen damit spannen. Diese Stöckchen sind so dünn, wie eine Reitpeitsche, und haben oben einen Knopf, der zwar ziemlich groß erscheint, aber sonst nichts Auffallendes an sich hat. Wie gesagt, man hält das ganze Stöckchen für ein unschuldig und unverfänglich Ding. Aber man nehme es am untern Ende in die Hand, und schwinge es etwas, so wird man sogleich sehen, daß es einen gewaltigen Zug hat, und gehörig gehandhabt schon im Stande ist, einen Mann schon im Vorübergehen mit seinem bleiernen Knopfe betäubt zu Boden zu schlagen. Die Hirnschale wird dabei natürlich nicht jedesmal verletzt, aber hier ist sie verletzt worden. Die Betäubung ist zu tief und dauert zu lang.“ Otto gab mehrere Stunden lang kein Lebenszeichen von sich. Endlich schlug er die Augen auf, aber sein Blick hatte den Ausdruck der völligen Bewußtlosigkeit. Er sank sogleich wieder in seinen todesähnlichen Schlummer zurück. Man legte ihm Eisüberschläge auf die Beule und schlug ihm eine Ader am linken Fuße. Er kehrte zum Bewußtsein zurück, schlief aber bald wieder ein. Endlich fing die Geschwulst an, sich zu setzen, und der Arzt glaubte die nähere Untersuchung vornehmen zu dürfen. Das Ergebniß derselben bestätigte seine frühere Vermuthung nicht, die Hirnschale war unverletzt, aber die Erschütterung des Gehirnkörpers, und mehr vielleicht noch

die Spannung und Aufregung durch die Wechselfälle des Spieles zu einer Zeit, in welcher der Körper der Abspannung und Ruhe bedarf, vollendet durch die maßlose Freude über den außerordentlichen Gewinnst und durch den darauffolgenden plötzlichen Schreck führten eine höchst gefährliche Hirnentzündung herbei. Der Kranke schwebte mehrere Tage lang zwischen Tod und Leben. Endlich siegte seine kräftige Jugend und die treue und unermüdete Pflege seiner Wärterin, verbunden mit den sorgfältigsten Bemühungen der Kunst des Arztes über die Gewalt der Krankheit, und Otto ging einem neuen Leben entgegen. Aber er begrüßte es nicht mit freudiger Seele, er weinte über seine Genesung. „Wozu bin ich vom Tode erstanden?" fragte er, und antwortete, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend: „Zur Schmach, zur ewigen Schmach und unsäglichem Jammer." — „Reden Sie nicht also," ermahnte ihn die Wärterin, welche ihm Arznei reichte. „Sie sind vom Tode erstanden, damit Sie zum Leben bringen. Gott hat dieses Schicksal über Sie verhängt, um Sie vom Abgrunde, an welchem Sie taumelten, zurückzuziehen, um Sie vor ewiger Schmach und unsäglichem Jammer zu bewahren. Werfen Sie sich in Seine Arme, er breitet sie am Kreuze nach Ihnen aus." — „Nach Allen, vielleicht," antwortete Otto, „nicht nach mir, ich habe im Glücke nicht nach ihm gefragt, wie wird er jetzt im Unglücke nach mir fragen?" — „Er hätte dieses Unglück nicht über Sie ergehen lassen," antwortete jene, „wenn er nicht nach Ihnen gefragt hätte. Hören Sie nur auf seine Stimme." „„Kommet her zu mir, Alle,"" ruft er, „„kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."" Der Kranke schwieg und suchte die Tröstungen in sein Herz hinabzuziehen, aber der Schmerz über seinen Verlust, der Gedanke an seine Armuth, der Blick in seine hoffnungslose Zukunft, versperrte ihnen den Weg. „Mir kann Niemand mehr helfen, Niemand, auf Gottes weiter, weiter Erde Niemand," sagte er und sank in sein dumpfes Schweigen zurück. „Als Gott selbst und sein verordneter Diener," antwortete die Wärterin und führte einen Geistlichen vor das Bett des Kranken. Diesem gelang es endlich, ihn der brennenden Verzweiflung zu entreißen. Er gab ihm eine Legende der Heiligen zu lesen; und verba movent, exempla trahunt, die Gnade brach sich die Bahn in das verödete Herz des Unglücklichen. Und es blieb nicht länger vor seinen Augen verborgen, er erkannte, was zu seinem Frieden diente. Er umklammerte das Kreuz und legte die Last seiner Sünden in einer Generalbeichte vor dem Richterstuhle des Allerbarmers nieder; und mit bereitwilligem Gehorsam unterwarf er sich in tiefster Demuth der Buße, die ihm auferlegt ward. Er kehrte reumüthig in sein Vaterland zurück und stellte sich den Gerichten. Ich habe ihn gesehen, wie er vor den Schranken stand, es war ein ergreifender Anblick. Der Prinz von Friedland, der sich selbst unter den Zuschauern befand, konnte sich der Thränen nicht erwehren und setzte dem Reumüthigen, der Alles offen und unumwunden

gestand und seine Verirrungen nicht nur nicht zu beschönigen suchte, sondern im Gegentheile in ein noch grelleres Licht stellte, als es sogar vom Staats-Anwalte geschah, die Summe von zweitausend Thalern aus, um nach Ablauf seiner Strafzeit, die auf zwei Jahre festgesetzt wurde, seine Studien im Auslande fortsetzen und vollenden zu können.

Sabbatfeier.

Von Max Beilhack.

Des Sonntagmorgens ernste Sabbatfeier
Liegt ausgebreitet über See und Hügel.
Von meinen Sinnen weicht ein Nebelschleier,
Und der Gedanke spannet seine Flügel.
Das Auge schweift in sinnig sel'ger Lust,
Bis wo die Berge seinen Lauf beschränken,
Der Lebensquell rauscht rascher durch die Brust
Und läutert mir das Fühlen und das Denken.

Es ruht die Welt, es ruht mein Herz im Frieden,
Das vielbewegte sonder Sturm und Fehde.
Mit Freunden sprech' ich, lang von mir geschieden,
Mit lieben Todten pfleg' ich trauter Rede,
Mein kleines Ich umfaßt die große Welt
Mit heißem Sehnen, brüderlichem Lieben;
Vergessen ist, was feind mir und vergällt,
Versöhnung nur ist mir zurück geblieben.

An das Gemüth in seiner tiefsten Regung
Spricht frommen Anruf eine ferne Glocke;
Ihn trägt die Luft in zitternder Bewegung
Wie Frühlingshauch die zarte Blüthenflocke.
Die Glocke spricht: Du suchst nach einem Hort;
Doch ohne Frieden ringt dein Geist nach Klarheit.
Eins nur ist Noth. Vernimm das große Wort:
„Ich bin der Weg, das Leben und die Wahrheit."

Bilder aus der Heimath.

Von J. O.

„Zuweilen geht so ein Einzelner durch's Volk, daß, wenn ihrer mehrere gingen, die Thiere des Waldes wieder zahm werden und die Vögel ihre Gebüsche verlassen würden, um bei den Menschen zu wohnen; aber leider wer von uns hat je einen Stern gesehen? Sie kommen nur weiter. Und so sehen wir ihn ohne seiner gewahr zu werden.“

Diese Worte des Lorenz von Westenrieder sind mir eingefallen, als ich folgende Geschichte aus Unterhaltung in meinen Freistunden niederschrieb, und jetzt stelle ich sie an der Spitze meiner Erzählung als Motto. Auch der Held meiner Erzählung ist so ein Einzelner im Volke, wie sie nur sparsam gesäet sind; er hat keine Großthaten aufzuweisen, kein Marmelstein ziert sein Grab, er ging durch's Leben, ohne Rumor zu machen; die Rolle, die ihm zugetheilet war, aufzuführen auf dem Schauplatze dieser Welt, war keineswegs die glanzvollste, — sie war nur die eines geringen Dienstboten und später eines armen Klosterbruders, — aber er hat sie gut aufgeführt, meisterlich gespielt, und Gott der Herr wird ihn gewiß, als er den Staubkittel der Sterblichkeit auszog, mit dem Kleide der Herrlichkeit, mit dem Gewande der Verklärung umgeben haben.

Zehn, eilf Jahre mag es her sein, seitdem er eingegangen in die Heimath der Seligkeit; seine Zelle nimmt ein Anderer ein, vermodert sind seine Gebeine, der unbarmherzige Kehrbesen der Vergessenheit hat sein Andenken bei Vielen, bei den Meisten fortgefegt, nicht aber so bei mir: die ersten Erinnerungen meines Daseins knüpfen sich an seine Persönlichkeit; die Strahlen der aufgehenden Morgenröthe meines Bewußtseins fließen in Eins zusammen mit der mildstrahlenden Erscheinung seines demüthigen, gottesfürchtigen Waltens und Wirkens im Hause meines Vaters; er ist die Leinwand, auf der die Bilder meiner Kinderjahre aufgetragen sind. Ihm weihe ich dankbar diese paar Zeilen.

Dunkel und doch wieder zugleich deutlich erinnere ich mich daran, wie wir Kinder mit ganzem Herzen an diesem Knecht hingen, gerade so, wie wenn man eine Landschaft das erste Mal bei hellem Mondscheine sieht. Wo der Hansel war, waren wir Kinder, wo wir Kinder waren, war der Hansel; keine halbe Mahlzeit wollten wir ohne ihn sein, und ging er in die Stadt hinunter, so kamen wir wohl des Tages zwanzig Mal mit der Frage, wo der Hansel sei, ob er nicht bald komme. Sahen wir ihn dann von unten durch die Hohlgasse heraufkommen, da hielt uns Niemand mehr in der Stube zurück, — hinaus ging es und über das Steinpflaster hinab, so gut oder

vielmehr so schlecht es unser schwaches Gangwerk zugab. Kamen wir auch parterre, es machte uns nichts, wenn es auch sonst ohne Regen auf Wangen nicht abgegangen wäre; wir standen auf und liefen weiter aus lauter Freude, daß er nun komme. Und kamen wir dann zusammen, da theilte er uns Naschwerk mit, ohne welches er nie von unten heraufging; und in der einen Hand das Naschwerk haltend und mit der andern Hand die seine anfassend, hüpften wir nun an seiner Seite wieder hinauf, während wir bald das Naschwerk unter das Zahnwerk brachten, bald kindische Fragen an ihn stellten, bald ihm haarklein Alles erzählten, was unter Tags zu Hause vorgegangen sei.

Allabendlich führte er uns nach dem Nachtrosenkranz die hölzerne Stiege hinauf in die Dachkammer mit den kleinen runden Fensterlein, und oben half er uns in die Stadt der nächtlichen Ruhe und stand dann neben uns und machte uns das Zeichen des heiligen Kreuzes, besprengte uns mit Weihwasser, betete uns herzliche Gebetlein vor, und vor oder nach dem Nachtgebete erzählte er uns etwas von Jesus oder der Muttergottes oder einem Heiligen. So einfach, kindlich und rührend erzählte er, daß wir ihm mit größtem Vergnügen zuhorchten, bis der Schlaf von den Gaukeleien der Träume begleitet die Geduld im Warten verlor und uns die müden Augenlider schloß. Er ist dann hingekniet und hat noch lange Gebete verrichtet, manchmal durch Stunden lang. Ein paar Mal bin ich bei hellem Mondschein aufgewacht und habe ihn draußen knieen gesehen. Ich wußte in der Schlafbetäubung nicht, wer es sei, und schrie auf, und er sagte: „ich bin's, sei still!"

Mochte er auch den Tag zugebracht haben bei harter Arbeit in der Hitze oder Kälte, im Regen und Wind, und alle Glieder seines Leibes der Nachtruhe bedürftig sein und das Lager daneben noch so lockend aussehen, er überwand sich heldenmüthig und postirte den müden Leib auf den Knieen hin, wenn sie ihn auch kaum mehr zu tragen vermochten, und verrichtete seine lange Nachtandacht ohne alle Nachsicht. Denn auf das Gebet hielt er viel, gewaltig viel, vermuthlich in der Ueberzeugung, es sei eines der radikalen Mittel für die hinterbliebenen Adamsschäden und ein Schlüssel zur Himmelsthür. An Sonn- und Feiertagen steckte er etwas in der Kirche, wie die Leute zu sagen pflegen. Vormittag empfing er gewöhnlich den hochgebenedeiten Frohnleichnam unseres Herrn und Heilandes und blieb beim ganzen Gottesdienst, und verstand dann noch zuletzt beim Amt statt Ite missa est: Benedicamus Domino nach Auslegung des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, 7. Jahrg. 49. I. Adv.-Sonntag; und Nachmittag besuchte er wieder den öffentlichen Gottesdienst, dem er wenigstens ein Stündlein Privat-Andacht anschloß, — ich sage wenigstens. Aber er sprach nicht allein recht viel mit Gott und den Heiligen im Gebete, sondern ließ auch Gott zu seinem

Herzen sprechen in der geistlichen Lesung; derselben widmete er an Sonn- und Feiertagen manche freie Stunde.

Seele und Leib hielten bei ihm nicht gut Kameradschaft; die Seele war dem Leib gewaltig gehäßig und quälte ihn, wo sie nur konnte. Wie Zachäus Gebhart seiner Familie theilte sie ihm alles in kleinen Portionen, Essen und Trinken und Nachtruhe, Unterhaltung und was die Kleidung anging; ja sie zwackte noch von dem fort und hätte noch mehr gethan, wenn nicht andere Leute Einsprache gemacht hätten. Erst nachher kam es auf, was sie ausgedacht hatte, um ihm, dem Leib nämlich, die Nacht ja nicht zu weich zu betten, und ihm so selbst die Nachtruhe zu verkümmern. Mit der Abtödtung der fünf Sinne, vorzüglich des Geschmacksinnes, wartete unser Hansel nicht erst bis zur Zeit der 40tägigen Fasten, sondern übte sich in derselben das ganze Jahr Tag für Tag bald so bald anders; zur Zeit der 40tägigen Fasten aber geschah des Guten für die Seele und des Schlechten für deren geduldigen Tragesel so viel, daß man es ihm sichtlich ankannte, wie ihm nur ganz sparsam Fütterung zukomme. Kurz und gut, was die Seele anging und die geistliche Haushaltung der anvertrauten Pfunde, wußte er nur vom Addiren oder vielmehr Multipliziren, in Leibsgeschäften aber und in den zeitlichen Sachen kam er nie aus den zwei Species Subtrahiren und Dividiren hinaus.

Du mußt aber nicht meinen, lieber Leser! dieses Charakterbild sei an Uebertreibungen reich und an Wahrheit arm und Alles im Superlativ genommen oder zum Quadrat erhoben. Das zu denken verbitte ich mir; ich habe von **A** bis **Z** die Wahrheit geredet. Ferners wärest du auf dem Holzweg und zwar recht tüchtig, wenn du glaubtest, unser Hansel sei vielleicht bei seiner Frömmigkeit ein Kopfhänger gewesen, voll Eigensinn und Launen, und es habe ihn ärgerlich gemacht, wenn ihn die Leute in seinen Andachtsübungen störten, oder er habe derselben wegen eine hochwichtige Miene geschnitten und die Hochachtung aller Leute beansprucht. Nein! ein solches Betschwester-Aussehen hatte seine Frömmigkeit nicht; sie war lauter wie Gold und ächt wie die Edelsteine in der Kaiserkrone, strahlte im Dunkeln wie im Lichten; er gebrauchte sie nicht als Umhängmantel vor den Leuten, sie hatte ihre Herzwurzel im Innern. Die drei himmlischen Grazien Glaube, Hoffnung, Liebe hegten und pflegten sie; er that damit nicht groß vor den Leuten, ja er zweifelte sogar, ob wohl recht viel von Werth dahinter sei, daß er damit bei Gott und den Menschen Aufhebens machen könnte. Jenen Spruch der heiligen Schrift „Freuet euch im Herrn!“ verstand er recht und war daher immer fröhlich und guter Dinge, und in seiner heitern Laune machte er allerlei (versteht sich unschuldige) Späße, daß du mit ihm viele Unterhaltung gehabt hättest.

Ernst, gewaltig ernst war es ihm mit dem Gehorsam, aus Gehorsam

wäre er für seinen Dienstherrn durchs Feuer gesprungen. Mochte die Sommer-Sonne niederbrennen, um Brandblasen auf der Haut aufzuziehen, oder die Kälte so groß sein, daß der Stiel des Dreschflegels einem an der Hand klebte, oder mochten die beflügelten Wasserträger in der Luft stromweis herniederschütten, er harrte bei der Arbeit geduldig aus, bis Gehorsam ihn ablöste, immer der alte, gutgelaunte, zufriedene Hansel. Seiner Treue und seines Fleißes wegen bekam ihn mein Vater so lieb, daß er ihn nimmer entließ, lieber hätte er ihm einen dreifach größeren Lohn gegeben, wenn anders Hansel es verlangt hätte.

Ich könnte nun noch mancherlei erzählen, z. B. wie er für junge Leute seines Geschlechtes der Schutzengel war und ein paar Mal Einen vom Verderben, dem er leichtsinnig entgegen taumelte, zurückzureißen das Glück hatte; wie er vor Personen des andern Geschlechtes feuerscheu war und fein fleißig die Augen, die Fenster der Seele, mit dem Vorhang der Eingezogenheit verhüllte, damit nicht durch dieselben Sündenstoff für die Bilderkrämerin Einbildung käme; wie er hoch- und niedergestellten Sündern ungescheut und gleich derb seine Meinung sagte, wenn sie etwa in seiner Gegenwart unehrbares Gerede auf den Markt zu führen wagten. Ferners könnte ich von dem Allen Belege anführen, interessante Belege: aber um nicht das Ganze mehr als billig in die Länge zu ziehen (sintemal und alldieweil auch noch Anderes im Hausbuch Platz finden soll), will ich nur noch mit einigen Zügen Hansels Liebe zu seinen alten Eltern zeichnen.

Recht langweilig kam es uns im Winter vor, und ich meine, wir seien auch da ungesitteter und unfolgsamer gewesen, denn da war der Knecht nicht bei meinem Vater im Dienste, sondern ging heim in seine Heimath aus besonderer Begünstigung meines Vaters, der ihn gehen ließ und doch für's ganze Jahr den Lohn gab. Sich selber und den Lohn seiner Arbeit stellte er dann seinen Eltern zur Verfügung, die in Tiers unten beim Bach eine Sägmühle besaßen in einer recht langweiligen Gegend, wo du nichts siehst als das wilde Rinnsaal des Baches und rechts und links Altväter von Föhren und Lerchen, die schon viel Wasser vorbeifließen sahen. Seinen Eltern hat der Winter des Lebens schon recht tüchtig auf den Kopf geschneit, und die Haut hing bei ihm und bei ihr ums morsche Gebeinwerk, wie wenn ein Bettelbüblein von einem großen Menschen die Joppe anhat. Gebückt wie ein Runkelmesser gingen sie daher und schauten sich, wenn sie über den Dorf-Friedhof hinwackelten, das Plätzchen ab, wo bald ihr abgematteter Leib sein letztes Quartier aufschlagen werde: — so liegt die alte Steinbuche oder der Sägmühle über den Felsen hinaus, weil der Regen den Wurzeln das wenige Erdreich fortgeschwemmet hat, und schaut ins Steinloch hinunter, in das sie bald ein Windstoß stürzen wird. Die Füße sind wackelig wie ein altes abgebrauchtes Taschenmesser in seinem abgeschliffenen und ausgeriebenen Heft und

müßen sich an einem Stock Schützenhülfe nehmen, wenn die zwei Alten den schlechten Weg hinauf zum Gottesdienst sich begeben. Im Sommer bewältiget noch der alte Vater die Sägmühle härtiglich mehr aus Gewohnheit als aus Kraftanstrengung; wenn's aber einmal anfängt frisch zu werden, und die Sonne immer spärlicher ihre Strahlen ins Thalloch hinunterschickt und bald wieder heimgeht, da ist er nicht mehr der Mensch, der sie meistert; da muß er sich hinter dem Ofen verschliefen, um das Gebein sammt dem bischen Fleisch, das es anhat, in der gehörigen Temperatur zu erhalten. Selbst das Ofen- und Heerdholz zu „klieben" vermag er nicht mehr, denn es schlottern ihm draußen in der Kälte gleich alle Glieder, und so sich zu abarbeiten, daß von Innen heraus das in Wallung gebrachte Blut einheizet, ist er nicht mehr im Stande. O! wie lieb ist ihnen der Hansel, lieber als alle andern Kinder, denn alle andern Kinder bekümmern sich nicht um sie und ließen sie hungern und leiden, als wären sie altfremd, wenn nicht der Hansel käme und ihnen unter die Arme griffe. Wie gerne haben sie ihn! Alle Abende beten sie für ihn noch extra ein Vater unser. O! wie froh sind sie, wenn er nun heimkömmt auf den Winter und gesunde, kräftige Arme mitbringt und den Vater ablöset in der Sägmühlen-Arbeit und alle zwei in der Hausarbeit, so viel er verrichten kann und zu verrichten versteht! Nicht zärtlicher kann eine Mutter mit ihrem unmündigen Kinde umgehen, als er seine Eltern traktirte; der Herr wirds ihm vergelten, ja, Er hats ihm schon vergolten. Oefters gabs unter ihnen einen eigenen rührenden Streit, denn der Hansel will sie halt gar nichts thun lassen, und immer „feiern" wollen sie auch nicht, vorzüglich wenn sie sehen, wie der Hansel sich manchmal fast über die Kräfte anstrenget und bald da bald dort in den Wald hinausspringt um Holz und oben in der Sägmühle beschäftiget ist, wenn das Eis die Räder nicht ungangbar gemacht hat, und wie er drüben im Stall mit den magern Kühelein zu thun hat und mit der Geiß.

Wie oft schauten sie anfangs Advent, wo er gewöhnlich zu kommen pflegte, zum Fenster hinaus, ob Hansel nicht bald annahe durch die Thalsohle herauf mit dem vollen Korb, und wie oft geschah es nur vergebens, oder sie wurden nur getäuscht, indem sie einen Andern für den Hansel hielten! Und wenn sie ihn endlich kommen sahen, wie ging dann rosige Freude auf ihrem Gesichte auf! Wir strahlte aus ihren Augen Wonne, wie die Mittags-Sonne, wenn sie im Winter über den Büchel herabgucket und so warm scheint, daß es dir unten im Winkel bei der Sägmühle, wo der scharfen Luft der Zugang verschlossen ist, vorkömmt, als wärest du in der warmen Stube! Wie eilig nehmen sie ihr Handpferd, und wie behende, so viel es die alten Füße zugeben, stackeln uud wackeln sie den schlechten Weg hinunter ihm entgegen! Wenn er sie dann von Oben herabkommen sieht, da beschleuniget er seine Schritte und schreit ihnen schon vom Weiten zum Willkommen einen freund-

lichen Gruß zu; und wenn sie zusammenkommen, drückt er ihnen die Hand und das Fragen geht an, wie sie leben und wie er lebt, und die Mutter sagt alleweil: „Gott sei's gedankt, daß du wiederkommest," — und sie gehen mitsammen heim, er bedachtsam mit dem Korbe voraus, damit ihm die Eltern folgen können, und sie langsam nach. Wenn sie oben beim Häuschen angekommen und eingetreten sind in die niedere getäfelte Stube mit den zwei kleinen Schiebfensterlein, die nur das höchst nothwendige Tageslicht hereinlassen, da stellt er den Korb nieder drüben im Winkel bei der ergrauten Schwarzwälder-Uhr und trocknet sich den Schweiß ab und nimmt die Bedeckung vom Korb fort und langt aus demselben Speck heraus und Weizenmehl und Schmalz und Rolltabak für den Vater und ein Paar Pfund Kaffee für die Mutter, und die Eltern stehen an der Seite und schauen zu und sagen: „Na so viel!" und wünschen ihm zehntausend Vergelts-Gott — die Mutter kann die Freudenthränen nicht zurückhalten — und sie wünschen dem Hansel alles erdenkliche Gute. Der Hansel aber meint, so viel Danken braucht es nicht, dieses sei seine Schuldigkeit, er habe sich wohl sonst viel vorzuwerfen wider das vierte Gebot, früherer Zeiten wegen. — Diesen Korb voll hat er mit dem Lohn seiner Arbeit erkauft. Lange haben nun die Eltern einen bessern Bissen auf Mittag; ihn aber können sie nie bewegen mitzuessen, wenn sie was besseres haben. Sie versuchten es öfter schon und machten auf ihn einen gewaltigen Sturmanlauf, er aber war nicht zu erschüttern, zufrieden mit seiner fast mehr als gemeinen Kost. Mehr Jährlein nacheinander hat ers so gemacht und ist über Winter heim, seinen betagten Eltern kindliche Aushülfe zu leisten; so lange ist's geschehen, bis sie im Friedhof einquartiert wurden. —

Kam er dann wieder so um Mitfasten zu uns heim, da gabs für uns Kinder einen rechten Freudentag des Hansels und des Mitgebrachten wegen. Den ersten und zweiten Tag waren wir kaum mehr von ihm fortzubringen aus Furcht, er könnte uns wieder durchgehen. Selbst das kleinste Brüderchen auf den Armen der Kindsmagd, das nun schon lange ein Engel geworden, streckte die Aermlein nach ihm aus und wollte sich von ihm heben lassen und fing an zu weinen, wenn's nicht geschah.

Um einen Zweifel, der vielleicht in der Seele des lesenden Denkers oder denkenden Lesers aufgestiegen ist, zu heben, führe ich noch an, daß dieser Knecht an uns Kindern, einen guten Theil Mutterdienste leistete, oder wenigstens mithalf an der Erziehung, was die Bildung unsers geistigen Ichtheiles anging, und warum? darum, weil die Mutter, als ich kaum anfing mein Gangwerk kümmerlich zu probiren, erkrankte und nach langem Krankfein von Schelm Tod ihrem tiefgebeugten Gatten und ihren unmündigen Kindern in der Blüthe ihres Lebens, denn sie war erst 25 Jahre alt, entrissen wurde.

Hab' die Güte, lieber Leser! und mach' mit mir nun linksum und vierzehn Jahre in die Vergangenheit zurück. Es ist ein regnerischer Herbsttag, wie

es so um Simon und Judä herum häufig der Brauch ist; die Nebel schleichen heimtückisch auf den Höhen und Niederungen umher und pudern die ganze Gegend ein; feuchte Winde schütteln dürres Laub von den Bäumen und säen es auf die grasleeren Wiesen und tragen es in die mit spärlichem Herbst-Roggen besäeten Aecker hinein. Unten bei den Weinbauern herum schaut es in den „Bergeln" (vielleicht von ital. pergole) aus wie mitten im Winter, denn die Weinlese ist schon lange vorbei, und das Laub hat müssen nachwandern als Fraß für's Vieh. Ober dem „Scheibn"-Thurm herauf kommt ein junger Bursche von etwa 12 Jahren. Er hat in einem zerrissenen Tüchel etwas in der Hand, vermuthlich was Kleidsames, und die abgetragene Lodenjoppe auf die Schulter geworfen; all seine übrige Kleidung von den seitwärts getretenen Schuhen an bis zur Schmeerkappe auf dem Kopf, dem viel- und wirrbehaarten, schaut insgesammt à la Noth daheim aus. Der Ausdruck in seinem Gesicht, wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, gefällt mir nicht; um den Mund ringelt sich ein spöttischer Zug, Verschmitztheit, Trotz und Keckheit schaut aus den kleinen Augen unter den buschichten Augenbraunen heraus, und Leichtsinn ist über die übrigens etwas harten Gesichtszüge ausgegossen. Ich hätte wenig Zutrauen zu ihm; aber man kann sich betrügen. — Er ist ein Wandervogel und hat seine Heimath „Tiers" verlassen und seine Eltern, die außer ihm fast noch ein halb Dutzend dergleichen Bursche zu Hause haben, die sie unmöglich alle füttern können, da sie sämmtlich bei gutem Magen sind, hat sie verlassen nach dem Beispiele seiner ältern Geschwister und will auf dem Berg der „Tschöggl" einen Dienst suchen sammt Unterkommen.

I. NB. Der „Scheibn"-Thurm ist ein runder Wartthurm vom Mittelalter her und steht auf einem kleinen Hügel am Fuße des Mittelgebirges, auf dem „Jenesien" sammt manchen andern Dörfern liegt, ganz nahe beim Weg, wo man hinauf muß. Er hat um sich herum allerlei altes Gemäuer und Ueberreste von Gewölben; in einem derselben hat vor ein Paar Generationen ein berüchtigter Räuber seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

II. NB. „Tschöggl" ist ein Uebername, der den Bewohnern dieses Mittelgebirges gegeben wurde wegen der sogenannten „Tschoggeln" (Quasten) auf dem breitkrempigen Hut, die sie zu tragen gewohnt sind, oder besser gesagt, gewohnt waren, denn allmälig fangen diese breitkrämpigen Hüte mit den schweren „Tschoggeln" an abzukommen, und Niemand wird ihnen, meine ich, nachweinen.

Ober dem „Scheibn"-Thurm fängt er an und geht von Haus zu Haus und frägt, ob sie nicht einen solchen Burschen wie ihn brauchten zum Schafhüten oder dergleichen, und überall meinen sie, nachdem sie ihn vom Kopf bis zum Fuß beaugenscheint hatten, sie wären mit solchen Burschen schon versehen. Um 12 Uhr hat er angefangen einen Dienst zu suchen, und 4

Stunden sind es schon, seit er in den untern Regionen herum bei den Weinbauern sich anfrägt; er ist hungrig und seine Füße sind müde und möchten gerne die Bürde, die sie tragen, niederstellen, seine Geduld hängt nur mehr an einem Zwirnfaden und seine Stimme wird bei dem Anfragen fast weinerlich, und einen Dienst bekommt er halt nicht. Endlich geben sie ihm, ich weiß nicht wo, den Rath, er soll ganz hinauf nach Jenesien, oben könnte er leichter unterkommen, — vor allem soll er beim „Kreuzweger" anfragen, der hat vorgestern einen Schafbuben in Dienst zu bekommen gesucht. Er läßt sich beschreiben, wo dieser „Kreuzweger" beiläufig wäre, und geht dann in Gottesnamen den weiten Weg noch hinauf, ihn aufzusuchen, und hat ihn gefunden und mit dem Fund auch Unterkommen als Schafhirt. —

Eine Zeit lang ging's mit diesem Bürschlein ziemlich gut, er war willig und „anstellig", und griff bei der Arbeit tüchtig zu, aber ausgehungert schien er zu sein, daß er sich fast nimmer genug aß; sie haben es wohl und möchte er auch ein Stockfrißländer sein. Allmälig aber sah man, daß dieser Wandervogel just nicht von der besten Gattung, daß er flatterhaft und leichtsinnig sei wie der Spatz, geschwätzig wie eine Elster, großsprecherisch wie der Kukuck, liederlich wie der Widehopf und der Mistfink; er konnte seine Natur nicht verleugnen und wollte es nicht, denn dazu war er wieder zu aufrichtig. Man kann's kaum glauben, wie schnell Gleichgesinnte sich zusammenfinden; bald hatte er mit dem und dem der nämlichen Raçe Allianz gemacht, um so gemeinsam die Lust zu tollen Streichen zu befriedigen und den ausgeschulten Lumpen es nachzuthun, so gut sie können. Da haben sie mitsammen Manches verführt, was Meistern in der Spitzbuberei keine Schande gemacht hätte, und ihren Eltern und Dienstgebern Verdruß gemacht und sich selber in allem Unlobsamen Praxis erworben. Mit welcher Sehnsucht haben sie durch die Wirthshausthür hineingelugt auf das lustige Treiben der Brüder Nassauer, und wie gerne hätten sie mitgehalten, wenn sie nur den nervus belli gehabt hätten und es wäre für Bursche wie sie das Wirthshausgehen gang und geb gewesen! Wie haben sie jene Zeit herbeigesehnet, wo sie groß seien und mithalten könnten, sie würden sich gewiß befleißen, meinen sie, ihre Sache recht zu machen, und ich meine es auch. Auf der Kegelbahn sind sie etwas herumgestanden an Sonn- und Feiertagen, und haben den Großen zugeschaut „Holz fällen," — und wenn die Kegel von den Andern Fried hatten, sind sie darüber her und haben gekegelt, — natürlich immer um Geld. Ueberhaupt wo nur ein blauer Rauch aufging, mußten sie dabei sein, wenn sie anders der Aufsicht ihrer Obern entschleichen konnten: — fleißiger als beim Gottesdienst, denn da haben sie auch schon angefangen nach dem Beispiel dieses oder jenes Musterlumpen die Predigt zu skisiren, — oder sie haben sich wenigstens in einem Ort, wo sie nicht beaufsichtet wurden, zusammengestellt und die Langweil vertrieben mit Diskuriren und einander Necken und Stoßen.

Oefters hat es sich im Herbste zugetragen, daß der Hansel, denn so heißt der puer quaestionis, beim Schafhüten die Schafe hat Schafe sein lassen und der Unterhaltung nach gegangen ist, während sämmtliche Schafschaft in die Schäden ging zum größten Aerger des Beschädigten. Hättest du den Gesprächen dieser hoffnungsvollen Leute zuhorchen können, da würdest du gestaunt haben, wie Bursche, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind, schon so viel von den Mysterien des Lasters wissen.

Aber gehen wir nun zu einem andern Abschnitt von Hansels Leben über. Du hast nun genug gehört um einzusehen, wie Hansel mit den Kameraden und die Kameraden mit dem Hansel zugenommen haben an Alter wie an Bosheit vor Gott und den Menschen. Als Schafbube blieb er beim ersten Bauer in Dienst, der ihn im Guten und Groben zu bessern suchte, aber vergeblich. Als die Zeit da war, wo er die Kräfte hatte dem größern Dienstpersonale beigezählt zu werden, da ist er vom Bauer gegangen worden, denn man hat ihn in diesen Jährlein schon hinlänglich kennen gelernet um einzusehen, wie er nun emanzipiret vom Kleindienstbotenwesen fast nimmer zu bewältigen sein würde. Und wirklich kaum beigezählt dem größern Dienstpersonal, da machte er auch schon rasche Fortschritte in der Liederlichkeit, — da hat er auch schon Bekanntschaft geschlossen mit dem und dem Helden im Oktobersaft und Bruder Lustig. Vorzüglich hielt er zu Einem, der Bauerssohn war, und Geld genug hatte, aber auch einen ernstlichen Willen dazu, dasselbe nicht verrosten und verschimmeln zu lassen, sondern es im Wirthshaus für Magen und Leber anzulegen. Mich wundert, daß ihn der zum Kameraden angenommen, er der Meister den kaum eingetretenen Lehrbuben, — vielleicht weil der Hansel, obwohl erst Lehrbube, sich keineswegs als solcher, sondern vielmehr als Geselle aufzuführen wußte.

Von nun an fand er sich fleißig ein beim Rößl, wo man vom Roß auf den Esel kommt; beim Lamm, das ärger als der Wolf den Wohlstand zerreißt; beim Adler, wo das Geld flatterhaft wird; beim Stern, wo es viele Unsterne gibt; bei der Sonne, wo die Ehrlichkeit verfinstert wird; beim Mond, wo dem Elende die Sonne aufgehet. Kein Best wurde ausgekegelt, wo er nicht praktisches Mitglied war; fast kein Seidel Wein haben sie „ausgekartet,“ wo er nicht auch mit Blätter zählte und Karten mischte; kein Kirchweihfest drei Stunden im Umfangkreis wurde gefeiert, dem er nicht beiwohnte; auf keinem Tanzplatz wurde ohne ihn Kehraus gemacht, und bei keiner Unterhaltung durfte er fehlen.

Er wurde bald bei Leuten seines Gelichters eine beliebte Persönlichkeit, besser gesagt, Bajazzo, denn es war bei ihm vom Kopf bis zum Fuß alles Quecksilber, und aus seinem Munde, wenn er ihn öffnete, sprudelte ein unerschöpflicher Born von Schwänken und Possen hervor; sie mochten nun die Wünschelruthe gebrauchen, oder mit der Springwurzel Beifall Hansel anrühren.

So vortrefflich wußte er seine Komödien aufzuführen, daß er allein eine volle Wirthsstube unterhalten konnte und so seinen Mitgesellen allmälig unentbehrlich wurde. Daß seine Späße nicht alle unschuldiger Natur waren, sondern viel wüstes mitenthielten, vorzüglich wenn er zuviel aufgeschüttet hatte, versteht sich von selbst, so z. B. machte er sich manchmal Unterhaltung, ein Paar zusammenzuhetzen, und wenn sie dann das Faustrecht gebrauchten und sich Schläge und Püffe applizirten und einander mit ätzender Lauge des Schimpfes und Spottes übergossen, daß kein trocknes Plätzchen an der ganzen Ehrlichkeit blieb, da hatte er sein größtes Gaudium und wochenlang Lachstoff. Er selbst ist nie handgemein geworden, so viel mir bekannt ist, denn dazu war ihm sein Stück Menschenfleisch zu lieb. Doch nicht allein bei Seinesgleichen war er Bruder Lustig und spielte den Possenreißer, sondern auch unter allen Leuten oben auf der „Schranne" vor der Kirche nach dem Gottesdienste, wo das Mannsvolk zusammensteht, altbekannte Gefühle auszutauschen, wo Bauern Taglöhner dingen, Neuigkeiten abgedroschen werden, wo Leute, die etwas zu reden oder auszumachen haben, sich einander aufsuchen, und das Weibsvolk, das von der Kirche kommt und durch die Spaliere der Herumstehenden hindurch muß, begaffet wird; da umstanden ihn oft Alt und Jung und Groß und Klein und kamen nicht aus dem Lachen, wenn er anfing Possen zu reißen oder dem und der nachzuäffen oder diesen und jenen aufzuziehen. Man hatte halt mit ihm Unterhaltung, obwohl das klein bischen guten Namens, das er vielleicht noch hatte, darüber zu Trümmer ging. Daran aber dachte er in seinem Leichtsinne nicht, obwohl er die Folgen desselben später hart empfinden mußte. Jemand, den ich gut kenne, erzählte mir, wie er, dieser Jemand nämlich selbst, ein paar Mal mit einem zahlreichen Publikum von Schnittern und Schnitterinnen, unter denen auch unser Hansel war, auf einem Acker arbeitete, und daß da unter so vielen Leuten gerade unser Hansel sich am meisten auszeichnete durch sein lautes Redehaus und freches Parlatorium.

Wohl häufig stand der Zeiger auf der Uhr an Sonn- und Feiertagen nicht mehr weit von der Mitternachtsstunde, bis sich der Hansel entschloß die Sitzung im Wirthshaus aufzuheben, und voll aufgeladen mit einem geraden Gange wie die Etsch unten bei Sigmundskron heimzuwanken und den von Anstrengung des Saufens und Spielens müden Leib ins Bett zu befördern. Das Schaffen und Arbeiten am andern Tage wollte freilich nach solchen Abenden nicht viel bedeuten, und darum war er nicht allein rechtschaffenen Bauersleuten, denen es ums Christenthum im Hause zu thun war, sondern auch jedem andern Dienstgeber, der die Dienstboten angenommen haben wollte zu arbeiten, wenn's ihm auch übrigens gleich war, ob er Christen oder Stockheiden, Heiducken oder Türken im Dienste habe, ein Dorn im Auge; sie konnten es aber nicht so leicht abstellen, beim Hansel gar nicht, ausgenommen sie entließen dergleichen Raçe sammt ihrer üblen Gewohnheit.

Daß dieser Hansel, dem kein Schneckenblut durch die Adern rollte, der das liederliche Leben systematisch betrieb, auch eine Liebschaft hatte, werde ich dem nicht erst zu sagen brauchen, der weiß, daß Bachus und Venus Geschwister seien, daß der Rebensaft unreines Feuer schafft und den nichtsnutzen Buben Amor oder Cupido zum Wachsthum bringt. Es war dieses so eine Liebschaft ohne alle Aussicht aufs Heirathen, rein nur eine sündhafte Befriedigung des begehrlichen, verdorbenen Menschenfleisches. Auch die Seine, die sogenannte „schian Andl" war Dienstbote wie er, der Leichtsinn selber ohne Augenmerk auf Morgen, voll Eitelkeit und Gefallsucht, so daß eine neue Schürze oder Halstuch, ein glitzernder Kamm oder ein rosenrothes Bändel ihre halbe Erdenseligkeit ausmachte; die Leichtfertigkeit guckte ihr aus den blitzenden, schelmischen Augen, und die Koketterie, wie man sie bei Bauersleuten nehmen kann, sprach aus ihrem ganzen Wesen.

Ging er in die Stadt, ging auch sie, als hätten sie es verabredet; unten wußten sie sich schon zusammenzufinden, und dann gings halt dem Wirthshaus zu, er zahlte ihr und sich selber zu Essen und Trinken, und auf dem Heimwege gingen sie natürlich zusammen. Aber mit dem war der Hansel nicht zufrieden, er gab ihr wohl sonst auch noch Visiten, z. B. an Sonn- und Feiertagen auf dem Heimwege vor den kleinen runden Fenstern der bretterumschlagenen Kammer oben unterm Dach, — oder er machte Bestellung da oder dorthin auf einen Winkeltanz. Zwar wollte der Herr Pfarrer im treuen Verband mit der rechtschaffenen Gemeindevorstehung solche Sündenwerbschulen nicht dulden, aber es gibt doch in jeder Gemeinde so Unterschlufwinkel der leichtfertigen Jugend, z. B. bei Solchen, die nicht besser sind, oder die um einen Kreuzer Gewinns nicht anstehen, Werbofficiere der Hölle zu sein.

Zu den übrigen Untugenden, die Hansel besaß, gehört auch noch diese, daß er ein eifriger Schleppträger der Madame Hoffart war. Brachte Jemand von anders woher einen eigenen Schnitt in der Kleidung, er war der Erste, der ihn nachäffte. Sein Kleid mußte vom feinern Zeug sein als bei Andern; er that es nicht anders, lieber hätte er um ein Seidel weniger getrunken.

Sein Herumsitzen in den Wirthshäusern, sein nächtliches Herumschwärmen, die Rolle eines muthwilligen Possenreissers, die er spielte, das sich Weillassen bei der Arbeit, wenn just keine Aufsicht um die Wege war, der Eigensinn, womit er oft nicht unter wollte unter die Oberherrlichkeit seines Dienstgebers, und schon auch der Zottenauswurf seines Mundes, der keusche Ohren gröblich beleidigte und Kinder im Hause, wenn deren waren, in den Mysterien des Lasters unterrichtete; das Eine oder Andere oder Alles mitsammen war Ursache, daß er, nachdem das Schafbubenleben einmal aufgehört hatte, nirgends mehr lange bleibend wohnte, sondern jedes Lichtmessen mit Sack und Pack „schlängelte," und so die „Gußausküachel (Gußauskuchen) für ihn wahrhaft diese Bedeutung hatten, was dieser Terminus befingerzeigt, — daß rechtschaffene Leute sich scheuten,

ihn in Dienst zu nehmen, — und daß sein Leumund, der zwar nie absonderlich gut gewesen von Tag zu Tag mehr benotabenet und beabert wurde.

NB. Zum bessern Verständniß des Obern muß ich hier bemerken, wie auf dem Berge, welcher der Schauplatz dieser Erzählung ist, wie auch in vielen andern Orten das Dienstjahr von Lichtmeß bis Lichtmeß währe. Zum Ausstand vor Lichtmeß bekommen die Dienstboten die „Gußausküachel" (Gußauskuchen), beim Einstand nach Lichtmeß kommen die „Mockkrapfen" auf den Tisch; es ist übrigens gleich, wie viel vom Dienstpersonal gewechselt wird. Der Terminus Gußauskuchen, denke ich, ist deutlich genug, nicht so aber stehet es mit den „Mockkrapfen", daher eine Erklärung. Man hat erfahren und erfährt es noch, wie die Dienstboten im neuen Einstandsorte gewöhnlich theils der ungewohnten Umgebung wegen, theils aus Ursache des Abschiedes von ihren alten Bekannten und des ungewohnten Anfangs niedergeschlagen seien und schüchtern und genirt, und deßwegen an Mittheilungsarmuth leiden und auch beim Essen nicht recht Ansprache halten. Dieses Betragen bezeichnet nun der Volksdialekt mit dem Ausdrucke „Mocken," und daher wird auch die erste Speise, die auf den Tisch kommt, mit diesem Epitheton conjungirt und abjungirt. — Auch ein anderes Wort kursiret um Lichtmeß häufig im Munde des Volkes, das ungefähr klingt wie „blödtern," „blötern." Damit befingerzeigen sie eine eigene Sitte, die allhier um diese Zeit herum gang und gebe ist; nämlich es geht jedmänniglich an einem bestimmten Tag, den sie verabreden, in sein Vaterhaus heim, der eins hat und anderswo im Dienst oder angestellet ist, und zwar Alles per Schlitten, wenn anders nicht der Schneemannn Winter einzukehren vergessen hat; zu Hause halten sie dann Alle mitsammen ein recht fröhliches Gastmahl und eben dieses Gastmahl halten nennen sie „blödtern," „blötern." Zurück zum Hansel!

Würdest du, lieber Leser! meinen, unser vielverleumdete Hansel sei schon von Grund aus verdorben gewesen, und Alles bei ihm aus Bosheit des Herzens gekommen, so wärest du recht tüchtig auf dem Holzweg; dem also war's noch nicht, wohl aber war er auf dem breiten Weg und der nächsten Straße dahin, es zu werden, i. e. von Grund aus verdorben und unglücklich für Zeit und Ewigkeit. Leichtsinn, der alle Zügel schießen läßt, und Stolz, der nicht zurückbleiben will hinter den Andern auf der breiten Straße in die Niedere zum Noctifer, sondern voranrennen, waren die zwei Postpferde, die eben derselbe Leutfresser Noctifer an seinem Karren der Sinnlichkeit anspannte. Im rasenden Galopp wäre das aberwitzige Gespann dem Verderben zugerannt, hätte nicht der barmherzige Gott ein gebieterisches Halt ihm zugerufen so kräftig, daß der Stolz in den Ableit-Graben der Straße fiel und der Leichtsinn zu Ende ging. Die Gnade kehrte darauf das Fuhrwerk um und führte es zurück unter Stoßen und Drängen zwischen den vielen Fuhrwerken durch, bis sie ankamen an jener Station, von wo fort der schmale Weg hinauf geht

auf den Kreuzberg, auf dessen Gipfel Sion im Sonnenlicht der Seligkeit strahlend stehet.

Diese Palingenesie, wie sie Sailer nennet, auf Deutsch Umwandlung des Hansels des II., wie er in diesem andern Abschnitte dieser Bilder beschrieben steht, zum Hansel dem I., wie er im ersten Abschnitte dieser Bilder geschildert ist, geschah zur Zeit des großen sechsmonatlichen Jubiläums 1826. Handlanger der göttlichen Gnade war Pater Tschager, ein beliebter Prediger in Bozen, der hat in einer Predigt Blitz auf Blitz in die dunklen Irrgänge seiner Seele geleuchtet, Schlag auf Schlag gehämmert auf dem Kieselstein seines Herzens, als wäre er extra für ihn auf der Kanzel. Gewaltig wehrte sich die Selbstsüchtigkeit in treuer Allianz mit dem trägen, alle Anstrengung scheuenden Leichtsinn, von dem Ränke-Schmied und Partheigänger Stolz unterstützt, aber das vorgehaltene Wort Gottes, von der Gnade begleitet, riß dem Stolz die Larve aus der Hand, womit er das häßlich Böse zugedecket hat, und verwischte die Schminke des erheuchelten Guten, und der Geist erkannte bei der Fackel der Selbsterforschung das tiefe Sündenelend in der ganzen Schauerlichkeit, daß er mit mächtiger Selbstanstrengung aus demselben sich herauszuarbeiten suchte und nicht nachgab, bis es gelang. Furchtbar war der Kampf, den der Geist kämpfte, und schrecklich das Wehgeheul des sieggewohnten Thieres im Hansel, als auf einmal ihm der Zepter aus den Klauen gerissen werden sollte. Diese Revolution des innern, diese Reformation des äußern Menschen ging nicht so stillschweigend vor sich, daß die Umgegend nichts davon gemerket hätte; schon am Abende jenes Tages, an dem er nach Bozen ging zu dieser Predigt, die war wie ein Funken, der das Pulver-Fäßlein seiner Sünden in die Luft sprengte, wie ein Steinlein, das die Statue seines Hochmuthes zertrümmerte, erkannten die Hausleute, als der Hansel heimkam, daß er heute etwas von unten herauf habe, was ihm auf dem Herzen liege und was seine sonst immer muntere Laune nicht verdauen könne. Er war nämlich ungewöhnlich einsilbig und ist frühzeitig, und was noch mehr sagen will, nüchtern gekommen, ohne daß Einem wie sonst aus seinem höchst sprachseligen Redehaus Dampf von genossenem Weine entgegenqualmte. Die ganze Woche hindurch dachte er viel nach und sprach wenig und war gerne allein und arbeitete sich mit allem Ernste ab, gleichsam als wollte er damit das Ungewitter der sich durchkreuzenden vielen Gedanken — wer weiß von was allerlei — beschwichtigen. Seine Mitdienstboten kannten sich nicht aus und wußten nicht, wie sie daran waren, und ließen ihm deßwegen Frieden. Morgens und Abends sei er aufgeknieet zu beten, erzählten sie, und der „Fütterer" habe ihn einmal, als er erwachte, in seinem Bett' drüben seufzen gehört, nach seiner Meinung sei er wach gewesen. Als acht Tage vorüber waren, ging er in die Stadt hinunter, um, damit ich dir's gleich sage, eine Beicht vom ganzen Leben abzulegen und dem Teufel, der Welt und dem Fleische

valete zu sagen und rechtsum zu machen zu der Phalanx der Gottgetreuen. Sein Vorsatz aber hatte Nachsatz, und es kam nicht in kurzer Zeit zum Absatz, wie es leider nur zu oft geht, und endlich zum Umsatz vom kaum betretenen schmalen Pfad zurück auf die breite Heerstraße; er hielt aus auf dem einmal betretenen Pfade, daß es in kurzer Zeit die ganze Gemeinde inne wurde, wie mit dem Hansel eine Umänderung vorgegangen sei.

Wärest du dazumal drei, vier Sonntage nacheinander oben auf der Emporkirche gewesen drüben im Winkel nicht weit von vier ausgewachsenen Burschen, denen der Leichtsinn auf dem Gesichte gestempelt war und die Frechheit aus den Fenstern des Leibes schaute und die sich dorthin postirt hatten, um da ihre sonntägliche Unandacht zu halten und das Weibsvolk unten in der Kirche zu beaugenscheinen, — da hättest du bisweilen ein Geflüster gehört und schelmisches Augenblinzeln gesehen und lange Gesichter vor lauter Verwunderung. Alle diese Grimassen galten dem Hansel, der nun auf einmal ganz gegen seine Gewohnheit thut, als wäre er ein Betbruder geworden, meinen sie, und vorne hinter dem Speisegeländer kniete, beim ganzen Gottesdienste kniete, die Hände aufhob, nicht umschaute, und sonntäglich, was sie sich gar nicht erklären konnten, kommunizieren ging.

Schon am ersten Sonntage hatten sie ihn im Wirthshause vermißt, denn er war einer, der mehr Lärm machte, als drei Andere. Schon am ersten Sonntag wurde ihnen die unerfreuliche Aussicht von Hansels Mitknecht gegeben, wie der lustige Hansel wohl für die Zukunft aus dem Lumpenklubb fortbleiben werde. Hansels Intimstem wollte es nicht recht einleuchten, ein paar Worte von seiner Seite, meinte er, wären genug, Hansel von Neuem wieder anzuwerben; der Mitknecht verneinte es, der Intimste bejahte es. Endlich wetteten sie, ich weiß nicht, um was, Hansels Mitknecht, daß es nicht gehen, Hansels Intimster, daß es gehen werde; der Letztere legte auch seinen Plan auseinander, wie er dem Hansel am Sonntage nach dem Gottesdienste aufpaßen, welche Schliche er anwenden wolle, um ihn mitzubringen u. s. w.

Als wieder Sonntag kam, da war wohl der Hansel in seiner Pfarr-Kirche beim Gottesdienst, aber nicht auf der Emporkirche oben oder unten hinter der großen Kirchthür wie gewöhnlich, sondern vorne hinter dem Speise-Geländer, und gab seinen Spießgesellen oben auf der Emporkirche Anlaß zu jenem Thun und Lassen, von dem du bereits vernommen hast. Als der vormittägige Gottesdienst vorbei war, da paßte richtig getreu seinem unlobsamen Vorsatz ihm sein sonst Intimster auf bei der Kirchthür; als der Hansel nicht kommen wollte, bekam der Andere Langeweile und schaute zur Kirchthüre hinein, ob der Hansel nicht bald gehe, aber der Hansel ging durch die „Herrnthüre" hinaus und ließ den Andern mit der langen Nase bei der Kirchthüre stehen. Da denkt sich der Passer: was Vormittag nicht geht, geht Nachmittag, und Nachmittag hat er wieder gepaßt, und der Hansel ging nicht

bei der „Herrnthür" durch, sondern hielt in seiner nachträglichen Privat-Andacht so lange aus, bis der Passer die Geduld verlor.

Den Sonntag darauf hat ihn sein Spießgeselle wohl außer der Kirche zu reden bekommen, und da hat er angefangen ihn zu necken und aufzuziehen, und als die losgelassenen Pfeile des stachelichten Witzes an Hansels nichts erwiderndem Ernste abprallten, ist er mit einer einstudirten Rede gekommen, den Hansel zu überzeugen, wie er's zu strenge nehme, und der Mensch eine Unterhaltung haben müße. — Der Hansel aber war nach aller Beweisführung noch so unüberzeugt wie vorher und erwiderte nur: „Gott sei's gedankt! daß ich nicht mehr der alte Lump bin; auch du hättest Grund genug, einmal anders zu werden, es sei so und so" ꝛc. Sein Bruder nequam hat den Hansel so lange mitgezogen und mitgezerrt, bis sie vor's Wirthshaus ankamen, und da vor dem Wirthshause stand eine Schaar durstiger, lustiger Brüder Nichtsnutz, Hansels ehemalige Genossen beim nassen Wetter. Als sie den Hansel kommen sahen, meinten sie, jetzt wäre er wieder eingefädelt und jubilirten hoch auf voll Begehren nach seiner Possenreißerei; aber als sie hörten, dem sei nicht also, da haben sie mit Gespötte und Necken auf ihn Anlauf gemacht, haben ihn beim „Hemmit" gefaßt, haben ihn wider Willen hineingezogen ins Wirthshaus, haben ihn hinter dem Tische einsperren wollen, da hat aber der Hansel seinen Vortheil ersehen und sich losgerissen und ist auf und durch. Hätte sich der Hansel bereden lassen, zu bleiben, da wäre er gerade zu einem Raufhandel zurecht gekommen, den sie am selben Abende aufführten.

Du siehst also, was der Teufel in seinem ingrimmigen Aerger über Hansels Bekehrung Alles getrieben, wie er ihn zuerst auf seiner schwachen Seite zu fällen suchte und, als er diese verbollwerkt fand, wie er an seinen Spießgesellen Schützenhülfe nahm, — und als dieses nicht anschlug oder vielmehr gleichzeitig reizte er auch Hansels Mitdienstthuenden an zu allerlei Neckereien und Foppereien. Aber ihre Geduld im Aufziehen brach an seiner Geduld das Aufziehen zum Abzieher zu machen der angehäuften Sündenschuld, — ihre Standhaftigkeit ihn zu necken ging zu Stücken seiner Standhaftigkeit gegenüber, Alles Gott zu lieb auszuhalten. Sie wurden total geschlagen und schwiegen nicht allein allmälig still, sondern bekamen vor Hansel sogar Achtung und Liebe zu ihm, da sich zudem auch allmälig seine muntere Laune, die im ernsten Kampfe eine Zeitlang kopfhängerisch gewesen, wieder einzustellen anfing, freilich viel anders als früher. Zuletzt hat's noch der Neidige, der Mörder vom Anfang, der Noctifer mit der schönen „Andl" versucht, und hat sie dem Hansel unter die Augen geführt, und die „Andl" hat ein süßes Mäulchen gemacht, ihn begehrlich angeguckt und verführerisch eingeladen, mit ihr zu gehen, und hat ihn gefragt, ob er sie nicht besuche: die Sinnlichkeit hat im Hansel laut aufgeschrieen und hätte ihn bald übertölpelt; da hat ihm der heilige Schutzengel noch rechtzeitig eine gute Einsprechung gegeben, und der Hansel ist

erschrocken und hat der verzuckerten Leidenschaft auf grober Manier seinen ernsten Willen erklärt, er wolle mit ihr nichts mehr zu thun haben, und hat ihr den Rücken gekehrt und sie verblüfft in ingrimmigem Aerger über die fehlgeschlagene Sündenwerbung stehen lassen.

Die Vergütungspflicht, die der Sünder nach seiner Bekehrung hat, (versteh' die an der beschädigten Seele des Mitmenschen) machte ihm Anfangs vielen Kummer, weil er es gar zu strenge nahm, und wohl einsah, wie er nicht mehr das, was er wüstes geredet zum Aergerniß Anderer, verwischen könne, wie man ein geschriebenes Wort ausstreicht, und weil er schon erfahren hatte, daß es leichter sei, Einem auf den breiten Weg als von dort zurück zu verhelfen; dieß machte ihm, wie gesagt, viele Sorge und vielen Kummer, bis ihm der Beichtvater Aufschluß gab, wie er sie zu verstehen und zu nehmen habe. Er suchte nun noch zu allem Ueberfluß eben so fleißig mit Wort und That bei diesem oder jenem, den er leichtsinnig und blind dem Verderben zutaumeln sah, den Handlanger der göttlichen Gnade zu machen, wie er früher Satans Handlanger war; und öfter als einmal fand sein gutes Wort einen guten Ort zu seiner größten Herzensfreude. Nicht so große Schwierigkeiten machte ihm die zeitliche Vergütungspflicht, denn kaum hatte er sich bekehrt, kaum war es so ziemlich in der Gemeinde herumgekommen, Hansel sei nimmer der alte Hansel, da hatt' er's auch schon beschlossen und was er beschlossen, ausgeführt: nämlich er ging von Ort zu Ort, wo er im Dienste gewesen und Handwerkzeuge oder was Anderes ruinirt hatte, herum, leistete Abbitte und zeigte sich bereit Ersatz zu leisten, und die Meisten haben es ihm ohne Ersatz erlassen. Auch denen, die er mit Foppereien oder Aufziehen erzürnet und grob beleidiget hatte, that er Abbitte. Unter diesen war auch der sogenannte „wälsche Toni" oder „Kospenklaus;" aber da wäre er bald nicht zum Rechten gekommen, denn der „Toni" meinte, diese Abbitte sei wieder eine neue Fopperei, und erzürnte sich gewaltig, und der Hansel hatte viel zu reden, bis es der „Toni" im Ernst nahm und verzieh. — Dieser „Kospenklaus" hieß so wegen der großen trampelthierfußähnlichen Holzschuhe (hierorts Kospen genannt) oder „wälscher Toni," nicht weil er ein Wälscher war, denn man wußte seine Nation nicht, sondern weil er die deutsche Sprache jämmerlich zerhackte.

Ein starker Strick, fast noch stärker als seine Liebschaft, wie Hansel selbst bekannte, war der Cultus der Madam Hoffart, d. h. die Eitelkeit in der Kleidung; aber überzeugt von der Selbstbewahrungspflicht des Bekehrten, wozu auch die Entfernung des Sündenköders gehört, gab er nicht nach, bis er nicht auch dieses Strickes baar und ledig war. Aber kaum war er derselben ledig, kaum hatte er alle hoffärtige Kleider über seinem Stande und nach ungewohntem Schnitt fortgethan, d. h. verkauft und den Erlös derselben seinen alten Eltern im Tiers zugesandt und sofort seinen Leib in einfache

grobe Kleider gesteckt: da fing auch gleich die Gnade in ihm reichlich zu wirken an, da ging es auch rasch voran auf dem schmalen Pfad zur Vollkommenheit; großmüthige Seelen nämlich gefallen der göttlichen Majestät nach dem Bekenntniß der heiligen Theresia.

Ein oder zwei Jahre nach seiner Bekehrung nahm ihn mein Vater in Dienst. Mit jener Zeit habe ich in der ersten Abtheilung dieses Geschichtleins, das wenigstens das Gute hat, daß es ganz aus dem Leben gegriffen ist, recht unlogisch angefangen, wie Einer, der das Roß mit dem Schweife an der Krippe anbindet. Bei meinem Vater blieb er so lange im Dienste, bis er die Welt verließ und im strengen Orden des heiligen Franziskus Laienbruder wurde.

Zur Zeit meiner Studien habe ich ihn bisweilen in seiner engen Zelle und Abgeschiedenheit von der Welt besucht, er war noch immer der alte, kindlich fromme, bescheidene, demüthige, liebevolle Hansel, obwohl er nun Bruder Thomas hieß. Himmlische Zufriedenheit leuchtete aus seinem Auge; das Zeugniß eines guten Gewissens war auf den magern Zügen seines Gesichtes abgedrückt; er lebte in der Welt gleichsam als lebte er nicht darin ohne allen Vorwitz nach den Dingen, die draußen in dem stürmischen Meere menschlicher Leidenschaften und Thorheiten vor sich gehen, — nur um das schien er sich noch zu bekümmern, ob wir, mein Bruder und ich, noch etwas um das hinterlassene Vermächtniß seiner frommen Ermahnungen und herzlichen Gebetlein wissen wollten. Seine Seele war voll heißen Dankgefühles, daß ihn die Gnade des Herrn vor den vielen Gefahren der Welt hieher geführt habe in dieses sichere Asyl, wo das Heil seiner Seele wie verbrieft sei. Als ich ihn fragte, ob er nicht wieder beim Vater Knecht sein wollte, erwiederte er, um zehn Bauernhöfe verließe er nicht mehr sein liebes Zellelein, — er habe vor der Welt einen solchen Eckel, wie ein kranker Magen vor der Speise, die ihn verdorben. Als ich bemerkte, er sei mager und ausgemergelt wie eine Zaunschelt, sagte er lächelnd, man müße den Esel nicht zu gut füttern, sonst schlage er aus; als ich meinte, das Gewand des heiligen Franziskus sei wohl gar zu rauh, versetzte er: aber starker hebiger Zeug; als ich ihm erzählte, wie ich nun zwei liebe herzige Schwesterlein habe, erwiederte er lächelnd, die Engelein im Himmel seien noch schöner und haben ein haltbareres Roth auf den Wangen. Zum Abschied bat er mich dann immer in aller Liebe und Demuth, ich möchte nur nicht das Gebet vergessen, — wie der Christ betet, so lebt er, — die Studentenjahre gehören stark zur Bitte im Vaterunser „Führe uns nicht in Versuchung.“ —

Als ich nach langer Abwesenheit später wieder einmal den Bruder Thomas besuchen wollte und durch die langen Klostergänge dahinschlendernd eben über die Freude des Wiedersehens nachdachte, kam mir ein bekannter Pater entgegen, den ich fragte, ob Bruder Thomas noch in der alten Zelle sei? Er sagte nein, sondern in der und der (dabei nannte er die Nummer). Ich ging

hin, klopfte an, eine unbekannte Stimme antwortete innwendig; ich trat ein, und wer war es? Wohl wars ein Bruder Thomas, aber nicht der, den ich meinte, — der, den ich meine, sei schon lange unten auf dem Friedhof, hieß es, er sei vor so und so viel Zeit nach einem kurzen Krankenlager recht auferbaulich gestorben, daß Jeder mit ihm tauschen könnte, — ich glaub's auch. Wer kann mir's verargen, daß ich auf seinem Grabe ein paar Thränen der Wehmuth weinte? Ich rufe ihn nun um seine Fürbitte an; meinst du, Leser! nicht auch, ich kann's thun?

Der ist also der Einzelne im Volke, den ich dir schildern wollte. Wollte Gott! es wären mehr so Einzelne, so viel so Einzelne, daß sie nicht mehr Einzelne wären. „Aber leider, wer von uns hat je einen Stern gesehen? Sie kommen nur weiter. Und so sehen wir ihn, ohne seiner gewahr zu werden.“

Frühlingslieder.

Von Theodor Klein.

Der Lenz ist da!

Der Lenz ist da mit seiner Lust,
Voll reichem Blüthenduft!
Die Lerche schmettert's jubelhell
In Liedern durch die Luft.

Der Lenz ist da! Es rauscht's der Wald
Im saft'gen Blättergrün;
Es murmelt's der krystall'ne Bach
Am Blumenufer hin.

Der Lenz ist da! Der Lenz ist da!
Willkommen schmucker Gast,
Der du in deinem Festgeleit
So süße Wunder hast!

Der Lenz ist da! Auch du mein Herz,
Erschließe dich ihm treu,
Und schwing' als Lerche dich empor
In Liedern frank und frei!

Wanderlust.

Wenn pilgernd ich durchschreite
Das früchtenreiche Feld,
Hat sich mir gleich zur Seite
Viel süße Lust gesellt.

Da wohnet dem Gemüthe
Ein tiefer Frieden inn';
Des Frohsinn's reichste Blüthe
Ist meiner Fahrt Gewinn.

Sängerdank.

Nun gibt der Lenz die Klänge frei,
Die du, mein Herz, geborgen,
Damit auch deinem Lied er sei
Ein Auferstehungsmorgen.

Deß willst in hellen Liedern du
Den süßen Dank ihm bringen,
Daß ihm geweiht sei immerzu
Dein Dichten und dein Singen.

Zweikampf.

Das ist doch recht sonderbar
Von dem Frühling heuer,
Daß er um die Stirne klar
Webt den Regenschleier.

Will die Sonne goldenreich
Sich die Fluren färben,
Muß der böse Regen gleich
Ihr den Spaß verderben.

Laß das Treiben, armer Wicht!
Sonne blitzt und sendet
Ihren Strahl dir in's Gesicht,
Daß du bald geendet.

Das Abendglöcklein.

Von hoher Bergeshalde
Blick' ich in's tiefe Thal —
Da wird es mir im Herzen
Stillselig allzumal.

Ein Glöcklein hör' ich schallen
Mit feierlichem Klang;
Es läutet Friedenspsalmen
Das grüne Thal entlang.

Nun hat es ausgesungen
Die leise Liebesklag',
Mir aber tönt im Herzen
Noch lang sein Läuten nach.

Punka.

Eine wahre Begebenheit, erzählt von Cordelia.

„Kommt gegen Abend wieder, Signore, wenn der Mond scheint, dann findet Ihr den Meister gewiß, denn er kehrte niemals früher heim, wenn er nach Ostia ging.“ So sprach ein alter Diener, der an der Gartenthüre einer kleinen Villa in der Nähe von Rom einen jungen Mann begrüßte, als erwartete er nach diesem Bescheide, daß er sich entfernen würde. Der Fremde blickte unverwandt zu den Gipfeln zweier Fichten auf, und antwortete dem Diener nicht, der von seinem Herrn sprach. Er erzählte, wie er hier stille und einsam lebte, ohne Störung von der Außenwelt, da er alle seine Schüler und die vielen Fremden aus allen Weltgegenden, die ihn aufsuchten, in die Stadt, in sein Atelier verwies, wo er auch meistens am Tage sich aufhalte und seine berühmten Bilder male. „An Euerer Sprache höre ich,“ fuhr er fort, „daß Ihr nicht in Italien Euere Heimath habt; stammt Ihr vielleicht aus dem Norden, woher diese Bäume verschrieben wurden, daß ihr Anblick Euch so sehr zu erfreuen scheint?“ — „Ja,“ rief lebhaft der junge Mann, „ich komme aus Polen, und es thut mir wohl, es grüßt mich ein Luftzug aus dem Norden, daß ich hier unter diesem heißen Himmel meine Bäume wieder finde.“ — „Da seid Ihr doch kein Landsmann meines Herrn,“ antwortete der alte Mann, „denn der ließ diese Fichten aus Rußland kommen, und an den Ufern der Wolga haben ihre Wurzeln zuerst in der Erde gestanden. Sie wurden sorgsam gepflegt, und sie sind meinem Herrn besonders theuer und lieb.“ — „Wenn Signore Antonio so sehr an den Erinnerungen seines Vaterlandes hängt,“ sagte der Fremde, „so wird es vielleicht eine Empfehlung für mich sein, daß meine Mutter eines Russen Tochter ist. Ich bin erst seit ein paar Tagen in Rom; laßt mich hier im Garten Euern Herrn erwarten, denn ich fühle mich hier wie daheim, und möchte bleiben, bis er zurück kömmt.“ Der Greis winkte ihm freundlich zu und öffnete die Thüre wieder, deren niedriges Gitter er verschlossen hatte, als wollte er sich dadurch verschanzen und das einsame Landhaus vor fremden Besuchen bewahren. Er ging sorglos in das Haus, nachdem seine prüfenden Blicke ihm die Beruhigung gegeben hatten, daß er dem Fremden die Freude gönnen könnte, in dem freundlichen, mit Blumen besetzten Garten auf und nieder zu gehen.

Der junge Pole wendete sich dem Hause zu, welches unter dichtem Gebüsche freundlich hervorleuchtete und mit seinen kleinen Fenstern und niedrigem Dache ein recht behagliches, wohnliches Ansehen hatte. Eine Thüre stand auf und gönnte den Blick in einen kleinen Garten-Saal, dessen einziger

Schmuck ein großes Gemälde war, welches die mittlere Wand fast gänzlich bedeckte. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne drängten sich durch die Blätter des Weinstockes hindurch, der sich an den Obstbäumen hinaufzog, wie ein grüner Vorhang, und des Bildes frische lebendige Farben traten in ihrer ganzen warmen Pracht dem Jünglinge entgegen, der wie von höherer Hand berührt, in maßlosem Erstaunen vor der Thüre stehen geblieben war. Er lehnte sich an einen Baumstamm und drückte die Hände auf die Stirne; er strich die langen braunen Locken zurück, wie wenn ihn Alles beengte, Alles umfaßte, und er sich diesen unsichtbaren Gewalten entwinden müßte. Die Thüre, die in das Innere des Hauses führte, hatte sich leise geöffnet, ohne daß er es bemerkte. Er faltete die Hände fest in einander und streckte sie mit namenloser Freude dem Bilde entgegen. „Meine Mutter! O meine Mutter,“ jauchzte er laut, „wie kommt dein Bild hieher?“

„Euere Mutter!“ frug eine Stimme neben ihm, „erkennt Ihr die Züge Euerer Mutter in diesem Bilde?“ — „O ja, ja,“ rief der Pole, „sie ist es gewiß, was könnte ihr gleichen, und wer könnte sie verkennen, der sie nur ein einziges Mal gesehen hat? Ich bin ihr jüngstes Kind; seht Ihr nicht, Signore, daß ich ihr gleiche? es war immer mein Stolz und meine Freude, daß ich ihr so ähnlich bin, wie kein Anderer von ihren Söhnen.“ — Die ehrwürdige Gestalt des alten Meisters trat aus dem Dämmerlichte hervor. Er legte die Hand auf die Stirne des jungen Mannes, dessen Blicke an den seinigen hingen und der jede seiner Muskeln beherrschte, die Prüfung seiner Züge nicht zu stören.

„Hat man Euch niemals den Namen „Ismael“ genannt,“ frug der Meister, „hat man Euch niemals eine sehr traurige Geschichte von einem unglücklichen Menschen erzählt?“ — „Ismael!“ sagte erstaunt der junge Mann, und blickte forschend und erwartungsvoll zu ihm auf, „seit ich denken kann, seit meine Mutter mich lehrte, meine Hände zum Gebete zu falten, und sie mir sagte, daß die Bitten der Kinder in den Himmel dringen, seit der Zeit habe ich den Namen genannt, seit der Zeit für einen Verbannten gebetet; doch ich wußte nicht warum? nur weil er heimathlos war, gedachte ich seiner und weil ich es meiner Mutter versprochen hatte.“ — Der alte Maler hob seine Augen zu dem Bilde auf und blieb in diesem Anschauen versunken. Er sprach nicht, und doch bewegten sich seine Lippen ohne die Worte, die ein menschliches Ohr hätte vernehmen können, und der junge Mann verstand sie, er fühlte es, daß die Augen und die Lippen des Greises einen Dank aussprachen. — „Ich bin der Verbannte, für den Deine Mutter Dich beten lehrte, ich bin der arme Ismael, den Du nicht vergessen hast, ohne es zu ahnen, an wen Du gedachtest. Die hohe gefesselte Gestalt in meinem Bilde, dieses unvergleichliche Weib in dem tiefen Schmerze so hoch erhaben über Alles, was menschliche Leidenschaften und ihr Elend bringen,

diese hilfelose Gefangene in ihrem Kerker ist Deine Mutter; und der Mann, der vor ihr auf der Erde liegt, und seine Lippen auf ihre Füße drückt und ihre Knie umfaßt, der bin ich selbst. Ich will es Dir sagen, was sie Dir verschwiegen hat, und von dem Dir Dein Vater nicht sprach, um Dein Herz vor dem Gefühl zu bewahren, welches die Menschen dahin treibt, daß sie sich selbst vergessen, um Deine Seele es nicht zu lehren, wie tief sie sinken können, wenn ein guter Engel sie nicht behütet und bewahrt. Ich will es Dir sagen, was Jahre lang meine Brust erdrückt hat, und was nur ein einziger Mensch von mir selbst gehört hat. Bleibe bei mir, sei mein Gastfreund hier in dem fremden Lande, und vertraue mir um Deiner Mutter willen, die mir vergab, was ich an ihr gesündigt habe."

Der junge Mann fühlte sich wunderbar durch den Meister angezogen. Er betrachtete aufmerksam dieses bleiche Gesicht, auf dem eine traurige Geschichte zu lesen war. Die großen braunen Augen, deren stechender Glanz durch die Jahre gemildert worden war, sprachen von einer Vergangenheit, die die engen zusammengekniffenen Lippen als Geheimniß bewahrten, und die hingebeugte Gestalt schien mehr durch das Gewicht des Grames, als der Jahre bedrückt. Der greise Bart umfaßte dieses ernste Gesicht wie ein beschädigter Rahmen, von dem die Vergoldung gewaltsam weggewischt wurde. Signore Antonio zog seinen Gast mit sich fort in eine Laube, von der man die Aussicht auf die Stadt der Sieben Hügel hatte, und er erfreute sich an dem Eindrucke, den dieser wundervolle Anblick auf den jungen Menschen machte. Er wurde nach und nach heiter; er sprach von der Kunst, die er liebte, und die sein Leben ausgefüllt hatte. Paul, wie der junge Pole sich ihm nannte, sagte ihm, wie eine unwiderstehliche Sehnsucht ihn nach Italien hingezogen habe. Er hatte sich schon frühe in einer Kunst geübt, die nur in Rom unter dem warmen Hauche dieser reichen Atmosphäre reifen und gedeihen kann; er wollte Maler werden, er wollte um der Kunst willen ein Künstler sein. Antonio schien es vergessen zu haben, daß er dem Jünglinge eine Aufklärung über sich selbst geben wollte, und Paul wagte es nicht, ihn daran zu erinnern. Er lauschte stille den Worten, die der alte Meister begeistert sprach, und durch die er ihm ein Verständniß des eigenen Gedankens, des eigenen Lebens gab. Es liegt in der Seele, die die Kunst noch nicht mit ihren Offenbarungen geweckt hat, ein heiliger goldener Schlummer, der in Nebelträumen die Bilder auf und nieder tauchen läßt, die unverstanden bleiben, bis ein Strahl des göttlichen Lichtes sie verkörpert; bis das Begreifen des bis dahin Unverstandenen plötzlich dem erwachenden Auge sich erschließt und dem Talente die Sprache gibt. Der Vollmond leuchtete schon lange in die kleine Laube hinein; die Natur schlief und die Nacht hauchte ihre kühlende Athemzüge über die Welt. Antonio erhob sich und reichte seinem Gaste die Hand. Der alte Diener leuchtete ihm zu einer kleinen Stube

hinauf, die gastlich und freundlich eingerichtet, mit einem größeren Luxus ausgeschmückt war, als unter diesem niedrigen Dache vermuthet werden konnte. Es schien, als hätte die Gastfreundschaft hier ihre besten Schätze bewahrt, den Fremden willkommen zu heißen und ihn mit den engen Räumen zu versöhnen. Der alte Diener stellte den silbernen Armleuchter auf einen kleinen Marmor-Tisch am Fenster, auf welchem ein Kästchen von Ebenholz stand. Ein Schlüssel lag daneben, und ein paar Worte mit Bleistift geschrieben, baten den Gast, dieses Kästchen zu öffnen und seinen Inhalt zu sehen. Sollte er dann noch bei seinem Vorhaben bleiben, der Schüler Antonios zu werden, so würde er die letzten Stunden des alten Meisters beglücken, wollte er aber mit Abscheu von dem Unglücklichen sich wenden, so möchte er, ohne ihn wieder gesehen zu haben, die Villa verlassen und ihm eine Demüthigung ersparen, die er nicht zu ertragen vermöchte.

Paul öffnete das Kästchen nicht ohne ein inneres Beben. Er fürchtete, das Bekenntniß eines Verbrechens zu finden, und doch zog es ihn mächtig dahin, zu erfahren, wie nahe seine Mutter mit dieser düsteren Vergangenheit in Verbindung kam. Er nahm das Heft in die Hand, er las es mit immer steigender Empfindung und sein Auge verschlang die Züge, die von der Hand des Meisters geschrieben waren.

Rom, im Mai des Jahres 1750. — Die Erinnerung der Vergangenheit kann die Wonne, und sie kann die Geißel des Greises werden. Sie legt den Stunden, die vorübergezogen, Fesseln an, wie die bildende Kunst, und sie bringt mit ihrer ewig sich erneuernden Kraft die Tage zurück, denen die Nächte folgten, die Stunden, die uns entrinnen wollen, und nach denen wir unsere suchenden Hände wie im Dunkel ausstrecken, um sie unstät zu ergreifen. Der Jammer und das Glück der vergangenen Tage stellt sich vor uns hin, als wäre uns heute Alles geschehen, wenn auch die Jahre ihren milden Mondesglanz darüber hingebreitet haben, und die scharfen Umrisse mildern und verbergen wollen. Der Segen eines langen tugendhaften Lebens und der Fluch des Verbrechens und der Sünde, sie stehen an dem offenen Grabe, das den Greis erwartet; sie legen ihre unverwelkten weißen Rosen, oder ihre welken Blätter als Opfergabe für den Todten an seine Gruft. Die Thränen der Menschen oder ihr Fluch folgen dem Dahingeschiedenen. An meinem Grabe wird sich keine Hand erheben, die mir Kränze bringt, und keine Thräne wird um mich geweint. Von mir weiß man in dem fremden Lande nichts, man kennt mich nicht, und ich werde sterben wie ein Baum, von dem man den Tod nicht wußte, bis seine Aeste sich welk und blätterleer dem Himmel entgegenstreckten, das traurigste Bild in der Natur. Ich bin allein durch mein Herz, welches nichts liebt, und meine Schuld verbietet mir die Liebe. Es ist recht traurig, ganz einsam zu sein. Der Mensch breitet die Arme nach einem Wesen aus, das sich an seine Brust schmiegen könnte,

das Herz sehnt sich nach einem zweiten Herzen, das den ängstlichen Schlag des Seinigen beantworten könnte; das Auge sucht ein Auge, das sich in ihm verliert; und die Seele möchte eine Antwort hören auf ihre Frage, auf ihre Bitte um Lieben; für mich ist Alles todt und leer, und nirgendwo auf der Welt ist ein Platz für mich, denn ich habe keine Heimath mehr, ich bin wie ein abgerissener Zweig, den die Wellen forttreiben, sie wissen es selbst nicht wohin? Der Fluch eines Mordes liegt auf mir und die Schmach einer That, wie nur die Hölle sie ersinnen konnte; ich fühle die Last der Erniedrigung, zu der diese Schuld mich verdammt. Und dennoch bin ich ruhig; dennoch habe ich seltene Augenblicke eines flüchtigen Glückes, und Tage der Wonne flechten sich in mein ödes, einsames Leben ein. Ich habe es empfunden, was die Menschenseele tief erniedrigt, und ich habe es gelernt, wie sie einer höheren Weihe bedarf, um sich aus dem Staube zu des Himmels verklärten Höhen hinauf zu heben.

Als ich das Leben kennen lernte, lag der Keim des Bösen nicht in mir, ich war nicht zum Verbrechen geboren, und meine Jugend war fleckenlos und rein. Ich liebte die Kunst und hatte mit warmem Eifer eine Laufbahn begonnen, die mir eine glückliche Zukunft versprach. Ein Weib trat mir in den Weg und stellte sich vor die Pforte des Paradieses, von dem ich träumte. Sie war reich, jung und schön und heuchelte mir eine Liebe, die sie nicht empfand, oder sie täuschte sich vielleicht auch selbst. Ihr Vater gab mir den Bescheid, ein Maler sei kein Freier für seine Tochter, und nur ein Kaufmann, der ihr an reichem Besitze gleich käme, könne um sie werben. Ich legte meine Palette aus der Hand und ging nach Odessa, um durch einen neuen Stand und eine mir ganz neue Arbeit mein Glück zu erkaufen. Jahre lang hatte ich mit mir selbst und dem Schicksale gekämpft, bis ich endlich errungen hatte, wonach ich strebte, und mit dem Hochgenusse der schönsten Hoffnungen kehrte ich heim zu der Geliebten. Ich fand sie nicht mehr. Sie hatte sich seit einem halben Jahre mit einem reichen Mann aus fernen Landen verheirathet und hatte es nicht der Mühe werth gehalten, mir Kunde davon zu geben, daß sie für mich verloren sei. Ich fing an, den Haß, die Verachtung, den Verrath zu erfassen; ich fing an, zu begreifen, daß die Menschen einander quälen, daß sie einander tödten, und darüber hinweg lächeln können, als wäre gar nichts geschehen. Ich verabscheute die Frauen, ich wollte sie alle mit der treulosen Braut vergleichen, die mir das Herz zerrissen hatte, und glaubte an keine Tugend mehr. Wehe dem Manne, der den Glauben an die Blumen der Erde verloren hat, er wird nur Giftpflanzen finden, und der verderbende Hauch des Hasses wird sein Herz ersticken. Jahre gingen an mir vorüber, ohne daß ich es merkte. Ich hatte den neuen Stand, der mir aufgedrungen worden war, nicht lieb gewonnen, aber ich hatte durch ihn einen reichen Gewinn, und hatte die Ueberzeugung,

daß durch Geld Alles zu gewinnen, Alles zu erreichen sei. Wenn ich ein Bild zu malen versuchte, so hatte jedes Weib die Züge der Frau, die ich verachtete, ja haßte, und ihre Augen lächelten mir in jedem Bilde höhnisch entgegen. Die Kunst, die ich so schwer geopfert hatte, wurde mir zuwider, und ich übte sie nur noch, um Fratzen zu malen, die irgend Jemanden wehe thun konnten und ihn verspotteten. Die Satire ist der erste Schritt zum Menschenhasse; sie ist der Teufel, der die Seelen umstrickt, der ihnen in gaukelnden Bildern die Lächerlichkeiten, die uns begegnen, vorspricht, und heftet die Erinnerungen an die gebrochenen Herzen, an die gekränkte Ehre und das zerstörte Glück, wie die zerrissenen Lumpen eines Bettlerkleides an uns herum, bis wir unsere eigene Gestalt so ganz verloren haben, daß wir uns selbst nicht mehr wieder finden können.

An einem Abend, an dem ich mich unglücklicher fühlte, als seit langer Zeit, ging ich an den Ufern der Wolga auf und ab. Ich sah mein Schiff langsam vorüber ziehen und an dem Steuerruder gelehnt stand ein junger Mann, der vor nicht langer Zeit von Ostindien zurückkehrte, und nun mein Schiff als Steuermann lenkte. Die kräftige Gestalt hob sich hoch auf, um an dem Ufer eine kleine Fischerhütte zu erspähen, die unter einem alten Baum friedlich und freundlich da stand, als wohnten glückliche Menschen in ihr. Vor der Hütte saß ein Mann, den ich kannte, es war der alte Paul, der kühnste Schiffer an der Wolga, von dem man sagte, daß er manches Menschenleben gerettet habe. Er flocht an einem Netze, an welchem seine Tochter ihm half. Ich hatte die schöne Dunka als Kind oft gesehen, und das liebliche Wesen war mir vor allen anderen Mädchen, die Fische in's Dorf brachten, aufgefallen, doch hatte ich sie lange vermißt, und man sagte mir, daß der alte Paul, der immer etwas Besonderes thue, sein einziges Kind in ein Kloster nach Polen gebracht habe, um es dort erziehen zu lassen. Es lag überhaupt ein Geheimniß auf dem Leben und Thun dieses Mannes, und die Schiffer betrachteten ihn mit einer scheuen Ehrfurcht und wie einen Fremden, der nicht recht zu ihnen gehörte. Er lebte einfach in seiner kleinen Hütte; trug die Kleidung seines Standes, und auch Dunka zeichnete sich durch nichts vor den anderen Mädchen des Dorfes aus, und doch fühlten sie es, daß sie nicht war, wie sie Alle, und so freundlich sie mit ihnen sprach und sie begrüßte, so wagte es doch keine von ihnen, sich ihr gleich stellen zu wollen.

Ich ging auf die Hütte zu, um zu sehen, ob Dunka so schön geworden sei, als ihre Kindheit es versprach. Der alte Paul erwiederte freundlich meinen Abendgruß, und ich setzte mich zu ihm. Dunka hatte die Augen auf das Netz geheftet und hob sie nur dann und wann nach dem Schiffe auf, welches langsam vorüber fuhr. Ihre Erscheinung zog mich mächtig an. Wie tausend Stimmen aus dem Himmel, die alle ein einziges Lied sangen, tönten

die Erinnerungen meiner Jugend und meiner ersten Liebe zu mir herüber, wie tausend Blumen aus der Erde sprießte der Hoffnungsgedanke in mir auf, es könnte für mich noch ein Glück geben, und ein Traum, wie auf Erden kein schönerer geträumt werden kann, umgaukelte meine Seele. Der Friede zog in mein Herz; ich dachte einen Augenblick daran, Dunka könnte mein Weib sein, ich könnte hier mit ihr vor der Hüttenthüre sitzen, und das Schiff, das vorüberzog, ihr als ein Geschenk für sie zeigen, um sie zu erfreuen. Ihre Stimme klang mir wie ein Harfenton, und die Hand, die an dem Fischernetze flocht, war mir die Spenderin eines Königreiches. „Iwan steuert dem Ufer sehr nahe," sagte der alte Paul, und schaute von seiner Arbeit weg nach dem Strome, „doch es hat nichts zu bedeuten, und er weiß es zu führen, wie eine Fischerbarke." Jetzt erst sah ich, daß der alte Mann nicht ohne Ursache diese Bemerkung gemacht hatte, doch ich beachtete es nicht, und wenn das schöne Schiff vor meinen Augen gesunken wäre, es hätte mich an jenem Tage wenig bekümmert. Iwan grüßte mit der Mütze, die er hoch in die Luft schwang nach der Hütte zu, und seine Hand ruhte so sicher und kühn auf dem Steuerruder, daß ich ihm unwillkührlich nachsehen mußte. „Kennt Ihr meinen Steuermann?" frug ich den Fischer, „er ist doch erst seit kurzer Zeit wieder hier." — „Ich habe ihn erzogen; er ist mein Pflegesohn," antwortete der Greis, und arbeitete ruhig weiter.

Diese Worte rissen mich aus meinen Träumen auf und ein beißender Schmerz zuckte mir durch das Herz. Ich fühlte es, daß Iwan mir hier in den Weg treten würde, und die Eifersucht griff nach mir mit ihren langen Händen, die sich wie die Krallen eines Geiers in das Leben festgreifen und tiefe Wunden bringen. So oft ich es konnte, ohne Argwohn zu erregen, schlich ich um die Hütte des alten Pauls, und wie ein verjagtes Gespenst floh ich in mein großes einsames Haus zurück, wenn ich Abends Iwan dort gesehen hatte, oder wenn Dunka vor der Hütte saß und ihre Lieder sang, die Iwan mit seiner klangvollen Stimme begleitete. Ein Jahr war vergangen, und ich hatte es noch immer nicht gewagt, mich mit einer bestimmten Erklärung dem geliebten Mädchen zu nahen, denn ich fürchtete mich vor dem Augenblicke der Entscheidung, der mir meine süßen Träume zerstören und meinen Freibrief auf Lebensglück zerreißen konnte. Der Gedanke an meinen Reichthum tröstete mich. War ich doch auch in meiner Jugend geliebt worden, und wie mancher Mann auch im reiferen Alter wird durch die Gunst der Frauen beglückt, warum sollte ich es nicht auch erreichen, was Anderen zu Theil wird? Weit und breit pries man mein vieles Geld und meine Edelsteine; mein Haus war ausgestattet wie kein anderes mehr in der ganzen Gegend umher, und meine reichen Felder dehnten sich weit hin um meinen stattlichen Wald.

Ich kaufte eine schön gearbeitete goldene Kette und ging mit der Zuver-

sicht, daß sie dem Auge Dunka's ein freundlicher Anblick sein würde, auf die kleine Fischerhütte zu. Paul war allein; er flocht wieder an seinem Netze und grüßte mich nicht mehr so freundlich, als das erste Mal, wie ich vor Jahresfrist zu ihm gekommen war. Ich sagte ihm, was mich so oft und auch heute wieder zu ihm geführt, und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Er antwortete mir, daß er seit acht Tagen sein Kind seinem Pflegesohne Iwan zum Weibe versprochen habe, und daß er sie heimführen würde, wenn der Winter vorübergegangen wäre. Wie ein Gift, welches ich ausspeien müßte, drängte sich ein Fluch auf meine Lippen, doch ich drängte ihn zurück. Ich stellte ihm vor, daß ich meinen Steuermann durch ein Wort brodlos machen könnte, und daß er mir wohl nicht zumuthen würde, ihm die Mittel zu geben, seine Tochter ernähren zu können. „Nein, Ismael," sagte er, „das denke ich nicht, und es wäre auch zu viel von Euch verlangt. Iwan bedarf es nicht. Er wird den Winter über wieder nach Moskau gehen; Ihr wißt es ja, daß er dort vor seiner Reise einige Jahre auf der hohen Schule gewesen ist." — „Das hörte ich," sagte ich mit Bitterkeit, „und ein Jeglicher, der es hörte, wundert sich, daß ein Mensch, der Steuermann werden wollte, sich mit Wissenschaften befaßte, die für ihn nutzlos und überflüssig waren. Es liegt überhaupt ein Geheimniß auf Euch, und man kennt die Quellen nicht, aus welchen Ihr schöpft, um so Manches zu unternehmen, welches sich für einen armen Schiffer, für den Ihr Euch ausgebt, nicht geziemt. Es wäre vielleicht etwas gewagt, einen mächtigen Feind zu wecken, der dieses Geheimniß ausforschen und benutzen könnte." Paul sah mich ernsthaft an. „Thut das, Ismael, doch erinnert Euch, daß Euch der alte Paul nicht fürchtet," sagte er, „und daß es ganz vergeblich sein würde, ihn durch solche Drohungen dazu bestimmen zu wollen, sein Kind zu verkaufen." Ich ging, doch ich ließ die goldene Kette auf der Bank liegen, es knüpfte sich eine leise Hoffnung daran und der Gedanke, Dunka könnte vielleicht diesen stummen Zeugen meiner Bewunderung mit günstigen Augen betrachten. Nach ein paar Tagen brachte Paul sie mir zurück und sagte mir, daß er vermuthen müsse, ich habe sie aus Versehen zurück gelassen und sie vergessen.

Ich gedenke jener Zeit, wie man sich eines Feindes erinnert, mit dem man auf Leben und Tod gekämpft hat, Brust an Brust, den Dolch in der Hand. Die ganze finstere Gewalt des Hasses hatte sich meiner Seele fest eingedrückt, und mir tausend Gedanken der Rache zugeflüstert, die ich immer wieder verwerfen mußte, weil sie alle meinen Zweck nicht erfüllten. Meine traurigen Wanderungen um die Hütte setzte ich fort, und es kühlte meine heiße Stirne, wenn ich sie an die eisige Wand andrückte, um einen Ton ihrer Stimme zu hören, einen Laut der süßen Melodien, die sie alle Abende für ihren Vater sang. Ich kam alle Nacht in mein Haus zurück mit mehr Schmerz und mit mehr Leidenschaft; ich drückte mich immer tiefer in dieses

Gefühl hinein und wüthete gegen mich selbst und gegen mein Verhängniß, welches mir das Paradies der Liebe verschloß.

Hat sich das Herz einmal einem giftigen Eindrucke unbewacht hingegeben, so frißt sich der Biß des Scorpions immer tiefer ein und die blutende Wunde schließt sich nicht mehr, klafft immer breiter auf, bis alle Pulse des innersten Lebens zu Strömen des Hasses werden. Ich hatte es niemals gewußt, wie es einem schlechten Menschen zu Muthe ist, und sah der Sünde so lange in ihr falsches Gesicht, bis ich bekannt und vertraut mit ihr wurde. Wenn ich Dunka begegnete, so floh ich vor ihr und blieb dann in der Ferne stehen, bis ich sie nicht mehr sehen konnte; ging dem Wege nach, auf dem sie gegangen war, und suchte ihre kleinen Fußstapfen im Schnee. Am Christabend schlich ich mich wie gewöhnlich aus meinem hellerleuchteten Hause, damit es Niemand ahnen konnte, daß ich nicht daheim sei, und ging auf die Hütte zu. Die Kälte war groß, und die Glieder bebten mir unter der Bärenhaut, die ich um mich geschlagen hatte. Schon von Weitem leuchtete mir ein schwacher Lichtschein entgegen, welcher aus der geöffneten Thüre in die mondhelle Nacht unheimlich und unsicher hinein glänzte. Ich sah, daß Paul an die Wand anlehnte und unbeweglich auf die Schneedecke hinaus starrte. Leise schlich ich mich in seine Nähe. Der Schnee knisterte unter meinen Füßen nicht mehr, als wenn ein Wolf darüber hingeschlichen wäre. Nach einer Weile, in der ich den alten Mann beobachtet hatte, sah ich Dunka in die Thüre treten. Sie lehnte ihren Kopf an die Brust ihres Vaters und schlang ihre weißen Arme um ihn. „Komm herein,“ bat sie, „Du hast schon so lange hier gestanden und es ist so kalt.“ — „Das fühle ich nicht,“ sagte er, „der Anblick dieser erstarrten Natur thut mir nur wohl; er erinnert mich an die schönste Zeit meines Lebens und an mein größtes Elend, an meinen namenlosen Jammer. Ich sehe den Schlitten über den Schnee hinfliegen, in dem ich mit Deiner Mutter in die Verbannung fuhr; ich sehe mich am Eismeer Seehunde fangen und Zobelfelle tragen, und finde den Hügel wieder, der ein Grab überdeckt, in das ich mein Herz hinein legte. Wenn das Alles vorüber ist, so denkt man daran wie an die Todten.“ Dunka antwortete ihm nicht. Sie zog ihn nicht mehr in die Hütte zurück und zitterte in seinen Armen vor Kälte. Er mochte sich dadurch daran erinnern, daß sie leide, und ging mit ihr an den warmen stillen Heerd zurück. Jauchzend vor Freude ging ich heim, denn ich glaubte nun ein Geheimniß entdeckt zu haben, wonach ich so lange getrachtet hatte; ich glaubte den Faden in den Händen zu halten, an welchen ich meinen Racheplan anheften könnte, und die Nacht verging mir in Fiebergluth im Hin- und Herwerfen von Plänen, die ich zu verfolgen hatte. Ich blieb endlich bei dem Entschluß stehen, Dunka's Gunst dadurch zu gewinnen, daß ich ihr sagte, ich wüßte ihr Geheimniß und be-

wahrte es dennoch treu; es brachte mich dieses der Familie um einen Schritt näher, und sie konnten mich fürchten, wenn sie mich auch nicht liebten.

Es dauerte lang, bis es mir endlich gelang, ihr allein zu begegnen. Sie wollte in's Dorf gehen; suchte mich zu vermeiden und ging mit raschen Schritten an mir vorüber über den Schnee. „Dunka," rief ich ihr nach, „warum so eilig? Gönnt Ihr mir kein Wort mehr, seit Ihr es wißt, wie gut ich es mit Euch gemeint habe?" Sie blieb einen Augenblick stehen, grüßte mich freundlich und sagte, daß sie im Dorfe bei einem Kranken erwartet werde, dem sie Labung versprochen und Trost, auch wollte sie vor Abend wieder daheim sein. „Es ist schön von Euch, fremdes Elend zu mildern, und wenn man dem Trauernden von den selbsterfahrenen Leiden spricht, so ist das immer ein wirksamer Trost." — „Wie meint Ihr das?" fragte Dunka, „was wollt Ihr damit sagen? ich verstehe es nicht!"

„Je nun," antwortete ich, „glaubt Ihr denn, daß es Niemand weiß, daß Eurer Vater nicht immer in der Wolga die Fische gefangen hat, und daß man nichts kennt von seinen wunderbaren Schicksalen und seinem Leben?" Dunka erblaßte. Sie blickte mich so erstaunt und so ängstlich an, daß ich selbst davon ergriffen wurde. Die Gewalt der Liebe ist ein ewiges Geheimniß und es wird es Niemand jemals zu lösen wissen. Ich that ihr absichtlich wehe und hätte doch mein Leben hingegeben, ihr eine Sorge, einen Schmerz, eine Angst zu ersparen. Wie sie vor mir stand und nach den Worten suchte, die sie mir antworten sollte, hatte ich Mitleiden mit ihr und ich verabscheute mich selbst. „Ismael," sagte sie endlich, „wenn Ihr den Namen meines Vaters erfahren habt, was ich für unmöglich gehalten habe, so bitte ich Euch, nennt ihn Niemanden hier; für Euch kann es ja gleichgültig sein, und für meinen Vater ist es wichtig, daß sein Geheimniß nur noch eine kurze Zeit über unentdeckt bleibe." Das Herz schlug mir in unendlicher Wonne. Sie hatte mich also um etwas gebeten; es war ihr wichtig, daß ich diese Bitte erfüllte, und ich hatte ein Geheimniß entdeckt, von dem vielleicht das Leben ihres Vaters abhängen konnte. Ich hätte eine Welt in die Arme schließen mögen und es den Sternen zurufen können, wie glücklich ich sei.

Es vergingen wieder Monate, ohne daß ich irgend etwas unternehmen konnte, was mich meinem Ziel näher gebracht hätte. Ich begnügte mich schon damit, daß sie mich nicht mehr vermied und im Vorübergehen freundlich mit mir sprach. Der Frühling bleibt in Rußland lange aus, doch wenn er über die Erde schwebt, streut er mit beiden Händen die Blumen-Fülle über die Wiesen und Felder aus, die ihn erwarteten, um aus tiefer Brust aufathmen zu können. Rascher und schöner als im Süden, heben die neuen Lebenskeime ihre kleinen neugierigen Köpfchen hervor, und die Knospen können es nicht abwarten, bis sie das Land dafür entschädigen, daß es so ferne dem Aequator liegt und so nahe dem Eismeere. Der Baum an der Fischerhütte,

die meine Welt geworden war, hob die breiten Aeste, die die Schneedecke niedergedrückt hatte, der Sonne entgegen und ließ es gerne geschehen, daß sie die Thränen, die noch an seinen Wimpern hingen, aufsaugte und küßte, und das Schilf am Ufer der Wolga streckte die frischen Blätter aus den klaren Fluthen, die das Eis nicht mehr an ihren Grenzen andrückte. Ich hatte meine nächtlichen Wanderungen um die Hütte eine Zeit lang einstellen müssen, weil ein reicher Gewinn mich von Hause entfernte. Das Gelingen aller meiner Pläne und Wünsche machte mich dreister, daran zu glauben, es könnte mir nichts versagt werden, was ich ernstlich wollte. Der Arme ist schüchtern und blöde; er sieht sich um auf seinem Wege, ob er nicht Steinen begegnen wird, die seine unbeschuhten Füße verletzen könnten; er blickt ängstlich nach dem Schilde der Herberge auf der Straße, als könnte er daraus ersehen, ob er auch einkehren dürfe, oder ob für ihn hier kein Obdach sei. Der Arme ist dankbar für jeden Tropfen Glück, und der Reiche setzt die gefüllte Schaale nieder, weil er den Ueberdruß fühlt; er begreift es nicht, daß er auch einmal dürsten könnte.

Ich konnte die Nacht nicht abwarten und dachte daran, dem alten Paul zu erzählen, wie reich ich geworden sei. Der Wald zog sich dicht bis an die Hütte und ich konnte unter meinen Bäumen stehen bleiben und sehen, wie der alte Fischer an seinen Netzen flocht. Dunka war nicht bei ihm, und er wendete dann und wann den Kopf nach der Thüre und redete in die Hütte hinein. Endlich erhob er sich, und nachdem er alle seine Geräthschaften besorgt hatte, ging er in die Hütte. Es wurde ein Licht angezündet und ich schlich mich an das kleine Fenster, dessen Laden noch nicht geschlossen war. Dunka stand vor einem jungen Mann, der die Tracht der polnischen Edelleute trug und sie schien sich an dem reichen Schmuck und den Edelsteinen, die sein Schwert zierten, zu erfreuen. Ich konnte ihn nicht erkennen, denn er stand abgewendet von mir, bis ich seine Stimme hörte, bis er Dunka in seine Arme schloß und im Uebermaße seines Glückes sie hoch an seine Brust hob, da sah ich, daß es Iwan war; und ich hörte es, daß er sie seine Braut nannte. Es war mir lieb, daß ich Paul nicht angeredet hatte; es war mir lieb, daß ich ein Geheimniß mehr entdeckt hatte, es war mir Alles lieb, ich fühlte eine Wonne in der Verzweiflung, ich wußte nun, was ich sollte. Ich lehnte mich an einen Baum. Diese uralte Buche war mein, ich konnte mich gewissermaßen hier heimisch fühlen, und ich that es; es lag ein beißender Trotz in meinem Schmerz. Die dünnen Aeste flüsterten miteinander; sie verhöhnten mich, sie sagten es alle, daß ich ein verschmähter Freier sei, ein Abgewiesener, ein Mensch, den man nicht achtete und nicht liebte, weil ich nicht jung mehr und nicht schön war, wie Iwan, der sie seine Braut nennen durfte.

Der Ausgewiesene aus dem Paradiese, wo soll er hin, als zur Hölle!

Ich wollte sie verderben, weil sie mir mein Glück und mein Herz gestohlen hatte, weil sie einen andern Mann liebte und mich verstieß. An der Thüre des Hauses, wo der Vorsteher des Dorfes wohnte, fand ich mich zuerst wieder. Er hörte mich ruhig an. Er bestritt es nicht, daß in der Hütte des alten Pauls ein Staatsgeheimniß verborgen sein könnte, er pflichtete mir bei und bat mich endlich ihm zu folgen. Aus einem Schrein, in dem er seine wichtigsten Dokumente bewahrte, holte er einen Brief, der an den Woiwoden gerichtet war. „Seht," sagte er, „dieses hier ist mir von hoher Hand zugesendet worden, mit dem Bedeuten, den Schiffer Paul ruhig in dem Besitze seiner Hütte zu lassen. Ich hatte einen Verdacht gegen ihn gefaßt und ihn pflichtmäßig nach seinem Namen und seinen Beweisen, woher er komme, gefragt, als er sich hier niederlassen wollte. Darauf kam mir dieser Bescheid und die Mahnung, diesen Brief, im Falle eines glücklichen Todes des alten Mannes, zu dem Woiwoden zu bringen, mich aber wohl zu hüten das Siegel verletzen zu wollen, wenn mich der Gedanke der Neugierde plage, denn es würde mir vielleicht der Brief unvermuthet abgefordert werden, und wehe mir, wenn er sich nicht ganz so befände, wie er mir übergeben worden war." Ich fühlte nach dieser Mittheilung des ängstlichen Mannes, daß ich hier nichts ausrichten könnte, und ging heim, ohne zu wissen, wohin mich alles dieses noch führen sollte.

Es waren wieder einige Wochen vergangen und der Sommer stand in seiner schönsten Pracht, als man mir sagte, der alte Paul habe die Hütte an der Wolga verlassen, und sei in ein Haus gezogen, welches er im Dorfe gekauft habe. Ich ging in's Dorf; ich hatte dort etwas zu thun. Es war nicht eben nothwendig, daß ich das selbst besorgte, doch ich ging. Die Wirthin sagte mir, daß ein Priester, ein katholischer Mönch heute gesehen worden sei, und daß man glaube, morgen frühe sollte die Trauung der schönen Dunka und des jungen Iwans sein. Ich ging aus dem Dorfe, und hatte alles vergessen, was ich wollte.

Nach einigen Wochen kam ich wieder, denn man hatte mir erzählt, daß Paul mit Iwan auf stattlichen Rossen davon geritten sei, man wisse nicht wohin, doch Dunka, die junge Frau, sei daheim geblieben, und habe den alten Nikolaus und sein Weib in ihr Haus genommen, zu ihrem Schutze, bis ihr Vater und ihr Gatte zurückgekehrt sein würden. Den Abend des dritten Tages, nach dem ich dieses erfahren, klopfte ich an die Thüre des Hauses, in dem das junge Weib wohnte. Ich bat sie, es nicht mehr zu gedenken, was ehemals geschehen sei, und sie möge es mir vergönnen, in der Abwesenheit ihres Vaters, ihr als Freund und Rathgeber zur Seite zu stehen. Wenn ihr Herz sich sehne, sich auszusprechen in ihrer Einsamkeit, so sollte sie es mir sagen, was sie einem Bruder vertrauen könne, denn so stehe ich jetzt ihr zur Seite, und wolle ihr meine Treue beweisen. Sie war freundlich

und schien mir zu glauben, doch wohin die Reisenden gegangen waren, das sagte sie nicht, und auch den Zweck der Reise konnte ich nicht von ihr erfahren. Ich wagte es öfter wieder zu kommen, doch da ich merkte, daß sie kälter und zurückhaltender gegen mich wurde, blieb ich wieder eine Zeit lang aus und kam dann wieder ohne mich lange aufzuhalten und nur wie im Vorübergehen. Endlich sagte sie mir, daß sie einen Brief erhalten habe, der ihr die nahe Rückkehr verkünde, und die Freude, mit welcher sie mir das sagte, ließ mich alle Vorsicht vergessen, und ich redete zu ihr, wie meine unselige Leidenschaft es mich lehrte. Mit einer eisigen Kälte wies sie mich zu dem zurück, was sie die Pflicht eines ehrlichen Menschen nannte; sie beklagte es, daß ein Weib mir das Lebensglück genommen, doch sie könnte es nicht verstehen, sagte sie, wie ich den Gedanken faßen könnte, daß sie Iwan die Treue nicht bewahren würde. Sie sagte mir, daß sie keine Antwort mehr für mich haben könne, wenn ich ferner noch zu ihr reden wolle, und daß ihr Haus für mich von nun an verschlossen sei.

Ich verließ sie mit dem Vorsatze, mir durch Gewalt zu erringen, was mir auf alle Weise versagt worden war. In acht Tagen sollte Iwan zurück sein, und diese kurze Frist mußte ich benützen. Die Nacht ist lang, wenn man sie durchwacht um Pläne zu machen, die das Verderben eines Wesens bringen sollen, das uns theurer ist, als die Lust der Augen und der Mutter Sorgen.

Ich war frühe schon in meinem Garten. Die Sonne schien so schön. Es zog mich mächtig unter den Bäumen hin, die von dem Regen der Nacht noch fröstelnd im frischen Grün erglänzten, und in der Wechselwirkung der Natur einsaugten und aushauchten, was Leben nimmt, und Leben zurückbringt. Die Blumen, die ich gepflanzt hatte, als ich noch hoffte, Dunka sollte sich daran erfreuen, die seltenen, ausländischen Stauden, die ich sorgfältig gepflegt, für sie, und die grünen Schatten die ich für sie bereitet hatte, alles lächelte mich höhnisch an und verspottete mich. Mir war es, als hörte ich Stimmen der Vögel mir meine Verlassenheit vorsingen, und als murmelten die Wellen der Wolga, die meinen Garten bespülten, mir zu, daß ich ein unglücklicher Mensch sei. In dieser herrlichen Natur, in dieser reichen Pracht, ist der Mensch allein der Verstoßene, der Einsame. Alles was lebt, bleibt jung und wird wieder neu; es erschöpft sich nicht, und alle kommenden Jahre bringen nur eine neue frische Jugend zurück. Je länger der Baum seine breiten tiefen Wurzeln in die Erde drückt, je mehr Jahre an ihm vorüber zogen, je schöner wird er, und die Blätter, die aus seinen knotigen Aesten sprießen, sind eben so zart und so grün, als die ersten Keime des jungen glatten Stammes. Nur der lebendige Mensch, das Wesen, das Sprache, Gehör und Gefühl hat, das Wesen, welches die Oberfläche der Erde ermessen kann, und die Sterne in ihrer schwebenden Höhe nach ihren Bahnen bezeichnen

will, nur der Mensch, hat den Fluch und das Elend des Alters zu tragen. Die braune Locke stirbt langsam ab; sie färbt sich mit der Farbe, die keine Farbe mehr ist, sie bleicht, bis zur schönen Weiße des erfrorenen Elementes, des Eises. Die hohe Gestalt beugt sich zur Erde nieder, als suche sie ihr Grab. Das Auge kann die Ferne nicht mehr erspähen, und die Nähe ist ihm die Ferne geworden. Lebensmüde und matt schleicht das Wesen, dem die Erde mit ihrem ganzen Reichthume als Morgengabe geschenkt wurde, müde auf dem ebenen Wege einher, da es die Höhen nicht mehr erreichen kann und stößt sich an jeden Stein. Mit der Schönheit und mit der Jugend flieht die Hoffnung und das Glück, und die Hand, der das Leben und die Liebe gewaltsam entwunden wurde, streckt sich vergebens noch einmal darnach aus.

Ich fühlte es, daß ich mit Iwan nicht um dasselbe Weib werben konnte, und daß ich diese Ueberzeugung gewann, zerriß mir das Herz. Meine Augen füllten sich mit Thränen, und ich weinte mit der Gewalt der heißen Schmerzen, die in mir tobten. Diese Thränen thaten mir nicht wohl; sie waren nicht wie die Tropfen, die kühlend aus den Wolken auf die Erde niederträufeln und ihre heiße Stirne kühlen; es waren die brennenden Gluthen, die sich aus dem Schooße der Erde los winden, um ihre blühende Oberfläche zu versengen. Jede dieser Thränen war ein Mordgedanke und eine Sünde. Mein Engel verhüllte sein weißes Antlitz und trauerte um den gefallenen Menschen. Für mich gab es keine Rettung und kein Heil mehr, ich war den höllischen Mächten verfallen, und der Fluch des Bösen hatte mein Herz ergriffen.

Es war in der Mitte des Juli. Glühend heiß hatte die Sonne den Tag über die Erde umfaßt und ihre brennenden Athemzüge in ihre feuchte Brust gehaucht. Ich stand unter meinen Bäumen im Walde, da wo sie am dichtesten ihre Aeste in einander verschlungen hatten, und wohin kein Ton des Menschenlebens dringen konnte. Es war hier alles stille und heilig, alles einsam wie ein Grab und ein Herz ohne Liebe. Ich wartete. Meine Blicke suchten den kleinen Fußpfad, der durch den Wald sich hindurch gestohlen hatte, denn auf diesem erwartete ich einen Menschen, den ich tödten wollte. Ein schöner Knabe von 18 Jahren, schlank und frisch wie das erwachende Leben und das Glück, schritt rasch durch das Dickicht und prüfte mich, denn er war hieher bestellt, und war mein Leibeigener, mein Eigenthum. Ich konnte ihm das Messer in die Brust stoßen und hätte dafür eine kleine Geldbuße bezahlt, denn der Mord eines Leibeignen wird nach unseren Gesetzen als ein unfreiwilliger Todtschlag betrachtet, und hat nicht viel zu bedeuten. Der Wald und die Einsamkeit, die ich ausgesucht hatte, diesen jungen Menschen zu tödten, störten mich jetzt, da ich es vollbringen sollte. Es war mir als riefen alle Blätter auf den Bäumen mir meinen Frevel zu, und das Moos unter meinen Füßen sträubte sich, das Blut eines Menschen zu trinken.

Wie der schöne Knabe vor mir stand und nach meinen Befehlen frug,

und warum ich ihn hierher beschieden, konnte ich ihm nicht mehr in die Augen sehen; ich konnte hier unter diesen Bäumen kein Meuchelmörder werden, ich konnte hier nicht einen Vorsatz ausführen, den ich mit geschlossenen Augen, in der Mitte der Nacht, gefaßt hatte. Der Abendwind flüsterte in den hohen Wipfeln und sie bewegten sich leise um ihn, zu belauschen und zu erfahren, was er ihnen zu sagen hatte. Ich schickte den jungen Menschen nach Hause, als hätte ich mich anders besonnen; denselben Abend tödtete ich ihn durch Gift; da brauchte ich sein Blut nicht zu vergießen und Hand an ihn zu legen. Er starb gleichsam von selbst. Er starb in meinen Armen. Ich hatte Mitleid mit ihm, und erleichterte seine letzten Stunden, was er mit Dankbarkeit erkannte; er wußte es nicht, daß ich sein Mörder war. Ich beugte mich über die junge frische Leiche und zitterte, als ich kein Leben mehr in ihr fühlte.

Der Tod ist gräßlich, und seine Kälte erstarret alles was ihn berührt. „Es ist ihr Opfer," sagte ich zu mir selbst, „ich habe ihn nicht getödtet, sie hat es nicht anders gewollt, und sie trägt allein die Schuld daran und mag es verantworten, sie hat mich dazu gezwungen." — Er lag an dem Ufer der Wolga im dichten Schilfe; ich hatte ihn dorthin gelegt und ihm ein Messer, das Iwan gehört hatte, und das ich aus der Hütte stehlen ließ, in die Brust gestoßen, als hätte er dadurch seinen Tod gefunden. Ich holte die Bauern und Schiffer und zeigte ihnen die Leiche, damit sie bezeugen könnten vor dem Richter, wo sie den Ermordeten gefunden hatten. Am folgenden Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß Dunka bei Anbruch des Tages geholt worden sei, um vor den Woiwoden sich wegen des Verdachtes, einen Mord begangen zu haben, zu vertheidigen. Allgemeines Entsetzen hatte sich im Dorfe verbreitet, denn kein Mensch konnte es fassen, daß die schöne Dunka eine Verbrecherin sein sollte. Ich hatte nirgend wo Ruhe, und stand Stundenlang vor dem Schlosse des Woiwoden, in dem das Gericht gehalten werden sollte. Endlich schlug die Stunde, nach der ich mich sehnte, und fern sah ich Dunka zuerst wieder. Sie war bleich wie der Tod. Regungslos und kalt stand sie da, als wäre sie ein Bild von Stein und kein lebendes Wesen mehr. Der Fürst schritt langsam durch den Saal. Er ging gebückt und hob müde und gleichgültig die Augen zu der Beschuldigten auf. Wie er sie einen Augenblick lange betrachtet hatte, war es als habe ein Zauber seine Blicke gebannt. Er sprach nicht zu ihr, er frug sie nicht, was er sie fragen mußte. Seine hagere hohe Gestalt hob sich in dem Sessel, in den er sich niedergelassen hatte, auf den beiden Armen in die Höhe und stützte sich auf sie. Er beugte sich zu dem schönen jungen Weibe hin, und seine Augen füllten sich mit Thränen; seine Lippen flüsterten leise, als murmelte er geheimnißvolle Sprüche, die gegen Gespenster und Zaubereien geredet wurden. „Wer bist du," frug er endlich, „wessen Tochter bist du? und wo kommst du her?" Dunka sagte ihm, daß sie die einzige Tochter des Schiffers Paul sei und Iwans Weib. Woher

sie komme, könnte sie ihm nicht sagen, doch flehe sie ihn, um seiner selbst Willen, ihr das Leben zu fristen bis ihr Vater und ihr Gatte wieder heim gekehrt sein würden. Sie habe ihrem Vater gelobt, Niemanden auf der Welt ihren Namen zu nennen, darum möchte er seine Rückkehr erwarten. Man schleppte die Leiche des Knaben in den Gerichtssaal, und ihr Anblick erschütterte Dunka so tief, daß sie sich weg wenden mußte. Dieses wurde als ein wichtiges Zeugniß ihrer Schuld betrachtet. Es kamen die Zeugen und sagten aus, daß sie alle Abende, so bald es zu dämmern begonnen, diesen Jüngling, meinen Leibeigenen, um Dunka's Haus hätten schleichen sehen. Auch gestern sei er wieder dort gesehen worden, bis spät am Abende habe er unter dem Fenster dicht am Hause gestanden, und Dunka sei an die Thüre getreten, als hätte sie nach den Sternen sehen wollen. „Sie hat ihn ermordet" so lautete die Anklage der Zeugen, die ich erkaufte, „sie hat ihn ermordet, um vor ihrem heimkehrenden Gatten ihre Schuld geheim zu halten." Ich selbst hatte kein Zeugniß gegen sie gegeben; ich wollte, sie sollte in mir nur ihren Freund und Beschützer sehen. Das Gesetz verurtheilte sie der doppelten Schuld wegen, der sie überwiesen war, da Iwans Messer in der Brust des Todten gefunden worden war. Sie sollte in die Erde vergraben werden bis über die Schulter und den Hungertod sterben.

Dunka schien es nicht zu verstehen, was man ihr sagte. Sie schaute in den Kreis von Menschen, der sie umgab, als hätte sie Schotten gesehen, und wendete die trostlosen Blicke nur zu dem greisen Fürsten hin, der das Todesurtheil über sie bestätigen sollte. Er ließ sie sich dicht vor seinen Sessel hinstellen, und betrachtete sie lange, als hätte er es vergessen, daß er über sie richten sollte. „Sage mir," frug er sie, „wie dein Vater heißt, und nenne mir deiner Mutter Namen, vielleicht kann ich dich retten, wenn ich es weiß." — „Herr," sprach Dunka, „ich sagte es schon einmal, ich darf den Namen nicht nennen; doch bitte ich, laßt mich nicht sterben, wenn Ihr es verhindern könnt. Nicht eitle Todesfurcht spricht aus mir zu Euch, Ihr wißt es nicht, was Ihr thut, wenn Ihr mich tödtet." Der Fürst besann sich lange, er kämpfte mit sich selbst. Er streckte die Hand nach dem Gesetz-Buche aus und drückte die schweren Krampen wieder zu. „Ich will heute nicht richten," sagte er, „es soll alles bis Morgen verschoben werden, heute nicht." — Das hatte ich nicht erwartet. Es störte alle meine Pläne und riß mich aus meinen Berechnungen heraus. In der Nacht, wo der Schlaf das Lager des unglücklichen alten Fürsten nicht kannte, und an ihm vorüberzog, um in die Hütten der Armen seinen erquickenden Balsam zu streuen, in der Mitternacht rief der Woiwode seinen vertrauten Diener zu sich, der Einzige, der sich ihm nahen durfte, der Einzige, mit dem er redete. Der alte treue Knecht sagte ihm, daß er es wohl wisse, warum er das Urtheil nicht unterzeichnen konnte, und habe das Blendwerk der Hölle wohl mit angesehen und davor

geschaudert. „Also du hast es auch erkannt," sagte der Fürst, „daß es war, als stehe sie selbst vor mir in ihrer unvergleichlichen Demuth und Schönheit! und darum wollte sie ihren Namen nicht nennen, da sie es denken konnte, daß ich sie erkannte." — „So ist es," antwortete der Diener, „so ist es, Herr; dieses junge Weib steht mit den bösen Geistern im Bunde, und sie geben ihr die Macht, sich zu verwandeln, wie sie will. Sie hat die Gestalt angenommen, von der sie wußte, daß Ihr nicht gerne ein Todesurtheil sprechen würdet, über den dem sie gleicht, und die Worte, die sie sprach, sollten Euch nur noch mehr verwirren und bethören. Thut es nicht, hört auf mich, und unterschreibt ehe der Zeiger der Wanduhr auf eine Stunde nach Mitternacht steht, dann habt Ihr die Macht des Bösen überwältigt, und er hat keine Macht mehr über Euch. Laßt den Schlaf auf Eure müden Augen nieder kommen, und die Ruhe der Nacht Eure Glieder stärken. Gebt sie dem Tode, gebt sie der Erde, damit sie Eure Ruhe nicht mehr störe, und zögert nicht, die dreifach Schuldige zu strafen."

Der schwache Fürst, den die Jahre niederdrückten, und den ein Leben voll Reue und Schmerzen erschöpft hatte, ließ sich bestimmen. Der Aberglaube schlägt in Rußland seine scharfen Griffe in die Falten des Fürsten-Mantels wie in den Kittel des Leibeigenen ein, und die düstern Sagen, die Jahrhunderte lang sich im Munde des Volkes hindurch gewunden haben, finden in dem Palaste und in der Hütte ein bereitwilliges Ohr. Der alte Diener glaubte, seinen Herrn gerettet zu haben, als er das Todesurtheil aus seinen Händen empfing, und brachte den mündlichen Befehl, daß es am folgenden Morgen vollstreckt werden sollte. Zu derselben Zeit war ich im Gefängnisse, in das der Schließer mich eingeführt hatte. Dunka saß auf einem Stein, das schöne todtenbleiche Gesicht lag in ihren beiden Händen verborgen. Sie hatte auf keine Frage mehr geantwortet und ohne Thränen und ohne Klage unbeweglich vor sich hin gestarrt, seit man sie in den dunkeln Kerker brachte. Wie sie meine Stimme hörte, hob sie rasch den Kopf in die Höhe, und ein Ausruf des Abscheues war die Antwort auf mein heißes Flehen, mit mir zu gehen. „Wohin wollt Ihr mich führen," frug sie, „könnt Ihr mir sagen, daß Ihr mich zu Iwan bringen werdet? oder glaubt Ihr nicht, daß ich mich selbst den Gerichten übergeben würde, wenn Ihr mich nicht dem Manne zurückgeben wollt, dem ich vor Gott und den Menschen angehöre?" Ich warf mich vor ihr nieder, ich umklammerte ihre Kniee und rief ihr aus der innersten Seele alle meine Leidenschaft zu: „Ich will dich auf den Armen bis zu den Sternen heben," flehte ich zu ihr, „ich will den Strahl deiner Augen aufsaugen und die Luft, die dich umweht, mit süßen Lüften beleben, ich will dich wiegen und tragen das ganze Leben hindurch, ich will dich lieben wie die Sonne und den Mond, wie das Leben und das Licht. Laß mich dich retten, laß mich dich in mein Schiff tragen und in einer fernen schönen, blumigen Welt

sollst du den Tod und den Kerker vergessen.“ — „Ismael,“ sagte sie, „ich hatte den Gedanken von mir gewiesen, obschon er sich in meine Seele schleichen wollte, als wäret Ihr nicht ohne Schuld an dem, was mir geschieht. Jetzt bin ich davon überzeugt. Es wird mir die letzten Stunden erleichtern, wenn ich mir denken kann, daß mir die Wahl geblieben ist zwischen dem Hungertode und dem Leben ohne Iwan und meinen Vater. Geht, laßt mich allein, und ich werde es Euch danken. Ich möchte meine Seele, die so bald schon vor ihrem ewigen Richter stehen soll, nicht mit dem Hasse beflecken, den ich bis jetzt nicht kannte. Ich vertraue auf eine höhere Hülfe als die Eure, und muß ich sterben, so werde ich mich meinem Gott in Demuth ergeben.“ Ich verließ sie, doch ich gab den Willen nicht auf, sie mir dennoch zu erringen.

Der Morgen war schön. Die Sonne glänzte über die üppigen Felder, die ihren Reichthum entfaltet hatten; das Gras weinte Freudenthränen und die hellen Thautropfen glitten langsam an den grünen Halmen hinab, um die Wurzeln zu befeuchten, die aus der dunklen Erde den hellen Saft ziehen, der die Pflanzen belebt. So ist es überall in der Natur. Thränen bringen das Gedeihen den Wiesen, auf die sie vom Himmel strömen, und Thränen bringen dem Menschenherzen die Kraft, die Saat des Himmels zu frischen Keimen zu treiben. Wer nicht geweint hat, in tiefem herzinnigen Schmerze, der weiß nicht, was das Leben bedeutet.

Dunka wurde auf den nahen Richtplatz geführt. Ein langes schwarzes Gewand ersetzte das zierliche bunte Kleid, in welchem ich sie so oft bewundert hatte. Ihre kohlschwarzen Haare hingen um sie wie ein weiter glänzender Mantel, und ihre nackten Füße fühlten die scharfen Steine auf dem Wege. Männer und Frauen aus dem Dorfe und aus den Fischerhütten folgten ihr, denn es konnte keiner es ohne Mitleiden und ohne Erstaunen sehen, daß die schöne Dunka als Verbrecherin gerichtet werden sollte. Ich stand in der Ferne, daß sie mich nicht sehen sollte. Die Henker waren von mir erkauft, und sie waren verantwortlich dafür, daß kein Stein sie berühren sollte, daß sie von ihnen behütet werde wie das Licht ihrer eigenen Augen. Das Grab wurde gegraben. Dunka saß auf einem Grashügel, unter dem ein Weib vor einem Jahre die letzten Athemzüge ausgehaucht hatte, und in der Erde verschmachtet war. Sie blieb unbeweglich und blickte nach der Himmelsgegend hin, wo die Heerstraße von Polen kam. Es nahte sich vom Schlosse her die hohe Gestalt eines Mannes, die die Bewohner des Dorfes als ihren Priester erkannten und ihm in Ehrfurcht den Weg frei ließen, um zu der Gefangenen zu gelangen. Er redete ihr freundlich zu und stellte ihr die Möglichkeit vor, wenn sie ihm versprechen wollte, dem Lichte der Gnade ihr Herz zu öffnen, daß es ihm vielleicht noch möglich sein würde, durch seine Fürsprache, und um der Gnade willen, die sich an ihr bewähren könnte, ihr das Leben zu retten. „Glaubt Ihr,“ sagte Dunka, „ich könnte den Glauben

meiner Mutter verlassen, um den Euren anzunehmen, den ich nicht kenne? Ich danke Euch, denn ich denke, Ihr meint es gut mit mir, aber um diesen Preis möchte ich nicht leben; so schön sich die Zukunft vor mir entfaltet, und so reich das Glück ist, das mir beschieden würde, ich würde darben und trauern in der Fülle des Lebens, wenn ich meinen Gott verleugnet hätte." Der Pope verließ sie und sprach sein Bedauern darüber aus, daß bei diesem unglücklichen jungen Weibe das Wort der Wahrheit keinen Eingang gefunden.

Die Erde höhlte sich immer tiefer aus, und die Henker erinnerten Dunka daran, daß es Zeit sei, von den Frauen und Mädchen Abschied zu nehmen, die sie umgaben. Sie kniete an ihrem Grabe nieder, und streckte ihr schönes Haupt auf ihre gefalteten Hände. Dann erhob sie sich, sagte den Frauen Lebewohl und bat sie nach Hause zu gehen, und ihrer zu gedenken. Die Männer hatten Stufen in die Gruft gegraben, um es ihr leicht zu machen, hinunterzusteigen. Sie stieg diese engen Tritte hinunter und die Erde drückte sich von allen Seiten um die lebendigen Glieder des armen Opfers, das gleich den Todten begraben werden sollte. Immer bleicher wurde das wundervolle Antlitz, und ein leises Beben wie von der Kälte des Grabes erschüttert bewegte die Hände die sich dicht in einander verschlungen hatten und sich auch dann nicht trennten wie die Erde sich fest an sie andrückte und sie umschlossen hielt. Die langen Haare wogten um die weiße Stirne und ein junges Mädchen benetzte sie mit ihren Thränen und strich sie glatt zurück nach beiden Seiten, damit sie die Augen der Gerichteten nicht berühren sollten und ihnen wehe thun. Ein mitleidiges Weib legte eine handvoll frisches Gras auf die Erde, damit das Haupt sich daruf ausruhen konnte, wenn es müde werden wollte. Ich stand noch immer in der Ferne und beachtete alles was geschah. Die Sonne brannte glühend auf die Erde, und der Wind hob und senkte die Staubwolken, die den süßen Athemzügen folgten; die Atome der Lüfte umschleierten das Auge, das die Hand nicht mehr schützen konnte, und die heißen Strahlen des Lichtes legten sich beißend auf die Stirne der Gerichteten. Kein Schatten umgab die Richtstätte, auf der eine einsame verdorrte Linde stand, die durch keinen anderen Baum ersetzt worden war; es war alles öde und leer, kahl und traurig auf der Stätte des Todes und des Schmerzes. Nach der heißen Mittagsstunde wurde es allmälig dunkel am Himmel und die Luft war drückend schwer. Es nahte ein Gewitter, mit der Eile der unsichtbaren Mächte, die die Stürme treiben und die Wolken auf einander schieben. Die Elemente stritten untereinander, und in diesem Kampfe erbebte die Erde, als hätte sie es gefühlt, daß das Verderben sich über ihrem Haupte gesammelt hatte, um seine Macht über sie zu üben und ihre Grundfesten zu erschüttern. Die Vögel fürchteten sich und flogen in ängstlicher Eile ihren Nestern zu, die sie beschützen sollten. Sie streckten die kleinen Köpfchen mit den neugierigen Augen durch die Blätter, die ihnen ein luftiges Dach bildeten,

und schauten in die Welt hinaus, um zu sehen, was es gebe. Die Thiere haben eine Ahnung jener höheren Gewalten, die in den Lüften hoch über ihrem Haupte hinschweben, doch sie verstehen sie nicht, und sie fürchten sich nur und suchen sich zu schützen. Das Grün der Bäume streitet vor dem Gewitter mit dem Lichte, das es bescheint, und färbt sich mit Farben, die es sonst nicht hat; es ist schöner und dunkler und schmückt sich zu der ernsten Feier, die die Natur begehen will. Die Blitze zuckten in fieberhafter Gluth durch die dunklen Wolken hin und zerreißen ihre Brust, und die Stimme der Lüfte wälzt ihren Ruf an die lebendige Welt in der unerreichbaren Höhe langsam fort. Lange große Tropfen sanken aus den Wolken auf das frische Grün der Felder nieder, und nach und nach kommen sie immer mehr, und der Himmel und die Menschen, sie finden in den heißen Thränentropfen eine Kühlung, eine Ruhe, die ihnen den Frieden verheißt. Es war ganz dunkel geworden; der Sturm trieb die Wolken wie zum Spotte vor sich hin; und es riß sie auseinander um ihnen die wunderlichen Gestalten zu geben, aus denen das sinnende Auge des Menschen seine Träume herausbilden kann, und die über die lebendige Erde eine neue Welt voll Täuschungen und stummen Orakeln wölben.

Endlich war das Gewitter vorüber. Es war wieder stille um die Richtstätte geworden, und die Sonne hob einmal am Rande der Welt ihr glühendes Auge und schloß es dann langsam, die rothen Strahlen zum Himmel aufschlagend, wie lange Augenwimpern, befriedigt die Erde wieder ruhig zu sehen. Die Pflanzen hoben ihre gesenkten Häupter, die Blumen öffneten noch einmal verstohlen ihre verschlossenen Kelche, die Bäume zitterten vor Wonne und schüttelten die einzelnen hellen Regentropfen von ihren glatten Blättern ab. Alles feierte einen Sonntag Abend, Alles fühlte eine heilige Ruhe und sehnte sich nach der Nacht. Diese Nacht war auch für mich die Zeit nach der ich strebte, denn in der Nacht wollte ich Dunka aus der Gruft holen.

Nach und nach verlor sich das neugierige Volk, und die Frauen kehrten in ihr Dorf zurück. Die Russen sind nicht kälter und härter als andere Völker, aber sie sind mehr daran gewöhnt, ihre Frauen erwürgen, und ihre Männer zu todtpeitschen zu sehen, als die Bewohner anderer Länder. Darum schliefen sie ruhig ein, nachdem sie von Dunkas Grab zurück gekehrt waren. Zwei Wächter sollten auf der Richtstätte bleiben, und eine reiche Gabe von Branntwein sicherte mir ihren Schlaf. Ich schlich um das frische Grab wie ein scheues Gespenst, und lauschte, ob Dunka reden würde. Sie hatte kein Wort mehr gesprochen, seit die Frauen sie verlassen hatten, und ihre Augen hatten sich geschlossen; ich glaubte sie schlief. Ich verließ sie auf eine halbe Stunde, um die letzten Befehle zu geben, die für meine Flucht mit ihr noch nothwendig waren. Ich war jetzt meiner Sache ganz sicher. Als ich zurück kam, stürzten mir auf dem Wege zum Dorfe die beiden Wächter entgegen. Sie hörten nicht auf mein Rufen, und wiesen nur mit stummem Entsetzen auf ein paar kleine

Lichtfunken hin, die ihnen nachtanzten und sie zu verfolgen schienen. Ich fürchtete, sie möchten das ganze Dorf in Aufruhr bringen, und sagte ihnen, wie sie des Todes wären, wenn sie sich nicht stille in ihre Hütten flüchteten, und wie ich ihre Pflichtvergessenheit verbergen wolle, wenn sie mir geloben wollten, ganz ruhig zu sein. Sie versprachen mir alles, was ich verlangte, und schauten nur immer mit namenloser Angst auf ein paar Irrlichter hin, die sie für höllische Geister hielten, welche die Seele der gerichteten Frau in Empfang nehmen wollten.

Ich ging allein auf die Richtstätte zurück. Es bemerkten in dem Halbdunkel unsere Wächter in der Ferne schon eine Gestalt, die sich über das Grab hinbeugte. Ich erkannte den Mann, es war ein katholischer Priester, und derselbe, der Dunka's Lehrer gewesen war und sie getraut hatte. Ich schlich mich näher, und er bemerkte mich nicht eher, als bis ich dicht vor ihm stand. Auf meine Frage, was er hier wolle, und ob er es nicht wisse, daß das Gesetz es verbiete, denen, die es gerichtet, Labung und Speise zu bringen, antwortete er mir, daß ihm das alles bekannt sei, und daß er es dennoch für seine Pflicht gehalten, der unschuldig Verurtheilten seinen Trost und seine Hilfe zu bringen. „Dich fürchte ich nicht Ismael," sagte er, „denn du hast genug gethan, und Böses thun, wie du es thust, macht müde; man hört endlich auf, weil es genug ist." „Aber tödten kann ich Euch noch," flüsterte ich ihm leise zu, „wenn Ihr nicht schweigt und Euch entfernt, denn ich halte hier Wache ganz allein und will dieses Recht mit Niemandem theilen."

„Thue was du willst," antwortete ruhig der Greis, „ich weiche nicht von hier. Spritze mein Blut in das bleiche Gesicht deines Opfers, das dein falsches Zeugniß in's Verderben brachte." Der Spaten, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand. Ich streckte die Arme nach dem wehrlosen Priester aus, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht eine schwache, leise Stimme mein Ohr berührt hätte.

„Ismael!" rief Dunka, „Ismael, was willst du thun? was Ihr mir auch gethan habt, ich vergebe es Euch, nur schont das Leben des Priesters, den ich wie meinen Vater geehrt." — Ich warf mich an dem Grabe nieder und berührte mit meinen Lippen die langen schwarzen Haare, die der Nachtwind auf und nieder trieb. Alles was Jahre lang in mir schlummerte, alles was von den Gedanken meiner Jugend noch übrig geblieben war, alles Gute was ich jemals geträumt hatte, es erwachte in meiner Seele auf den Ton ihrer Stimme, wie sie meinen Namen rief. Heiße glühende Thränen weinte ich auf den frischen Sand, der ihre Gruft umgab, und meine Nägel bohrten sich tief in die Erde hinein, um sie zu befreien.

„Ismael!" sagte der alte Priester, „erhebe dich. Gehe dort hin, wo du dein Zeugniß gegen sie gabst, und widerrufe es; dadurch allein kannst du sie retten. In deinen Händen liegt ihr Leben; zögere nicht so lange, es

könnte der Tod kommen und ihr die Augen schließen ehe du es denkst, und eine Ewigkeit fordert ihr Leben von dir zurück. Was wir auf Erden hofften und liebten, es schwindet wie die welken Blumen hin und es wird vergessen; was wir gethan und was wir vollbrachten, bildet sich zu Gestalten, die die unsterbliche Seele unsterblich umgeben. Jenseits des Lebens ruft uns ein Echo die Worte nach, die falsches Zeugniß gaben auf Erden, und das Ohr, das kein Schlaf mehr betäubt, wird sie ewig wieder hören; das Auge, das sich nicht mehr schließen kann, sieht ewig dasselbe und fühlt die Thränen, die es verschuldete, glühend heiß die eigenen Wimper versengen. Nimm den Wein, Ismael, reiche ihr ihn, und gebe ihr das Brod, das ich ihr mitgebracht habe."

Ich that alles, was er mir sagte; ich war glücklich, daß ich ihr eine Labung geben konnte. Mit Sorgfalt strich ich mit der flachen Hand über die naßkalte Stirne, und suchte sie zu erwärmen; mit Entzücken hörte ich es, wie sie mir dankte, und wie sie sich erquickt fühlte. Die beiden Mächte stritten in mir, die Menschen zum Teufel und zum Engel machen können, und Gott erbarmte sich meiner. Ich vergoß Thränen, die die Reue dem Menschenauge entlockt, ich fühlte die Größe meiner Schuld und weinte über sie. Die Engel im Himmel sammeln solche Thränen, und Gott hat sie gezählt wie er die Zahl der Sterne seines Firmamentes kennt. Wie Himmelsboten fallen sie einzeln auf die Erde zurück und träufeln Ruhe und Frieden in die Herzen der Sünder, in denen sie zu Gedanken sich bilden, wie ohne Gottes milde Gnade kein Mensch sie zu denken vermag. Ich war milde und stille, als hätte ich nie etwas Böses gethan; Dunka sagte mir Lebewohl; sie tröstete mich und versprach mir, für mich zu beten. Ich verließ sie endlich, und es war mir als trennte ich mich von einem Himmelreiche. Als ich zum Woiwoden kam, war die Sonne aufgegangen. Er stand am Fenster und blickte gedankenvoll in den glühenden Kreis dieser geheimnißvollen Welt. Ich sagte ihm alles, und er freute sich, wie Greise sich freuen, wenn sie auf dem Rückwege zur Kindheit sind. — „Du verdienst eine große Strafe, Ismael," sagte er, „doch ich will dir vergeben, weil du mir alles eingestanden hast und ich das schöne junge Weib vom Tode gerettet weiß. Was sie mir sagen mögen, ich hatte keine Ruhe so lange ich sie in der Erde vergraben wußte. Aber gehe, Ismael, gehe weit von hier in ein fernes Land, und ehe der Tag ganz wach geworden ist, flüchte dich von hier, denn sonst müßte ich dich richten, und das thäte mir leid."

Ich bestieg mein Schiff, auf welchem ich mit ihr zu fliehen gedacht hatte, und floh aus der Heimath, die ich nimmermehr wiedersehen sollte. Jahre lang lebte ich in Rom und war wieder Maler geworden; ich hatte mich an mich selbst wieder gewöhnt, aber ich hatte mich noch nicht wieder gefunden. Durch weite Umwege hatte ich erfahren, daß Iwan in derselben Zeit, als ich zum Woiwoden ging, zurückgekehrt war. Wie er sein junges Weib nicht

fand, und man ihm die Kunde gab von dem, was geschehen war, hatte er sie selbst aus der Erde befreit, ehe noch das Gericht gekommen war. Er trug sie auf seinen Armen zum Fürsten und rief ihm zu, daß er die Tochter seines eigenen Bruders verurtheilt hatte. Paul stand neben seinem einzigen Kinde, das dem Tode so nahe gewesen war, und die Brüder erkannten sich und versöhnten sich nach jahrelangem Haße. Sie hatten beide Dunkas Mutter geliebt, und der ältere Fürst hatte es dahin gebracht, daß sein jüngerer Bruder nach Sibirien verbannt wurde auf zehn Jahre. Dunka's Mutter war ihm dahin gefolgt und schlief unter dem Eise den Todesschlaf. Iwans Vater hatte dasselbe Schicksal gehabt, auch er war verbannt, weil er eine reiche Polin entführte, und er starb in Sibirien, indem er Paul seinem Sohne übergab. Die Rechte auf ein großes Erbe waren erst seit kurzer Zeit geltend gemacht, und das war die Ursache der Reise der beiden Männer gewesen.

Ich stand in der Peterskirche, und mein Auge schaute zu dem wunderbaren Bau empor. Es ist ein anderer Blick und es ist ein anderes Verständniß, mit dem der Künstler diese Höhen erspäht, und mit dem der Christ, der die heilige Weihe fühlt, die Gottes Allmacht und Liebe über die Menschen ergießt, sie sieht. Neben mir kniete ein alter Priester, und ich wurde unwillkürlich durch diesen schönen Kopf und den Ausdruck von unaussprechlicher Wonne angezogen, der sich über die Züge dieses frommen Betenden verbreitete. Er erkannte mich zuerst; er nannte mich Ismael und reichte mir die Hand. Es war der Lehrer Dunkas, den ich an ihrem Grabe verließ. Er sprach nicht zu mir wie man mit einem verworfenen Menschen spricht, und gab meiner Seele die Hoffnung auf eine Versöhnung mit Gott, und mit mir selbst. Ich habe seitdem öfter an der kleinen Klosterpforte gestanden, in welcher der alte Missionär sein Leben beschlossen hat. Sein milder Geist wehte wie Abendluft um meine Schläfe und kühlte die heißen Schmerzen, die mein Leben verbittert hatten. Von ihm habe ich es gelernt, daß es einen Glauben gibt, der dem Menschen die Zuversicht im Leben und im Tode verleiht, und ich begriff es erst spät, was meinem verwilderten Herzen gefehlt, und was es niemals geahnet hatte. Mit eifrigem Bestreben, mich zu belehren, forschte und prüfte ich die Lehren, die der Menschenseele ihre Weise verleihen, und kehrte in das Vaterhaus eines jeden Cultus zurück. Ich schöpfte an der Quelle, die allein das Herz befriedigen kann, da sie allein göttlichen Ursprunges ist, und uns den Glauben lehrt, der ein Glaube ist.

Mein verfehltes, verarmtes Leben gewann eine Gestalt und ein Ziel. Seit ich meine Heimath verlassen hatte, zog mich eine unendliche Sehnsucht dahin zurück, wohin ich nicht wieder kehren sollte. Wer das Heimwehe nicht kennt, begreift es nicht und weiß nicht, was es ist, wenn jeder Morgen wach wird und jeder Abend sich senkt, ohne daß die Sonne des Vaterlandes geliebte Fluren uns zeigt. Ich habe mich niemals entschließen können, wenn

ich einem Russen begegnete, ihn anzureden, denn ich fühlte, daß, wenn ich die Laute meiner Muttersprache gehört hätte, die Sehnsucht ihre stillen Thränen in lautem Jammer ausgeschrieen haben würde. Was mir im Leben versagt worden war, wollte ich meinem todten Herzen geben; es sollte unter den Fichten aus meinem Vaterlande ruhen. Ich ließ ein kleines Viereck Erde einsegnen, um für mich ein Kirchhof zu sein. Mein ganzes Besitzthum soll unter die Armen vertheilt, und vorzüglich Jene berücksichtigt werden, die sich nach ihrem Vaterhause sehnen, und keine Mittel besitzen, es zu erreichen. Auf meinem Grabe soll kein Name eingegraben werden, und eine Lage von Sand aus der Tiber es bedecken. Verwischt und vergessen soll das Andenken des Fremdlings in dem fremden Lande sein, und diese Blätter sollen in den Händen desjenigen von meinen Schülern bleiben, der meinen letzten Willen vollstrecken wird.

Der junge Pole hatte bis zu Ende gelesen. Er stand auf und kühlte die glühende Stirne an dem frischen Hauche, der über Rom sich ausbreitete und die schlummernde Welt anlächelte. Er kämpfte mit sich selbst, denn die Jugend begreift die Sünde nicht so bald und empört sich vor der Nähe des Verbrechens. Er gedachte der kleinen Kapelle, in die seine Mutter ihn geführt hatte, als er noch Kind war und erzählte, sein Vater habe sie auf einer Richtstätte erbaut. Er wußte es, daß seine Mutter jedes Jahr auf einen bestimmten Tag nach Rußland reiste, und einige Zeit in dem öden großen Schlosse eines längst verstorbenen Oheims zubrachte. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sie ihn mit dahin genommen, ohne ihm die Bedeutung ihrer Wallfahrt zu sagen. Das tiefe Schweigen seiner Eltern über Ismael lehrte ihn es verstehen, daß sie ihm vergeben hatten, und daß kein Haß ihre Seele berührte. Er wollte ihrem Beispiele folgen und bekämpfte die Regung, die ihn fort von hier getrieben hatte; er suchte sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Menschen kein Recht haben, dort noch zu richten, wo Gott vergeben hat. Der alte Meister stand unter den Bäumen und wartete darauf, ob Dunkas Sohn ihn verlassen würde, oder ob diese letzte Lebensfreude ihm noch beschieden werden dürfte. Paul reichte ihm die Hand, und sein versöhnender Blick war der Stern der Verheißung für den Verbannten. Er breitete seine zitternden Arme nach dem einzigen Menschen aus, der seit Jahren an seine Brust sich gelehnt hatte. Es war ihm, als wölbte sich ein glänzender Regenbogen über sein weißes Haupt; einer jener Augenblicke, die Jahre aufwiegen und versöhnen, warf seinen Blüthenstaub über den Verbannten hin.

Paul blieb bei dem alten Meister, bis er unter den Fichten schlief. Sein letztes und schönstes Werk war ein Muttergottesbild gewesen, welches er für die kleine Kapelle auf dem Richtplatze in Rußland bestimmte.

Das Marienbild in der Schmiede.

Vom Verfasser von „Welt und Glaube.“

In der Schmiede dunkler Werkstatt
Ist der Arbeit Lärm verhallt,
Räumen auf Gesell' und Lehrling,
Weil der Samstagabend kam.
Wird gespület und gefeget
Mit der Fluthen lauterm Schwall,
Und die Flur, nachdem entfernet
Feilgespän' und Hammerschlag,
Und an seinen Ort gestellet
Alles, prangt mit Silbersand.
Durch den Ziegelstein geglättet
Steht der Amboß rein und blank,
Und das Schurzfell abgeleget,
Ueberströmen sich gesammt
Mit des Eimers klaren Wellen
So Gesell' wie Lehrling, all'.
Rothes Feuer nicht mehr macht
In der Esse sprüh'nde Helle;
Tief verstummet ruh'n die Bälge
Von der Wochenarbeit matt.
Um den Amboß ruh'n die Hämmer,
Groß und klein in dunkler Rast;
Groß und kleiner Schraubstock stehen
Wie beraubet ihrer Macht,
Und die fürchterlichen Zangen
Ueben ferner nicht Gewalt.
Böse Rauch- und Schwefeldämpfe
Machten linden Lüften Platz,
Und man merket in der Werkstatt,
Daß der Sabath sich genaht.

* * *

Sieh', da nah't des Hauses Alte
Mit der keinen Lampe Licht,
Und der rüst'ge Schmied, ihr Gatte,
Stellt und hält die Leiter ihr.
Mitten vor dem Rauchfang hanget
Dunkelnd ein Marienbild;
Unter ihm, die Lampe tragend,
Streckt von Holz sich eine Hand.
Und mit frischem Blumenkranze
Heil'ger Jungfrau Bild sie ziert,
Zündet in der Hand die Lampe,
So die Nacht durchbrennen wird.

Und herab steigt sonder Wanken
Froh sie der erfüllten Pflicht. —
Und es blicket in die Nacht der
Schmied hinab mit hehrem Blick,
Wie mit Himmelsfrieden labend
Sanft die Jungfrau mit dem Kind;
Wie auf Nacht der Erdentage
Aus der Ewigkeit sie blickt
In des Ew'gen Glanze ragend
Hoch am Throne wonniglich,
Und doch bei den Wonnen allen
Ihrer Menschheit nicht vergißt.
Fried' und lichte Festgedanken,
Frohsinn, Freud' im Herzen,
Ew'gen Sabath's Wonnen ahnend
Blicken Meister und Gesind'
Zu dem süßen Bild, das strahlend,
Freundlich auf sie niedersieht.
Und schon bei dem mäß'gen Mahle,
So die Mutter angerichtet,
Sitzen drunten fröhlich Alle
Und einträchtig um den Tisch,
Betend fromme Hände faltend,
Andachtsvoll bekreuzen sich,
Und so lang wird Friede walten
In dem Hause wonniglich,
Als von dorten nicht verbannt das
Bild und alte Sitte wich.

Die Zigeunerin und ihr Kind.

Erzählungen von Fanny Greiner.

Ein strenger Winter war's. Knarrend zogen die Wägen die Straßen entlang, viele Vöglein lagen erfroren unter den Bäumen, was unterweges war und eine Heimath besaß, eilte derselben zu, und zufrieden, innig dem Herrn dankend, saß auch der Aermste vor dem wärmenden Kachelofen seiner Hütte, genügsam die selbstgebauten Kartoffeln verzehrend, oder auch nur das trockene, erbettelte Brod, das ihm köstlich dünkte, schaute er zum kleinen Fenster in die wirbelnden Schneeflocken hinab, die der kalte Nordwind umherpeitschte.

Um wie viel glücklicher mußte sich Sabinchen dünken, die Tochter des reichen Schulzen Heimbuchner, die in ihrem Sonntagsstaate vor dem mit Kuchen und Kaffee besetzten Tische neben den Eltern saß und zagend an den doch kurzen Weg dachte, den sie zur Kirche zu gehen hatte. „Ach Vater," rief sie aus, „wäre es denn so große Sünde, wenn wir heute zu Hause

„blieben, und die Messe im Zimmer beteten? Ist es doch kaum vier Wochen, daß „du von deiner großen Krankheit genesen bist; Mütterchens Kopfweh kehrt „auch immer wieder und ich —" hier versuchte sie zu räuspern, „ich glaube „wirklich, ich bekomme den Husten."

„Richtig, Binchen," spottete gutmüthig Herr Heimbuchner, „und die „Knechte und Mägde lassen wir auch zu Hause; dann meinen die Leute im „Dorfe, der ganze Schulzenhof sei ausgestorben oder hätte die Cholera. Ei, „seit wann ist denn meine Sabine eine so zimperliche Stadtmamsell geworden, „daß sie die Kälte fürchtet? Aber ich weiß wohl, woher der Wind weht; „seit Jungfer Binerl in der Stadt bei der Frau Base Bierbrauerin gewesen „ist, und die modische Tracht mitgebracht hat, die freilich die Kälte mehr „durchläßt als die Pelzhaube und die dickwollenen Röcke der Mutter; seit dem „die Jungfer Tochter dünne Tuchstiefelchen statt der wollgefütterten Fleckelschuhe „trägt, und den Kopf mit der miserabeln Tüllhaube bedeckt, wie ich heute „zu meinem großen Mißvergnügen bemerke, die du aber dem Vater zu Liebe „wieder ablegen wirst, seitdem ist das Jüngferchen viel empfindlicher für die „Kälte geworden. Kann ja auch nicht anders sein! Aber denke nur, Töch„terchen, was würde der Herr Gründer des Jungfernbundes, der Herr Coo„perator, sagen, wenn du am heutigen schönen Frauentage in der Kirche „fehltest, wo du als des Schulzen Tochter beim Umgange die Fahne des „Bundes zu tragen hast? Horch, eben fängts zu läuten an; also vorwärts, „Binchen, zuerst noch den Tülllappen mit der Pelzhaube vertauscht, dann „in die Handschuhe hinein und vorwärts, Kinder!"

Binchen eilte seufzend, des Vaters Befehle zu vollziehen und mit der Mutter dem Vater in die Kirche zu folgen; da zog sie das Gebell der beiden Hofhunde zum Fenster, und sie erblickten ein armes, gelbes Weib, ein mit Lumpen bedecktes Kind im Arme, das die Hunde keinen Schritt in den Hof hinein thun ließen. Die herabhängenden pechschwarzen Haare, das rothe, turbanartig um den Kopf gewundene Tuch und die zerrissene Kleidung schienen auf die Hunde denselben widrigen Eindruck zu machen, als auf den Hausherrn; denn hastig rief er zum Fenster hinaus, was sie denn da suche.

„Menschlichkeit und Barmherzigkeit, Herr!" war des Weibes Antwort. „Seit gestern irre ich umher mit dem schwer erkrankten Kinde, kein Mensch „gönnt mir ein Obdach, obwohl er's dem Hunde nicht versagt, und mein „Kind stirbt mir an der Brust, wenn kein Mensch mich zum wärmenden „Herde läßt."

„Geht in die alte Veitskirche hinauf," erwiderte der Schulze, der ohne ein hartes Herz zu haben, doch gegen Zigeuner nicht gut gesinnt war, „dort „sind schon Mehrere von euch über Nacht gewesen." Mit diesen Worten verließ er die Stube und winkte den Frauen, ihm zu folgen. „Mann, du vergissest, „daß die Veitskirche keinen Schutz für Frost gewährt, da sie dach- und fen-

„sterlos ist!“ sprach die Schulzenfrau. Sie gab Sabinen ein Zeichen mit dem Vater fortzugehen, und sagte leise: „Ich bleibe bei der bedrängten Mutter; „begleite den Vater und begütige ihn, sage ihm, ich käme nach in die Kirche.“

Sabine holte schnell den Vater ein, die Mutter aber führte das Zigeunerweib in die Stube, nahm ihr das halberstarrte Kind aus den Armen, das ein vor Kälte blaues Knäblein war, hüllte es in Tücher, die eben vor dem Ofen hingen, und gab dem Weibe einen Wink, sich auf die Ofenbank zu setzen; darauf eilte sie zum Tische, schenkte der Armen von dem noch dastehenden Kaffee ein, gab dem Knäblein etwas Milch und hatte die Freude, beide Getränke sogleich verzehrt zu sehen. Des Knäbleins Bläue begann allmälig abzunehmen, und es fiel in Schlaf, zu dem sich alsbald gelinder Schweiß gesellte.

Die Zigeunerin hatte dem Thun der braven Frau schweigend zugesehen und Thränen rannen die braungelben abgemagerten Wangen herab. „Wanka „ist nicht undankbar, Frau! auch wird Euch Gott die Wohlthat vergelten; „aber ach, wenn der Hausherr heimkehrt, werde ich mit meinem Hanosch „wieder weiter sollen, und mein Kind, das noch zu retten wäre, wird dem „Tode verfallen.“

Frau Margareth nickte beistimmend und schwieg nachdenklich. Endlich sagte sie: „Weib, ich will nach des Heilands Willen an dir thun, wie ich „wünschte, daß mir geschähe. Du sollst in der Mägdekammer mit dem Büblein „dein Bleiben haben, bis es genesen ist. Lohne mir nicht mit Undank, indem „vielleicht das Kranksein des Kindes nur ein gemachtes ist, denn man sagt, „ihr Zigeuner verstündet euch darauf, und du wolltest vielleicht dadurch nur „den Eintritt in den Schulzenhof erlangen, um desto besser deinen Leuten einen „Einbruch vorbereiten zu können.“

Wanka richtete sich hoch auf und sprach lebhaft: „Möge der Herr der „Welt mich verschwarzen lassen, wenn ich das geringste Böse gegen Euch im „Sinne habe! Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit meinem Volke und bin „auch ganz allein in Euerer Gegend.“

„Ich will dir Glauben schenken, Weib! nimm dein Kind auf und folge „mir!“ So führte sie die Zigeunerin in die Mägdekammer, die neben der des Ehepaares selbst war. Zufällig befand sich noch eine leere Bettstelle da, weil eine Base die vorige Nacht da geschlafen hatte; in diese gebot sie Wanka das schlafende Kind zu legen; diese selbst aber nahm sie wieder in die gemeinsame Wohnstube herab. Darauf ging sie hinaus, befahl dem Knecht, der die Kirchwache hielt, auf die Zigeunerin Acht zu haben, doch ohne daß sie es merke, ließ die Hunde von der Kette los und eilte in die Kirche. Die heutige Predigt war sehr passend auf das geschehene gute Werk, und so vorbereitend für ihren Mann, daß sie, als sie ihm beim Nachhausegehen Alles erzählte, keine Scheltworte vernahm, sondern nur die Warnung vorsichtig zu

sein, und die Runde im Hause fleißig zu halten; auch Sabina wurde dazu aufgefordert.

Diese war sehr erfreut über den häuslichen Zuwachs, und eilte gleich in die Kammer zum Kinde; doch da waren ihr die Mägde schon zuvor gekommen und umstanden das Kind. „Was denkt sich denn die Frau?“ schrie die Großdirne, die Arme in die Seite stemmend, „meint sie etwa, ich würde „mit einer Zigeunerin über Nacht in einer Stube bleiben? Ich bin ehrlicher „Leute Kind und will nichts mit so hergelaufenen Leuten zu thun haben! „Nein, da soll mich die Frau lieber auszahlen, so gehe ich heute noch, so „ungerne ich auch den Dienst verlasse.“ — „Wir auch, wir auch!“ riefen die zwei anderen Mägde.

„Nun,“ sagte Sabine, „seid nur ruhig! Die Mutter wird wohl abzu„helfen wissen. Laßt jetzt das arme Kind schlafen und geht zum Essen hinab!“ Sie fügten sich brummend, und Sabine nahm die Mutter bei Seite und sprach: „Laß das arme Weib mit seinem Kinde in meiner Kammer schlafen; ich will „mich zu den Mägden in die Kammer legen; sie wollen sie nicht bei sich „haben und würden dir den Dienst künden. Du hast das gute Werk „angefangen, liebe Mutter, ich will es dir vollenden helfen.“ Das Kind mit der Mutter ward in die Kammer gebettet; Sabine half es fleißig mit pflegen und das kleine unschuldige Würmchen kam wieder zu Kräften und ging sichtlich der Genesung entgegen.

Wanka war indessen nicht unthätig gewesen. Es zeigte sich, daß sie zerbrochene Geschirre binden und Körbe neu flechten wie ausbessern konnte. Nun war sie in der Küche und im Stalle willkommen; sie half auch treulich überall mit und war anstellig zu Allem. Als sie daher acht Tage im Hause war, fand sich noch Arbeit für sie, und als sie sich anbot am Sonntage der Großdirne nähen zu helfen und auch wirklich geschickter arbeitete, als diese selbst — da hatte sie auch in diesem Kreise gewonnenes Spiel und die Mägde machten sich nichts mehr daraus, sie in ihrer Kammer schlafen zu lassen, zumal sie sich auch beim Gebete mit einfand, so oft in der Gesindestube dasselbe Statt hatte. Selbst bei Vater Heimbuchner fing sie an, Gnade zu finden, und da das die Mutter bemerkte, beschäftigte sie Wanka in ihrem großen Haushalte immer mehr, und so vergingen sechs, acht Wochen. Die größte Kälte war vorüber, und nun dachte die Zigeunerin ernstlich an das Fortgehen, von dem sie zwar schon gleich im Anfange gesprochen, aber es dankbar angenommen hatte, als ihr der Zufluchtsort länger gewährt ward.

An einem Abende nun, als der Schulze auf eine Stunde in die Schenke gegangen war, die Knechte und Mägde in den Ställen sich befanden, und die Schulzin mit Sabinen am Rocken saß, auch Wanka, mit ihrem Kinde auf dem Schooße, neben dem Ofen sich befand, fing diese an: „Liebe Frau! „Da die Strenge des Winters sich gebrochen hat, so will ich morgen meinen

„Stab weiter setzen. Meinen Dank habe ich an Euerer Schwelle heute hin„terlassen, unter derselben vergraben; so lange Euer Geschlecht den Schulzenhof „hat, wird er nie vom Feuer verzehrt werden, die Viehseuche, die Krank„heiten der Menschen — sie werden an Euerer Thüre vorüber gehen, kein „Hagelschlag wird Euere Felder vernichten. Das Alles vermag der Segens„spruch der dankbaren Wanka." Lächelnd erwiderte die Hausfrau: „Dein „Spruch hat mir gefallen; und setze ich an die Stelle des Wörtleins: „wird," „das Wörtlein „möge," so halte ich es allerdings für einen gewichtigen „Segensspruch. — Gehe mir morgen nicht fort, Wanka, ehe dich und deinen „Hanosch noch eine kräftige Morgensuppe gestärkt hat; und brauchst du Hilfe „oder hast sonst keine Zufluchtsstätte, so vergiß den Heimbuchner Bauernhof „nicht. Sieh, der Bauer, mein Mann, hat dich lieb gewonnen, die Mägde „haben sich an dich gewöhnt, wir haben dich auch lieb, ich und Sabine; „wir haben Arbeit für dich, und nochmals biete ich dir einen längern Auf„enthalt bei uns an. Mein Mann ist Gemeindevorsteher, Niemand kann „etwas gegen dein Dableiben sagen." Wanka schüttelte den Kopf. „Mein „Vater und meine Mutter sind aus dem Volke Pharao's, das keine bleibende „Stätte haben darf, weil sie Christus bei seiner Flucht nach Aegypten nicht „hatten aufnehmen wollen; darum sind wir zum Umherirren verdammt, und „ich, als ein Nachkömmling von ihnen, fühle es auch; es leidet mich nicht „stets an einer Stelle. Anders wird's einmal mit Hanosch sein; der stammt „von väterlicher Seite aus dem indischen Volke, ist ein Nut Beria*), der „wird's besser bekommen, als seine Mutter, nicht so ruhelos sein, als diese," sagte sie gleichsam träumend vor sich hin.

„Wir haben das Gastrecht geehrt" sprach Frau Margareth, „und dich „um gar nichts von deinen Verhältnissen gefragt, Wanka! Aber heute drängt „es mich dich zu fragen: Ist dein Kind getauft, Wanka?"

„In Dalmatien, in dem Dorfe Karasitza, dem Geburtsort seiner Mutter, „ward es in euerer Religion getauft," sprach Wanka lächelnd; „ich mußte „wohl, es konnte gar nicht anders sein; auch ließ ich es gerne geschehen; „denn ich ehre und liebe euere Religion, so viel ich davon auf meinen Zügen „kennen gelernt habe."

— „Und willst du uns nichts Näheres von dir sagen?" fragte Sabine.

Wanka antwortete nicht gleich, sondern starrte in den kalten gestirnten Nachthimmel hinauf. Endlich sprach sie: Es wird gut sein, Euch davon zu sagen; es könnte eine Zeit kommen, wo Hanosch von der Mutter wissen möchte, die dann nicht mehr zu ihm reden kann. Also höret —! Was ich euch von meinen Voreltern erzählen kann, ist natürlich nur das, was immer der Vater dem Sohne, die Mutter der Tochter erzählte; ich weiß also nur,

---

* Indischer Zigeuner.

daß ich aus ägyptischem Stamme bin, daß meine Eltern weit umherzogen, daß meine Mutter eine ungemein wohlklingende Stimme besaß, weßhalb sie von ihrem Volke den Namen „Cziriklo", was auf Deutsch der Vogel heißt, erhielt. Da die Eltern hörten, daß in Rußland die „Tschingani" *) als Sänger besonders in Achtung stünden, so faßte der Vater den Entschluß, wegen der Mutter Stimme, unsern für einige Zeit bewohnten Ort, das Dorf Karasitza, zu verlassen und nach Rußland zu gehen. Ich war damals ein sechsjähriges Mädchen und schien der Mutter Stimme geerbt zu haben; der Vater begleitete unsere Lieder mit der baskischen Trommel, und wir ernteten Beifall, wo wir uns nur hören ließen; auch war der Vater sehr gut mit uns, obgleich er eigentlich rauh und barsch war und die Mutter oft geschlagen hatte, als wir noch in Karasitza waren, wo er als Lajasch**) arbeitete.

Wir kamen also nach St. Petersburg. Dort war gerade die Hochzeit des Bojaren Iwanof, Feste folgten auf Feste; wir fanden uns das erste Mal unaufgefordert ein, bekamen reichlich Beifall und Rubeln und wurden wieder auf den folgenden Tag beschieden. So wurden wir in allen vornehmen Familien bekannt, kein Fest ward ohne uns gefeiert und wir lebten zwei Jahre sorgenlos und glücklich von der Mutter Stimme. Da ward sie einmal plötzlich heiser, und als sie des andern Tages sprechen wollte, ging kein Ton über ihre Lippen. Die Bestürzung der Mutter war groß, doch größer noch die Verzweiflung des Vaters, der die bequeme Nahrungsquelle zu verlieren fürchtete. Er suchte Rath und Hilfe bei Aerzten und Nichtärzten — vergebens, der Mutter Stimme kam nicht wieder! Das ging einige Wochen noch so fort, ich begleitete den Vater in die Familien, wohin man uns beschied; allein, da die klangvolle Stimme des „Cziriklo" fehlte, so lohnte man uns kurz ab, und endlich begehrte man unser gar nicht mehr.

Da kam einmal Abends der Vater nicht nach Hause, den nächsten Morgen war er noch nicht da, kurz, er kehrte nimmer wieder und der Topf war doch in vierzehn Scherben zersprungen.

„Wie hast du da gesagt, Wanka? Was sprachst du von Scherben?" fragte Sabina.

Sobald ein Zigeuner heirathet, antwortete Wanka, nimmt er seine Braut bei der Hand, mit der andern ergreift er einen Topf und wirft diesen hoch in die Luft; und in wie viele Stücke der Topf zerspringt, so viele Jahre ist die Ehe gültig. — Also hätte die Ehe vierzehn Jahre dauern sollen; doch der Vater kürzte sie ab, da er die Mutter und mich ganz allein in Petersburg zurückließ. Ein sonderbarer Zufall, ihr werdet es vielleicht anders nennen, wollte es, daß meine Mutter vor mehreren Jahren ein kleines Mädchen vom

*) Russischer Name für Zigeuner.

**) Schmid.

Tode des Ertrinkens gerettet hatte, als sie in Zara über die Brücke ging. Dieses Mädchen war die Tochter des Thürstehers einer dalmatischen Gräfin, und dieses Mädchen, seither natürlich erwachsen, war mit ihrer jungen Gebieterin nach Rußland gezogen, als diese den Grafen Petrowsky heirathete. Sie besuchte die Mutter öfter mit mir, und Maruschka war auch die erste, zu der ich mit der Kunde eilte, daß der Vater uns zurückgelassen habe. Maruschka war stets dankbar gegen die Mutter geblieben und hatte sie gleich wieder erkannt, obwohl diese selbst damals noch sehr jung gewesen, als Maruschka ins Wasser gefallen war. Da ich ganz bestürzt daher gelaufen kam und stets unaufgehalten Zutritt zu dem Zimmer von Maruschka hatte, so achtete ich nicht darauf, wer sich noch im Zimmer befand und erzählte weinend was uns geschehen war.

„Ein liederliches Pack, das!“ ertönte die rauhe Stimme des Kammerdieners, der ein eingefleischter Russe, und allem Ausländischen von ganzem Herzen abgeneigt war. „Ein liederliches Gesindel! Wundert mich nur, daß die gnädige Frau Gräfin das Herlaufen so gestattet; früher kam solch Gesindel nie in unsern Palast.“

„Was wohl den Iwan nichts angehen wird; oder soll meine Gebieterin erst die Dienerschaft fragen, wem sie Zutritt erlauben soll?“ fragte Maruschka.

„Nein; aber es gibt auch Leute unter der Dienerschaft, die sich zu viel erlauben; und wenn ich dazu beitragen könnte, so wäre das Zigeunervolk bald ganz aus unserer guten Stadt.“

„Wie gut für Cziriklo und Wanka, daß Iwan nur ein Kammerdiener ist!“ spottete Maruschka.

„Wenn sich Maruschka an die Gewalt erinnert, die sie über die Gräfin hat, so kann es ihr nicht unbekannt sein, oder unmöglich dünken, daß ein Kammerdiener auch ein Wort bei seinem Herrn zu sagen vermag.“ Mit diesen Worten verließ er das Gemach, in das er nur mit einem Auftrage seines Herrn getreten war, der ihn zur Gräfin geschickt hatte.

Während dieses kurzen Wortwechsels war ich an der Thüre stehen geblieben und hatte an der Schürze gezupft. Als er an mir vorüber ging, stieß er mich an die Seite, daß ich der Länge nach in's Gemach hinstürzte und in diesem Augenblicke trat von der andern Seite die Gräfin ein. Maruschka eilte hin, mir aufzuhelfen und erzählte der Gräfin die ganze Geschichte, wobei sie zwar der Wahrheit treu blieb, aber doch mit zu grellen Farben auftrug, so daß Iwans Aeußerungen als beleidigend für die Gräfin erschienen, und diese in größtem Zorne in die Zimmer des Grafen sich begab und auf der Stelle Iwans Verabschiedung verlangte. Als der Graf nicht gleich darauf eingehen wollte, erhob sich zwischen dem Ehepaare der erste Streit, der damit endete, daß der Graf nachgab und Iwan den Dienst verlassen mußte. Maruschka

frohlockte, da sie glaubte, dem Iwan vollkommen bewiesen zu haben, daß ihre Macht größer sei, als die seinige; allein sie bedachte nicht, daß sie sich dadurch einen Feind gemacht und meiner Mutter mehr geschadet als genützt hatte.

Maruschka hatte von der Gräfin ein Geschenk für meine Mutter und mich erhalten, und ich sprang damit nach Hause. Als ich in die Stube trat, fand ich meine Mutter beschäftigt, zwei Nachbarinen wahrzusagen; ein Geschäft, das meine Mutter seit dem Verluste ihrer Stimme wieder hervorgesucht hatte. Es war in besserer Zeit nicht mehr geachtet gewesen, da es ja nur Kopeken eingetragen hatte; doch jetzt nahmen wir auch diese gerne. „Also", wahrsagte sie, „wird es gehen; dein Sohn wird seinen Platz verlieren und es wird dir viel Verdruß machen; endlich wird euch aber auch die Sonne des Glückes wieder scheinen, wenn auch nicht gleich." Der andern sagte sie den Dieb ihres Messers und die Mittel, selbes wieder zu bekommen, ohne seine Rache zu fürchten zu haben; worauf sie weiter gingen.

Doch kaum waren sie fort und ich hatte eben der Mutter die Geschichte mit Maruschka und Iwan erzählt, als die eine Nachbarin wieder hereingestürzt kam, auf meine Mutter losfuhr und anfing: „Es war dir leicht, meines Sohnes Austritt aus seinem Dienste mir vorherzusagen, da du selbst die Ursache davon bist; aber glaube nur nicht, daß wir dich und deine Zauberkünste fürchten, der heilige Nikolaus wird uns beschützen; und wir ruhen nicht eher, bis du aus Petersburg bist, du abscheuliche Hexe!" Damit eilte sie wieder fort, nachdem sie noch zuvor mit der Faust über den Tisch geschlagen hatte. „Wanka," sagte die Mutter, „unsere schöne Zeit in Petersburg scheint vorbei zu sein; wir wollen weiter; zuvor aber wollen wir noch von Maruschka Abschied nehmen." Sie ging hin, indeß ich den Auftrag hatte, unser weniges Geräthe zusammen zu packen. Während ich damit beschäftigt war, trat Iwan herein. Ich erschrack, er schien mich nicht zu sehen, ging im Zimmer hin und her, betastete dieß und jenes; fragte nach der Mutter, schickte mich hinaus, ihm Wasser zu holen, als ich aber damit zurückkam, trank er doch nicht und ging wieder fort. Verwundert über diesen Besuch, der uns noch nie geworden war, machte ich meine kindischen Bemerkungen bei mir selber, als die Mutter wieder zurückkam und sagte, daß im gräflichen Palaste Alles ganz bestürzt sei, da der Schlüssel zum Silberschranke fehle, den Maruschka zur Aufbewahrung und erst Tags zuvor noch in ihrem Verschlusse gehabt habe. Maruschka weine und betheuere, es sei eine Bosheit von Iwan, und dieser müsse den Schlüssel zu bekommen gewußt haben, es sei sonst Niemand in ihre Nähe gekommen. So eben habe man in Iwans Wohnung geschickt um Nachforschung zu halten. Während dieser Erzählung hatte ich aus Mitleid mit der guten Maruschka ganz vergessen, der Mutter zu sagen, daß Iwan da gewesen sei, und es fiel mir erst wieder ein, als er selbst hereintrat, die Wache hinter sich und zu derselben sagte: Ich bin ein ehrlicher Mensch und

lange im Dienste des Grafen; wenn Jemand den Schlüssel hat, so ist es diese Gaunerfamilie, die immer unter dem Schutze der Maruschka im Palaste herumschleichen darf. Wer weiß, kommen wir nicht gerade noch recht; mir scheint, sie wollen die Wohnung wechseln?"

Ruhig sah die Mutter zu, als die Männer die wenige Wäsche durchsuchten, die schon zusammengepackt war; doch starr ward sie, wie eine Bildsäule, als plötzlich der Silberschrankschlüssel aus einem Kleide hervorgezogen wurde. „Den hast du hineingeschoben!" schrie ich außer mir und sprang an ihm wie eine Katze hinauf. „Den hast du hineingeschoben, als du vorhin mir die Wäsche durchstöbertest und mich dann um Wasser hinausschicktest."

„Seht doch, wie früh solch Gesindel schon flügge wird, wie fertig die Kröte schon lügen kann! Ich bin gar noch nie in ihre Wohnung gekommen!" Meine Versicherungen vom Gegentheile wurden nicht beachtet, wir wurden fortgeführt, unsere Wohnung versperrt und wir selbst ins Gefängniß geworfen. Da that meine Mutter einen fürchterlichen Schwur, sie wolle nicht ruhen, bis sie gerächt sei; diese Beschimpfung, diese freche Lüge werde jeder Zigeuner als ihm erwiesen ansehen, und Iwan solle ihrer noch gedenken.

Als man den Schlüssel dem Grafen überbrachte, und dieser ihn der Gräfin mit dem Bemerken zurückgab, künftig Maruschka einzuschärfen, ihre Vorliebe zu so hergelaufenem Gesindel zu zügeln, da man ihn wirklich bei der Tschingana gefunden habe, die auch bereits eingesperrt sei; da eilte Maruschka zum Grafen, fiel ihm zu Füßen, schwor bei ihrer Schutzheiligen, daß wir an jenem Tage gar nicht in das Haus gekommen seien, daß es eine Rache Iwans sei, der vielleicht gedacht habe, Maruschka könne wegen schlechter Verwahrung selbst den Dienst verlieren, und daß wir so unschuldig seien, als sie selbst. Sie wolle uns gewiß nimmer in die Gemächer, ja nimmer in's Haus lassen, nur nicht bestrafen möge er uns, für eine Schuld, die wir nicht begangen hätten. Ihr Jammer, der auch selbst die Gräfin rührte, erweichte ihn, und er fuhr selbst beim Polizeipräsidenten vor, unsere Freilassung zu verlangen. Als er in den Hof fuhr, trug man so eben meine ohnmächtige Mutter heraus, der man 25 Knutenstreiche gegeben hatte. Ich lief weinend und schreiend neben her; Volk sammelte sich um uns, man fragte und ich hörte antworten: Es ist eine Tschingana! Sie hat gestohlen! Meine Mutter hatte stets die Hände vom fremden Gute ferne gehalten, und mochte sie auch alle Fehler unsers Stammes an sich haben, diesen hatte sie nicht; so wenig wie ich ihn habe.

Die Mutter trug man in's Spital, wo sie durch angewendete Mittel bald wieder zur Besinnung kam. Ihr Blick suchte mich, die an ihrem Lager stand. „Wanka," sprach sie, „glaubst du, daß ich den Diebstahl begangen habe?" „O Mutter, nein! Fest bin ich überzeugt, daß Iwan uns verderben wollte!

Ach! wenn du nur aufstehen könntest, damit wir fort kämen aus dieser Mördergrube!"

„Seit dem Verluste meiner Stimme, seit dem Verschwinden deines Vaters und der kummervollen Lage, in die uns unsere Armuth versetzt, fühle ich mich krank; die Schändlichkeit Iwans hat mich vollends gebrochen; ich werde dieß Lager nicht mehr verlassen, Wanka! Drum versuche, ob du ungehindert hin- und hergehen darfst; darfst du das, so gehe und suche den Altvater Akbar auf, der öfter zu uns kam; diesem will ich dich übergeben; er ist der älteste Tschingano, er wird sein Brod mit dir brechen nnd Iwans Strafe übernehmen. Du kennst ja die Tschigano Herberge, dort erfrägst du ihn." Kaum verstand ich die Mutter, so leise sprach sie, und Blut perlte aus ihrem Munde; sie winkte mit der Hand nach der Thüre, und ich schlich mich fort; Niemand beachtete mein Fortgehen.

Inzwischen war Maruschka's Gebieter beim Polizeipräsidenten gewesen, und er hatte demselben versichert, daß er von unserer Schuldlosigkeit fest überzeugt sei, daß er den Thäter anders wo finden werde. Er deponirte eine Summe Geldes, sowohl zur Herstellung der Mutter, als auch zu ihrem weitern Fortkommen. Zu Hause angekommen, erzählte er Alles der Gräfin, diese der Maruschka, welche die Hände zusammenschlug und bat, nur dieses einzige Mal noch ihre Lebensretterin besuchen zu dürfen. Die Gräfin bewilligte es, sagte aber, daß es der Graf nicht erfahren dürfe. Maruschka eilte fort und traf mich, als ich Akbar aufsuchen wollte; ich führte sie zur Mutter zurück, wo eben wir noch recht kamen, sie verscheiden zu sehen. Ein Blutsturz hatte ihrem Leben ein Ende gemacht; sprechen konnte sie nicht mehr, ein thränenvoller Blick, ein Händedruck und — es war vorbei! — Schreiend warf ich mich über die Mutter hin; ich wollte nicht glauben, daß sie todt wäre. Maruschka zog mich weg, weinte mit mir und nahm mich mit sich fort. „Armes Kind," sagte sie, „was wird aus dir werden? O wie Vieles hat sich in kurzer Zeit verändert! Iwan, du hast eine teuflische Rache genommen," sprach sie, nachdem ich ihr Alles erzählt hatte; „ja, es ist außer allem Zweifel, daß er euch damals den Schlüssel in die Kleider steckte, als er dich um Wasser hinausschickte." Sie nahm mich, da es bereits dunkelte, mit sich nach Hause. Ohne von Jemand gesehen zu werden, führte sie mich in ihr Zimmer, hieß mich zu Bette gehen, sperrte das Zimmer ab, in dem sie allein wohnte, kam dann wieder, brachte mir einen Theil ihres Nachtessens und schloß mich wieder ein. Ich schlief bald ein; denn die Erschütterungen des Tages hatten mich ermattet und als ich erwachte, lag ich an Maruschka's Seite. Nachdem ich angezogen war, gab sie mir kleine Beschäftigungen, deren ich mich zu ihrer Zufriedenheit entledigte, und nachdem sie noch ihr Frühstück mit mir getheilt hatte, ging sie, um die Gräfin anzukleiden und ihr zu sagen, daß meine Mutter todt und ich im Palaste wäre.

Bald kam sie wieder und führte mich zur Gräfin. Da wir so unschuldig gelitten hatten und ich aus Veranlassung ihres Hauses mutterlos geworden war, so brachte diese es bei dem Grafen dahin, daß ich, Maruschka als Laufmädchen an die Hand gehend, im Hause bleiben durfte; unter der Bedingung jedoch, mit Keinem meines Stammes eine Verbindung oder Bekanntschaft zu unterhalten. Maruschka sorgte dafür, daß das nicht geschehen konnte; denn obgleich ich eigentlich da war, ihre Aufträge zu besorgen, so ging sie immer entweder selbst, oder doch mit mir. Ich lernte von ihr viele weibliche Arbeiten, sowohl gewöhnliche, wie Ihr an der Näherei für die Großdirne gesehen habt, als auch feinere, die ich seither wieder vergessen habe. So verfloßen vier Jahre, in denen ich heranwuchs, Maruschka wie eine Mutter oder Schwester liebte, doch mich immer fremd fühlte und herzlich wünschte, bei meinem Volke zu sein. Besonders im letzten Jahre, da Iwan sich wieder beim Grafen unentbehrlich zu machen gewußt hatte und zu Gnaden aufgenommen worden war, da wollte es mir nimmer behagen, und der meinem Stamme inwohnende Wandergeist gewann immer mehr die Oberhand in mir.

Da ging ich einst über die Newabrücke, als eine Mannsgestalt vor mir stehen blieb. „Wanka?“ fragte der Mann zweifelnd. „Wanka, die Tochter Cziriklo's?“ „Vater!“ rief ich überrascht; denn ich hatte ihn auf den ersten Blick erkannt und wußte nicht, sollte ich erschrecken oder mich freuen. „Das Glück ist mir günstig, fuhr er fort, erst seit drei Tagen in Petersburg, finde ich dich schon und habe dich gleich erkannt; denn obgleich der Kleidung nach keine Tschingana mehr, bist du doch das leibhaftige Abbild deiner Mutter. Wie es euch ergangen ist, habe ich in der Herberge gehört und der Herr Kammerdiener soll jetzt nach Jahren noch dafür büßen; du aber gehst jetzt mit mir und kehrst nimmer in den Palast zurück. Wir verlassen Petersburg, sobald deine Mutter an Iwan gerächt ist. Komm, Wanka, du bist eine schmucke Dirne geworden, und unser alter Akbar wird für einen Mann sorgen.“

So sehr ich auch von der Wanderlust erfüllt war, mit dem Vater mochte ich doch nicht gehen, und soviel Unterricht hatte ich vom Popen erhalten, daß mir der Racheburst des Vaters nicht gefallen wollte. Ich konnte Iwan nicht leiden, ich erschrack, wenn ich ihn sah; allein er fügte mir kein Leid zu und ging mir stets, wenn es möglich war, aus dem Wege, sah mich gar niemals an. Alle diese Gedanken durchkreuzten während des Vaters Reden meinen Kopf und plötzlich, ohne ihm eine Antwort zu geben, ohne mir selbst klar zu sein, kehrte ich mich von ihm weg, sprang unter die Leute hinein, wo ihrer am meisten waren, entkam dem Vater glücklich und gelangte athemlos in Maruschka's Zimmer, wo ich in einen Stuhl fiel. „Um's Himmelswillen, Wanka, was ist dir?“ rief Maruschka. „Mein Vater!“ keuchte ich. „Dein Vater? Ist er hier? Hast du ihn gesehen? Gesprochen?“

Nach und nach bekam ich wieder Luft und erzählte ihr meine Begegnung

mit dem Vater, seine Drohung gegen Iwan, und daß ich fort sollte mit ihm, wenn die Mutter an Iwan gerächt wäre. „Wanka, du kannst glühende Kohlen auf Iwans Haupt sammeln, wenn du hingehst und ihn selbst vor deinem Vater warnest. Es wäre undankbar von dir, wenn du unserer guten Gräfin, die wie eine Mutter an dir seit so langer Zeit handelt, nicht den Schrecken und Kummer ersparen wolltest, den ihr deines Vaters Blutrache bereiten würde. Auch weißt du ja, daß du im Geiste des Christenthums handelst, wenn du dem, der dir Böses gethan, mit Gutem vergiltst. Und obgleich wir Beide alle Ursache haben, Iwan nicht zu lieben, so wollen wir doch verzeihen und vorzüglich von dem Hause unserer lieben Gräfin alles Unheil entfernen. Oder meinst du, Wanka, nicht auch, es sei gut, deinem Vater eine Unthat zu ersparen? Glaubst du, er werde nicht ausgeforscht, entdeckt und bestraft werden?"

Nachdem wir noch Mehreres darüber gesprochen, besonders aber festgesetzt hatten, daß ich einige Wochen nicht ausgehen sollte, um dem Vater nicht zu begegnen, entschloß ich mich, Iwan in den Gemächern des andern Flügels, den sein Gebieter bewohnte, aufzusuchen. Als ich erschrockenen Herzens eintrat, denn ich hatte ihn seit der Schreckensscene mit der Mutter nicht mehr gesprochen, stand er vor dem Kleiderschranke seines Herrn beschäftiget. „Iwan! rief ich ängstlich, „ich habe dir etwas zu sagen." Hastig wendete er sich nach mir um, starrte mich an, sagte aber kein Wort. „Iwan, mein Vater ist wieder gekommen und will wegen der Beschuldigung meiner Mutter, wegen ihrer Strafe, ihres Todes, an dir Rache nehmen. Es ist das erste Mal, daß ich mit dir darüber rede. Höre mich! So gewiß ich überzeugt bin, daß meine Mutter unschuldig war, und daß du die mittelbare Ursache ihres Todes bist, eben so gewiß will ich nicht, daß mein Vater dein Blut vergieße. Sei also auf deiner Hut!" Damit ging ich hinaus, ohne seine Antwort abzuwarten.

Nach einigen Stunden war Iwan aus dem Palaste verschwunden. Er hatte dem Grafen die Gefahr entdeckt, von der er bedroht war, und dieser ihn wegen eines Geschäftes auf eines seiner entfernten Landgüter geschickt, wohin außerdem ein anderer Diener bestimmt gewesen wäre. Zugleich aber benachrichtigte Graf Petrowsky den Polizeipräsidenten von dem Vorsatze meines Vaters, und plötzlich erschienen Gendarmen in der Tschinganoherberge, arretirten alle Zigeuner und führten sie über die Grenze des Burgfriedens von Skt. Petersburg, mit der Warnung, sich nicht mehr im Gebiete der Stadt betreten zu lassen, wenn sie nicht Aergeres gewärtigen wollten.

Des andern Tages, nachdem Maruschka alles dieses von der Gräfin erfahren hatte, und wir den Vater sammt seinen Gefährten weit von Petersburg glaubten, erhielt ich durch einen Kaminkehrerjungen, der mit mehreren die Kamine des Palastes reinigte, einen Zettel in die Hand gesteckt. Es war so schnell geschehen, daß ich kein Gesicht erkennen konnte. Der Zettel lautete: „Wanka hält es mit den Feinden ihres Stammes; sie verräth den

Vater an den Mörder der Mutter, die doch nicht Ruhe im Grabe finden kann, so lange derselbe den Boden betritt, in dem sie liegt. Der Vater und Akbar sind nicht in die Falle gerathen, und Petersburg birgt sie noch in seinen Mauern. Hat Wanka Maruschka und die Gräfin wirklich so lieb, so wird sie um ihretwillen morgen Abends auf der Isaaksbrücke sein, wo von 5 Uhr bis zum Mondenaufgang auf sie gewartet wird. Kommt Wanka nicht, und ich weiß, daß sie den Zettel erhalten hat, denn eine vertraute Hand überbringt ihn, so sitzt übermorgen der rothe Hahn auf dem Dache des Palastes Petrowsky."

Bestürzt und völlig rathlos hatte mich dieser Zettel gemacht. Was sollte ich thun? Es wieder Maruschka sagen, und so die Unruhe in den Palast bringen? Natürlich würden weitere Nachforschungen angestellt werden, und wenn sie gefunden würden, die Zigeuner — wäre dann der rothe Hahn gewiß entfernt? Nein! Es ist also besser, Wanka geht auf die Isaaksbrücke und sucht den Vater zu vermögen, wieder fortzugehen. Was will er überhaupt hier, wo er uns so hilflos zurückließ? Liebe zu uns führte ihn gewiß nicht zurück, warum soll ich mit ihm fort? Meine Wanderlust war mir bei seinem Anblicke gänzlich vergangen, mein einziger Gedanke war nur, wie ich seiner los werden und das Haus meiner Wohlthäter vor Unglück bewahren könne. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen, den ganzen Tag verrichtete ich wie träumend meine Geschäfte, so daß Maruschka einige Male sagte: „Wanka, wie bist du denn heute nur?" Aber nachdem die Gräfin in das Theater gefahren und Maruschka mit Aufräumen beschäftiget war, eilte ich in meine Kammer, steckte alles Das von meinem Eigenthume zu mir, von dem ich glaubte, es könne des Vaters Habsucht befriedigen und ihn milder stimmen. Ehe ich den Palast verließ, schrieb ich an Maruschka einige Zeilen, welche so hießen: „Wanka geht — um Unruhe und Schrecken von dem Hause ihrer Wohlthäter abzuwenden. Ist es ihr gegönnt, wird sie wiederkehren. Sie nimmt Nichts mit, als was sie durch die Gnade ihrer Versorger ihr Eigenthum nennen darf; und von diesem nur, was ihr nöthig scheint, um ein erbittertes, habsüchtiges Gemüth versöhnlicher zu stimmen."

Ich kam zur Isaksbrücke. Da, wie an allen öffentlichen Plätzen und Straßenecken hielten mehrere Iswoschtschiks oder Droschenfuhrleute. Einer von ihnen mit langem Barte und wie gewöhnlich die Nummer auf dem Rücken, rief mich an: „Hier herein, Mädchen, oder will Wanka wieder fort?" Fast wäre es so gewesen; nur der Gedanke, endlich einmal zum Ziele und Ende zu kommen, hielt mich zurück und ich stieg in die Droschke, die eher einer Kibitke ähnlich war. Der Vater, denn er war es, hatte von einem Iswoschtschik aus alter Bekanntschaft Pelz und Karren nnd Pferd in so ferne zu leihen bekommen, als der eigentliche Herr derselben in dem Fuhrwerk neben mir saß und eine Nebenrolle spielte. Wir fuhren schweigend nach Großochta,

das am rechten Newaufer liegt, von Fuhr- und Zimmerleuten, auch Bauern bewohnt wird und eine Vorstadt Petersburgs bildet. Dort hielt der Vater vor einem unansehnlichen Bauernhause und hieß mich aussteigen; der ächte Iswoschtschik spannte sein Pferd aus; denn wir waren in seinem Eigenthum — und der Vater führte mich in eine Stube, wo ich den alten Akbar traf.

„Kömmst du, Sudarina?" fragte der greise Zigeuner; „du hast lange gebraucht, bis du dich entschlossen hast, zu deiner Familie zurückzukehren; doch jetzt, denke ich, wirst du dir gefallen lassen, mit uns zu gehen; denn nicht mehr lange wollen wir in Petersburg bleiben, da wir dich bei uns haben. Vor Allem aber sage, wo ist Iwan hingeschickt worden? Daß er auf ein Gut des Grafen gesendet wurde, wissen wir; denn wir haben unsere Leute auch unter euerer Dienerschaft; aber wohin, auf welches Gut, das hoffen wir von dir zu erfahren; denn deine Mutter ist ungerächt, sie muß Ruhe bekommen, ehe wir Petersburg und Rußland verlassen."

Wenn ich es auch gewollt hätte, so würde ich ihnen Iwans Aufenthalt nicht haben nennen können, weil ihn dieser geheim gehalten hatte, und ich geflissentlich jeder Nachfrage auswich, um ja mit Wahrheit sagen zu können, daß mir nichts davon bekannt sei. Ich versicherte dieß also ganz ruhig und fügte hinzu: „Lieber Vater, höre auf, ferner solche Gedanken zu haben und verlasse Petersburg. Sieh, ich will dir Alles auf die Reise mitgeben, was mein ist und ich mir durch die Güte der Gräfin und Maruschka's zusammen sparte, nur entferne dich um deiner eigenen Sicherheit willen und laß mich hier. Hast du uns doch vor fast fünf Jahren hilflos zurückgelassen und dich nicht mehr um uns bekümmert, um mich und die Mutter; so wird es dir um so weniger schwer fallen, mich" . . . Ein Faustschlag des Vaters schnitt meine Rede ab. „Unreife Dirne!" schrie er, „weißt du so gewiß, ob ich euch mit Willen hier zurückließ? Frage den Matrosen Basilowitsch, den du wenigstens dem Namen nach kennen wirst, ob ich nicht im Begriffe war, nach Hause zu gehen, als — doch was brauche ich dir dieß Alles zu erklären? Genug, du bleibst hier und gehst nach vollbrachter Arbeit mit uns weiter!"

Bei diesen Worten trat der alte Akbar mit dem Weibe des Iswoschtschik herein, die die Suppe auf den Tisch stellte, wir setzten uns Alle herum; ich aß ohne zu wissen, was — denn ich war ganz betäubt von der plötzlichen Wandelung meiner Lage. Alsdann führte mich der Vater in eine Kammer, hieß mich niederlegen, verschloß von außen die Thüre und ließ mich allein, nachdem er meine ihm angebotenen Ersparnisse zu sich gesteckt hatte. Da saß ich nun auf meiner Lagerstätte, und heiße Thränen begannen mir auf die gefalteten Hände herabzurollen. Der Umgang mit Maruschka, die schon eine bessere Erziehung ohnehin genossen hatte, und deren Bildung durch den Verkehr mit ihrer Gebieterin noch erhöht worden, war auch auf mich nicht ohne Wirkung geblieben; ich hatte Besseres kennen gelernt, als den Umgang mit

Leuten meines Stammes, und war mir auch immer die Neigung des Zugvogels geblieben, der mir ja vermöge des auf meinem Volke haftenden Fluches innewohnen mußte, so wollte ich doch nicht in der alten Weise wieder herumziehen. Nachdem ich mich satt geweint, sank ich auf das Strohlager nieder und entschlief. Ich mochte lange geschlafen haben, denn ich war völlig munter, als ich erwachte. Der Vater brachte mir Suppe, hieß mich aufstehen und sagte, er würde später wieder kommen und mich abholen.

Am Abend dieses Tages verließen wir dann Petersburg und trieben uns längere Zeit auf den benachbarten Dörfern herum, wo der Vater Pfannen flickte, zerbrochenes Geschirr band, der alte Akbar Körbe flocht, wo ich sang und wahrsagte, welches letztere mich der alte Zigeuner lehrte.

Da kam dieser einmal mit der Nachricht nach Hause, daß Iwan nach Dalmatien an die Eltern der Gräfin in Familiengeschäften gesendet worden sei, und die Reise erst vor einigen Tagen dahin angetreten habe. Nun war dem Vater und Akbar jeder weitere Aufenthalt um Petersburg ganz nutzlos, und wir zogen lange Zeit in Rußland, Liefland, Polen und Galizien herum, bis wir endlich nach Ungarn kamen, wo der alte Akbar Stammesgenossen fand, mit denen wir gemeinschaftliche Sache machten.

Bisher hatten wir uns noch immer durch Arbeit oder Wahrsagen, auch durch Betteln fortgebracht, und außer einigen Hühnern und sonstigen Lebensmitteln hatte Akbar und der Vater Niemand etwas entwendet; nun aber waren wir unter eine völlige Diebsbande gerathen, und Akbar und der Vater schienen jetzt erst recht aufzuleben. Ersterer wurde zum Altvater, mein Vater zum Hauptmanne der sechzig Personen starken Zigeunerbande ernannt, wir lagerten in Wäldern und machten die Landstraßen unsicher. Eines von den Weibern, groß und schlank und von dem ganzen Troß hoch geehrt, Madge mit Namen, fand Gefallen an meinem Vater; er heirathete sie nach Zigeunerweise, und mich wollte sie ihrem Bruder geben. Doch mir eckelte vor diesem Treiben und ich fand ein gleichgestimmtes Wesen in einem jungen Zigeuner, Naky genannt. Wir kamen überein, die erste Gelegenheit zu benützen, um uns von der Bande zu entfernen, und sie ward uns ehe wir es dachten. Es war ein Anschlag verabredet worden auf ein Schloß, das mitten im Walde, doch nicht ferne von der Landstraße lag. Das Weib meines Vaters nahm es über sich, die Gelegenheit zum Einbruch auszuspüren, und ich sollte mit ihr gehen und Einlaß zu bekommen suchen. Ich durfte rechnen, daß Naky mich nicht allein ziehen lassen würde, und folgte der Madge. Unterweges erzählte sie mir, daß der Bewohner des Schlosses ein reicher Graf und kinderlos sei, daß seine Frau keinen andern Wunsch habe, als ihrem Gatten einen Erben zu geben, daß sie schon deswegen viele Wallfahrten gethan habe, daß ich ihr wahrsagen solle, ihr Wunsch werde erhört werden, wenn ihr Gatte sich entschließen würde, im Neumonde selbst mit ihr zu einem entfernten Gna-

denbilde zu wallfahrten. Diese Zeit wollten sie dann benützen, um sich der Schätze zu bemächtigen, die das Schloß berge. Ich sollte also dazu beitragen, diese Leute unglücklich zu machen! Es war mir nicht möglich, ich schauderte vor dem ersten Schritte, den ich auf der Bahn der Diebsgesellschaft vorwärts machen sollte, und war fest entschlossen, die Schloßbewohner eher zu retten, als zu verderben.

Naky kam, wie ich erwartete, nach. Ich wußte, daß ich ihm trauen durfte, und sagte ihm meinen Entschluß, die Schloßleute zu warnen, und dann so lange bei ihnen zu bleiben, bis unser Stamm die Gegend würde verlassen haben. Er billigte meinen Plan und sagte, er wolle mein Loos mit mir theilen und begehre nur, immer bei mir zu sein. Ich war nahe an fünfzehn Jahre, Naky zählte um eines mehr; Madge mochte wohl schon an die sechsunddreißig haben. Wir waren in unserer morgenländischen Tracht, d. h. wir hatten unsere gewöhnlichen Lumpen abgethan, und uns mit den Feiertagskleidern geschmückt, die wir für außerordentliche Gelegenheiten aufsparten, weil wir hätten befürchten müssen, nicht vor die Gräfin gelangen zu können, wenn wir schmutzig und zerrissen gekommen wären. Ich kann sagen, daß, als wir uns im Bache besahen, wir drei recht hübsche Leute waren, und gar nicht wie Diebe oder Betrüger einherkamen.

Als wir in den Schloßhof traten, sammelten sich sogleich Diener und Mägde um uns, und der Ruf: „Zigeuner! Zigeuner!“ ertönte rings um. Wir baten um Zehrung und versprachen dagegen viel Glück und Segen. Alles wollte sein Glück prophezeien hören; wir wahrsagten alle drei aus den Händen, und da wir keinem etwas Böses kündeten, so waren Alle lustig, um so mehr, als wir auch Tänze aufführten und Lieder sangen, was aber nur geschah, um die Herrschaft herbeizulocken. Endlich gelang es, und als die junge Frau erschien, tanzte ich ihr entgegen, und sang ihr leise zu, daß sie nichts von dem glauben, was ihr gewahrsagt werden würde, und mir Veranlassung geben sollte, eine kleine Weile mit ihr allein zu sein. Die Frau sah mich groß an, doch ich tanzte gleich weiter. Madge näherte sich der Gräfin und bat sie um die Erlaubniß, ihr wahrzusagen. Sie fügte hinzu, daß ich besonders mit dieser Gabe gesegnet sei, und ich trat also vor und prophezeite, was mir Madge vorgesagt hatte. Die Gräfin schien sehr erfreut und sagte, daß ich mit ihr in das Schloß hinaufgehen sollte, damit sie mich noch eigens beschenken könne. Madge warf mir einen Blick zu, der ihre Zufriedenheit ausdrückte, und ich folgte der Gräfin, welcher ich Alles entdeckte. Sie erschrack heftig, nahm mich mit sich zu ihrem Gemahle, wo ich Alles wiederholen mußte, und in kurzen Worten auch die Geschichte meines Lebens erzählte. Ich ward reichlich beschenkt, und mir für mich und Naky aller Schutz zugesichert, wenn ich einige Tage vorher, ehe die Bande den Ueberfall beabsichtige, mich mit ihm im Schlosse einfinden wolle. „Beunruhige dich

nicht, meine Liebe!" sprach der Graf zu seiner Gemahlin, „noch gibt es Zuchthäuser, wo man das Gesindel unschädlich machen kann!"

Diese Worte zuckten wie ein Blitz durch meine Seele, und ich sah jetzt erst ein, welch ein Loos meines Vaters harrte! Daran hatte ich nicht gedacht; Unglück und Verbrechen wollte ich abwenden, von der Diebsbande wollte ich loskommen, mit der sich mein Vater verbündet hatte, doch ihn in das Gefängniß bringen, das kam mir nicht in den Sinn.

Die Worte des Grafen kamen mir nicht aus dem Gedächtnisse. Ich bereute durchaus nicht, daß ich den Anschlag verrathen hatte; aber der Vater mußte in Kenntniß gesetzt werden, daß ich es gethan hatte; das glaubte ich meiner verstorbenen Mutter schuldig zu sein. Aber wie sollte das geschehen? Ich selbst wagte es nicht; denn ich fürchtete die Ausbrüche seines Zornes. Ich überlegte während des ganzen Rückweges, so daß Madge öfter mich fragte, was ich denn hätte, daß ich trotz unseres guten Glückes so gar nicht vergnügt scheine. Endlich kam ich zu dem Entschlusse, Naky solle dem Vater in meinem Namen sagen, was ich gethan hätte, und ich ließe ihn bitten, keinen Theil an dem Vorhaben zu nehmen, ich sei ins Schloß zurückgegangen, habe dort Schutz gefunden und sei des herumziehenden Lebens satt; ich würde nie wiederkehren. Ins Lager zurückgekommen, das wir in einer thalähnlichen Vertiefung mitten im Walde aufgeschlagen hatten, ergriff ich die erste Gelegenheit, wo ich Naky allein fand, und trug ihm Alles auf, was ich soeben erzählte, sagte ihm auch, daß ich morgen zur Gräfin zurückgehen werde. „Und du wolltest wirklich bei der Gräfin bleiben?" fragte mich Naky. „Kannst du so leicht dich von mir trennen, da ich doch ganz dein eigen bin? Habe ich je an irgend Etwas Theil genommen, das dir mißfiel? Wollten wir uns nicht erst vorgestern noch heirathen? Oder glaubst du, ich würde lange Schutz bei dem Grafen finden? Und ich kann auch nicht mehr bei unserm Volke bleiben, wenn du nicht mehr bei ihm bist!" So jammerte und klagte Naky; doch versprach er treulich, dem Vater Alles zu sagen, dann wieder ins Schloß zu kommen und mir zu berichten, was der Vater geantwortet habe. Er wolle dann auch für einige Zeit dort bleiben, wenn es gestattet würde.

Es geschah so. Ehe noch der Tag graute, schlich ich mich aus dem Lager; in einigen Stunden war das Schloß erreicht, und in der Mittagsstunde wollte Naky erst meine Botschaft ausrichten, damit ich vor Nachsetzung sicher sei. Ich ward vor die Gräfin geführt, bei welcher sogleich auch der Graf erschien, um weitere Nachrichten zu hören. Ehrlich erzählte ich, was ich gethan, und fügte hinzu, daß sie nun wahrscheinlich vor einem Einbruch sicher seien, da der Vater wüßte, daß ich sie gewarnt habe. Dem Grafen wäre es lieber gewesen, wenn ich meinem Vater nicht von meinem Verrathe Nachricht gegeben hätte; denn bereits hatte er die Landreiter auf die Streife

bieten lassen, die nun wahrscheinlich das Nest leer finden würden; doch tadelte er nur mäßig mein Benehmen, während mich die Gräfin darum lobte und mich bedauerte, einen solchen Vater zu haben.

Des andern Tages kam Naky. Wie der Graf geahnet hatte, war es geschehen. Die ganze Bande, schon im Geiste die Landreiter sehend, hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Lager abzubrechen und weiter zu ziehen. Doch war mein Vater wüthend, verfluchte mich und legte es jedem Zigeuner als strenge Pflicht auf, mich einzuliefern, wo sie mich fänden, und wenn es auch nach Jahren wäre. Naky wurde geschlagen und eingesperrt, weil er erst nach einigen Stunden gesagt hatte, wohin ich gegangen war, und erst im Tumulte des Weiterziehens war es ihm gelungen, sich zu entfernen. Wir durften einige Zeit im Schlosse der Gräfin bleiben, so lange nämlich, bis die Zigeuner aus der Gegend waren, nach denen wirklich durch die Landmiliz gefahndet worden war. Doch hörten wir nicht, daß einer von ihnen eingebracht worden sei. Naky und ich wendeten uns nach Dalmatien zurück nach dem Dorfe Karasitza, meinem Geburtsorte. Dort ist mein Hanosch geboren, dort habe ich meinen Mann, meinen Naky, verloren, der vom Giebel des Gemeindehauses fiel, auf dem er als Maurer arbeitete. Nachdem mein erster Schmerz überwunden war, mochte ich nicht mehr in Karasitza bleiben, ich nahm meinen Hanosch und wanderte Deutschland zu. Schon lange ziehe ich herum, da führte mich Gott zu Euch, ihr guten Leute, die ihr so viele Liebe und Barmherzigkeit mit mir und meinem kranken Kinde hattet, was er, der Herr der Welt, euch statt meiner vergelten wird!“ —

Am nächsten Tage schied Wanka, nachdem sie noch die Erlaubniß erhalten hatte, wieder zu kommen, wenn sie Hilfe nöthig hätte und wann sie wollte; auch blieb sie lange noch der Gegenstand der Unterhaltung im Heimbuchner Bauernhofe.

So verging der Frühling, Sommer und Herbst; mit dem Winter stellte sich eines Abends Wanka mit ihrem Kinde wieder ein, das schon ein kräftiger Junge geworden war. Sie bekam wieder Arbeit und mit dem Frühlinge zog sie wieder fort. So ging es an die sieben Jahre; man wußte gar nicht anders, als daß Wanka jeden Winter kam und jedes Frühjahr fortzog. Mit der Zeit hatte sich Vieles geändert im Schulzenhofe; die Alten hatten sich in ihr Ausnahmshaus zurückgezogen und den Bauernhof der Sabine übergeben, die einen recht wackern Bauernburschen aus dem Dorfe geheirathet hatte. Dieser war auch nicht dagegen, wenn Wanka dablieb, die ihr Brod reichlich verdiente; und auch Hanosch half schon wo er konnte, sowohl im Stalle, als im Hause, und hatte seine Freude, wenn er sah, daß man ihn gebrauchen konnte. Er durfte die Winterschule besuchen und lernte schnell und gerne.

Den achten Winter verzögerte sich Wanka's Ankunft länger als gewöhnlich, und schon dachten die guten Leute auf dem Heimbuchnerhofe, sie

bliebe dieses Mal ganz aus. Da kam sie endlich; aber statt der frischen, rüstigen Wanka war es ein abgezehrtes Weib, das, auf einer Seite auf ihren Knaben, auf der andern auf einen Stab sich stützend, in den Hof hereinwankte. Alle erschracken an ihr; sie aber wendete sich an die alte Bäuerin und sprach: „Gepriesen sei der Herr, der mich euere Heimath erreichen ließ! Kaum vermochte es meine schwache Kraft noch, euch mein Kind zu überbringen. Nehmt, ich bitte um Jesu Willen, euch des Knaben an, der sonst nichts hat, wo er sein Haupt hinlegen kann, und gönnt der Sterbenden ein Plätzchen, wo sie in Frieden hinübergehen möge.“ Bei diesen Worten sank sie zusammen, und Hanosch, der die Mutter schon gestorben glaubte, fing bitterlich zu weinen an. Man trug die Arme in das Nebenhaus, wo man ihr geistliche und leibliche Hilfe spendete; doch nach einigen Tagen entschlief sie, indem ihr sowohl von den alten als jungen Bauersleuten der Trost gegeben worden war, daß ihr Kind in ihrem Hause eine Freistätte gefunden habe.

Und sie hielten Wort. Hanosch ward zur Schule angehalten, als Hirtenknabe, später als Knecht verwendet, und nie hatten sie Ursache, die auf ihn gewendete Sorgfalt zu bereuen. Er hatte das dankbare Gemüth seiner Mutter, deren Grabeshügel am Eingange des Kirchhofes er gleich einem Garten schmückte, und auf dem er seine freien Augenblicke verbrachte. Als nach Jahren die alten Leute starben, hatten sie im Testamente auch seiner gedacht, und oft hätte er sich anderwärts vortheilhaft verdingen können, doch der ehemalige Schulzenhof war und blieb seine Heimath, und er hätte ihn mit keinem Orte in der Welt vertauschen mögen.

So waren viele Jahre vergangen. Hanosch, dessen Zigeunername schon längst in dem deutschen „Hannes“ aufgegangen, war zum Manne gereift, und die muntere Sabine, die den Buben Hanosch als Kind pflegen half, eine ehrbare Matrone geworden, deren älteste Tochter, Marianne, schon wieder ein sechzehnjähriges Mädchen war, als der Feind in's Land kam. Wer Wagen und Gespann besaß, mußte damit Vorspann leisten, und so kam es, daß an einem und demselben Tage oft auf einem Bauernhofe weder der Bauer noch der Knecht zu Hause war. Auch beim Sulzerbauer, so hieß Sabinens Mann, war Alles mit Vorspann auswärts, bis auf Hannes, der bei den Weibern und dem Hofe bleiben mußte. Schon war es fast Abend und alle Augenblicke erwartete man den Hausherrn mit den Knechten und Pferden zurück, als man plötzlich Pferdegetrappel hörte, und französische Nachzügler in den Hof hereinkamen.

„Freß,“ „sauf“ und „übse Mamsell!“ das waren die gewöhnlichen Forderungen, mit denen die Franzosen in die Wohnungen eindrangen; und Einer von den Dreien, die in den Hof hereingekommen waren, hatte gerade Mariannen erblickt, die — im Glauben, es käme der Vater — so eben zur

Hausthüre heraus wollte, aber beim Anblicke der fremden Gäste sogleich wieder zurückfuhr.

„Ah, übse Mamsell!“ wiederholte der Soldat vom Pferde springend, und Mariannen nacheilend. „Nichts da, übse Mamsell!“ rief Hannes mit einer Stentorstimme, indem er schnell wie der Blitz aus der Stallthüre weg, vor die Hausthüre gesprungen war, und die Streugabel gegen den Franzosen schwang. „Ah, bougre! kaput!“ schrie der Franzose, den Säbel ziehend und auf Hannes einhauend, der sich mit der Gabel vertheidigte, aber da auch die anderen Beiden dem Kameraden zu Hilfe eilten, doch unter einem Säbelhiebe zu Boden sank.

Da kamen zum größten Glücke der Bauer und die Knechte gefahren, welche, als sie sahen, was geschehen war, sogleich mit den Peitschen über die Franzosen herfielen, und sie so in die Augen schlugen, daß sie nicht mehr sehen konnten und froh waren, die Hofthüre zu erreichen. Doch mußten sie einen der Kameraden zurücklassen, den Hannes mit der Streugabel in das Auge getroffen hatte, daß er sich vor Schmerzen im Grase krümmte. Der Bauer hob den in seinem Blute liegenden bewußtlosen Zigeuner auf und trug ihn mit Hilfe der Knechte in die Kammer. Er hatte einen Hieb über den Kopf und in die Schulter erhalten. Sabine und Marianne verbanden bis zur Ankunft des Wundarztes, so gut es gehen wollte, mit zitternden Händen den Unglücklichen; auch dem Franzosen wollte man Hilfe bringen; doch diesen hatten unterdessen seine Kameraden mit den Pferden geholt, und in kurzer Zeit verkündete nur das zertretene Gras und die Blutlache vor der Hausthüre das geschehene Unglück; kein Marodeur war mehr zu sehen; doch hatten sie die stehen gebliebenen, angespannten Wägen des Bauers mitgenommen.

So hatte Hannes seine Treue gegen seine Wohlthäter mit seinem Blute besiegelt, und lange brauchte er, bis er vollkommen wieder hergestellt war. Aber hatte er bisher alle Vortheile eines treubewährten Familiengliedes genossen, so trat er seit dieser Zeit in die Rechte eines Bruders; und wie konnte Marianne die Narbe sehen, die sich von der Schläfe über die Wange herzog, ohne dabei zu bedenken, daß er sie bei ihrer Vertheidigung erhalten hatte?

Der folgende Sommer jedoch, da die Gegend von den Kriegsunruhen befreit war, die Felder die günstigste Ernte versprachen, und man auch im Sulzbauernhofe leichter zu athmen dachte und von den gehabten Verlusten und Unannehmlichkeiten mit jener Befriedigung sprach, mit welcher man sich eines überstandenen Ungemaches erinnert, dieser Sommer sollte, so lag es im Willen der göttlichen Vorsehung, die aufopfernde Treue von Wanka's Sohne in das höchste Licht setzen.

Der August war mit einer so drückenden Hitze gekommen, daß sogar

Quellen versiegten und jenes Dorf, wozu der Sulzbauernhof gehörte, in den äußersten Wassermangel versetzt wurde, da es ohnehin nur von einem einzigen Bache bewässert war und sein Trinkwasser aus Cisternen erhielt. Nie hatte man so viel von wüthenden Hunden gehört, wie in diesem Jahre, und deßhalb wurden auch auf dem Bauerngute Sabinens die Hunde fleißig an der Kette gehalten, stets mit Wasser versehen und die Hofthüren gewissenhaft verschlossen, um ja keinem herumstreifenden Hunde Einlaß zu gestatten, und so ein großes Unglück herbeizuführen.

An einem Abende nun, als die größte Hitze vorüber war, spielte Sabinens jüngster Knabe im Hofe; Hannes saß auf einer Bank daneben, dem Kinde freundlich zulächelnd und mit demselben plaudernd; er sah nicht, daß eine Magd beim Hinausgehen die Hofthüre offen gelassen hatte, da er mit dem Rücken gegen dieselbe saß, und wurde nur durch Sprünge und ein heiseres Keuchen aufgefordert, sich umzuwenden. Zu seinem größten Entsetzen sah er, nur wenige Schritte von dem spielenden Kinde, einen großen Hund mit heraushängender bleifarbener Zunge! Aufspringen, sich zwischen das Kind und den Hund werfen, war das Werk eines Augenblickes. Aber auch nur eines Augenblickes bedurfte es, damit der Hund nach dem ausgestreckten Arm fuhr, der ihm fast bewußtlos entgegen gehalten wurde. Er biß Hannes in die rechte Hand; doch die linke hatte ihn mit übermenschlicher Kraft im Nacken gefaßt und zu Boden gerissen; dabei rief er, so laut er konnte: „Nehmt das Kind auf!“ „Ein wüthender Hund!“ Eilig kamen die Leute heraus; aber starr vor Entsetzen blieben sie in der Ferne stehen; nur die Mutter hatte in ihrer Mutterliebe die Kraft, hinzueilen und das Kind aufzunehmen. „Herr!“ rief Hannes dem Bauer zu, „macht ein Ende, holt die Flinte und schießt das Best todt! Noch habe ich die Kraft, es zu halten.“

Der Bauer eilte hinein, holte die stets geladene, in der Schlafkammer hängende Flinte, stellte sich neben Hannes und schoß dem Hunde das Rückgrat durch. Er verendete und der gebissene Hannes schlich in seine Kammer, innig dem Herrn dankend, daß es ihm gelungen war, das Kind vor dem Bisse des Hundes zu bewahren, doch aber auch innerlich bangend vor dem schweren Tode, dem er ganz gewiß entgegen zu sehen meinte.

Indessen war Marianne zum Schulmeister gelaufen, der einen Sanct Hubertusschlüssel hatte. Mit diesem ward Hannes gebrannt, seine Kleider wurden ausgezogen und vergraben, und nachdem er noch ärztliche Hilfe gebraucht, auch die geistliche nicht verschmäht hatte, so wurde er ganz beruhiget, als neun Tage verstrichen waren, und er sich ganz wohl befand. Schon glaubte man, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein, da ward Hannes nach einigen Wochen tiefsinnig und schwermüthig, und nach Verlauf der neunten Woche brachen an ihm alle Zeichen der Wuth aus. — Man kann sich das Entsetzen der Leute im Sulzbauernhofe denken! — Zuweilen

hatte er ruhige Momente; wenn aber der Wuthanfall kam, so rief er: „Es kommt, es kommt! O nahe sich doch Keines!“ Dann gerieth er in die entsetzlichste Raserei, und so erlag er endlich nach neuntägigen, schauderhaften Leiden.

Der treue Knecht kam in das Grab zu seiner Mutter und der Sulzbauer ließ ihm einen Stein setzen, mit folgender Inschrift:

„Hier ruht Hanosch Naky, der Sohn der Zigeunerin Wanka. Er war der treueste Diener, der bewährteste Freund, und opferte sein Leben für den Sohn seiner Dienstherrschaft. Er starb als katholischer Christ an der Wasserscheu im Jahre 18.. den 16. August.“

Nie mehr hörte man von Wanka's Vater, noch von ihren Wohlthäterinen. Kömmt Letztern diese Erzählung zu Gesichte, so werden sie der Treuen und ihrem Sohne ein frommes Gebet nicht versagen.

Romanzen und Balladen.

Von Robert Köhler.

Die sieben Schwestern.

Auf einem hohen Schloß am Rhein
Da wohnten sieben Schwestern fein.

Ob ihrer Schönheit allbekannt
Hat Schönberg man das Schloß genannt.

Eins fehlte diesem Schwesternkranz:
Der holden Minne Zauberglanz.

Wohl mancher Ritter ward bethört,
Die Liebe Keines ward erhört.

Da rächte furchtbar das Geschick
Das stolz verschmähte Minneglück. —

Einst sieben Ritter lobesan
In einem Nachen landen an.

Sie klimmen zu der Burg empor
Und stellen sich den Fräulein vor.

Sie fleh'n mit liebender Gewalt —
Umsonst! — die Schwestern bleiben kalt. —

Da donnert's dumpf, die Veste dröhnt,
Und höllische Musik ertönt.

Die Jungfrau'n seh'n in wilder Hast
Sich von den Jünglingen umfaßt.

Die schwingen unter Sturmgebraus
Sie tanzend zu der Burg hinaus,

Und wirbeln sie im luft'gen Reih'n
Tief in des Stromes Bett hinein. —

Als durch den düstern Wolkenflor
Die Sonne freundlich schaut hervor,

Da ragen aus der Wellen Schooß
Der Felsen sieben, klein und groß.

Die liebeleere Schwesternschaar
In selbige verwandelt war.

Man nennt am Rheine weit und breit
Die sieben Jungfern sie noch heut'.

Des Teufels Rheinfahrt.

Es glüht der Lurleifelsen im letzten Abendschein,
Wo zwischen Rebenhügeln vorüberrauscht der Rhein;
Dort fuhr einsmals der Teufel im leichten Segelkahn,
Er sann, den Strom zu sperren, auf hinterlist'gen Plan

Er lehnet seinen Rücken hart an die Felsenwand
Und rüttelt an dem Berge, der gegenüber stand;
Der Berg beginnt zu wanken — da singt die Lorelei,
Der Teufel lauscht betroffen der Wundermelodei.

Die Arbeit zu vollenden, verläßt ihn wohl der Muth,
Von Liebe fühlt er glühen und wallen heiß sein Blut;
Gern hätte er zum Liebchen die Lurlei sich erwählt,
Wenn über die Sirene die Macht ihm nicht gefehlt.

Als leis ihr Lied verklungen, der Teufel flugs verschwand,
Um nicht gebannt zu werden an diese Felsenwand;
Doch zeigte sich den Schiffern gar wundersam alsbald
Tief eingebrannt im Felsen die nächtliche Gestalt.

Der Stockenfels.

Auf einem hohen Berge im schönen Bayerland
Liegt eine Burgruine, der Stockenfels genannt;
Drin ist es nicht geheuer, unheimlich jedem graut,
Der die hineingebannten, verwunsch'nen Spieler schaut.

Die Karten sind von Eisen, die Marken, Becher glüh'n,
Doch gilt's nicht bloß zu spielen, — nein, saueres Bemüh'n!
Vom Stockenfels ein Brunnen tief zu dem Berggrund geht,
Wo Mann an Mann gereihet auf einer Leiter steht.

Der unterste schöpft Wasser und reichet es hinauf,
Der oberste verschüttet's im steten Wechsellauf,
Die Eimer rastlos wandern die ganze Woche lang — —
Sagt an, wer sind die Männer, erduldend solchen Zwang? —

B i e r b r a u e r, die im Leben einst sich vergangen schwer,
Von Regensburg, von Straubing, von Cham und Landshut her;
Dieweil zu viel des Wassers gemischt sie in's Gebräu,
Quält sie als Abgeschied'ne noch des Gewissens Reu'.

Dom zu Aachen.

Zu Aachen vor den hohen Rath
Einsmals ein reicher Fremdling trat,
Der, um den Dombau zu vollenden,
Anbot gar reiche Goldesspenden,
Wenn sich der Rath auch seinerseit
Zu einem Opfer fänd' bereit.

Man fragte, was er wohl begehre?
Da sprach er: „Ei, nicht viel, auf Ehre!
Des Ersten Seele sei mein eigen,
Der in dem Tempel sich wird zeigen!" —
Da sah der Rath mit Schauder nun,
Daß mit dem Teufel er's zu thun.

Er zaudert lange, sinnt und sinnt,
Wohl manchen klugen Plan er spinnt,
Und sieht, als Alles wohl erwogen,
Sich in des Teufels Netz gezogen. —
Bald steht, umwogt vom Menschenstrom,
Vollendet der gewalt'ge Dom;

Da flüstert es von Mund zu Mund:
Hier ist der Teufel in dem Bund'.
Mit Blicken, voller Furcht und Scheu,
Begegnen Priester sich und Lai',
Und Niemand wagt hinein zu treten,
Darin zu seinem Gott zu beten.

Dem Teufel wird die Zeit zu lang,
Vergebens hofft er auf den Fang,
Er steht und lauert, wie auf Kohlen,
Und droht, die Rathsherrn selbst zu holen.
Da in der höchsten Angst und Pein
Kommt diesen ein Gedanke ein.

Sie senden Jäger in den Wald —
Gefangen ist ein Wolf alsbald,
Und als zum Allerheil'genfest
Der Rath die Glocken läuten läßt,
Bringt man ihn aus dem Forstrevier
Und treibt ihn durch die Kirchenthür.

Da fährt der Teufel gierig zu —
Des Thieres Seel' entflieht im Nu;
Er will auch diese jetzt ermorden —
Da sieht er, daß — getäuscht er worden.
Huh! fährt er wild, wie Sturmgebraus,
Aus dem erhab'nen Gotteshaus,

Schlägt zu die Thür' mit Allgewalt,
Daß man noch heute sieht den Spalt.
Drob freuet sich der Rathsherrn Schaar,
Die nun des Teufels ledig war,
Und thät dem Dom zum Angedenken
Den Wolf, in Erz gegossen, schenken.

Das große Loos.

In Preußens Königsstadt da steht ein altes Haus,
Dort ging bei einem Schuster ein Jude ein und aus.
Als einst sich ein Paar Stiefel der Jude hat bestellt,
Fehlt, diese zu bezahlen, es ihm an baarem Geld.

Da kömmt ihm ein Gedanke recht glücklich in den Lauf:
Er hängt dem armen Schuster ein Lotterieloos auf;
Der nimmt es an, statt Zahlung, und leget es beiseit,
Und achtet erst des Looses, als naht der Ziehung Zeit.

Er stürzet nach dem Fenster, wohin er es gelegt,
Und als er's dort nicht findet, der Zorn sein Herz bewegt,
Es zittern Weib und Kinder — sie steh'n von Furcht gebannt,
Den Knieriem schwingt er drohend in seiner strengen Hand.

Da schaut der Kinder jüngstes ihn sanft und bittend an
Und weiset nach der Thüre — fest klebt das Loos daran; —
Goldkind! — ruft da der Vater, — wie war ich doch ein Thor!
Er küßt sein kluges Mädchen und hebt's entzückt empor.

Da klopft es an der Thüre — der Schuster ruft: herein!
Ein Freund bringt ihm die Kunde: das große Loos ist dein!
Und helle Thränen stürzen aus seinem Aug' herfür,
Und aus den Angeln hebet er starkes Arms die Thür.

Drauf mit der Thüre schreitet stracks nach dem Rathhaus er —
Wohl nie die Rathsherrn sahen ein Loos, so groß und schwer;
Die Thüre dient zum Zählbrett, d'rauf den Gewinn man zahlt —
Ein Maler hat das Bildchen gar lieblich abgemalt.

Waldmännlein.

Im Schwarzwald saß im Sonnenschein
Am Mummelsee ein Waldmännlein,
Das spielt' mit Gold in seiner Hand,
Wie Kinder spielen in dem Sand.

Ein Jäger, just nicht pfiff'ger Art,
Alsbald das Waldmännlein gewahrt;
Er spannt den Hahn und zielet, weh!
Gleich einem Frosch hüpft's in den See.

Und aus dem See ruft es empor:
„Ei, Jäger! bist du nicht ein Thor!
Dich reich zu machen war mir leicht,
Wenn du dich freundlich mir bezeigt."

„Doch — da nach mir gezielt du hast,
Sei Armuth dein getreuer Gast!"
Seit dieser Zeit das junge Blut
Kam nie zu Glück, zu Gold und Gut.

Ein Musikfest aus alten Zeiten.

Erzählt von J. J. Zagler.

Churfürst Johann Georg von Sachsen war ein großer Freund der Musik. Er schützte und pflegte diese Kunst, so gut er es vermochte; auch in den Zeiten, während denen an allen Enden und Orten der unglückselige Religionskrieg entbrannte, war er der Musika hold gesinnt und wollte sie nicht missen. Selten verging ein Tag, an dem er sich nicht etwas Erbauliches, Liebliches und Ergötzliches vorsingen, vorgeigen, vorpfeifen oder vorblasen ließ, und an größeren und kleineren Conzerten war an seinem Hofe Jahr ein, Jahr aus kein Mangel, besonders zur Winterszeit. Ein ganz besonderes Wohlgefallen aber hatte er an dem, was in dieser Kunst, nach dem Geschmack der damaligen Zeit, recht außerordentlich und seltsam klang. Wer dieß auf irgend einem Instrumente zu leisten vermochte, der war ihm willkommen, der ward von ihm gut aufgenommen und bewirthet, oder, wenn's ging, gleich gar in Sold genommen.

Einmal kam er auf die Idee, zu Dresden ein großes Musikfest zu veranstalten — ein Fest, wie man vor ihm noch nie Eines in der Welt gehört und gesehen habe. Je mehr und länger er sich mit dieser Idee beschäftigte, desto mehr gefiel sie ihm auch, und als er sie seinem Hofkantor und Conzertmeister, dem hochberühmten Hilarius Grundmaus, mittheilte, gefiel sie diesem fast noch mehr als dem Churfürsten; denn Hilarius Grundmaus hatte soeben seine größte Composition vollendet — ein Oratorium, wie vor ihm auch noch nie Eines auf der ganzen Welt geschaffen und gehört wurde. Holofernes war das Meisterwerk betitelt. Dieß, meinte Grundmaus, wäre da ganz recht, um es bei dem beabsichtigten Musikfest mit allem Glanz und Ehren aufzuführen, und um der Welt damit zu zeigen, welch' große und herrliche Dinge in der Musika zu gedeihen vermögen, wenn ein hochweiser und viel genädigster Churfürst seinen viel mächtigen Schutz und Schirm dazu verleiht.

Nach gehöriger Durchsicht und Prüfung des Grundmausischen Oratoriums, in welchem die ganze Geschichte des Holofernes musikalisch behandelt war, und nach weiterer Berathung über das Ein' und Andere ward beschlossen, daß die churfürstliche Idee zur Wirklichkeit — nämlich ein großes, noch nie gehörtes und gesehenes Musikfest zu Dresden stattfinden und dabei als oberster Glanzpunkt das Grundmausische Meisterwerk mit allen zu Gebote stehenden Mitteln aufgeführt werden sollte. Darauf befahl der Churfürst, sogleich mit dem Einstudiren des großen Tonwerkes zu beginnen, und an alle Musici in Deutschland, Helvetien, Welschland, Böhmen und Polen Einladungen ergehen zu lassen, auf daß sie sich mit ihren Gesellen und Instrumenten bei diesem Feste zu Dresden einfinden und zur Verherrlichung desselben mitwirken möchten. Die Kosten, welche durch dieses Fest entstehen, sollen aus der churfürstlichen Hofkasse bestritten werden. „Nun geht," sprach der Churfürst zu Grundmaus, nachdem dieses Alles berathen und ausgemacht war, „und sorgt dafür, daß sonder Weil Eins wie's Andere nach meinem Wunsch und Willen geschehe! Will haben, daß wir zur Lust und Ergötzlichkeit der Leut' etwas Rechtes und wahrhaft Gescheides zu Stand bringen."

„Das bringen wir auch zu Stand, hochweiser und allergenädigster Herr!" rief Grundmaus ganz entzückt vor Freuden. „Alles wird fürtrefflich zusamm' gehen. Verlasset Euch da ganz auf Grundmaus, Euren unterthänigsten Diener und Knecht! Eure hochchurfürstliche Gnaden wissen, was er zu leisten vermag, so es sich um Höchstderen gnädigsten Willen handelt. — Nur Eins macht mir vor der Hand schier ein wenig Sorg' und Kummer . . ." — „Nun, und das ist?"

„Die Hauptsache in meiner Compositio — der Holofernes. Eure hochchurfürstliche Genaden haben aus der Partitura ersehen, daß ich diesen in Baß gesetzt, also kann er auch nur von einem Bassisten gesungen werden. Dazu ist aber Einer vonnöthen, der seines Gleichen sucht. Woher aber zur Stell'

einen Solchen nehmen? Wüßt' mir keinen aufzutreiben im ganzen heiligen, römischen Reich." — „Ei, da sind wir ja ganz gut bestellt! Haben wir denn nicht hier zu Dresden den fürtrefflichsten Baßsänger von der Welt? Ich meine, den Studiosus Rümpfler."

„Der Rümpfler? Ja, der wär' freilich der best' Holofernes weit und breit. Aber haltet zu Genaden, der will fürder nicht mehr singen, weder da noch dort, und bei Höchstdero Conzerten nicht mehr."

„Was, der Studiosus will nicht mehr? Warum will er nicht mehr?" — „Dieweil's seinem Gesund Schaden thut, sagt er. Aber das ist, zu Euer hochchurfürstlichen Genaden gesagt, nur so eine eitel Ausflucht. Hab' das schon aus ihm vermerkt und herausgeholt. Es stecken da schier ganz andere Ding' dahinter." — „Was steckt dahinter? Heraus damit!"

„Er will nicht mehr, für's Erste .... Bitt' Euer churfürstliche Genaden, mich nicht zu verrathen. Der Rümpfler würd' mich ..... Ihr wisset, er ist schier ein ganz grober, ungeschliffener Gesell. — Also für's Erste will er nicht mehr, dieweil Eure churfürstliche Genaden ihm aus Höchstdero Keller kein Bier mehr verabreichen lassen, und für's Zweite will er nicht mehr, dieweil Ihr ihn nicht zu Eurem Geheimschreiber aufgenommen habt. Das steckt dahinter, hochgenädigster Herr!" — „Ei, beim Satan! Ich kann ja doch keinen Geheimschreiber brauchen, der den ganzen Tag betrunken ist? — Und lasse ich ihm noch weiteres Bier aus meinem Keller verabreichen, so versäuft er am Ende noch sein ganzes Studium und noch oben drein seine schöne Baßstimm' dazu! Das kann und will ich doch nicht auf mein Gewissen laden."

„Studiosus Rümpfler ist da schier ganz anderer Meinung, denn Ew. churfürstliche Genaden. Das Biertrinken sagt er, schadet seiner Stimme nichts, im Gegentheil, sie wird dadurch immer besser, stärker und gewaltiger. Seinem Studium kann's fürderhin auch keinen Schaden mehr anthun, sagt er, dieweil er's ganz und gar an den Nagel hängen will, wegen eines Fehlers, den er im Kopf hat und der seit undenklichen Zeiten in seiner Familie haftet. So sagt er. —" — „So sagt er! Nun, will ihn zur gelegner Zeit darüber selbst ins Examen nehmen. Vor der Hand geht Ihr zur Stell' zu Rümpfler und berichtet ihm: Ich, der Churfürst von Sachsen, befehl' ihm bei meiner Ungnad', den Gesang des Holofernes zu übernehmen, ohne Widerred'; ferners, daß er sonder Weil' das Einlernen dieser Partie beginnen soll! Verstanden? Also geht, Grundmaus!"

„Gott sei's gelobt und gedankt für solch genädigen uud hochweisen Ausspruch! der Holofernes ist gerettet!" triumphirte Grundmaus. „Werd' Euer churfürstliche Genaden hohen Befehl dem bockbeinigen Studioso schleunigst hinterbringen. Er muß d'ran. So ist's recht. Mein Oratorio, das große Musikafest kann, soll und darf dieses Studiosus wegen nicht aufgehalten oder

rückgängig gemacht werden. Werd' mit Euer hochchurfürstlichen Befehl dem Gesellen tüchtig zu Leib rücken!"

Mit diesen Worten und unter vielen tiefen Verbeugungen eilte Grundmaus der Thüre zu. „Thut das!" rief ihm der Churfürst nach. „Könnt' ihm vor der Hand auch ein Paar Fäßlein Bier in Aussicht stellen!" setzte er noch rasch hinzu. „Ein Paar vor der Hand." — „Ganz zu Befehl, hochgenädigster Herr!" erwidert Grundmaus flüchtig, indem er sich rückwärts zur Thür hinaus zwängte und dann raschen Schrittes nach der Wohnung des Studiosus Rümpfler eilte.

Dieser, eine ächt altdeutsche Studenten-Natur, mit langen Haaren und bärtigem Gesichte und von nicht unbedeutender Stärke und Leibesgröße, dabei derb und ungeschlacht in seinen Sitten, lag in seinem einsamen Stübchen eben auf einer mit Leder gepolsterten Bank, als Grundmaus, schnaubend und fast athemlos, zu ihm eintrat. „He, Meister Grundmaus, seid Ihr einem Maulwurf auf der Spur, dieweil Ihr gar so hitzig herein rennt?" rief er dem Eintretenden lachend entgegen, ohne sich von seinem Lager zu erheben.

„Weg mit solch' Gespäß!" schnaubte Grundmaus unwillig. „Komm' im geraden Saus vom hochgenädigsten Churfürsten. Erhebt Euch doch, so ich vom Churfürsten red'! Hab' Euch von Höchstdero Person ein gar wichtig Ding zu hinterbringen!" — „Vom Churfürsten?" fragte Studiosus mit gleichgiltigem Erstaunen, indem er sich langsam und bedächtlich erhob. „Beim Plato und Sokrates, was soll's sein? Laßt los! Wir sind bereit, Euch unser Ohr zu leihen."

Im feierlichen, hochtrabenden Tone entledigte sich nun Grundmaus seines Auftrags, und nachdem dieß geschehen, fuhr er in einem Athem fort, dem Rümpfler auseinander zu setzen und begreiflich zu machen, welch ein Glück und hohe Ehren ihm zu Theil geworden, daß er unter allen Sängern der Welt vom Churfürsten ausersehen, bei so feierlicher und noch nie da gewesener Gelegenheit und in einem so seltenen, großartigen und unübertrefflichen Musikwerk die erste Partie, den Holofernes, zum Erstaunen und zur Verwunderung der ganzen Welt singen zu dürfen.

Bald ernst und mit scheinbar düsterer Miene, bald wieder schalkhaft lächelnd hörte Rümpfler den Grundmaus an. „So, das läßt uns Seine churfürstliche Gnaden durch Euch vermelden und befehlen," sprach er dann im tiefen Baß und mit dramatischem Affekt, während er sich rasch auf ein listiges Plänchen zu seinem Vortheil besann. „Nun höret, was wir Euch auf so gethanen Bericht und eindringliche Red' zur Erwiderung und Vermeldung, zur Wissenschaft und Darnachachtung zu offeriren haben! — Wir sind der Studiosus Rümpfler. Das wißt Ihr und das ist mir genug. Ferner wisset Ihr auch, daß ich der Mann bin, welcher für Seine churfürstliche Genaden zur jeden Stund' Leib und Leben wagt, wenn's sein müßt', sich mit dem

Teufel rauft, die Höll' erstürmt, ja sich sogar mit des leidigen Satans Großmutter in einen Liebespack einlassen würd'. So sag' ich, wenn's sein müßt'. Da es aber nicht sein muß, so lassen wir's vor der Hand bleiben. — Aber dessen ungeachtet vermöget Ihr daraus zu ersehen, mit welch großer Lieb' und Ergebenheit wir Seiner churfürstlichen Genaden zugethan sind — jetzt und für alle Zeiten, obgleich Hochderselbe den uns genädigst zugesagten Trunk aus Höchstdero genädigsten Keller uns nicht mehr verabreichen läßt und dadurch die Kraft unserer Baßstimme nicht unbedeutend geschädigt haben, obgleich Hochderselbe noch obendrein unser Bittgesuch um die uns freundlich angemuthete Geheimschreiberstelle abschlägig beschieden. — Das thut uns leid, über all' Maßen leid, dieweil wir dadurch genöthigt wurden, uns're Angelegenheiten anders zu bestellen und sonder Weil von hier weg zu ziehen. Daraus mögt Ihr also sattsam ersehen, daß wir des Churfürsten hohen Wunsch und Befehl nicht mehr zu vollführen im Stande sind."

„Was sagt Ihr?" rief Grundmaus erstaunt. „Ihr... Ihr wollt von hinnen? Ihr wagt es, des hochgenädigsten Churfürsten Willen und Befehl nicht zu respektiren, nicht zu vollführen, den Holofernes nicht zu singen, das Musikfest zu hintertreiben und die Aufführung meines großen Oratoriums zu vereiteln?! — Ha, da wird nichts draus! Ich protestire — im Namen des Churfürsten! Ihr bleibt und singt...."

„Nimmermehr! Ich geh' und sing' nicht!" erwiderte der Studiosus mit ruhigem Ernste. „Wir können nicht mehr anders, so wahr wir Plato und Sokrates lieben und den hochweisen Churfürsten über Alles! Höret mich noch weiteres an, Meister v. Grundmaus, auf daß Ihr's zu fassen vermöget, warum wir nicht mehr anders können! — Für's Erste und zwar in Anbetracht, daß es ohnehin schon mehr Weltweise und hochgelehrte Leute gibt, als man vonnöthen hat, und wie Ihr schon sattsam wisset, eines Fehlers wegen, der sich in unserm Kopf allgemach eingenistet, geben wir unser bisherig' mühesam und eiferig betriebenes Studium auf. Für's Zweite und zwar im weitern Anbetracht, daß wir hier Nichts mehr zu nagen und zu beißen und noch obendrein keinen ersprießlichen Trunk zur nöthigen Conservirung unser Stimme haben, sich aber dessen ungeachtet unser leiblicher Gesund wiederum und allgemach zum Bessern neiget, sind wir entschlossen, zum Kaiser Mathias nach Wien zu gehen, um alldort gegen einen handsamen und erklecklichen Sold mit unserer Baßstimm' den Kaiserlichen Hof zu ergötzen und zu besingen. Für's Dritte haben wir uns vor etlichen Tagen ein Liebchen bestellt und demselben nach reiflicher Prüfung dessen leiblich und geistigen Eigenschaften das Heirathen versprochen, und zwar die Gestalt, daß wir es unverweilt zum Altar führen wollen, sobald wir zu Wien Aufnahm' und Sold erlangt haben werden. Aus all' diesem mögt Ihr also sattsam ersehen, daß unsers Bleibens hier nicht mehr sein kann, und wir also auch Euern unübertrefflichen Holofernes nicht

mehr zu singen vermögen. Bitt' Euch also auch daher schönstens, meinen Entschluß und Bescheid Seiner churfürstlichen Genaden zu vermelden und zu referiren, auf daß Hochdieselben inne werden, wie's mit dem Studiosus Rümpfler zur Stunde steht und was er im Sinne führt! — Nun lebt wohl, liebwerther Herr Meister, hochberühmter Herr v. Grundmaus...!"

„Nichts da mit Euerm Lebewohl! Ihr bleibt, Herr Studiosus Rümpfler!" lärmte Grundmaus voll Aerger und ängstlicher Ungeduld. „Was glaubt Ihr denn? Alles hat mit dem Fest seine Richtigkeit, Alles ist schon bestellt und in die weite Welt hinausgeschrieben, Alles ist und geht in bester Ordnung... bis... bis auf Euch. He, seid Ihr von Sinnen? Wollt Ihr mich und mein oratorisches Musikwerk etwangar um's Leben bringen, so mir Nichts, dir Nichts? Wollt Ihr Euch des hochgenädigen Churfürsten Ungnad' und Zorn auf den Buckel laden? Herr Studiosus Rümpfler, Nichts da, sag' ich! Ihr sollt nicht von hinnen. Ihr bleibt und rührt Euch nicht von der Stell'! Ihr sollt Alles haben, Bier und Sold, so viel Ihr braucht, mehr noch, als Ihr in Wien zu erlangen hoffet, und das Heirathen versprech' ich Euch auch noch dazu. Ich eile zur Stell' zum Churfürsten zurück, vermeld' ihm Euer Vorhaben. In einer Viertelstund' bin ich wieder bei Euch. Bis dahin versprechet Ihr mir, mit Eurem Plan noch zuzuwarten! Nicht wahr, bester und viel liebwerthester Herr Rümpfler, Ihr versprecht mir's? In etlichen Minuten... in einer Viertelstund'.... Gebt mir Eure Hand darauf!" —

„Etliche Minuten... eine Viertelstunde?" brummte Rümpfler mit verstelltem Ernste und scheinbarer Bedächtigkeit vor sich hin. „Nun, es sei!" sprach er nach langer Pause rasch entschlossen, indem er seine Rechte gewaltig in die des Herrn Grundmaus fallen ließ. „Auf so viel Zeit soll mir's gerad nicht ankommen. Ich thu' es Euch zu Liebe. Geht also denn hin und thut, was Ihr in Euerer Weisheit zu thun für gemessen findet."

Pfeilschnell rannte Meister Grundmaus wieder in die Residenz zurück und vermeldete dem Churfürsten, was er beim Rümpfler ausgerichtet habe. „Was ist nun da zu thun, hochfürstliche Genaden!" sprach er, nachdem er in einem Athemzuge seinen Bericht vollendet hatte. „Ihr seht, da ist Gefahr auf Verzug. Der Rümpfler geht. Die Noth treibt ihn von hinnen, und ist er einmal fort, so haben Eure churfürstliche Genaden die schönste Baßstimm' auf dem ganzen Erdenrund verloren, und das große Musikfest... mein Oratorium... mein Holofernes...."

„Ach seid nicht gleich so in Sorg und Aengsten! der Rümpfler fahrt nicht so schnell von hinnen," unterbrach der Churfürst den jammernden Grundmaus. „Auch ist's mit seiner Noth noch nicht so sonderlich im Argen. Merk's schon, was dem bärtigen Studioso im Sinne steckt. Er ist ein gar fauler Gesell, mag dem Studio nicht mehr sonderlich obliegen, will nun einen erklecklichen Jahressold, ein Weib und dazu noch täglich einen festen Trunk. Fürwahr,

der Studiosus hat sich das Ding nicht so sonderlich schlecht zusamm gereimt! — Nun, wir wollen sehen. — Will ihn darob selbst zur Red' stellen ... ihm einen guten Verspruch machen, seiner seltenen Stimm' wegen, und will er dann dennoch von hinnen ....."

„So wären wir verloren, hochgenädigster Herr!" ergänzte Grundmaus mit raschem Eifer des Churfürsten Rede. „Bedenkt doch, hoher Herr, der schönste Baß ... das Musikfest ... mein großes Oratorium — Alles, Alles wär' vorbei. Das Best', glaub ich, würd' sein, wenn Ew. churfürstliche Genaden den Befehl ertheilten, daß der Rümpfler vor der Hand nicht aus der Stadt darf, wenn Ihr ihn etwan gleich gar hinter Schloß und Riegel legen ließet."

„Das Best' würd' sein, Meister Grundmaus," erwiderte der Churfürst lachend, „so ich vor der Hand dem Rümpfler ein gut Fäßlein Bier in's Haus schickt, damit er das trockene Wetter aus seinem Gehirn bald wieder zu vertreiben vermag. Was sodann im Weitern zu thun ist, das überlaßt mir. Will mit dem Gesellen schon zurecht kommen." Darauf ließ der Churfürst seinen Kellermeister zu sich rufen und befahl diesem, dem Studiosus Rümpfler sogleich ein Fäßlein vom besten Bier in's Haus zu schicken.

Während der Churfürst und Grundmaus dieß miteinander im Schlosse besprachen, lag Rümpfler in seinem einsamen Stüblein wieder auf der hölzernen Bank und dachte darüber nach, wie es wohl mit seinem Pländchen ausfallen und welchen Bescheid ihm Meister Grundmaus zurückbringen werde. Er war sehr mißgelaunt und aufgeregt, denn er hatte wirklich keinen Pfenning mehr im Säckel, dabei aber einen so heftigen Durst, daß er sich, was schon seit Jahren nicht mehr geschehen, entschloß, seine Zuflucht zum Wassertrinken zu nehmen. Eben wollte er aufstehen, um seinen Entschluß, trotz Abneigung und Widerwillen gegen das Wasser, zu vollführen, als es plötzlich an der Thür klopfte und ihm dann zu seinem größten Erstaunen ein Knecht des churfürstlichen Hofkellers ein volles Fäßlein mitten in die Stube rollte.

„Beim Plato und Sokrates, was fleucht da für ein holdselig Täubchen zu uns herein!" rief er ganz entzückt vor Freuden aus.

„Der genädig Herr Churfürst schickt's Sollt's Euch recht munden lassen!" gab ihm der Diener kurz zur Antwort. „Heil und Segen dem hochweisen, hochgroßmächtigen und hochgenädigsten Herrn Churfürsten!" ließ Rümpfler seine Stimme mächtig erschallen, während er voll seligem Entzücken das Fäßlein von allen Seiten in Augenschein nahm. „Edler Mann," fuhr er dann, zum Diener gewendet, fort, „vermeldet einstweilen dem hochgenädigsten Churfürsten meinen unterthänigsten Dank, sagt ihm, daß ich Hochdemselben mit Leib und Seel' zugethan bin, bis an mein selig End', und ich so lang' seinen churfürstlichen Gesund trinken werde, bis kein Tröpflein mehr aus diesem Fäßlein rinnt!" Darauf ward dieses mit Hilfe des Dieners so-

gleich aufgespundet, der Humpen gefüllt und in einem Zuge auf das Wohl des Churfürsten geleert.

Als der Diener wieder fort war, setzte sich Rümpfler ganz seelenvergnügt und zutraulich auf den Boden neben dem Fäßlein hin, ließ den braunen Saft fleißig in den Humpen und aus diesem in seinen durstigen Schlund rinnen, und fing dabei mit sich selbst folgendes Gespräch an: „Hans Rümpfler, Hans Rumpflerius, freiresignirter Studiosus und hochgelehrter Weltweiser in Er! Fürwahr, es scheint, du hast da das Ding nicht gar sonderlich schlecht gemacht! Du ließest den Meister Grundmaus geraden Wegs an eine tüchtige Lug anrennen, der ging hin und ließ an die nämliche Lug wiederum den Herrn Churfürsten anrennen, und siehe da, kaum war diese geschehen, so rennt schon ein Fäßlein Bier in's Haus — vielleicht sogar am End' noch selbst der Churfürst. Daraus ist also zu ersehen, daß in gewissen Dingen eine kleine Lug oft mehr Nutzen bringt, denn eine große Wahrheit. — Seht, ihr hochweisen Herren, Plato und Sokrates, darauf seid Ihr doch nicht gekommen. Werd' das mit der Zeit dem Herrn Churfürsten zu wissen thun. — Fürtrefflich, fürtrefflich! Der Churfürst und der Grundmaus glauben am End' wirklich, ich sei so närrisch und lauf' geradenwegs zum Kaiser Mathias nach Wien. — Wir müssen sie jetzt schon auf diesem Glauben belassen, so wir anders aus unserer Noth kommen wollen. Helf' was helfen mag! Noth kennt kein Gebot. Der Augenblick ist günstig. So einer kommt nicht jeden Tag, und zu mir schon gar nicht. Also, fest drauf bestanden! Heisa, mein Glücksstern und mein Liebchen sollen leben!"

Durch die Kraft des braunen Gerstensaftes bereits ganz fröhlich gestimmt, füllte Rümpfler auf's Neue den Becher und ließ darauf mit donnernder Stimme ein lustiges Studentenlied erschallen. Kaum hatte er ein paar Strophen gesungen, als sich auf einmal die Thür öffnete und der Churfürst und Meister Grundmaus zu ihm in die Stube treten. „Beim Wetter und Strahl, da geht's lustig her!" rief der Churfürst dem erstaunten Studiosus zu, dem plötzlich eine neu begonnene Strophe in der Kehle stecken blieb, während er in größter Ueberraschung mit einem Satze vom Boden aufsprang. „Soll das etwan zum Abschiede sein?"

„Genädigster Herr Churfürst, welch' große Huld und..." stotterte Rümpfler ungemein verlegen. — „Nun, wie steht's? Ihr wollt von hinnen, auf unser Geheiß nicht mehr singen?" fragte der Churfürst rasch nach einander.

„Haltet zu Gnaden, hoher Herr!" sprach Rümpfler, indem er sich bemühte, sich aus seiner Verlegenheit wieder zu erholen. „Die Noth... meine Angelegenheit — sie steckt sehr im Argen..." — „Ei, und da kann der Churfürst von Sachsen nicht mehr helfen? Deßhalb wollt Ihr nach Wien? Hätt' schier gedacht, daß Ihr da vor Allem zu mir gekommen wäret," erwiderte der Churfürst halb freundlich, halb im vorwurfsvollen Tone.

„Deucht mir nun schier auch so," sprach Rümpfler dreist, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken wieder erholt hatte. „Aber ich wollt' es nicht mehr wagen, dieweil Eure churfürstliche Gnaden mein unterthänigstes Bittgesuch..." — „Ha, zum Geheimschreiber... kann Euch wohl nicht recht brauchen dazu," fiel der Churfürst rasch in's Wort. „Ich befürcht', daß Euch dann und wann die Feder in's Schiefe oder über die Quer gerathen könnt'. Aber wir wollen sehen, daß wir für Euch eine andere Stell' ausfindig machen können, so Ihr Euch dazu verstehen wollt, nebenbei als Gesangskünstler an meinem Hof zu fungiren. Wollt Ihr das, so müßt Ihr aber vor allen Dingen beim nächsten großen Musikfest Euer Probstück bestehen, und zwar dadurch, daß Ihr in dem großen Tonwerk des Meisters Grundmaus die Hauptpartie — den Holofernes nämlich — zu meiner und Anderer Zufriedenheit finget. Darüber mögt Ihr Euch also bald besinnen. Wollt Ihr so, so könnt Ihr bleiben und ein guter Sold soll Euch werden. Wollt Ihr nicht, nun... dann mögt Ihr in Gottes Namen ziehen."

„Tausend Dank, genädigster Herr!" rief Rümpfler voll Freuden aus, indem er sich vor dem Churfürsten rasch auf die Kniee warf, dessen Hand erfaßte und einen festen Kuß darauf drückte. „Nichts mehr besinnen! Wir bleiben und singen Euch, so viel Ihr wollt; Tag und Nacht, wie Ihr's befehlet. Und den Grundmausischen Holofernes will ich singen, daß sich darob Jeder männiglich erstaunen und entsetzlich verwundern soll. Das schwör' ich Euch, so wahr Ihr der edelste Fürst im ganzen heiligen römischen Reiche seid! — Aber vielgenädigster Herr Churfürst, ich hätt' da schier noch eine recht große Bitte!... Getrau' mir's kaum zu sagen... ich möcht'... nun, Ihr wisset, daß wir Alle hinfällige Menschen sind, und ich, der ich zufällig auch dazu gehör', wohl auch keine Ausnahm' machen kann. Mir ist — nehmt es mir nicht übel und ungenädig, hoher Herr — mir ist da seit Längerm und ganz von Ungefähr so allerlei zärtlich Gezeug in den Kopf gerannt, und bring's schier nimmer weg... Meister Grundmaus da weiß Alles..."

„Ah so, versteh' Euch! Ihr seid verliebt und wollt heirathen," fiel ihm der Churfürst lachend in's Wort. „Weiß Alles. Meister Grundmaus hat mir's sattsam berichtet. Nun, davon zu einer andern Zeit. Wollen zuvor sehen und hören, wie Ihr Eure Prob' mit dem Holofernes besteht. Für jetzt gehabt Euch wohl! Gebt fein Acht, daß Ihr Euch durch zu vieles Schauen in den Becher nicht die Augen verderbt, so, daß Ihr am End' den Holofernes gar nicht mehr seht!" Darauf befahl der Churfürst dem Meister Grundmaus, mit dem Studiosus sogleich das Einstudiren des Holofernes zu beginnen, und entfernte sich dann, ohne das ihm vom Herrn Grundmaus unterthänigst angebotene Geleit anzunehmen. Als dieser mit Rümpfler allein war, fiel er ihm um den Hals und rief voll Begeisterung: „Herr Studiosus Rümpfler, in meine Arme! Ihr seid der edelste Mensch auf dem ganzen Erdenrund!

Durch Eure Zusag' habt Ihr Alles gerettet — mein großes Oratorium, das Musikfest, meine Ehr', meinen Ruhm ... Alles ... Alles ..."

„Den Churfürsten, Euch, mich, den Ruhm und die Herrlichkeit des ganzen Churfürstenthums und des ganzen heiligen römischen Reichs!" fuhr Rümpfler im übermüthigen Scherze und unter lustigem Gelächter fort, während er den Grundmaus so heftig in seine Arme drückte, daß dieser gewaltig zu schreien anfing, und mit ihm im raschen Fluge etliche Mal um das Fäßlein herumtanzte. — „Nun seht also," sprach er dann zu Grundmaus, der, nachdem er sich aus Rümpflers Arme losgewunden, kaum mehr recht stehen und athmen konnte, „was wir Alles zu thun bereit sind, so man uns ein freundlich Wörtlein gibt. Seht also, wie weit wir's mit unserm Edelmuth treiben, so es sich darum handelt, dem hochgenädigen Churfürsten und Euch einen Gefallen erweisen zu können! Doch kein Wörtlein mehr davon! Eitel Selbstlob stinkt. — Laßt uns nun viel lieber mit der gänzlichen Entleerung dieses Fäßleins fortfahren, auf daß Gott der Herr meinem Baß Kraft und Stärk' verleihet und den Holofernes mit ersprießlichem Gedeihen segnet. Ist das Fäßlein dahin, vollends zu Tod getrunken, dann wollen wir mit Gottes Hilf' mit dem Lebendigmachen des Holofernes beginnen."

Trotz alles Sträubens und Widerredens mußte sich Grundmaus dazu verstehen, mit Rümpfler einen Humpen nach dem andern zu leeren. Das Gespräch ward immer lustiger, und bis der Abend kam, war das Fäßlein auch glücklich zur Neige gebracht, aber auch Jeder so „geschäffig und nebelich," daß es am selbigen Tage mit dem Einstudiren des Holofernes nicht mehr recht von Statten gehen wollte. Desto besser ging's aber am nächsten Morgen und den darauffolgenden Tagen, um so mehr, da es der Churfürst nicht am nöthigen Trunk fehlen ließ. Rümpfler sang, zur größten Zufriedenheit und Verwunderung des Churfürsten, den Holofernes bald so „fürbaß und keck" vom Blatt weg, daß man mit den Hauptproben beginnen konnte.

Alle Musici, Sänger und Sängerinen, welche sich, der an sie ergangenen Einladung folgend, aus Nah und Fern allmälig und immer zahlreicher zu Dresden einfanden, mußten bei den Proben sogleich mitwirken. Die damals gar hoch berühmte Sängerin Donna Bigazzi aus Mailand, an welche vom Churfürsten eigends ein Bote abgesandt ward, übernahm die Parthie der Judith. Sie konnte Triller schlagen, die fast über drei bis vier Minuten andauerten, bald hoch und überaus fein, bald wieder recht tief und grob, bald wieder mit solch einer Stärke, daß Alles darob schier männiglich erbebte und erzitterte, und man auch die stärksten Instrumente kaum noch recht deutlich herauszuhören vermochte, so sie recht gewaltig in's Feuer gerieth. Zudem war diese Donna Bigazzi auch überaus schön von Angesicht, frisch und heiter und schier immerfort lustigen Sinnes. Der zu jener Zeit weltberühmte Violinspieler Giovanni Scioppio aus Cremona, welcher ebenfalls nach

Dresden gezogen kam, stellte sich mit seinen Gesellen an die Spitze der Saiteninstrumente. Dieser hatte auf seinem Instrumente eine so außerordentliche Fertigkeit, daß er, auch bei den schwierigsten und verzwicktesten Stellen und Passagen, die Geige hinter sich auf seinem Rücken spielte, so zierlich und fein, daß sich darob wiederum Alles männiglich erstaunte und ergötzte. Ein gewisser Ragotzky aus Krakau kam mit einer „gräulichen Baßgeige“ nach Dresden gezogen. Die war sieben Ellen hoch und auf einen Wagen gepackt, an dem acht Maulesel gespannt waren. Um dieses „Ungeheuer“ traktiren und regieren zu können, war eine Leiter angebracht, auf welcher Ragotzky, je nach Bedarf höherer oder niederer Töne, mit dem Fiedelbogen auf- und niedersprang. Ein Pater Seraphius Haselkern stellte eine von ihm selbst verfertigte Orgel auf. Diese bestand nur aus sechzehn Baßpfeifen, welche aber alle von ungeheurer Größe waren. Die Orgeltasten waren ebenfalls ungemein groß, und dabei gingen sie so hart, daß man ganz gewaltig mit den Fäusten darauf schlagen mußte, um das „wunderbarlich' Kunstwerk“ spielen zu können. Nebst diesen kamen noch viele Andere, welche theils sehr wunderliche Instrumente mit sich führten, oder sonst in der Musika allerlei seltsame Künstlereien machen konnten. So kam auch Einer aus Franken, der „höchst anmuthiglich und fein“ durch die Finger pfeifen konnte. Für diesen componirte Meister Grundmaus noch eigens zwei lustige Arien, welche er an passenden Stellen seinem Oratorio beifügte.

Alle, die kamen und etwas „Seltenes und Erbauliches, Zierliches oder Ergötzliches“ zu leisten vermochten, wußte Grundmaus bei seinem großen Musikwerke immer gleich am rechten Platze zu beschäftigen und zwar auch immer zur größten Zufriedenheit des Churfürsten, obgleich er deßwegen an der Composition fast täglich kleinere oder größere Abänderungen vornehmen mußte. So zeigte sich z. B. unter Anderm auch sehr bald, daß die gewöhnlichen Kesselpauken gegen Ragotzky's Baßgeige, und des Paters Seraphius Baßorgel viel zu schwach waren, und man sie, wenn die Zwei zu arbeiten anfingen, fast gar nicht mehr recht heraushören konnte. Das war ein sehr „ärgerlich Ding,“ und man berathschlagte lange, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Endlich kam der Churfürst auf die Idee, zwei große kupferne Braubottiche zu Pauken umzuwandeln und als solche zurecht zu machen. Da aber diese dem Grundmausischen Ohr nach viel zu schwach zu sein schienen, befahl der Churfürst, zur Verstärkung des Paukenschalls etliche Karthaunen herbeizuschaffen, die gehörig gestimmt und bei der Aufführung des Conzertes von dem obersten Hofkanonier gespielt werden sollten. Grundmaus wendete zwar ein, daß man zu den Zeiten des Holofernes noch keine Karthaunen gehabt habe. Der Churfürst aber meinte, das hätte nichts zu sagen, dieweil Holofernes sonder Zweifel die Karthaunen auch gebraucht haben würde, wenn er welche gehabt hätte. Dagegen war nun nichts Weiteres mehr einzuwenden.

Ferners ward beschlossen, daß, um der Musika mehr Leben und den gehörigen Rumor zu verleihen und das Ding für die Zuhörer recht deutlich und anschaulich zu machen, die Chöre nicht blos singend einander gegenüber stehen, sondern wie zwei feindliche Kriegsheere gegen einander losrücken, unter Absingung einer gewaltigen Doppelfuge mit einander, wie wenn's Ernst wäre, tüchtig kämpfen und mit unreifem Obst und Erdklößen recht ergötzlich bewerfen sollten. Die eine Hälfte der singenden Chöre mußte die fliehenden Assyrer, die Andere die siegenden Israeliten vorstellen. Schon bei der ersten Probe zeigte es sich, daß dieß bei dem Feste eine außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer machen müsse.

Während also die Proben, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen, mit allem Eifer fortgesetzt wurden, wurden auch die anderweitigen und zum großen Feste nöthigen Vorkehrungen getroffen, auf dem kleinen Hügel hinter dem sogenannten „Finkenbüschlein," wo das Concert stattfinden sollte, Gerüste, Tribünen und Erhöhungen für den Hof, die Zuschauer und Musiker errichtet, der Tag zur Aufführung bestimmt, und dieser überall, in Nah und Fern bekannt gemacht.

Endlich kam der ersehnte Tag — es war der neunte Julius 1615. Eine ungeheure Menge Volks versammelte sich auf dem Festplatz, und die Tribünen waren von den Hohen und Fürnehmen aus Sachsen und aus den benachbarten Landen bald dicht besetzt. Viele brachten auch ihre Frauen und Töchter mit. Die waren überaus reich und zierlich gekleidet und gar lieblich anzuschauen. Der Churfürst mit seinem Hofstaate erschien zur zehnten Morgenstunde auf dem Platze. Mit ungeheurem Jubel, Karthaunen, Trompetengeschmetter und Trommelgewirbel ward er empfangen. Gleich darauf ließ Grundmaus eine gewaltige Jubelhymne ertönen, ausgeführt von sämmtlichen Musikkünstlern, Sängern und Sängerinnen, die sich zur Mitwirkung des Grundmausischen Oratoriums versammelt hatten. Es waren über 400 Instrumentalisten und gegen 900 Sänger und Sängerinnen, also für die damalige Zeit gewiß eine ungemein große Zahl. Als die Hymne zu Ende war, ward bald mit einer Karthaune das Zeichen zum Anfange des Grundmausischen Oratoriums gegeben.

Dieses vom Anfange bis zum Ende zu schildern und zu beschreiben, vermag, nach dem Ausspruche eines gleichzeitigen Scribenten, keine menschliche Zunge, keine Feder. Es übertraf Alles und Alles, auch die kühnsten Erwartungen, kurz und gut Alles, was man bisher an Großartigem und Gewaltigem, an Schauerlichem und Erschreckbarem, dann wieder an Heiterem, Lustigem und Gespassigem in der Musika gehört und sonder Zweifel auch in Zukunft hören wird. — Wenn, sagt er, die ungemein vielen Trompeter und Posauner, Geiger und Pfeifer, Sänger und Sängerinnen im Forte zusammen arbeiteten, Ragotzky seine große Baßgeige, der Pater Seraphius seine

Baßorgel drein spielten, der Paukenschläger auf den großen Braubottichen drauf los wirbelte, der Studiosus Rümpfler seine riesenhafte Baßstimme und die Dame Bigazzi ihre unerhört starken und schönen Triller erschallen ließen, und dazu auch noch zum Erstaunen und Schrecken der Zuhörer die Karthaunen drein donnerten, so verging schier Allen das Sehen und Hören, und man vermeinte wahrhaftig nichts Anderes, als der jüngste Tag sei angebrochen; Rümpfler, vom Fuß bis zum Scheitel als Holofernes verkleidet, genau so, wie man diesen kühnen und furchtbaren Heerführer auf alten Bildwerken abconterfeiet sieht, leistete wahrhaft Unglaubliches, indem er den Holofernes nicht nur sang, sondern auch spielte, und zwar so kühn und tapfer, als ob er selbst ein großer Kriegsheld wäre. Seine Stimme, die er noch vor dem Concerte mit einem sehr ersprießlichen Trunk Bier gekräftiget hatte, vermochte man auch beim größten Gelärm ganz deutlich zu vernehmen. Was aber seinem Gesange die Krone aufsetzte, das war ein heroisches Heldenlied mit einer ungeheuren Fuge, welches er unter Begleitung der Posaunen, der großen Baßgeige, der Orgel, Pauken und der Karthaunen sang. Dann besonders schön und wunderbarlich frisch und kräftig war auch sein Gesang mit der Judith, namentlich da, als er derselben seine Liebe gestand, dann wieder, als diese zu ihm in das Gezelt eilte, um ihm hinter einem Vorhang den Kopf abzuschlagen. Während dieß vorging, sang, oder vielmehr brüllte er zu der ohnehin fürchterlichen Musika so schauerlich und wild drein, daß es dem ganzen Volk männiglich durch Mark und Bein drang und schier in großen Schrecken gerieth. Dazu kam auch noch, daß die Bigazzi gleich darauf mit dem abgeschlagenen Haupt des Holofernes, welches natürlich nicht das des Studiosus Rümpfler, sondern ein aus Holz gemachtes war, erschien und unter wildem Frohlocken und ungeheurem Gejauchze schier eine ganze Arie mit lauter Trillern schlug. Und kaum war die zu End', so erschien Rümpfler als Holofernes Geist und stellte sich an die Spitze seiner Leute, der Assyrier, welche unter wildem Geheul die Flucht ergriffen, während ihnen mit frohlockendem Gesange die Israeliten nacheilten und sie mit Obst und Erdklössen ganz weidlich bewarfen. Bei der Flucht wandte sich Rümpfler mit Etlichen von den Seinigen mehr als einmal wieder um, und warf den Einen oder Andern von den nacheilenden Israeliten zu Boden, so daß sich darob Alles weidlich ergötzte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Wenn man bedenkt, daß dazu über 400 Spielleute, gegen 900 Sänger und Sängerinnen, Ragotzky mit seiner Riesenbaßgeige, Pater Seraphius mit der Baßorgel, die großen Pauken und die Karthaunen mit aller Gewalt darauf losspielten und arbeiteten, so kann man sich beiläufig eine Vorstellung von dem Gelärm und Höllenspektakel machen, der bei dieser Flucht stattgefunden hat.

Nachdem zur allgemeinen Bewunderung, Lust und Freud' das Grund-

mausische Meisterwerk zu Ende war, ließ der Churfürst auf der Stelle den Rümpfler vor sich rufen und sprach zu ihm: „Bravo, bravo, Studiosus Rümpfler! Ihr seid fürwahr ein ganzer Gesell und habt Eure Prob' gut bestanden! Und weil dem also so ist, und Ihr uns, meinem ganzen Hof und allen andern Leuten durch Euern Gesang und Rumor so viel Lust und Ergötzlichkeit bereitet habt, soll Euch auch zur Stund' guter Lohn dafür werden. Will Euch also zu meinem wohlbestellten Vice-Kellermeister und darneben zu meinem ersten Hofbaßsänger erheben und ernennen. Mit dem Geheimschreiber — das wißt Ihr schon — kann's aus gewisser Ursach' nichts werden. Nun, seid Ihr deß zufrieden? Oder wollt Ihr dennoch zum Kaiser Mathias nach Wien?"

„Nein, nimmermehr! Viel tausend Dank, genädigster Herr Churfürst!" rief Rümpfler entzückt vor Freuden aus. „Ach, hochgenädigster Herr, wie kann ich's Euch danken! So viel Huld und Gnad'! Mehr als überschwänglich sind wir damit zufrieden. Will auch just Euer Geheimschreiber nicht mehr werden, dieweil ich gar wohl erseh', daß ich als Kellermeister viel mehr Erkleckliches zu leisten vermag, denn mit der Feder."

„Das vermein' ich auch. Nur soll es uns lieb sein, so Ihr als Kellermeister nicht gar zu viel leistet," erwiederte der Churfürst lachend. — Darauf winkte er einem seiner Diener. Dieser eilte hinweg und kehrte bald wieder mit einem hübschen, rothwangigen Mägdlein zurück. Schüchtern und vor Angst und Schrecken nicht im Stande, ein Wort zu sprechen, trat das Mädchen vor den Churfürsten hin und warf sich vor ihm auf die Kniee nieder. „Cili . . . Cäcilia . . .!" stotterte Rümpfler, durch diesen Auftritt auf's Höchste überrascht. „Ach, hochweiser, viel genädigster Herr Churfürst!" setzte er dann rasch hinzu, indem er sich mit einem Satze zu seinem Liebchen auf den Boden warf. „Da nehmt sie hin und seid glücklich zusammen!" sprach freundlich der Churfürst, „für gute Aussteuer wird mein Ehegespons, die Frau Churfürstin, sorgen."

„Ach, Cili . . . gnädigster Herr Churfürst! Schwör' es Euch, daß Ihr immer vortrefflich Bier im Keller haben, daß ich mich Euch zu lieb' todt singen will!" rief Rümpfler weiter, der im Uebermaaße vor Freuden nicht mehr wußte, was er sagen sollte. Dann sprang er auf, faßte sein Liebchen bei der Hand und rief mit mächtiger Stimme: „Hoch und lange lebe der weiseste, mächtigste und genädigste Churfürst von Sachsen!"

Freudig und mit donnerdem Jubel erwiederte die ganze Versammlung den Ruf. Darauf ward im Freien und auf Kosten des Churfürsten große Mahlzeit gehalten. Alle Musici, Sänger und Sängerinnen waren dazu geladen. Bei Lust und Freud', Spiel und Gesang und allerlei Kurzweil und überaus ergötzlichen Späßen und Narretheien ward geschmaust und gezecht, bis in die späte Nacht hinein. Am übelsten kamen dabei der neubestellte

Vicekellermeister und der ob des fürtrefflichen Gelingens und der meisterlichen Aufführung seines großen Musikwerkes ungemein glückselige Herr Grundmaus weg. Beide hatten sich nämlich so voll getrunken, daß sie nimmer gehen und stehen konnten und Keiner mehr recht wußte, was er sagte. Endlich geriethen sie mit einander noch gar in Streit, der, ungeachtet alles Abwehrens von Seite der andern „Betrunkenen," damit sich endete, daß sie einander recht weidlich zerzausten und abrauften, sich aber, bevor sie auseinander gingen, wieder versöhnten und herzlich umarmten.

Die Veranlassung zu diesem Gezänk war, daß Grundmaus behauptete, in seinem „Holofernes" sei die schönste und herrlichste Musik, die je auf der Welt erschaffen wurde. Das wollte Rümpfler nicht recht glauben, spöttelte und machte allerlei unhöfliche Einwendungen. Dagegen ließ Grundmaus in seinem Aerger wiederum manches harte und spitzige Wort über Rümpflers Baßstimme fallen, und so ging immer das Eine wider das Andere, bis sie sich in den Haaren lagen.

Ehe sie von einander schieden, gaben sie sich noch gegenseitig das Wort, über dieses „Mißverständniß" nichts laut werden zu lassen, und vor Allem dem hochgenädigen Churfürsten kein Wörtlein davon zu sagen. Aber dessen ungeachtet erfuhr es der Churfürst schon am nächsten Morgen, ließ die Beiden zu sich rufen und sich, zu seiner Belustigung, vom Einen wie vom Andern den ganzen Hergang des Streites wiederum erzählen.

So schloß das große Musikfest — das Erste und wahrscheinlich auch im ganzen heiligen römischen Reich das Letzte dieser Art — welches Churfürst Johann Georg von Sachsen am 9. Julius 1615 zu Dresden abhalten ließ.

Mondnacht.

Von H. J. Wormstall.

Fern in tiefen, blauen Weiten
Schwebt der Vollmond silberbleich,
Und die Wolkenschiffe gleiten
Durch der Lüfte lichtes Reich.
Mochten gern im Monde landen,
Und nach Sterneninseln ziehn;
Doch noch nie den Weg sie fanden,
Sehnend sie vorüberfliehn.

So schon viele tausend Jahre
Seit dem lichten Schöpfungstag
Schweben Mond und Sternenpaare,
Wolke eilt der Wolke nach.
Sterne sind des Himmels Zeichen,
Wolken sind wir Menschen gleich;
Mochten gern schon hier erreichen
Jenen ew'gen Palmenzweig.

Doch die Erde hält gebunden,
Was dem Erdenschooß entstieg;
Wer den Himmel hier gefunden,
Wohl gelang ihm seltner Sieg. —
Einst auch werden Wolk' und Sterne
Sich berühren und vergehn,
Dann verschwindet alle Ferne,
Und wir ziehn zu ew'gen Höhn.

Klausli ab dem Wandgraben.

Ein wahres Bild aus dem schweizerischen Winterleben von Graf Theodor v. Scherer.

Die Touristenwelt kennt die Schweizergebirge mit ihren grünenden Weiden, geschwätzigen Wasserfällen, schwarzen Tannenwäldern, freundlichen Sennen und wunderschönen Fernsichten, wie sie sich dem erstaunten Auge während der lieblichen Sommermonate darstellen: allein sie kennt diese Gebirge nicht zur Winterszeit, wie da die Triften in ein weißes Leichentuch gehüllt, alle Wasser-Adern zu Eis erstarren, die Sennhütten und Haiden mit Schneemassen umlagert und Weg und Steg ungangbar werden. Wir wollen der Reise- und Lesewelt heute ein Bild aus der winterlichen Schweiz vorführen und sie mit den Geheimnissen dieser prächtigen aber auch tückischen Gebirgswelt vertraut machen.

Wenn man vom deutschen Rhein herkömmt, bei Basel den Schweizerboden betritt, beim Hauenstein das Juragebirg übersteigt, gelangt man in einen wunderschönen Bergkessel, in dessen Mitte der freundliche, solothurnische Flecken „Balsthal“ sich erhebt, und von wo aus zwischen den verschiedenen Armen des Jura sich enge Thäler in vielerlei Richtungen öffnen und fortwinden. In einem dieser Seitenthäler, wohl drei Stunden über dem Thalgrund erhoben, liegt der Sennhof „Wandgraben“ genannt, welchen Klausli's Mutter in Pacht hatte. Dieser war in den ersten Tagen des Jahres 1855 der Schauplatz folgender Begebenheit, welche wir hier mit gleichen anspruchslosen, rührenden Worten wieder erzählen wollen, mit denen sie der würdige Ortspfarrer laut den Aussagen der Augenzeugen aufgezeichnet hat.

Trotz dem Schneefall und den unwegsamen Pfaden ließ sich Klausli nicht abhalten, am Neujahrsmorgen 1855 von dem Berg in das Thal herabzusteigen, um dem Gottesdienste im Pfarrdorfe beizuwohnen und Gott im Namen seiner Mutter und Geschwister um ein glückliches Jahr zu bitten. Wie Predigt und Amt beendigt waren, kaufte der rüstige Jüngling beim Krämer einige kleine Neujahrsgeschenke und eilte damit fröhlichen Herzens wieder den Berg hinan; er dachte wohl an seine alte kränkliche Mutter, welcher er versprochen, zum Füttern heimzukommen, und an seine Geschwister, die er mit den kleinen Gaben überraschen und ihnen so die Stelle des längstverstorbenen Vaters ersetzen wollte. In einem Sennhause hoch am Berge rastete er bei dem guten, alten Franz eine Weile und stieg dann raschen kräftigen Schrittes den ihm sonst wohl bekannten Fußweg hinan, der über eine steile Halde, nah' bei einigen Sennhäusern vorbei, in zwei Stunden zur harrenden Mutter führte. „Gott geleite dich, braver Klausli,“ sprach der alte Franz, als er vom Abschiede in seine warme Stube zurückkehrte. Ja, Gott hat ihn geleitet, wenn auch auf anderem Wege, als der Nachbar meinte.

Klausli mochte etwa eine halbe Stunde vorwärts gegangen sein, da erhob sich ein scharfer Wind, der sausend über die Halde strich. Es war etwas nach drei Uhr Nachmittags. Ein heftiger Windstoß riß dem Eiligen die Kappe vom Kopf und trieb sie neckisch über das Schneefeld. Klausli glaubte sie im nächsten Augenblicke wieder erhaschen zu können, und setzte ihr, wie die Spuren später noch bezeugten, in gar mächtigen Sprüngen nach. Unter seinen Händen wurde sie immer wieder weggeweht und so etwa zehn Minuten weit. Plötzlich fehlte ihm der feste Boden unter den Füßen, der weiche Schnee, der vom Winde in dichten Maden zusammengehäuft, auf einer Eisfläche lag, glitt mit ihm in rasender Eile den Abhang hinunter. Ein starkes „Schneegeritt," wie es in unseren Bergen häufig ist, riß den Unglücklichen stehend mit sich fort und hielt nach einigen hundert Schritten bei einer kleinen Erhöhung an, während im nämlichen Augenblick eine gewichtige Schneelast, durch die Erschütterung losgerissen, nachstürzte und den guten Klausli tief in der weichen Masse begrub. Das Alles geschah viel schneller, als wir es hier erzählen können.

In der nämlichen Zeit öffnete die in jugendlicher Unschuld heranblühende Tochter im oberen Sennhause, wo Klausli stets bei der Heimkehr wenigstens einige Minuten einzukehren pflegte, die Hausthüre und schaute überrascht in die winterliche Gegend hinaus. „War's mir doch — sagte sie zur Mutter in die Stube tretend — als hörte ich Nachbar's Klausli, der heute unten im Dorfe zur Kirche war, vor unserer Thüre den Schnee von den Füßen abstampfen; als ich aber hinaussah, war Niemand da. Er muß jetzt doch bald kommen, er läßt seine Mutter nie lange in Angst." Aber er kam nicht, mochten die guten Leute bis spät in die Nacht wach bleiben. „Klausli muß einen anderen Weg genommen haben", meinte die Mutter, als sie mahnte, zu Bette zu gehen, „sonst hätte unser Hund durch sein Bellen wenigstens den Vorbeigehenden angegeben."

Noch ängstlicher harrten im Sennhause des „Wandgrabens" die Mutter und Schwester auf seine Heimkehr. Die übrigen Brüder waren Nachmittags schon weggegangen, um auf einem entlegenen Berge folgenden Tags schon in der Früh mit „Holzschlitteln" einen mühsamen Taglohn zu verdienen. Die Zeit zum Füttern und Melken war da, aber Klausli war noch nicht heim; die Nacht brach ein, aber Klausli war noch nicht da. Wie Mutter und Schwester wohl die Nacht zubrachten! Sie beteten den heiligen Rosenkranz und trösteten sich mit dem Gedanken, daß der Vermißte überall in Gottes Hand stehe. Kaum war am folgenden Morgen die Dunkelheit verschwunden, so eilte die Tochter zu dem nächsten Nachbar, ihm ihre Angst und Besorgniß zu klagen; ein Bettlerbüblein, das hier im warmen Stalle die Nacht zugebracht, trug die Kunde sogleich weiter in die übrigen Sennhäuser. Solche Bettler sind die Zeitungen und Boten der Bergbewohner,

besonders im Winter, wenn die meisten Glieder der Familie mit den Heerden in die Thäler herabgestiegen und die wenigen zurückgebliebenen in die Sennhütten eingebannt sind. Kann doch oft kaum der rüstigste Mann an Sonn- und Feiertagen durch das Ungestüm der Witterung und den tiefen Schnee hindurchdringen, die nächste Pfarrkirche besuchen und etwa fehlende Lebensbedürfnisse heimbringen. In dieser Einsamkeit und Abgeschiedenheit sind dann die „Bettelbuben" nicht unwillkommene Gäste aus dem Thale; sie wandern von Sennhof zu Sennhof, setzen sich zum warmen Ofen, schlafen im Stall, essen sich satt und kramen dafür den Tag hindurch eine Menge Neuigkeiten aus, wahre und unwahre. — Auf den ersten Allarmbericht machten sich sogleich einige kräftige Bursche auf, den Klausli aufzusuchen. Beim alten Franz, wo der Vermißte gerastet, fanden sie eine Spur desselben, allein da hier auf der Halde keine gefährliche Stelle war, achteten sie nicht auf das „Schneegeritt" und suchten, wie es denn zu geschehen pflegt, an viel abgelegenern Orten, in den entfernteren Klüften, wohin sich der Verlorne hätte verirren können. Lange erhielten sie auf ihr Rufen keine Antwort. Da hörten sie auf einmal ein Gestöhn und Aechzen näher und näher, als sie aber im Walde an dem Platze anlangten, waren es zwei junge Buchen, deren Stämme, vom Winde bewegt, sich an einander rieben und den Jammerton hervorbrachten. Nach tagelangem Herumstreifen kehrten die Bursche heim und gaben auf den Rath eines erfahrenen Sennen das fernere Suchen bis zum nächsten Morgen auf, damit nicht in der Dunkelheit der Nacht zum ersten Unglück ein zweites sich geselle.

Folgenden Tags in aller Früh drängte sich eine ganze Schaar rüstiger Bursche, selbst aus entfernteren Sennhöfen herbei, denn die Unglückskunde war bereits in die gesammte Umgegend gelangt und der gute Klausli war allen lieb, weit und breit. Sind ja die Bergleute, wenn auch weit auseinander wohnend, doch wie zu einer großen Familie verbunden und nimmt Jeder an Freud und Leid des Anderen wie an seinem eigenen Theil. Es wurde nun das Suchen planmäßig begonnen und geordnet ausgeführt. Bald entdeckte man ob dem Hause des alten Franz die halbverwischten Spuren im Schnee, dann wurde man auf das „Schneegeritt" aufmerksam und endlich fand man weiter unten bei einer kleinen Erhöhung die Kappe des Vermißten, die Urheberin und nun die Angeberin des Unglücks. Jetzt war kein Zweifel mehr, Klausli lag unter dem „Schneegeritt" begraben. Gegen dreißig Männer waren bis zum späten Abend thätig und schaufelten und spateten ohne Unterlaß, um wenigstens die Leiche zu finden. Doch vergeblich!

Wie schmerzlich war die lange Ungewißheit der armen, kranken Mutter auf dem Wandgrabenhof! Einsam, weinend, in tiefes Sinnen versunken, saß sie da. Sie gedachte des Verlustes ihres vor mehr als vierzehn Jahren verstorbenen Gatten, wie sie damals mit ihren sieben unmündigen Kindern

so hilflos und verlassen da stand; wie sie in ihrer Verzagtheit die Haushaltung aufgeben, die Kinder bei Verwandten und in Diensten unterbringen wollte und wie damals ihr kaum vierzehnjähriger Klausli als tröstender Engel neben ihr gestanden und sie aufgemuntert, einen kleinen Sennhof zu pachten, die Kinder bei einander zu behalten und mit Gottes Hülfe und mit schwerer Arbeit die Haushaltung fortzusetzen. Ja, er hatte sein Versprechen gehalten, der gute Sohn, er hatte als Aeltester alle Lasten und Sorgen der Haushaltung mit ihr getragen, er war ihre Stütze, ihr Trost, zu allem willig, zu allem gehorsam, der Vater und Versorger seiner jüngeren Geschwister. Und jetzt seit zwei Tagen vermißt, vielleicht in einen Abgrund gestürzt, in ein Schneegrab gehüllt, vielleicht todt, vielleicht noch lebend unter den schrecklichsten Qualen mit dem Tode ringend! Ach, es war eine schwere, schwere Prüfungsstunde für das Mutterherz. — Da hörte sie Tritte vor dem Hause. Einige der Suchenden, ihre jüngeren Söhne kamen heim, mit betrübtem Antlitze, mit verweinten Augen. Die Mutter wagte nicht zu fragen; aber ihr Blick sagte Alles. „Wir haben ihn noch nicht, Mutter, aber Spuren haben wir von ihm gefunden" — sprachen die Söhne traurig.

Am nächsten Morgen wurde das Suchen fortgesetzt. Wieder hatten sich viele junge Männer von Berg und Thal zu diesem Liebesdienste versammelt. Aber es ging langsam vorwärts. Der zusammengedrückte Schnee war so hart wie Eisen und die Kälte hinderte oft die Arbeit. Endlich ist ein Theil des „Gerittes" von beiden Seiten umgraben, und mit langen, spitzigen Eisenstäben untersucht und durchstochen, allein es findet sich nichts. Während der Ruhestunde macht ein Jüngling noch einen Versuch mit einem langen Eisenstab. Er stößt auf Widerstand tief innen im Schnee. Mehrere wiederholen den Versuch. Hier muß er sein. Mit neuem Muthe, mit neuer Kraft greifen die Suchenden zu Schaufel und Spaten, und doch schauert es Jedem, zieht es Jedem das Herz krampfhaft zusammen, was sie wohl finden werden!

Endlich, endlich! Da steht er aufrecht im Schnee, der arme Klausli, wie vorwärts schreitend, in der Hand Regenschirm und Säcklein mit den Neujahrsgeschenken, wie lebendig und doch so starr mit den geschlossenen Augen, mit dem blassen, sonst so freundlichen Gesicht! Es bleibt kein Auge thränenleer, es ist Alles so still und feierlich, wie in einer Kirche, und Keiner wagt das erste Wort zu sprechen. „Laßt uns fünf Vater unser beten für die arme Seele!" unterbricht die Stille eine gebrochene, tonlose Stimme. Und es fallen auf die Kniee die 32 Jünglinge und Männer, und innig, und wenn auch von Schluchzen unterbrochen, immer kräftiger dringt ihr Gebet zum Himmel. Nur Einer steht mitten unter den Knieenden aufrecht da, er ist der Todte, für den sie Alle beten; er mahnt an die Unbeständigkeit des irdischen Lebens und an das göttliche Wort: „Wie der Dieb in der Nacht

kommt der Herr." — Es war gegen zehn Uhr Vormittags, der vierte Tag des neuen Jahres.

Sollen wir noch weiter erzählen? — Noch 24 Stunden mußte der todte Jüngling aufrecht in seinem Schneegrabe stehen, bis die Gerichtspersonen am anderen Morgen den amtlichen Augenscheins-Bericht aufgenommen hatten. Deßwegen blieb aber Klausli nicht einzig in seinem „Geritte." Am Tage kamen stetsfort viele Leute, selbst aus entfernten Dörfern, besprengten die Leiche mit Weihwasser, beteten für die Seele des Geschiedenen und nahmen eine ernste Erinnerung für ihr ganzes Leben mit sich nach Hause. In der Nacht hielten, von Stunde zu Stunde abwechselnd, je vier Kameraden des Verstorbenen die Todtenwache. Ein hellloderndes Feuer warf seinen röthlichen Schein auf den blassen Klausli und schien oft mit seinem flackernden Lichte die starren Züge wieder beleben zu wollen, und um das Feuer knieten die Freunde im Gebete, oder standen im ernsten Gespräche.

Und die Mutter! Nach den gerichtlichen Formalitäten wurde die Leiche des Sohnes — so wollte sie es — in's mütterliche Haus gebracht. Vor jedem Sennhause, an welchem der traurige Zug mit dem Schlitten vorbeikam, standen Leute, wollten den guten Klaus noch einmal sehen, und nahmen mit geweihtem Wasser und Gebet Abschied von dem lieben Todten. Bei der Mutter in der Stube des Wandgrabens saß jene Tochter vom nahen Berghause, welche den guten Klausli am verhängnißvollen Abend vor der Thüre zu hören glaubte, und wand einen Todtenkranz, zu dem die Bergmädchen ringsum die Bänder und künstlichen Blumen aus ihren Häubchen getrennt hatten, es hätte einen schönen Brautkranz gegeben. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt.

Als sie endlich mit dem todten Klausli im Wandgraben anlangten und den Sarg in der Stube niederlegten, und Alle angst- und erwartungsvoll auf die alte gebrechliche Mutter hinblickten, trat diese ruhig, wenn auch schwankend und an allen Gliedern zitternd hinzu, ließ den Deckel abheben, und schaute lange hin auf das blasse Gesicht ihres Sohnes, gleich als wollte sie die lieben Züge mit ihrem mütterlichen Blicke auf's neue beleben, und küßte dann weinend die kalte Wange. „Wie früher in dem Vater, so habe ich jetzt in dem Sohne meine Stütze zum zweitenmal verloren," klagte sie in tiefem Schmerz, „doch wenn er nur gut gestorben, wenn er nur gut versorgt ist!" Dann kniete sie am Sarge nieder, und wenn auch ihre Thränen bei dem inbrünstigen Gebet reichlich flossen, es war ein bitterer, aber es war kein hoffnungsloser Schmerz, denn über das Grab leuchtete ihr in der heiligen Verklärung ihres Glaubens der Stern des schönen Wiedersehens. Ja, gute Mutter, „Klausli ist gut gestorben, denn er hat gut gelebt," — das bezeugten der Pfarrer und all' die Hunderte der Berg- und Thalleute, die ihm am heiligen Dreikönigtag von dem Wandgraben auf den Friedhof zur

letzten Ruhestätte begleiteten und die ihm zum Andenken an der Unglücksstätte beim „Schneegeritte" ein Kreuz zu setzen beschlossen.

Es gibt wenige Berg- und Sennhöfe in unseren Schweizergebirgen, wo nicht solche Kreuze das Andenken an irgend einen Unglücksfall verewigen; möge die Touristenwelt, welche in den Sommermonaten die Schönheiten und Reize unserer Alpen bewundert und oft in Saus und Braus selbst in diesem Tempel der Natur nur sinnlichen Genüssen und Vergnügen nachjagt — sich durch diese Kreuze und durch Klausli's Schicksal erinnern lassen, daß selbst die Reize der Natur vergänglich und nicht ohne Dornen sind, daß, wie der Winter sich auf die Gefilde und Triften, so sein Zwillingsbruder der Tod sich auf das Lebensrad des Menschen lagert, und daß für Alle und überall, im Thal wie auf der Bergeshöh' der Spruch geschrieben steht: „Wie ein Dieb, so kommt der Herr!"

Sabine.

Von Joseph Pape.

Zu Straßburg am Portale
Des Münsters, linker Hand,
Da steht eine schlanke Jungfrau,
Die ist mir wohlbekannt.

Sie hält den Meißel innig
An's klopfende Herz gedrückt;
Aus schwärmerischen Augen
Sie nach dem Münster blickt.

Und sieht im Geist vollendet
Den heiligen Münsterbau,
Sieht seine Brüderthürme
Berühren des Himmels Blau.

Die Jungfrau heißt Sabine,
Ist Erwins Töchterlein,
Hat kundig formen helfen
Den ungefü'gen Stein.

Es ist ein Bild von Steine,
Ein Bild aus alter Zeit,
Sie selber ist gestorben,
Die schöne Steinmetz-Maid.

Erwin auch ging zu Grabe,
Vom Meißeln auszuruh'n:
Wer soll uns denn vollenden
Den heiligen Münster nun?

Der alte Brückenknecht.

Von Wilhelm Herchenbach.

Auf der Rheinbrücke zu D. begegnete mir einmal ein alter Mann, der mit gebeugtem Rücken an einer Krücke mühsam einherschlich. Seine gebrechliche Gestalt, seine welken Hände, und vor Allem seine tiefgefurchten Gesichtszüge, in denen sich eine ganze Geschichte von Leiden und Kümmernissen kund gab, machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich konnte nicht vorüber-

gehen, ohne ihn genau zu betrachten. Viel Bitteres mußte der Mann erfahren haben, und doch lag in diesen Gesichtsfalten neben dem Ausdrucke des Grames noch ein gutes Theil Wohlwollen und Gottvertrauen. Seit jener Zeit fand ich ihn fast täglich am Geländer sitzen und sein Antlitz der Sonne zuwenden; ich gab ihm jedesmal ein Almosen und knüpfte auch wohl ein Gespräch mit ihm an. So kam es, daß sich nach und nach eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns entspann, die mir außerordentlich wohl that, und die ich um die vornehmste Freundschaft nicht hätte vertauschen mögen.

Eines Tages schlenderte ich auf dem Friedhofe umher und las die Inschriften auf den Kreuzen und Monumenten. In dieser feierlichen Stimmung, worin ich mich befand, richtete ich meine Schritte gegen die äußerste Ecke, wo ich ein gar heimliches Gräbchen wußte, das ich jedesmal besuchte, so oft ich auf dem Friedhofe war. Zwar zog es den Beschauer nicht durch Reichthum und Pracht an, wie viele in seiner Umgebung, aber es hauchte einen Duft von Poesie aus, den ich sonst vergeblich gesucht hätte. Ein kleines Fleckchen Erde, rings von einer dichten niedrigen Hecke umzogen, zeigte in der Mitte ein unscheinbares altes Holzkreuz von Moos und Flechten überzogen. Eine Inschrift war nirgends zu finden, vielleicht hatten Regen und Sturm sie ausgelöscht, vielleicht auch hatte es nie eine gehabt. Um dieses Kreuz herum schlang sich ein breitblättriger, frischgrüner Epheu in dichten Ranken, die von der Spitze des Kreuzes aus, wo die Zweige keinen Halt mehr fanden, sich nach der Hecke hinüberbogen und so fast das ganze Grab mit einem grünen Laubdache überwölbten. So oft ich auch gefragt hatte, Niemand wußte mir über den Todten, der hier schlummerte, eine Auskunft zu geben. Die Welt hatte ihn entweder vergessen oder nie gekannt. Wie erstaunte ich, als ich meinen alten Freund von der Brücke hier knien fand! Er war in seine Andacht so versunken, daß er meine Herannäherung gar nicht merkte. Eine Weile stand ich hinter ihm und hörte, wie er mit tiefen Seufzern betete; bald ging dieses Gebet in Schluchzen über, und er warf sich mit dem Angesichte in das thauige Gras.

Um ihn seiner Bewegung ungestört zu überlassen, entfernte ich mich geräuschlos, im Stillen sinnend, welche Bewandtniß es mit ihm und dem Grabe habe. Als ich zurückkehrte, war er aufgestanden und trocknete mit dem Zipfel seines Rockes die Thränen von den eingefallenen Wangen. „Gut, daß Sie da sind," sprach er, „ich habe so eben vom Leben Abschied genommen und werde in wenigen Tagen selbst da unten liegen, aber ehe ich der Erde für immer Lebewohl sage, habe ich noch eine Pflicht zu erfüllen, ein Geheimniß mitzutheilen — und ich weiß Niemanden auf der ganzen Welt, dem ich es anvertrauen möchte, als Ihnen allein."

Zwischen Neugierde und Mitleid schwebend, sprach ich, ohne viel auf den Sinn meiner Worte zu denken: „Schlagt Euch die trüben Gedanken aus

dem Kopfe! Ihr werdet noch lange nicht sterben!" — „Doch, doch," entgegnete er, „der Todte da unten hat mir ein Zeichen gesandt; seht nur, der Epheu ist plötzlich abgestorben!" — Ich sah nach dem Grabe hin, und fand nun wirklich, daß der Epheu, der doch noch vor wenigen Tagen grünte, plötzlich verdorrt war. Der Alte ließ sich auf einen umgestürzten Leichenstein nieder und sprach: „Nehmet das, was ich Euch jetzt sagen werde, für die Worte eines Sterbenden, der vor seinem Hinscheiden keine Lüge über seine Lippen bringen wird, weil er dort drüben auf eine ewige Vergeltung rechnet."

In gespannter Aufmerksamkeit setzte ich mich ihm gegenüber.

Er deutete mit dem Finger auf das Haus des Todtengräbers und fuhr fort: „Dort, in jenem einsamen Hause habe ich meine Kindheit verlebt, ich und mein Bruder, der hier in der Ecke unter dem verdorrten Epheu nun schon siebenzig Jahre schlummert; denn Ihr müßt wissen, daß ich heute meinen neunzigsten Geburtstag feiere. Es können sich zwei Brüder nicht lieber haben, als ich und Fritz, da er noch am Leben war! Wir waren ein paar recht rüstige Burschen, die mit frischem Muthe in das Leben hineinschauten, darum verließen wir auch den Kirchhof und die Gräber sobald unser Vater gestorben war, und wir für ihn das letzte Grab gegraben hatten. Am Rheinwerfte däuchte uns das Leben lustiger, und da wir beide ein paar starke Schultern hatten, so wurden wir bald als Lastträger gesucht und fanden ein reichliches Auskommen. Nach und nach mehrte sich unsere Baarschaft, und wir hatten in nicht gar langer Zeit ein kleines Kapital zusammen, mit dem wir unser Glück versuchen wollten. Lange schwebten unsere Pläne haltlos hin und her, bis ein unerwartetes Ereigniß dieselben zur Reife brachte.

„Eines Morgens, als wir wie gewöhnlich an den Rhein kamen, um ein Fruchtschiff auszuladen, blitzten drüben auf der Stromseite Flintenläufe und Bajonette, und eine ganze Reihe von Kanonen richtete ihre schwarzen Mündungen auf die Festungsmauern der Stadt zu. Bald hörten wir, daß auch von der Landseite die Festung eingeschlossen sei und wir also in vollständiger Form belagert waren.

„Jetzt kann Geld verdient werden, sprach Fritz, aber es gehört Muth und Todesverachtung dazu. Willst du mithalten? — Wenn es Geld gibt und auf ehrlichen Wegen geht, antwortete ich, dann bin ich gern dabei, und — je größer die Gefahr, desto angenehmer die Arbeit! — Höre Konrad, fuhr Fritz fort, alle Magazine sind leer und wenn nicht bald für neue Zufuhr gesorgt wird, werden die Soldaten hungern und die Bürger obendrein, wir natürlich mit. Drüben aber kennen wir Bauern in Menge, die lieber ihr Getreide für baares Geld billig verkaufen, als sich vom Feinde ausfressen lassen. Was gilt's da langes Bedenken? Wir führen Proviant zu und werden reichlich bezahlt.

„Was mein Bruder gesagt hatte, war nur allzuwahr: der Mangel machte sich bald bemerklich, und was wir still im Schilde geführt hatten, dazu wurden wir bald gegen gute Bezahlung vom Stadtkommandanten aufgefordert. Bei der strengen Bewachung mußten wir auf unserer Hut sein und durften nur in stockfinstern Nächten an's Werk gehen. Sturm, Regen und Dunkelheit, das waren uns die gewünschten Verbündeten, unter deren Schutz wir unser Schiff wohlbefrachtet und vorsichtig zwischen den Reihen der feindlichen Kanonen hindurch zur Stadt führten, und dort gegen Haufen Silbers unsere Ladung ablieferten. Wir blieben ohne alle Concurrenz, denn Niemand außer uns wagte es, den Strom hinab- und hinaufzufahren.

„Der Feind mußte, trotz unserer Vorsicht, Wind von diesen Fahrten erhalten haben, denn in einer Nacht, als wir durch dichten Nebel, schwer beladen, am Ufer hinaufsegelten, tönte ein Schuß über den Rhein; die Kugel pfiff dicht an meinem Ohre vorüber, und wir suchten so rasch als möglich die Weiden und das daranstoßende Buschwerk zu erreichen, in dessen Dickicht wir, wohl verborgen, oft einen ganzen Tag geruht hatten. Heute schien uns das nicht gelingen zu sollen. Die Schüsse fielen immer dichter und wir hörten schon die Fußtritte der herannahenden Soldaten. Fritz sprang aus dem Fahrzeuge und sprach: Rasch segle der Stadt zu, indem ich die Rothjacken hier aufhalte. Ich wollte Einwendungen machen, aber er sprach: Verlaß dich auf mein Glück! Ehe der Tag graut bin ich bei dir! Dann stürmte er den Feinden laut rufend entgegen und hielt sie so von den Weidengesträuchen ab, welche sie bald erreicht hätten. Auf das Schießen folgte tiefe Stille und kurz nachher hörte man die Soldaten abmarschiren.

„Nicht ohne große Furcht für meinen Bruder kam ich zur Stadt und wälzte mich schlaflos auf meinem Bette. Gegen Morgen öffnete sich die Thüre und mein Bruder trat lachend ein, indem er ein Säckchen mit Goldstücken auf den Tisch warf. Oho! sagte ich, du bist ihren Händen schnell entkommen! Wie in aller Welt hast du das angefangen? — Hm, lachte er, es war nichts leichter, als das: Ich ließ mich zum General führen und bot mich als Spion an. Mein Plan gelang so gut, daß ich gleich diesen Sack mit 5000 Thalern für die Zusage erhielt, ihm die Stadt binnen drei Wochen in die Hände zu liefern. Zu der Stunde, wo ich ihn über den Rhein führe, erhalte ich die dreifache Summe, und dann sind wir gemachte Leute.

„Vor Schrecken über einen so abscheulichen Plan stand mir fast der Verstand still. Bruder, sagte ich endlich, du willst zum Verräther an deiner Vaterstadt werden? Verflucht auf ewig, wenn du dieses thust! Fritz lachte: Laß mich nur machen! Wir wollen reich werden und doch keinen Verrath begehen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihn zum Sprechen zu bringen. Vergebens! Mit lachendem Munde entgegnete er jedesmal: das sind Dinge, die nur einer wissen darf, sonst könnte es leicht ein Unglück geben. Genug,

daß du den Gewinn theilen und die Gefahr mir überlassen kannst. Von dieser Zeit an keimte in meinem Herzen ein Mißtrauen gegen den Bruder, dessen ich nicht mehr los werden konnte. Ich lauerte ihm auf seinen geheimen Gängen auf und nahm mir fest vor, ihn an seinen Verderben bringenden Plänen zu hindern, sei es in Güte oder mit Gewalt.

„Unser Fruchthandel ging seinen gewohnten Gang; allabendlich fuhren wir den Rhein hinab und kehrten gegen Morgen zurück. Es lag auf der Hand, daß zwischen ihm und den Feinden ein Einverständniß obwaltete, denn vor den Geschossen der Uferwache hatten wir selbst im hellen Mondenscheine nichts zu fürchten, auch dann nicht, als sich unsere Schiffe bis auf sechs vermehrten. Zuweilen ruderten wir gar dem Ufer zu und Fritz hielt geheime Unterredungen mit einigen Offizieren, die seiner harrten. Den Tag über war er häufig auf der Citadelle unserer Vaterstadt und verkehrte viel mit dem Commandanten.

„Zwei Monate mochten so vergangen sein, als er eines Abends zu mir sprach: Heute fahren wir nicht hinab: pflege der Ruhe; und wenn du während der Nacht Dinge hörst, die dich überraschen, so ziehe die Bettdecke tiefer über die Ohren und kümmere dich um nichts. Ich warf mich auf's Bett und stellte mich, als ob ich fest schlafe, lauerte aber im Geheimen der Dinge, welche vorgehen sollten. Fritz hatte sich neben mich gelegt, aber er schlief nicht; eine heftige Aufregung schüttelte seine Glieder und zuweilen unterdrückte er einen Seufzer. Gegen Mitternacht richtete er sich auf, sah mir starr ins Gesicht, und da er mich im festen Schlafe wähnte, so drückte er einen leisen Kuß auf meinen Mund, stand auf, bewaffnete sich mit einem Paar Pistolen und verließ geräuschlos die Kammer. Rasch sprang ich auf, kleidete mich mit Hast an, ergriff den Karabiner, der geladen über meinem Bette hing, und eilte ihm nach. In den Gassen heulte der Wind, der Regen ergoß sich in Strömen, und eine tiefe Finsterniß ließ mich bald seine Spur verlieren. Ich tappte auf das Rheinwerft zu, wo ich anlangte, als zu meinen Füßen eine Kette in einen Nachen fiel und eine Ruderstange sich zum Abstoßen gegen die Dundern des Werftes stemmte. Ich wußte nicht, war es Fritz oder ein anderer. In dieser Ungewißheit blieb ich stehen und stierte in das Dunkel hinein. Eine namenlose Angst überfiel mich. Gott, Gott! dachte ich, sollte er wirklich zum Feinde hinüber gehen, um die Stadt zu verrathen? In dieser verzweiflungsvollen Angst rief ich seinen Namen über das Wasser hin, aber mein Ruf erstarb im Tosen des Stromes und im Heulen des Windes.

„Nach einer qualvollen halben Stunde schwieg der Wind, der Regen hörte auf und der Mond brach helleuchtend durch das Gewölk. Da gewahrte ich am jenseitigen Ufer eine Menge von Booten, mit feindlichen Soldaten beladen. Hüben und drüben kein Laut! In geisterhafter Stille stießen die

Boote ab und schwammen quer über den Strom, dem Werfte zu, auf welchem ich mich befand, aber dort herrschte leider Todtenstille — die Wache mußte eingeschlafen sein. Den verzweifelten Versuch, hinan zu klettern und Allarm zu machen, gab ich bald auf, denn meine Hände glitten machtlos an den glatten Steinen ab. Mittlerweile hatten sich die Boote dem Ufer genaht und hielten an. Die Augen traten mir fast vor die Höhlen, als ich meinen Bruder zuerst aussteigen und auf die Bastion zuschreiten sah. Ihm folgte der Commandant und ein Boot mit Offizieren; dann stiegen auch die Soldaten an's Land. Mir nach! flüsterte Fritz, indem er eine schwere Leiter, die von mir unbemerkt am Werft gelegen hatte, an der Mauer emporrichtete und hinaufkletterte, von den Soldaten und Offizieren gefolgt. Jetzt stand er hoch auf der Mauerzinne und wandte sich winkend nach den Kletternden um. Schrecklich! schrecklich! Vor meinen Augen, oben hoch in der Luft, sah ich meinen leiblichen Bruder als Verräther und Seelenverkäufer. Ich, der ich meine Vaterstadt mehr liebte, als Vater und Mutter, sollte zusehen, wie der Liebling meines Herzens seine Brüder im Schlafe um schnöden Lohn meucheln und würgen ließ!

„Ein furchtbarer Zorn erfaßte mich, und, ganz von diesem Gefühle beherrscht, richtete ich den Karabiner in die Höhe. Gott sei's geklagt, der Schuß war gut gezielt: Fritz überschlug sich auf der Mauer und stürzte zu meinen Füßen herab. Mir aber schwand die Besinnung und ich stürzte wie todt über ihn hin. Von einem heftigen Kanonendonner und Musketenkrachen erwachte ich endlich und kam zum Bewußtsein meiner ewig verfluchten That. Ich rüttelte ihn an Armen und Beinen, erfaßte ihn am Kopfe und an den Schultern; aber er war todt, und alle meine Klagen und Selbstverwünschungen vermochten nicht, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Von denen, welche hinaufgestiegen waren, kehrte Niemand wieder zurück; alle fanden den Tod da oben in der Bastion. Eine Stunde mochte die Metzelei gedauert haben, da wurde es still und Sturm und Regen begannen wieder zu wüthen. Ich aber lud meine unglückliche Last auf die Schultern und legte die Leiche daheim auf das gemeinschaftliche Bett. In der Hoffnung, es möchte doch noch ein Fünkchen von Leben in ihm schlafen, entkleidete ich ihn. Da fand ich auf dem nackten Leibe einen schweren Geldgurt, voll von neugeprägtem Golde — das war, so dachte ich, der Lohn für seinen Verrath. Ach, hätte ich um dieses Geld und mein eigenes Leben das seinige zurückrufen können, wie gerne hätte ich es gethan! Vergebens! Als Brudermörder stand ich neben der Leiche des Vielgeliebten und raufte mir vor Verzweiflung das Haar aus.

„War mein Leid bis dahin groß gewesen, so wuchs es am andern Tage noch höher, denn es wurde zum offenen Geheimniß, dem auch der Commandant nicht widersprach, daß Fritz die Feinde im Auftrage der Festungsbehörde auf die wohlbewachte Bastion gelockt hatte, um sie alle dem sichern

Tode Preis zu geben und die Stadt vom Verderben zu erretten. Niemand ahnte, daß er durch meine Hand gefallen sei; man glaubte, eine feindliche Kugel habe ihn niedergestreckt, als sie den Verrath geahnt. Ein ehrenvolles Leichenbegängniß mit militärischem Pomp, das war alles, was die Stadt für ihn that. Und jetzt ist selbst sein Gedächtniß ausgelöscht, und vielleicht ist Niemand in der ganzen Stadt, der sein Grab kennt, als ich und Sie, dem ich jene schreckliche Geschichte jetzt mitgetheilt habe."

Eine Thräne aus den Augen wischend fuhr er fort: „Von all dem Gelde mochte ich nichts. Es graute mir vor demselben. Einige Tage später begrub ich es neben ihm und da muß es noch liegen. Arm, das Herz voller Gram und Reue, nahm ich meine Arbeiten am Rheine wieder auf und stieg bald zum Brückenknechte empor, bei welchem Dienste ich verharrte, bis mein Rücken gebogen und meine Kräfte versiegt waren. Ruhe ist mir in den langen Tagen meines Daseins nimmer geworden. Keine Nacht ist an mir vorübergegangen, wo ich den Todten nicht mit flehenden Gebärden vor meinem Bette stehen sah. Seit einer Woche aber läßt er mir Ruhe und der Epheu ist abgestorben: das sind Zeichen, daß ich ihm nun bald folgen werde. Aber ich möchte nicht von hinnen scheiden, bis ich den Schatz dort in treuen Händen weiß. In den meinigen würde er gebrannt und Fluch gebracht haben, weil ich ein Brudermörder bin, aber in den Ihrigen wird er zum Segen werden. Wenn ich gestorben bin, dann graben Sie den Schatz aus und übergeben ihn dem Waisenhause, dessen edler Vorsteher ein versiegeltes Papier in Händen hat, daß ich seine Anstalt zum Erben meiner Nachlassenschaft ernannt habe. — Und nun laßt uns gehen, ich zittere vor Frost und Müdigkeit!" —

Ich faßte ihn unter dem Arm, um ihn zu führen, aber an der Wohnung des Todtengräbers brach er zusammen. Seine Kräfte waren gänzlich aufgezehrt und ich und der Todtengräber mußten ihn in die ärmliche Hütte bringen, wo er einst das Licht der Welt erblickt hatte. Noch in derselben Nacht verschied er. Ich aber begab mich seiner Anweisung gemäß auf den Kirchhof und grub unter dem Schutze der Dunkelheit den Schatz aus der Erde. Bald stieß ich auf einen harten Gegenstand; es war ein eisernes, verrostetes Kistchen, schwer wie Blei, das ich nur mit der größten Anstrengung weiter schleppen konnte. Ich wollte nicht mit in's Gerede und noch weniger in Verdacht kommen, deßhalb brachte ich das Kistchen nicht zum Vorsteher des Waisenhauses, sondern in die Hütte des alten Brückenknechtes, wo es vom Gerichte gefunden wurde, als es kam, das Haus zu versiegeln.

Alle Welt steckte die Köpfe zusammen und legte sich auf das Erforschen, wo der alte Bettler den Reichthum hergenommen habe. Da man weiter keinen Anhaltspunkt hatte, so war man bald darüber einverstanden, daß er Alles zusammengebettelt und in namenlosem Geiz bis an sein Ende im Keller verscharrt gehabt habe. Ich aber wußte es besser. Das Andenken des alten

Mannes ehrte ich, indem ich einen neuen Epheu auf das Grab pflanzte, wo die Brüder jetzt zusammen schliefen. Ich pflegte ihn Jahr aus, Jahr ein, und jetzt grünt er wieder, wie früher und wölbt seine Zweige über die Hecke zu einem festen Dache.

Abendlied.

Von Ignaz Zingerle.

Abend, Abend wird es wieder,
Und der Tag hat sich geneigt,
Abendglocke klingt hernieder,
Wenn es rings im Thale schweigt.

Fromme Glocke, deine Klänge
Dringen mir gar tief in's Herz,
Schweigen einst mir alle Sänge,
Läutest du mir himmelwärts.

Aus der Gerichtsstube.

Von Isabella Braun.

I.

Es hat zehn Uhr geschlagen. „Noch zwei Stunden auf Mitternacht!" seufzt ein Mann, der in seinem kleinen, ärmlichen Dachstübchen sitzt und nur das Haupt aufrichtet, um auf den Schlag der nahen Thurmuhr zu horchen. Seit mehreren Stunden ist er eifrig beschäftigt, Documente zu copiren, und jetzt scheint er zu ermüden, denn er wiederholt: „zwei Stunden auf Mitternacht und ich soll noch diese acht halbbrüchigen Seiten vollkritzeln! Ja, kritzeln! denn die Feder geht spottschlecht und bei diesem erbärmlichen Talglichte wäre es eine wahre Kunst, sie zu schneiden."

So rief er in höchst ärgerlichem Tone, als er sein dünnes Licht näher herbeizog und mit seinem etwas schartigen Messer an der Feder zu spitzen begann. Es mußte doch etwas genützt haben, denn nun schwieg er, die Feder glitt rasch über das Papier hin und unterbrach nur die Todtenstille ringsum durch ihren leisen Ton. — Nach kurzer Weile hielt der Mann inne, steckte die Feder hinter das Ohr, fuhr mit der Hand über die bereits etwas kahle Stirne, hüstelte, langte nach dem Medizinglase, das auf dem Tische stand, und verschluckte den Rest darin. Dann zog er wieder die Feder hervor und wollte seine Arbeit auf's Neue beginnen, als er die Beleuchtung gar zu

düster fand, die dünne Kerze hatte einen verkohlten Docht angesetzt und flammte eben in einer prächtigen Rose. „Ich wollt', du verkündigtest mir einen Brief, aber mit etwas Geld darin, und wär's auch nur so viel, um mir ein besseres Licht zu kaufen, oder doch wenigstens eine Putzscheere" — fügte er bei, nachdem er gesucht und sich dann erinnerte, daß sie bereits den ganzen Abend fehle, weil er sie gestern zerbrochen hatte. Nun langte er nach seiner rostigen Papierscheere und schnitt den verkohlten und noch glühenden Docht ab. Jetzt brannte das Licht wieder leidlich helle. Aber heute lag nun einmal das Mißgeschick im Quartier, der abgeschnittene Lichtputzen war auf seine fertige Schreiberei gefallen und glühte dort. Es war allerhöchste Zeit, das Papier zu retten; zum Glücke hatte es noch kein Loch gebrannt; nur ein brauner Fleck verdarb etwas die saubere Arbeit. Unser Schreiber war darüber sehr ärgerlich, denn er liebte die Pünktlichkeit über Alles. Er rief: „Hole der Kukuk das schlechte Licht, die Schreiberei und meinetwegen den Schreiber obendrein! Ist das ein Leben! Ich will nichts über die viele Arbeit sagen; die ist mir schon recht! vertreibt einem braven Kerl die bösen, unzufriedenen Gedanken, den Hunger und allerlei! Aber wenn für unser Einen doch die Sonne nie unterginge oder eine Zeitlang nicht Nacht würde, wie bei den Grönländern, — oder — ja, oder wenn man nur etwas von dem Oele hätte, das im Oberamtsgericht täglich unnütz verschüttet wird."

Während dieser Worte hatte das Kerzlein bereits wieder einen verkohlten Docht angesetzt. Der Schreiber war nunmehr gewitzigt; er netzte den Daumen und Zeigefinger, fuhr damit gegen das Licht und putzte es, wobei er die beiden Finger nicht nur ein wenig verbrannte, sondern auch abscheulich beschmutzte. Das machte ihn auf's Neue verdrießlich; denn wenn sich so ein Aergerputzen in der Seele ansetzt, wird es nicht leicht mehr helle und klar darin. Er ließ nun seinen Verdruß an dem Federbarte aus, den er herabriß, sich damit die Finger reinigte, und das ist immer noch besser, als wenn ein Mensch oder ein armes Thier darunter zu leiden gehabt hätte. Dies wäre für unsern Schreiber auch eine absonderliche Kunst gewesen; der arme Mensch war mutterseelen allein und besaß kein lebendes Geschöpf als Eigenthum. So übel das im Allgemeinen ist, kam es ihm doch zu gute; denn als ehrsamer Oberamtsschreiber des untersten Ranges reichte seine Einnahme trotz der nächtlichen Nebenarbeit, doch eben nur nothdürftig für die eigene Person, und daß diese nicht über Gebühr gepflegt ward, konnte man leicht an der spindelförmigen Gestalt erkennen. Es war ihm vor Allem darum zu thun, nach Schicklichkeit und seinem Stande gemäß im Aeußern zu erscheinen, denn er hatte eine nicht geringe Meinung von der Würde eines Schreibers; er nährte im Stillen ehrgeizige Pläne des Emporsteigens auf der Schreiberstufe, wozu ihm das Wohlwollen seines Vorstandes Berechtigung gab. —

Wie es dem Schiffer zu ergehen pflegt, wenn er auf eine Sandbank geräth, wo er dann stundenlang sitzen bleiben kann, ebenso geht es dem Menschen bisweilen mit seinen Gedanken. Für unsern armen Schreiber war der Oelgedanke auch eine Art Sandbank; er konnte davon nicht wegkommen, besonders da seine Arbeit in einem mechanischen, jahrelang geübten Abschreiben bestand, wobei sich gar mancherlei denken läßt; sogar zum Philosophiren über seine Verhältnisse und Lage erschwang sich manchmal sein Geist; heute aber brachte ihn das Oel zu Sophistereien, wie wir in Bälde erfahren werden. „Ja, nur die muthwillig vergeudeten Oeltropfen, wenn unser Einer hätte! sagte er vor sich hin, indem er satzweise abbrach und dann wieder fortfuhr. „O, dann ließe ich mir die Nachtarbeit wohl gefallen. — Was soll ich Abends auch Anderes thun, als schreiben? — In's Wirthshaus gehen? — kostet viel Geld und ist wenig Spaß dabei! Könnte auch leicht etwas ausplaudern vom Amt. — Und für meinen Husten taugt es auch nicht. — Nur so viel Oel für jeden Abend, als in dieses Medizinfläschlein geht. — Ich hätt' auch ein Lämpchen, mein Gott! Das einzige Erbtheil von meiner Mutter. Gott hab' sie selig!" —

Wieder hatte die Kerze einen Putzen angesetzt, das machte ihm von neuem Mühe und schmutzige Finger, so, daß seine Gedanken auf der alten Stelle blieben, und er im Selbstgespräche fortfuhr: „Wie das ein schönes Schreiben bei einem Lämpchen wäre, wo man nicht zu putzen braucht! — Immer gleich hell! — Und es käme nur dem Gerichte zu Gut durch bessere Schrift. 's ist ohnedem gerade, als ob die studirten Herren erst das Lesen lernen müßten; wenn man auch noch so deutlich schreibt, gerathen sie in's Stocken. — Ja, ja, so ein Oellicht! Könnt' leicht bestellt werden vom Gerichtsstubenöl! thät' es wahrhaftig keine Seele merken. Die Arbeit wird ohnedem schlecht genug bezahlt, und wer bezahlt mir mein Augenlicht, das ich bei dem elenden Lichtlein noch einbüße?"

Von Neuem ging die alte Plage des Lichtputzens an, unser Schreiber schien es nachgerade satt zu bekommen und rief in ärgerlichem Tone: „Nein, so geht's nimmer! 's ist bei Gott wahr, mir gehört so ein Fläschlein Oel von Rechtswegen. O die Herrn Beamten nehmen's auch nicht so genau; der Eine trägt für alle seine sechs Buben Federn und Papier nach Hause; der Andere hat gestern seinem Jungen einen Drachen gemacht, der sicherlich fünfzig Ellen hoch in die Luft stieg. Spagat und Papier dazu ist nicht aus dem Kramladen gekommen! Aber bei so einem armen Teufel, wie ich, fängt das Sparen an!" —

Inzwischen hatte er die acht Seiten völlig beschrieben und es schien höchste Zeit, denn die Kerze war bis auf ein kleines Stümpchen niedergebrannt. Unser Schreiber packte nun Alles sorgfältig zusammen, stellte, wie in Gedanken verloren, das leere Medizinfläschlein neben die Schriften, zog

sich langsam aus und legte sich zu Bette. Der Mond schien voll und klar auf sein Lager; aber ihm war's, als sei es nicht der Mond, sondern als brenne eine große Oellampe am nächtlichen Himmel. Er schlief bald ermüdet ein, während dieses helle Auge der Nacht über ihm wachte und fast wehmüthig auf seine bleichen Wangen schaute. Als der arme Schreiber unruhig im Traume murmelte, hüllte sich der Mond in einen Wolkenmantel; vielleicht hat er die Traumgedanken des unzufriedenen Schläfers belauscht. —

II.

Es herrschte noch Morgengrauen in des Schreibers Dachstüblein, als derselbe früher als gewöhnlich sein Bett verließ, beim Ueberreste der Kerze seine schmale Person fein säuberlich in Ordnung brachte und das spärliche Frühstück verzehrte. Dann legte er seine Schreibereien zusammen, steckte, wie in Gedanken verloren, das leere Medizinfläschlein in die Tasche und als die Thurmuhr $7\frac{1}{2}$ verkündete, stand er bereits in der Kanzlei, welche der Gerichtsdiener stets eine Stunde früher, als das Personal erschien, zu öffnen pflegte, um daselbst Alles in gehörigen Stand zu setzen. Dies war bereits geschehen; das Feuer knisterte lustig in den Oefen, die abgebrannten Lichter waren mit neuen vertauscht und im Vorzimmer auf dem großen Schranke standen in Reih und Glied die einzelnen Lampen, deren man sich in den verschiedenen Stuben zu bedienen pflegte.

Es herrschte tiefe Stille im ganzen Gebäude. Das Schreiberpersonal glich meistens jenen Uhren, welche die Gewohnheit haben, zu spät zu gehen; nur Franz Berger, — so wollen wir unsern Bekannten nennen, gehörte zu der pünktlichen Sorte und war sogar häufig zu frühe daran, wenn er Vorbereitungen zu treffen hatte, — eine Unordnung, die dem Oberamtsrichter sogar sehr wohl gefiel. Franz Berger hatte einen echten Schreiberberuf. Sein Pult war seine Heimat, die regelrechten Buchstaben sein Stolz, der Amtsvorstand sein Orakel und die Gerichtsstube ein geheiligter Raum.

Unser Schreiber war also mutterseelen allein. Er sah sich heute ganz ängstlich um, als ob er fürchte, daß aus den verschlossenen Schränken all die streitenden Parteien treten möchten, als ob die Unterschriften sich in Personen verwandeln könnten. — Doch die Schränke blieben verschlossen, — die Federn auf den Pulten regten sich nicht; kein Blatt knisterte, — es herrschte Todtenstille. Da näherte er sich ganz sacht, ganz leise dem Schranke, wo die Oellampen standen. Sie waren noch von jener alten Construktion, wo der grüne Blechschirm das Licht mildert, wo das Oel zunächst dem breiten, schmalen Dochte durch ein fingerdickes Löchlein in das Behälter geschüttet wird. Doch sie litten allgesammt an der üblen Gewohnheit, daß das Oel sich in die Röhre nach Unten senkte und in den hohlen Fuß abtröpfelte, den man ausziehen, und so von Zeit zu Zeit entleeren konnte. Dabei setzte es nun regelmäßig

jene Verschüttungen ab, welche unser armer Schreiber am vorhergehenden Abende so sehr bedauert hatte.

Wie also erwähnt, näherte er sich diesen Lampen, langte sein Fläschlein hervor, — zog die Röhre heraus — und richtig, — der halbe Lampenfuß war mit Oel gefüllt. Vorsichtig leerte er dieses in sein Fläschlein, brachte die Lampe wieder in Ordnung und machte nun die Reihe durch. Sein Fläschlein war bereits gefüllt; er hielt es gegen das Tageslicht; ihm war's, als sähe er das gelbe Oel bereits brennen und die ganze trauliche Einsamkeit seines Dachstübchens erschloß sich vor seiner genügsamen Phantasie. Plötzlich vernahm er das Glöcklein an dem Ganggitter, das liebe, traute Glöcklein, dessen Ton ihm seit mehr als einem Jahrzehent bekannt war, das er aus Tausenden heraus zu kennen vermocht hätte, das er in Stunden, wo sein böser Husten ihn an's Krankenbett fesselte, so sehnsuchtsvoll zu hören begehrte, und das er sogar in seinen Fieberphantasien zu hören glaubte. In diesem Augenblicke dünkte es ihm, einen verwandelten Ton zu haben: dieselbe Glocke und doch wieder eine ganz andere! Es war ihm, als läute sie dicht an seinem Gewissen. Er zitterte, seine Hand war von fieberhafter Unruhe bewegt; schnell richtete er die Lampe zurecht, griff dann nach dem Fläschchen, das auf dem Boden stand, stieß ungeschickt mit dem Fuße daran, daß es sich ergoß und einen klirrenden Ton von sich gab. Aber er hatte keine Zeit zum Denken; im Nu stack sein Fläschlein in der dünnen Tasche und ohne einen Blick nach Rückwärts zu werfen, eilte er durch die in einander gehenden Zimmer, bis er das letzte, wo sein eigenes Pult stand, erreicht hatte. Zitternd öffnete er das oberste Thürlein des großen Kachelofens, schob die Flasche hinein, wischte sich die beschmierten Finger am Taschentuche und trat zu seinem Pulte. Er langte nach der Feder, aber schrieb nicht, denn er horchte, daß ihm die Schläfen klopften, ob die erste Thüre sich öffnen würde. Es mußte doch noch Niemand gekommen sein, denn noch eine geraume Zeit herrschte die alte Stille ringsum. Er getraute sich dennoch nicht den Platz zu verlassen und gab sich Mühe, unbefangen auszusehen. Nach einer geraumen Zeit erschienen die Beamten und Schreiber durch alle Thüren, und er hatte so weit seine Fassung gewonnen, um die gebotenen Grüße zu erwidern. Er dankte seinem guten Engel, mit dem Schrecken glücklich davon gekommen zu sein.

III.

Die kurze halbe Stunde war unserm Schreiber dreifach so lang erschienen, und aller Sorge entledigt, hatte er bereis seine Arbeit begonnen, als er plötzlich ein seltsames Gemurmel aus dem ersten Zimmer bis in das letzte herüber vernahm. Die Schreiber traten horchend an die Thüren, — und nun konnte man die Stimme des Oberamtsrichters unterscheiden, welcher den Gerichtsdiener herbeirief. Nun horchte unser Schreiberlein mit banger Ahnung, er

hörte die Frage, wer das Oel verschüttet habe, — und nun verwob sich wieder eine Stimme mit der andern; Alles schien dort versammelt, Jeder hatte etwas zu sagen; endlich hörte er den Oberamtsrichter fragen: wer heute der erste Ankömmling gewesen sei, — und — „Gott steh' mir bei!" dachte er, denn sein eigener Name, mit dem Befehle zu erscheinen, drang bis in seinen entfernten Winkel. Instinktmäßig gehorchte er im Augenblicke und stand nun vor dem ganzen Gerichtspersonale, das sich in der Nähe des verrätherischen Oelflecks aufhielt. „Berger, haben Sie das Oel hier verschüttet?" frug der Oberamtsrichter in ungewöhnlich ärgerlichem Tone. Der arme Schreiber stotterte ein höchst verlegenes „Nein, — ich weiß nichts davon" — indem er näher trat und den dunklen Fleck anstarrte, als ob ein gähnender Abgrund sich vor ihm öffne. „Nun, das ist doch sonderbar!" rief der Oberamtsrichter. „Man muß der Sache auf die Spur kommen."

In diesem Augenblicke erschien der Aktuar, welcher inzwischen durch die Zimmer gewandelt war, und sagte: „Meine Herrn, haben Sie die Güte, mir zu folgen. Die Blutspuren entdecken das angeschossene Wild, — die Oelspuren vielleicht den, der den Fleck gemacht hat."

Im Augenblicke war Alles in Bewegung. Voran schritt der Oberamtsrichter, — ihm folgte Mann an Mann, Berger, halb vernichtet und dem Irrsinne nahe, beschloß den Zug. Dunkel lag auf dem Boden Ein Oeltropfe nach dem andern; Schritt für Schritt zog sich die Spur durch alle Zimmer bis in das äußerste, wo sich endlich dieselbe vor dem Ofen verlor. Jetzt begann die Nachforschung. Berger hörte den Schieber des Ofenthürleins knarren, — es vergingen ihm die Sinne; in demselben Augenblicke hörte er: „Franz Berger, alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen!" und darauf folgte ein schallendes Gelächter, das nicht enden wollte, und alle Anwesenden schauten auf ihn. Er sah sein Medizinfläschlein mit der verrätherischen Signatur in der Hand des Oberamtsrichters, der es weit von sich hielt, um sich mit dem geringen Ueberreste nicht zu beschmieren. Es schwindelte dem ertappten Schreiber, und doch war ihm Alles sonnenklar: er hatte nicht bedacht, daß die Flüssigkeit durch den dünnen Sack tropfen werde. Er folgte den Blicken der Anwesenden, welche an seiner Person hernieder streiften, und — o neuer Schrecken! sein Beinkleid, das einzige außer dem Festtagsstaate, war vom Oel befleckt, gänzlich ruinirt! — Das auch noch! seine Ehre, vielleicht seine ganze Existenz schienen ohnehin unrettbar verloren; und immer und immer wieder tönte das höhnende Gelächter in sein Ohr.

Der Oberamtsrichter gebot nun Ruhe und brachte durch seine ernste aber doch milde Aufforderung, Alles zu berichten, den armen Schreiber zur Besinnung. Und nun enthüllte sich vor der ganzen Versammlung dessen verborgener Gedankengang, wie wir ihn bereits am verwichenen Abende belauscht

hatten. Die Reue des sonst so ehrlichen Menschen, die Schilderung seiner Armuth im kleinen Dachstübchen, der unermüdete Schreibeifer, mußten für alle Anwesenden doch etwas Rührendes haben, denn Niemand lachte, es herrschte noch tiefe Stille, als er bereits geendet hatte.

Nach einer Weile sprach der Oberamtsrichter: „Wissen Sie auch, Berger, daß Ihre heutige Handlungsweise eigentlich Entlassung aus dem Dienste verlangt? Die Ehrlichkeit leidet keinen Flecken; der kleinste schon gefährdet ihre Existenz. Wer am Begriffe der Ehrlichkeit rüttelt, hat bereits an ihr gefrevelt und steht zunächst dem Unrecht, denn vom Oelkruge bis zum Geldkasten ist keine viel größere Kluft, als vom verkehrten Begriffe bis zur That. Danken Sie Gott, daß Ihre erste Versuchung gleich mit der Entdeckung bestraft wurde. Weil Sie jedoch seit Jahren sich als ehrlicher, fleißiger Mensch bewiesen und auch bei diesem Vergehen Ihre Arbeit für's Gericht im Auge gehabt haben, sollen Sie mit dem Schrecken davon kommen und nicht weiter darum angesehen werden. Was meinen Sie, meine Herren von diesem Urtheile?" — Also wandte sich der Gerichtsvorstand zu den Umstehenden. Alle gaben ihre Beistimmung, und so endete diese komisch-ernste Scene. Den so tief Gedemüthigten schonend, ging Jeder an seine Arbeit, und der Oberamtsrichter gab dem armen Schreiber in zarter Weise einen Auftrag, der ihn für diesen Tag aus der Gerichtsstube entfernte.

In der Abendstunde stand Berger allein vor seinem Amtsvorstande. Dieser sprach noch ernst über den Vorfall, und da er dessen aufrichtige Reue sah, drückte er ihm zum Schlusse noch einen Thaler in die Hand, indem er freundlich sagte: „Kaufen Sie Oel darum, und sollte es Ihnen wieder daran mangeln, ohne daß Sie im Stande sind, es aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten, so sagen Sie es getrost mir; meine Frau wird Sie dann damit versorgen. Nur keine Oelflecken mehr! sie könnten sich sonst unvertilgbar an Ihre Ehre, ja, was noch mehr ist, an Ihr Gewissen anhängen." —

Damit endete des Oberamtsrichters milde Strafpredigt, mit welcher er jedoch bei dem armen Schreiber mehr erreichte, als wahrscheinlich die Entlassung von seiner Stelle vermocht haben würde.

Bekehrung.

Von Ed. K.

Im nächt'gen Dunkel ruhet die alte Kaiserstadt,
Der Wind zieht durch die Straßen, die Leuchten flackern matt.
Die Glocken rufen mahnend in düstre Nacht hinaus.
Wer mag sie jetzt vernehmen? — Schwarz stehet Haus an Haus.

Nur dort die Fenster strahlen im hellen Kerzenschein,
Da schmettern die Trompeten, und feurig strömt der Wein;
Da schwingen sich die Paare im üppig wilden Tanz,
Da höhnt der nächt'gen Feier der prächt'ge Festesglanz.

Jetzt stürzet aus den Hallen, geschlungen Arm in Arm,
Von Tänzern und von Zechern ein jugendlicher Schwarm.
Sie ziehen lachend weiter mit lärmendem Gesang
Und hören nicht im Toben den ernsten Glockenklang.

Und irren Schrittes taumelt aus jenem hellen Haus,
Von Lust erschöpft ein Jüngling in düstre Nacht hinaus.
Des Lichtes Schimmer zeiget ein wüstes Angesicht,
Gealtert durch das Laster, das jede Blüthe bricht.

So eilt er seines Weges. Doch plötzlich hört er fern
Ein helles Glöckchen läuten, wie bei dem Amt des Herrn.
Ein Priester wallt die Straße im kirchlichen Gewand,
Den heil'gen Leib des Höchsten in der geweihten Hand.

Und vor ihm geht der Knabe im weißen Dienerkleid,
Mit Lämpchen und mit Klingel gibt er ihm das Geleit.
Sie wandeln durch die Gassen um Mitternacht allein,
Sie wollen einem Kranken den letzten Trost verleih'n.

Der Jüngling sieht den Priester, das Heil'ge in der Hand,
Und hört das Glöckchen läuten. Da steht er wie gebannt.
Nicht kann er vorwärts schreiten — er blicket niederwärts —
Und seine Lippen beben, und drinnen bebt sein Herz.

Wie ist so starr geworden der Blick der gier'gen Lust!
Wie schleichet sich ein Schauer so leise durch die Brust!
Er steht beklemmt, betroffen, kaum weiß er selbst, warum,
Er kann den Gott nicht schauen, er wendet rasch sich um.

Auf einem andern Wege eilt hastig er dahin,
Er will dem Ewigen, dem Sakrament entflieh'n.
Ihm klopft das Herz so eigen, ihm ist so wunderbang,
Da hört er wieder ferne den klaren Glockenklang.

Er siehet, wie der Priester dieselbe Straße zieht,
Vom Glockenton geleitet, vom Lichtesschein umglüht.
Er eilet immer weiter, und doch zieht's ihn zurück,
Ihn peinigt das Gewissen, und rastlos irrt sein Blick.

Und unwillkürlich denkt er an die Vergangenheit,
Und denkt an seine Sünden und an die flücht'ge Zeit.
Er denkt an ew'ge Strafe und an des Herren Macht;
Er ahnt die Nähe dessen, den er so lang' verlacht.

Bald eilt er wieder weiter, bald steht er wieder still,
Er weiß nicht, was ihn ängstigt, weiß nicht, wohin er will.
Doch immer klingt von ferne des Glöckchens Silberklang;
Der Herr sucht den Verlor'nen, der fliehet zitternd, bang.

Jetzt plötzlich — ein Gedanke durchzuckt ihn, er hält ein,
Er schaut an einem Hause empor, wo Lichterschein
Noch in den Fenstern dämmert, und eilt hinauf mit Hast.
Dort wohnt sein Zechgenosse, dort findet er die Rast.

Schnell tritt er in das Zimmer. Die Kerzen brennen matt,
Die Fenster sind verhangen, und auf der Lagerstatt,
Da liegt sein Freund im Sterben und stöhnt in Todesnoth
Und lechzet nach Erquickung und ruft nach seinem Gott.

Und wie er eben langsam zu ihm sich niederbeugt,
Hört er es drunten läuten. — Er horcht — die Treppe steigt
Der Priester und der Knabe mit Glockenton herauf
Und nähern sich dem Zimmer. — Da springt er bebend auf.

Er steht und hört und zittert, kaum seiner selbst bewußt,
Und es bestürmen tausend Gefühle seine Brust.
Und seine Kniee wanken, die Hände falten sich,
Er harrt betäubt des Hohen, dem er so lang' entwich.

Da öffnet sich die Thüre. Wie er den Priester schaut
Und höret noch verhallend den letzten Glockenlaut
Und sieht die Himmelsspeise, den Stern in dunkler Nacht,
Da faßt es seine Seele mit Himmelsübermacht.

Da zieht es ihn zu Boden, sein irres Auge fleht;
Er ringet tief erschüttert die Hände zum Gebet.
Er stammelt unverständlich, zerknirscht, in tiefster Qual,
Der Herr hat ihn getroffen mit seinem Blitzesstrahl:

„Gott, Gott, erbarm' dich meiner! O Gott verlaß mich nicht.
Dein bin ich ewig. Geh mit mir nicht in's Gericht!"
Er liegt auf seinen Knieen und weint und fleht von fern.
Versöhnend, liebend grüßt ihn der heil'ge Leib des Herrn.

Lebensbilder.

Von Karl Hiemer.

Der Herr Provisor von Langenwiedenbach.

Langenwiedenbach ist so lang, als sein Name. Doch dieser Satz ist eine Umdrehung der volksthümlichen Redeweise, das Volk vergleicht in der

betreffenden Gegend Alles, was lang ist, also auch einen Namen, der diese Eigenschaft hat, mit Langenwiedenbach; es würde sagen: dieser oder jener Name ist so lang, als Langenwiedenbach; und so sagte es auch von dem Herrn Provisor von Langenwiedenbach: „er ist so lang, als Langenwiedenbach, darum hat man ihn auch nach Langenwiedenbach gesetzt; wer einen andern Grund nennen kann, der nenne ihn, ich weiß keinen; der Herr Provisor von Langenwiedenbach ist nichts, er ist gar nichts, er ist nichts, als so lang, als Langenwiedenbach, und so dürr, als ein Zaunstecken, und so hohl, als ein Faß, aber wohlgemerkt, als ein leeres, doch nur des Morgens, und wenn er kein Geld hat, des Abends, und wenn's nicht an der Hauptsache fehlt, ist er so voll, als ein volles Faß." Also urtheilte das Volk von dem Herrn Provisor von Langenwiedenbach, und „des Volks Geplärr", sagt das Sprüchwort, „ist selten leer." Der Herr Provisor von Langenwiedenbach war eine eigenthümliche Erscheinung, aber Langenwiedenbach selbst war auch eine eigenthümliche Erscheinung; „es ist unbegreiflich", sagt das Volk, wenn es von einem Paare spricht, an dessen beiden Hälften es gleich viel zu tadeln findet, oder dessen Fehler sich gegenseitig zu suchen scheinen, um einander zu ergänzen, „es ist unbegreiflich, wie die zwei sich nur gefunden haben." Langenwiedenbach war eben so leichtsinnig, als lang, und der Herr Provisor von Langenwiedenbach war eben so leichtsinnig, als lang; die Antwort auf die Frage, wie sich beide nur gefunden haben mögen, ergibt sich also auf die natürlichste Weise aus dem Sprüchworte: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Wenn sich aber Beide auch auf die natürlichste Weise zusammengefunden hatten, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie auch zusammentaugten. Im Gegentheile, sie taugten nicht zusammen, sie konnten nicht zusammen taugen. Herr Lummler, so nannte sich der Herr Provisor von Langenwiedenbach, war, wie der freundliche Leser nun sattsam überzeugt sein wird, Provisor, d. h. Unterlehrer, und der Lehrer, auch wenn er bloß Unterlehrer ist, muß nicht nur den Willen, sondern auch die innere Kraft und die äußere Möglichkeit haben, sich eine Würde zu geben und diese Würde zu behaupten. Wenn nun Herr Lummler auch den Willen hatte, und die innere Kraft gehabt hätte, sich eine Würde zu geben, so fehlte es ihm bei seinem Leichtsinn in einem Orte, in welchem Niemand nichts zu schaffen hat, als auf des Nachbars Schritt und Tritt zu gaffen, an der äußern Möglichkeit, die ängstlich und im kalten Schweiße seines Angesichts angestrebte Würde zu behaupten. Wer sich nur einigermaßen zum Leichtsinne hinneigt, wird sich nie an das goldene Sprüchlein des Apostels binden können: „Meidet allen bösen Schein." Herr Lummler wäre jedenfalls der Letzte gewesen, der sich daran zu binden vermocht hätte; denn lang wie Langenwiedenbach, und dürr wie ein Zaunstecken, bedurfte er nicht einmal mehr die übrigen Vorzüge seiner äußeren Erscheinung, um jedes Streben nach Meidung des bösen Scheins zu vereiteln;

Erscheinung und Schein sind unzertrennlich mit einander verbunden; daher die Sprüchwörter: „Kleider machen Leute“; „Wie das Aeußere, so das Innere“; „Wer nichts aus sich macht, der wird ausgelacht“ u. s. f. Betrachten wir einmal die äußere Erscheinung des Herrn Provisors von Langenwiedenbach.

Ich begegnete dem Herrn Provisor eines Tags in den Straßen von Augsburg. Ich kannte ihn von Kindheit auf; aber die Leute verwachsen sich; ich ließ mir nicht träumen, daß einer meiner Studiengenossen vor mir stand, als mir eine lange, spindeldürre Gestalt, mit großen, zur vollen Halbkugel aus ihren rothgeränderten Höhlen hervorbrechenden Augen und weit aufgerissenem, zwei Reihen schwarzangelaufener und vielfach zerbröckelter Zähne zur Schau stellenden Munde in's Gesicht starrte. Das Erstaunen über diese vermeintliche Frechheit raubte mir die Sprache. Da eröffnete der Fremde das Gespräch mit den Worten Hamlet's: „Sein, oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“ Ich hielt den Menschen für geisteskrank, und „der ganzen Menschheit Jammer faßte mich an.“ Doch faßte ich mich auch selbst wieder an und fragte den Aufdringlichen ziemlich barsch: „Was wollen Sie von mir?“ — „Dies hängt lediglich vom Sein oder Nichtsein ab,“ erwiederte die seltsame Erscheinung. — „Ich glaube, Sie sind ein Narr,“ versetzte ich und wollte meines Weges weiter ziehen. — „Was nicht ist, kann noch werden,“ entgegnete der Fremde, „aber ich bitte dich bei aller Welt, bist du's, oder bist du's nicht? bist du Hiemer's Karl?“ — „Der bin ich,“ antwortete ich; „aber was wollen Sie von Hiemer's Karl?“ — Er ließ mich nicht ausreden und fiel mir mit den Worten um den Hals: „und ich bin Lummler's Fritz.“ Ich wollte dem guten Jungen seine Freude nicht trüben und ließ ihn gewähren. Aber nachdem der erste Rausch des Entzückens über das unerwartete Wiedersehen eines Jugendfreundes vorüber war, schob ich meinen ehemaligen Schul- und Spielkameraden zwei Schritte zurück, maß ihn vom Scheitel bis zu den Zehen und entdeckte folgende Schönheiten an ihm, die, als ich ihn das letzte Mal gesehen, noch in ihrem Keime geschlummert hatten. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge war haarsträubend, und diese Wirkung trat vor Allem an ihm selbst hervor; Herrn Lummler's Haare waren steif, wie Borsten; und wenn ich nichts Anderes von ihm gesehen hätte, als sein „bemoostes Haupt“, so hätte ich diesen Knäuel für einen zusammengerollten Igel gehalten. Seine Nase war gebogen und groß, wie ein Adlerschnabel, sein Mund breit und wulstig, wie der Mund eines Südafrikaners, sein Antlitz lang, wie Langenwiedenbach, seine Backenknochen scharfkantig, und sein Kinn spitzig und hervorstechend, wie die Vorwerke einer Festung, seine Gesichtsfarbe braungelb, als käme er so eben nach einem jahrelangen Aufenthalte vom Cap der guten Hoffnung. Der arme Junge! er war zwar nie in Person, aber stets in Gedanken auf diesem Cap gewesen; und noch wollte er, obgleich unaufhörlich dazu gedrängt, diesen unhaltbaren Posten nicht verlassen.

Herr Lummler war nicht immer, was er damals war, Provisor von Langenwiedenbach. Er hatte einst mit mir dasselbe Gymnasium besucht und war später drei Jahre lang akademischer Bürger einer berühmten Hochschule gewesen, er war also wirklich auf dem Kap, er war auf dem Gipfel nicht nur der guten, sondern der besten Hoffnung gestanden. Aber mit dem Abgang von der Universität beginnt die Prosa des Lebens, man wird Philister, und die Brücke, die vom Burschenthum in's Philisterland hinüberführt, ist gar gefährlich; schon Mancher hat das Bein, oder gar den Hals auf ihr gebrochen. Dieses Loos traf auch meinen Freund Lummler. Er war dem Trinkliede Göthe's zu hold:

„Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, juchhe!
Drum ist so wohl mir in der Welt, juchhe!
Und wer will mein Kamrade sein,
Der stoß' mit an und schenke ein!“

Schon die Natur hatte seine Sache so ziemlich auf nichts gestellt; er glaubte ihr so viel als möglich unter die Arme greifen zu müssen; er stieß an, wo es anzustoßen, und schenkte sich ein, wo es einzuschenken gab; aber „wo ist Weh, wo ist Ach?“ spricht Salomo der weise König, der bei all seiner Weisheit später noch einen so tiefen Fall that; „wo ist Weh, wo ist Ach? Wo man zu lange beim Weine sitzt und des Morgens früh aufsteht, um wieder dahin zu gehen.“ Herr Lummler hatte von Natur einen schwachen Geist, er glaubte ihm mit dem stärkern Geiste des Weines nachhelfen zu müssen, aber wie es oft in der Welt so geht, man erzielt häufig das Gegentheil von dem, was man bezwecken will; war er früher schon schwach am Geiste gewesen, so wurde er durch diese Nachhilfe endlich gar vollends geistesschwach. Auf der hohen Schule hatte er noch wenig von den nachtheiligen Folgen verspürt, die es für den Körper und den Geist, sowie für den Ruf und das Fortkommen des Menschen nach sich zieht, wenn er sich zuweilen der wilden Becherlust überläßt. Auch in der niedern Schule des Philisterlebens erfuhr er bald genug, daß es in jeder Beziehung besser gewesen wäre, er hätte lieber gar nicht angefangen; denn er hätte sich in diesem Falle besser gebettet und läge nun auch besser. In der Universitätsprüfung that es sich noch, man drückte ein Auge zu beim Anblicke seiner Sittenzeugnisse und ließ den Armen schlüpfen, aber in der Staatsprüfung nahm man es genauer, man ließ ihn zweimal durchfallen, und gab ihm das dritte Mal die schlechteste Note. Von einer Anstellung war deßhalb vorderhand keine Rede; und Herr Lummler hätte einer solchen doch so sehr bedurft! Der Unglückliche schwächte seine körperliche, seine geistige und seine sittliche Kraft immer mehr, und er wäre ohne Zweifel zu Grunde gegangen, wenn sich nicht, von Gott dazu ausersehen, einer seiner Studiengenossen, der durch ausgezeichnete Geistesgaben, durch einen eisernen Fleiß und einen musterhaften Wandel frühzeitig zu den höchsten Ehren und Würden gelangt war, seiner erbarmt hätte. Dieser

berief ihn zum Verweser eines Lehramtes, zu dessen Uebernahme er vermöge seiner Prüfungszeugnisse befähigt war. Herr Lummler glaubte sich gerettet, und er wäre gerettet gewesen, wenn er sich nicht bereits seiner sittlichen Kraft beraubt gehabt hätte. Aber dieser beraubt und darum auch der Mitwirkung mit der göttlichen Gnade nicht mehr fähig, trug er in seinem neuen Stande nur zur Bewahrheitung des Sprüchwortes bei: „Es gehören starke Beine dazu, das Glück zu tragen.“ Das Unglück, du magst es nun glauben, lieber Leser, oder magst es nicht glauben, das Unglück trägt sich weit leichter, als das Glück; frage nur einmal deine eigene Erfahrung, sie wird diesen Satz ohne Zweifel bestätigen. Ich kam einmal zufälliger Weise durch Neuenheim, wo Herr Lummler als Amtsverweser angestellt war, und sprach in einem Gasthofe auf dem Marktplatze ein. Es war Abends fünf Uhr. Nachdem ich mich mit Speise und Trank gelabt hatte, hielt ich Umschau unter den Gästen, um zu sehen, ob ich nicht vielleicht ein bekanntes Gesicht unter ihnen entdecken würde. Ich entdeckte keines. Doch glaubte ich Einen der Anwesenden, der das große Wort führte, schon irgendwo gesehen zu haben, ich wußte nur nicht, wo ich ihn, um mich eines Ausdrucks der Volkssprache zu bedienen, hinthun sollte. Er trug einen gewaltigen Bart, war in einen langen, mit Schnüren überladenen Rock gehüllt und hatte einen mausfarbenen Heckerhut auf dem linken Ohre sitzen. Er erzählte zum wiehernden Gelächter seiner Zuhörer allerlei schnackische Ränke und Schwänke aus seinem unvergeßlichen Studentenleben und zeigte sich dabei in Wort und That als einen „Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan“ und noch that. Denn eine Spinnerin taucht nicht so oft ihre Finger in das Netzschüsselchen, als er sein immer auf's Neue sich füllendes Deckelglas an die Lippen setzte, um seinen Redestrom nicht versiegen zu lassen. Ich besann mich hin und her und ließ alle meine Bekannten, so viel ich deren im Augenblicke habhaft werden konnte, vor meinem Gedächtnisse Revue passiren, aber ich konnte nicht auf den red- und weinseligen Menschen kommen. In der Folge erfuhr ich aus seinem eigenen Munde, daß es mein guter Herr Lummler war, dessen Beine nicht stark genug waren, das Glück zu tragen. Die Neuenheimer „dachten ihr Sach, wie des Goldschmied's Junge“ und unterhöhlten den Boden, auf welchem der gewaltige Sprecher und Zecher fußte. Nach einigen Wochen wurde die Lehrstelle definitiv besetzt, und zwar, was Herrn Lummler unerklärlicher vorkam, als das geheimnißvollste Geheimniß der Natur, nicht mit dem seitherigen Amtsverweser, sondern mit einem „wildfremden, noch nicht hinter den Ohren trockenen Fanten, der noch nie von einer Universität geträumt hatte und jedenfalls Herrn Lummler das Wasser nicht bieten konnte.“ Der Zurückgesetzte war ein unerschöpflicher Redner und fand nicht Worte genug, seine gerechte Entrüstung über einen solchen „Staatsstreich“ auszudrücken. „Doch ich will ihm ein Bein stellen, darüber er fallen soll, daß er

das Aufstehen für immer vergißt," sagte er und kündigte im nächsten Wochenblatt die Errichtung einer Privatschule an. Er hatte es nicht für nöthig gefunden, zuvor um Genehmigung nachzusuchen. „Wozu eine Genehmigung?" erwiederte er einem kaltblütigeren Trinkgenossen, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es denn doch besser wäre, er würde sich mehr in die Formen fügen, es koste ihn ja nur ein paar Federstriche, man könne seinen Verdiensten diese Genehmigung nicht versagen; „wozu eine Genehmigung? der Mensch ist frei geboren, ist frei, und wär' er in Bayern geboren, ich bin geprüfter Lehramtscandidat, ich kann Unterricht ertheilen so viel ich will; ich kann überhaupt Alles treiben, was ich will", fügte er, sich in die Brust werfend, mit dem Tone des ganzen Vollgefühls seiner Kraft hinzu, verstummte aber plötzlich, als einer seiner Gläubiger, von dessen Anwesenheit er keine Kenntniß hatte, mit der schlagenden Bemerkung einfiel: „Alles, Herr Doktor", — dies war der Titel, den er sich als Amtsverweser beigelegt hatte — „Alles, nur nicht ungestraft Schulden machen und nicht bezahlen." Aller Blicke wandten sich nach dem neuen Sprecher, aber Keiner erwiederte ein Wort, denn dieser Sprecher war ein städtischer Beamter. Die peinlichste Stille trat ein. Die Gäste tranken ihre Gläser aus, und Einer nach dem Andern machte sich aus dem Staube, oder wenigstens aus der Stube. Herrn Lummler blieb nichts Anderes übrig, als ihrem Beispiele zu folgen. Vierzehn Tage darnach wurde er aus der Stadt gewiesen. Er war Brod- und Obdachlos; doch rettete er noch eine anständige Kleidung aus dem Schiffbruche. Mit dieser zog er als fahrender Schüler nach Augsburg und richtete seinen gesunkenen Muth mit dem stolzen Gedanken wieder auf, daß er zu etwas Höherem geboren sei, als zu einem Schulmeister. Er hatte aufgehört Lehrer der Kleinen zu sein, er wollte Lehrer der Großen werden. Und das Wort Schillers bewahrheitete sich an ihm: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Riesengroß an Hoffnung und an Geist so groß, als lang an Körper, trat er mir in der Maximiliansstraße entgegen und redete mich mit jenen gigantischen Worten an: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage", so daß ich auf den Gedanken kommen mußte, „es hätte sich ihm", wie Göthe sagt, „im Kopfe was verschoben." Er theilte mir seine hochfahrenden Pläne mit und sagte, nachdem er geendet hatte: „Ja, Bruder Herz, das will ich beginnen, ich will Literat werden, ich will Schriftsteller werden; ich will der Welt zeigen, wer ich bin. Und du, du bist dazu ausersehen, mir zur Verwirklichung meiner Pläne zu verhelfen; mein guter Genius hat mich dir nicht umsonst in den Weg geworfen. Du und ich, und ich und du, wir können, wie Göthe zu Schiller sagte, den Erdball umarmen, wenn wir einander die Hände reichen. Komm, Bruderherz, ich bin noch im Besitz von zwei goldenen Füchsen, wir wollen im nächsten Kaffehaus eine Flasche Champagner mit einander ausstechen, ich muß mein Bewußtsein noch etwas höher schrauben,

ich muß mir die erforderliche Suada antrinken; dann gehen wir miteinander zu einem Buchhändler, ich trage meine Sache vor, und du unterstützest meinen Vorschlag; so muß es gehen. Viktoria! . . . . Doch warum bist du so schweigsam? warum sprichst du keine Silbe? Schwindelt dir etwa vor der Größe meiner Pläne? Gelt, Bruderherz, das hättest du nie hinter Lummler's Fritz gesucht! Aus Kindern werden auch Leute, und was für, das siehst du an mir." Erstaunen fesselte noch immer meine Zunge. Endlich fuhr ich mit der Hand über meine Stirne und sagte: „Ja, mein Freund du hast Recht, mir schwindelt; schwindelt dir nicht auch? O ja, ich sehe es an deinem irren und wirren Blick, dir schwindelt auch, dir schwindelt noch mehr, als mir; Bruder, du bist geisteskrank, du bist wirklich geisteskrank." Die Rolle des Schweigenden ging auf Herrn Lummler über; er war wie vom Donner gerührt; ich benützte sein Schweigen zu dem Versuche, ihn durch freundschaftliche Ermahnung zur Vernunft zurückzubringen.

Mein großer Freund sah mich mit seinen großen Augen groß an und sagte mit dem Tone des schmerzlich Getäuschten: „auch du, mein Karl, auch du verkennst mich? auch an dir finde ich den Freund nicht mehr?" — „Ich verkenne dich nicht," antwortete ich, „du findest den Freund noch in mir; und damit du siehest, daß du den Freund noch in mir gefunden, will ich dir einen Vorschlag machen. Tritt vorderhand als Schreiber bei mir ein, so wollen wir sehen, was weiter zu thun ist." War Herr Lummler schon durch meine Ermahnungen von seiner stolzen Höhe herabgestürzt worden, so sah er sich durch den „entehrenden" Vorschlag, wie er mein herzliches Anerbieten zu nennen beliebte, vollends in den Abgrund geschleudert. Er war auf's Tiefste gekränkt. „Ich sehe leider," sagte er, „wir verstehen uns nicht mehr. Lebe wohl, Karl!" — „Wir lernen uns vielleicht doch noch verstehen," erwiederte ich und gedachte des Sprüchworts: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen," setzte aber, Herrn Lummler meine Karte reichend, voll Herzlichkeit hinzu: „Wenn du noch längere Zeit hier verweilst, und ich dir irgend nützlich sein kann, hier ist meine Adresse." Er nahm sie entgegen und verließ mich. Vierzehn Tage verflossen, und ich sah ihn nicht wieder. Ich glaubte ihn schon längst abgereist. Eines Morgens, als ich eben meinen Kaffe schlürfte, trat er in mein Arbeitszimmer. „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe," declamirte er nach der ersten Begrüßung mit Schillers Worten,

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?"

„Haben wir uns also jetzt verstehen gelernt, lieber Fritz?" fragte ich. — „Ja, mein theuerster Freund," erwiederte Herr Lummler, „wir haben uns verstehen gelernt, oder vielmehr ich habe dich verstehen gelernt, du hattest mich gleich Anfangs verstanden: non omnibus licet adire Corinthum, der Schuster

bleibe bei seinem Leisten; ich glaube fast, ich bin nicht zum Schriftsteller geboren, ich kann schreiben, aber nicht schriften; wenn Dir noch ist, wie vor vierzehn Tagen, so bitte ich Dich, mich als Schreiber anzunehmen." — „Und was hat Dich so plötzlich belehrt und bekehrt?" fragte ich erstaunt. — „Die Erfahrung," antwortete er. — „Du erinnerst Dich, was ich Dir vor vierzehn Tagen bei unserem Zusammentreffen von meinen Plänen auseinandersetzte. Du wolltest nichts davon hören und schlugest mir vor, zunächst den Schreiber bei Dir zu machen. Ich wollte, ich hätte den Vorschlag angenommen, aber ich nahm ihn nicht an, ich warf ihn über zehn Häuser weg und beschloß, meine Sache allein zu führen. Ich ging zu einem Buchhändler, dem ich auf's Angelegentlichste empfohlen war, und zwar von einem Manne, dem er den Auftrag gegeben hatte, einen Uebersetzer für ihn zu suchen. Er konnte nicht umhin, er mußte mir etwas übertragen. Er übertrug mir etwas, eine Uebersetzung aus dem Englischen, ersuchte mich aber, ihm die drei ersten Bogen vorzulegen, sobald sie vollendet sein würden. Ich war überglücklich, ich glaubte mich nun meiner ganzen Zukunft versichert. Mit glühender Begeisterung schritt ich an's Werk, aber mit jedem Satze fühlte sich mein Herzblut um einen Grad ab; und ehe ich das zweite Blatt umschlug, stand mir der kalte Angstschweiß auf der Stirne. Doch ich gab nicht nach, und nach Verfluß von zwölf Tagen war die Herkulesarbeit vollendet, meine drei Bogen waren übersetzt; aber als ich die Uebersetzung durchlas, erkannte ich in ihr den Augiasstall, der erst gemistet werden mußte: eine neue Herkulesarbeit! und ach! ich fühlte mit jeder Stunde tiefer, daß ich kein Herkules war." — „Warum wandtest Du Dich aber nicht an mich?" unterbrach ich den Armen. — „Ich gestehe offen," antwortete er; „der Stolz erlaubte es mir nicht; ich glaubte noch immer, auch ohne Dich durchdringen zu können." — „Und ist dieser Stolz jetzt gebrochen?" fragte ich. — „Er ist gebrochen," erwiederte mein Freund. — „Gut, so kannst Du als Schreiber bei mir eintreten," sagte ich; „aber vergiß den Spruch des Apostels nie wieder: „den Hoffärtigen widerstehet Gott, den Demüthigen gibt er Gnade." Ohne die Gnade Gottes wirst Du nie und nirgends durchdringen. . . . . Aber wie ging's mit den Probebogen Deiner Uebersetzung?" — „Wenn Du nicht Musiker bist," erwiederte mein Freund, „aber nur halbwegs ein musikalisches Ohr hast, so fühlst Du im Augenblick jeden Mißton, bist aber nicht im Stande, die Harmonie herzustellen. So ging mir's. Ich fühlte, daß meine Uebersetzung nichts taugte; aber ich mochte mir den Kopf zerbrechen, so sehr ich konnte, ich war nicht im Stande, die einzelnen Scharten auszuwetzen, geschweige denn die ganze Masse in Eine gefällige Form zu gießen. Mit zagendem Herzen und zitternder Hand überreichte ich meine Probebogen. Der Buchhändler verstand kein Wort englisch, aber er erinnerte mich an jenen Bauer, der bei Betrachtung eines Bildnisses voll Bewunderung ausrief: „Wer

es sein soll, weiß ich nicht, aber getroffen ist er." Fünf Minuten genügten, sein Urtheil festzustellen und mir den Stab zu brechen. Er durchlas oder durchblätterte vielmehr das Manuscript und sagte, es mir zurückgebend, mit Achselzucken: „Ich bedaure, wir taugen nicht für einander, Sie sind Sprachmeister, aber der Sprache nicht Meister." Ich fühlte den Stich, aber ich konnte ihn nicht erwiedern, denn der Buchhändler hatte Recht, und er entwaffnete mich vollends, als er hinzusetzte: „Indessen sollen Sie nicht umsonst gearbeitet haben, zumal ich sehe" — dabei verzog er den Mund zu einem halbspöttischen Lächeln — „daß die Arbeit Sie einige Mühe gekostet hat; der Arbeiter ist seines Lohnes werth; wir bezahlen für den Bogen Uebersetzung aus dem Englischen fünf Gulden rheinisch; empfangen Sie hier Ihr wohlverdientes Honorar." Er bot mir zwei Papierscheine; ich wies sie zurück mit dem Bemerken, für eine Arbeit, von der er keinen Gebrauch machen könne, habe ich auch nichts anzusprechen. — „Mein lieber Freund," erwiederte der Buchhändler, „Sie scheinen das Leben noch wenig zu kennen. Geld regiert die Welt; seien Sie klug und nehmen Sie, wenn es auch wenig ist, so kann es Ihnen vielleicht doch viel nützen, und, wie gesagt, Sie haben es redlich verdient." Ich sträubte mich nicht länger, steckte die beiden Scheine in die Tasche und dachte in meinem Herzen: der Mann hat Recht. Daran schloß sich der weitere Gedanke: auch Hiemer's Karl hat Recht, ich will meinen Stolz verabschieden, mit der Demuth kommt man weiter; ich will hingehen und ihn um Verzeihung bitten. Wie gedacht, so gethan. „Hier bin ich. Vergib mir meine Unart." Die Sache war abgethan. Herr Lummler trat als Schreiber bei mir ein. Aber ich hatte meine liebe Noth mit ihm. Die Verhältnisse hatten ihm den Kopf verschoben, und verschroben schien er schon von Natur zu sein. Der Leichtsinn geht ohnedieß so gern Hand in Hand mit der Schwermuth, die Demüthigung, die dem unberufenen Literaten auf der Schwelle seiner neuen Laufbahn von allen Seiten, sogar von seinem eigenen Gefühl widerfahren, besiegelte die Vermählung dieser beiden Gegensätze bei ihm und drückte seinem Charakter den Stempel des vollendeten Widerspruchs auf. Mit solchen Leuten aber ist nicht gut Kirschen essen, sie werfen Einem die Stiele in's Gesicht. Ich mußte meinen armen Fritz nach wenigen Wochen entlassen. Ich sah ihn erst nach Verfluß von zwei Jahren in Langenwiedenbach wieder, wo er sich mir als wohlbestallten Provisor vorstellte.

Ich besuchte den Herrn Pfarrer von Langenwiedenbach, der in literarischer Verbindung mit mir stand, auf einige Tage. Ich ließ mir nicht träumen, daß ich meinem Freund Lummler so nahe war. Auf einmal stand er leibhaftig vor mir. Sein Beruf hatte ihn zum Herrn Pfarrer geführt, mit dem ich eben beim Frühstücke saß. Er erkannte mich nicht und eröffnete unbefangen seinen Vortrag. Der würdige Pfarrherr unterbrach ihn bei den

ersten Worten mit der Bitte, ihm in's Nebenzimmer zu folgen. Die Beiden gingen. Ich saß allein bei meinem Kaffee und dachte an die Wandelbarkeit alles Irdischen. Der ehemalige Hochschüler, einer der flottesten Bursche auf der ganzen Universität, der sich eine der ersten Lehrstellen des Landes versprochen hatte, der als Amtsverweser wirklich auf der Leiter zur höchsten Macht gestanden war, der große Sprachmeister, der die ersten Schriftsteller deutscher Zunge zu verdunkeln gedacht, der Mann, der von seiner stolzen Höhe herabgestürzt sich zum Schreiber und Handlanger eines armen Literaten erniedrigt hatte, derselbe war jetzt, wie ich aus der Anrede des Herrn Pfarrers vernommen, Provisor in einem Bauerndorfe, oder, um mich der Würde von Langenwiedenbach angemessener auszudrücken, Bauernmarkte, und seine äußeren Verhältnisse konnten den Ansprüchen seiner inneren Welt unmöglich entsprechen, entsprachen sie doch, so viel ich aus seinem Anzuge schließen zu müssen glaubte, nicht einmal den Anforderungen, die der geringste Arbeiter an das Leben macht. In Augsburg stellte Herr Lummler trotz seiner abstoßenden Gesichtsbildung und Gestalt immer noch den Mann von Stand, oder wie die Engländer sagen würden, den Gentleman vor, sonst hätte ihn der Buchhändler ohne Zweifel nicht honorirt; hier aber in Langenwiedenbach gesellte sich zu seiner noch abstoßender gewordenen Persönlichkeit auch noch eine Kleidung, die so ärmlich war, daß, hätte er dieselbe in der Maximiliansstraße der reichen Augusta zur Schau getragen, der nächste beste Polizeidiener, der ihm begegnet wäre, ihn nach seiner Reiselegitimation gefragt haben würde. Und es war doch Sonntag, und Herr Lummler stand vor seinem Pfarrherrn, die Kleidung, die er trug, war also seine beste. Und in dieser Kleidung mußte der Herr Provisor von Langenwiedenbach an der Spitze seiner Schuljugend zur Kirche gehen. Ich drückte, nachdem sich Herr Lummler entfernt hatte, mein Bedauern hierüber gegen meinen geistlichen Freund aus. „Es ist freilich schlimm," erwiederte dieser, „aber es ist nicht das Schlimmste, und Kleider sind Kleider, sie lassen sich erneuern; auch habe ich bereits für diese Erneuerung gesorgt, in wenigen Tagen werden Sie meinen Herrn Provisor standesgemäß gekleidet sehen; schlimmer, bei weitem schlimmer ist es, wenn der innere Mensch dem äußern entspricht, und der Mensch läßt sich nicht so leicht erneuern, als seine Kleider. Aber auch daran verzweifle ich noch nicht, die Gnade Gottes vermag Alles, und wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist ein Strahl derselben in das verödete Herz dieses Mannes gefallen und hat es erwärmt und erweicht und umzuschaffen begonnen; darum und nur darum allein halte ich ihn; sonst müßte ich ihn fallen lassen. Er läßt sich zwar — ich muß ihm dieses Zeugniß geben — seit neuerer Zeit in seinem äußerlichen Wandel wenig mehr zu Schulden kommen, und dieß ist auch das Einzige, was ich seinen vielen Feinden und Anklägern entgegen halten kann und immer wieder und wieder entgegenhalte;

aber die Folgen seiner früheren Verirrungen machen ihm und uns, vor Allem mir selbst so unendlich viel zu schaffen. Es sind jetzt zwei Monate, daß wir mit ihm geplagt sind, ich darf wohl sagen, geplagt sind. Aber was wollen wir machen? wir müssen uns fügen, wir müssen annehmen, wen man uns schickt. Unser Provisorat ist bald ein Strafplatz, bald eine Besserungs-Anstalt, bald eine Versorgungsstelle für Verunglückte, die man noch retten zu können glaubt. Wer von dieser Stelle aus entlassen wird, hat nie mehr eine Anstellung zu hoffen." — „Ein hartes Loos für eine Gemeinde!" fiel ich ein; „ich bedaure nur die Kinder um des Aergernisses willen." — „Das Loos wird so viel als möglich gemildert," entgegnete der würdige Pfarrherr, „das Aergerniß so viel als möglich aufgewogen. Die drei übrigen Schulstellen, die wir haben, werden stets mit den würdigsten und erprobtesten Männern besetzt, der Provisor ist mehr Zögling dieser Männer, besonders des Hauptlehrers, als Lehrer der wenigen Kinder, die ihm übergeben werden, und bei seinem Unterrichte ist stets einer der Schullehrer oder ich selbst anwesend. Ueberdieß, wenn er zu viel Aergerniß gibt, wird er auf eine einfache Eingabe von Seite der Gemeinde hin entlassen. Herrn Lummler hätte dieses Schicksal bald getroffen, wenn er sich nicht bei Zeiten noch gefaßt hätte. Aber, wie gesagt, wir haben Alle noch an den Folgen seiner frühern Verirrungen zu tragen, er natürlich am meisten, nach ihm zuvörderst ich, weil ich alle Beredtsamkeit aufbieten muß, ihn nicht fallen zu lassen, und weil man mir es von vielen Seiten zum bittersten Vorwurfe macht, daß ich ihn halte. Doch, wie die Sachen jetzt stehen, muß ich ihn halten; nicht nur äußere Rücksichten, mehr noch innere Gründe gebieten es mir, die Liebe gebietet es mir, Gott gebietet es mir. Sie verstehen mich." — „Ja, ich verstehe Sie, Herr Pfarrer," erwiederte ich, „und ich schätze, ich liebe Sie um dieser Schonung willen nur um so mehr; Herr Lummler wird sich Ihrer würdig zeigen; ich habe ihm so eben in die Augen gesehen, und der Ausdruck derselben hat mir alle Hoffnung gegeben." — „Kennen Sie ihn?" fragte mich der Herr Pfarrer begierig. — „Von Kindheit auf," antwortete ich und erzählte nun meinem Freunde seinen ganzen Lebenslauf, so weit er mir bekannt war. — „Ihre Schilderung," sagte er, nachdem ich geendet hatte, „stimmt ganz zu der Ansicht, die ich von dem Bedauernswerthen gewonnen habe, und bestärkt mich zu meinem nicht geringen Troste in derselben, ich sage, zu meinem nicht geringen Troste, denn ich empfand zu Zeiten eine wahre Gewissensangst, wenn sich mir die Frage aufdrängte, ob ich mich nicht mit meiner Schonung an meinen höhern Pflichten versündige." — „Darüber dürfen Sie ruhig sein, Herr Pfarrer," versetzte ich, „Ihr Charakter bürgt für Ihre Absicht, und die Absicht ist der einzige Maßstab, nach welcher die menschlichen Handlungen bemessen werden dürfen; ist diese gut und als gut anerkannt, was hier der Fall ist, so stehen Sie gerechtfertigt vor der

öffentlichen Meinung; dadurch aber wird vermöge einer natürlichen Rückwirkung der üble Eindruck aufgewogen, den Ihr Schützling vielleicht auf den minder einsichtsvollen Theil Ihrer Gemeinde machen dürfte, und die Stellung, in die er den übrigen Lehrern und Euer Hochwürden selbst gegenüber versetzt ist, hebt vollends alles Aergerniß auf, das man etwa an ihm nehmen könnte. Wenn man nun noch Ihre Schonung mit dem besten Erfolge gekrönt und den Gefallenen in einen neuen Menschen umgewandelt sieht, wird auch das Aergerniß, das man vielleicht an ihm genommen, in das Gegentheil umschlagen, und die Redlichen werden ausrufen: das mußte also geschehen, damit die Werke Gottes offenbar würden." — Der würdige Pfarrherr drückte mir schweigend die Hand und begab sich auf sein Studierzimmer, um sich auf den Nachmittagsgottesdienst vorzubereiten.

Ich aber ging in das Schulhaus, um meinen ehemaligen Studiengenossen zu besuchen. Er erstaunte nicht wenig, den Fremden in mir zu erkennen, den er im Pfarrhofe getroffen hatte. „Du bist ein Freund unsers Herrn Pfarrers und gegenwärtig sein Gast, so wird er ohne Zweifel auch über mich mit Dir gesprochen haben. Ich bitte Dich, schenke mir klaren Wein ein, wie hat er sich über mich geäußert?" — „Im Allgemeinen günstig," antwortete ich; „mache nur den Wahlspruch Bayerns zu dem Deinigen: „gerecht und beharrlich," so darf Dir für Deine Zukunft nicht mehr bange sein." — „Für meine Zukunft," erwiederte Herr Lummler, „ist mir eben nur deßwegen bange, weil mir für meine Beharrlichkeit bange ist. Ich kann Dir sagen, es wandelt mich zuweilen eine wahre Todesangst an, wenn ich an die unerläßliche Nothwendigkeit denke, beharrlich zu sein, und diese Todesangst bemächtigt sich meiner oft so sehr, daß ich Alles um mich her vergesse und selbst in Gegenwart meiner Schüler tiefe Seufzer ausstoße, die sich zuweilen zum lauten Gemurmel, ja zu bestimmten Worten verkörpern." Der Arme sah mich dabei mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke wirklicher Todesangst an. — „Du bist doch der sonderbarste Mensch," sagte ich, „den ich je gesehen habe, bald über die Maßen leichtsinnig, bald über die Maßen schwermüthig; von der goldenen Mittelstraße scheinst Du nichts zu wissen. Bete und arbeite, arbeite unverdrossen, so wird sich Alles geben." — „Ach, wenn ich nur auch einen meiner würdigern Wirkungskreis hätte!" seufzte mein Freund. — „Einen Deiner würdigern Wirkungskreis!" rief ich erstaunt aus. „Dünkst Du Dich zu groß für Diejenigen, von denen der Herr sagt: ihnen ist das Himmelreich? Einen Deiner würdigern Wirkungskreis! Du bist der Lehrer Deiner Kinder, Du solltest Dich zum Schüler derselben machen. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen! Und was ist die schönste Tugend an den Kindern? Ihre Anspruchslosigkeit, ihre Demuth. Demuth ist die Hauptsache. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Also spricht der Herr; höre auf seine Stimme und Du wirst bald von Deiner Todesangst befreit sein. Einen Deiner würdigern Wirkungskreis! Als ob es irgend einen Wirkungskreis gäbe, der eines Menschen unwürdig wäre! er müßte denn geradezu im Reiche des Bösen beschlossen sein. Ein Wirkungskreis, wie ihn der Räuber, der Betrüger, der Verführer u. s. f. sich schafft, aber nicht ein Wirkungskreis, der irgend auf das Wohl des Menschen oder des Menschengeschlechts und damit auch auf die Verherrlichung Gottes zielt, ist des Menschen unwürdig. Du kannst Dir in dem niedersten Stande dasselbe Verdienst erwerben, das Du Dir im höchsten Stande erwerben kannst. Der Pflegevater unseres Heilandes, der heilige Joseph, war ein Zimmermann, die heilige Zitta war eine Magd, die heilige Helena eine Kaiserin. Gott sieht weder die Person an, noch den Stand. Du magst aber einen Wirkungskreis haben, welchen Du willst, merke Dir nur das Eine: was Du bist, das sei ganz. Gib Dich ganz und ausschließlich Deinem Berufe hin, denke nicht, was Du sein könntest, denke nur, was Du bist, und was Du noch werden sollst, oder vielmehr, denke an nichts, als an die Pflichten des Augenblicks, und wie Du diesen genügen mögest, das Uebrige überlasse Demjenigen, der Alles lenkt, Er wird's wohl machen."

Der Herr Pfarrer lud meinen Freund Lummler und mich auf einen Spaziergang für den Nachmittag ein. Die Bewohner von Langenwiedenbach rissen Mund und Augen und Fenster auf und starrten uns an. Sie murrten wohl auch über ihren würdigen Pfarrherrn, wie die Juden über Jesus murrten, wenn er mit Sündern und Zöllnern ging, aber sie griffen unwillkürlich nach ihren Mützen und nahmen sie vor dem Manne ab, dem sie ihre Huldigung nicht versagen konnten. Diese Ehrenbezeugung, und der innere Grund, aus dem sie hervorging, die Verehrung, warf ihren Widerschein von dem Manne, dem sie galt, auf dessen Umgebung. Wenn du dich der Achtung deiner Mitmenschen erfreust und du willst einen Andern in der öffentlichen Meinung heben, so darfst du ihn nur vor den Augen der Welt deines Umgangs würdigen, und du erreichst deinen Zweck. Der Provisor von Langenwiedenbach wurde durch die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer an diesem Nachmittage erwies, auf einmal in ein ganz neues Licht gestellt. Wir begaben uns auf einen vor dem Orte gelegenen Bierkeller, wo sich die lebensfrohe Bevölkerung von Langenwiedenbach an den Sonntagen der Sommermonate zu vergnügen pflegte. Der Herr Provisor ging voraus, der Herr Pfarrer und ich hatten uns in ein Gespräch über den erfreulichen Aufschwung der christlich-belletristischen Literatur vertieft und blieben etwas zurück. Herr Lummler kam den jungen Burschen des Dorfes ohne seine Begleitung zu Gesicht. Sie stimmten bei seinem Anblicke aus voller Kehle

ein Spottlied an; aber plötzlich erblickten sie den würdigen Pfarrherrn. Er schloß sich dem Gehöhnten an, und der wilde Gesang verstummte. Wir traten unter das Volk, und Alles erhob sich ehrerbietig von seinem Sitze. Indessen zogen wir uns etwas in den Hintergrund zurück, um keine Störung in die allgemeine Freude zu bringen, und in Kurzem war die ländliche Geselligkeit auf allen Bänken wieder hergestellt. Man rauchte, man trank, man lachte, man jodelte, man schob Kegel, mit einem Worte, Alles war Lust und Leben, aber die Anwesenheit des Geistlichen hielt die Fröhlichkeit in Schranken und ließ sie nicht in Ausgelassenheit umspringen. Der gute Geist, der mit dem würdigen Priester einkehrte, hielt den bösen gefangen, und das Volk blieb von der Sünde der Entheiligung des Sonntags bewahrt, ohne in die Zwangsjacke der Kopfhängerei gespannt zu werden.

Am folgenden Tage besuchte ich Herrn Lummler in seiner Schule. Die Kinder machten große Augen, als ein Fremder bei ihnen eintrat, zumal da ihnen schon die Kleidung dieses Fremden Respect einflößte; sie erstaunten noch mehr, als sie denselben ihren bisher nur wenig geachteten Lehrer mit „Du" anreden hörten. Herr Lummler wurde in ihren Augen auf einmal aus einem Knaben zu einem Mann, und sie und er fühlten sich in ein neues Verhältniß, eine neue Stellung zu einander gerückt. Er hatte plötzlich die Kunst gelernt, sich die gehörige Würde zu geben, und sie fühlten sich dadurch genöthigt, diese Würde anzuerkennen. Abends brachte der Kleiderkünstler dem Herrn Provisor die neue Gewandung; und nun war der Beglückte vollends ein gemachter Mann. Am andern Tage verabschiedete ich mich vom Herrn Pfarrer von Langenwiedenbach. Ich wirkte dem Herrn Provisor die Erlaubniß bei ihm aus, mich in die nächste Stadt zu begleiten, wo ich Geschäfte hatte. Die Langenwiedenbacher staunten nicht wenig, ihn in einem neuen Gewande an meiner Seite die lange Hauptstraße ihres Marktes entlang ziehen zu sehen, und manches Mädchengesicht schielte hinter dem Vorhang nach dem stattlichen Jüngling. Er hatte mit einem Male ein ganz anderes Aus- und ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Er hatte eine Bedeutung für die weibliche Jugend des Dorfes erlangt. „Frau Lehrerin" war eben denn doch ein reizender Titel, so reizend, ja für Leute von Ueberlegung noch reizender, als die Uniform des schmuckesten Unterofficiers.

Wir kamen in die Stadt. Ich bestellte meinen Freund in einen öffentlichen Garten und machte meine Geschäftsgänge. In der bestimmten Stunde fand ich mich am bestimmten Orte ein. Herr Lummler saß mit einem Amtsbruder aus einem Nachbardorfe bei einigen reichen Bauernsöhnen von Langenwiedenbach und trank mit ihnen. Sie schenkten ihm fleißig ein; er mußte ihnen alle Augenblicke Bescheid thun. Er that es mit Vorsicht, man sah es ihm an, daß er sich zwingen mußte. Sein Amtsbruder war weniger zurückhaltend. Er ließ es sich wohl sein und trank Kameradschaft mit den

Bauernburschen. Die ganze Gesellschaft wurde warm. Herr Lummler saß auf Nadeln. Er war entzückt, als er mich kommen sah, und ging mir freudig entgegen. Wir setzten uns in eine Laube. Die Bauern bemerkten nicht sobald, daß wir uns von ihnen absonderten, als sie zu spötteln anfingen. „Nun er einen neuen Rock auf dem Leibe hat," sagten sie laut genug, daß wir es hören konnten und hören sollten, „den ihm ohne Zweifel der Bürgermeister auf unsere Kosten angeschafft, damit es nicht mehr heißen soll: Ein Gott und Ein Rock, nun sind wir ihm nicht mehr gut genug, er macht sich zu den Herrenleuten. Trinken kann er mit uns, der Schmarotzer, natürlich, weil er wieder keinen Heller in der Tasche haben wird; 's gibt doch nichts Erbärmlicheres, als so einen lumpigen Provisor."

„Das sind die Folgen," sagte ich leise zu meinem Freunde, „wenn Sie nur einen Trunk Bier von diesen Burschen annehmen. Die Kohlenbrenner färben nicht weiß ab, und wer Pech anrühret, besudelt sich. Kommen Sie, wir wollen gehen." Herr Lummler war kirschroth im Gesichte und erwiederte kein Wort, blieb aber sitzen. Es war mir unbegreiflich, warum. Doch im nächsten Augenblicke wurde es mir klar; er wollte seinen Amtsbruder nicht im Stich lassen. Dieser hatte sich gegen Bemerkungen aufgelehnt, die ihm so gut galten, als Herrn Lummler, und die übermüthigen Gesellen hatten ihn dafür einen Hungerleider gescholten, der sich das fremde Brod noch besser schmecken lasse, als sein Kamerade. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten. Im nächsten Augenblicke quoll dem Unglücklichen ein Blutstrom aus Mund und Nase. Wir suchten in's Mittel zu treten, aber ohne den Beistand einiger Bürger aus der Stadt hätten wir unsern Versuch theuer genug bezahlen müssen. Mit ihrer Hülfe wurde der Friede wieder hergestellt, aber bald wäre der Tanz von vorn angegangen. Die Bauernbursche wollten uns mit Gewalt ein Faß Bier zur Versöhnung aufdringen. Wir mußten zum Scheine auf ihr Anerbieten eingehen, und nur indem sich Einer nach dem Andern von uns fortstahl, entkamen wir ihren Händen. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um," sagte ich zu meinem Freunde, als wir im Trockenen waren. „Du weißt jetzt, wie Du Dich zu benehmen hast, schreibe, was ich Dir gesagt habe, und was Dich die Erfahrung gelehrt hat, auf die Tafel Deines Gedächtnisses und drücke es in das Wachs Deines Herzens: so wird es Dir wohl gehen."

Herr Lummler befolgte meinen Rath, und nun steht er, ein glücklicher Gatte und Vater, als Hauptlehrer von Langenwiedenbach in Würde und Ansehen, und Gott ist mit ihm, weil er mit Gott ist.

Ein Vormittag auf der Stadtdirection in Stuttgart.

Stuttgart ist eine Residenz, das weiß der Leser, aber was für eine, das weiß er vielleicht nicht, ich will es ihm sagen: eine kleine oder klein-

städtische und eine große oder großstädtische zugleich. Der Volksabgeordnete Mohl sagte einst in der Kammer: „Es ist ein großes Unglück für einen Staat, wenn er klein ist, aber ein größeres, wenn er dabei den Großen spielen will.“ Dieß galt dem Lande, dessen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart ist, es gilt auch von der Haupt- und Residenzstadt selbst. Stuttgart vereinigt alle Gebrechen und Uebelstände einer kleinen und einer großen Stadt in sich; aber ich darf nicht ungerecht sein; Alles hat seine zwei Seiten, auch Stuttgart hat sie, seine Lichtseite und seine Schattenseite, es vereinigt auch alle Vorzüge und Tugenden einer kleinen und einer großen Stadt in sich; man kann von ihm sagen, was Göthe von Leipzig sagt: „mein Stuttgart lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ Ja, Stuttgart ist ein klein Paris, in welchem sich wie im großen Paris alle Extreme, die erhabensten Tugenden und die niedrigsten Laster, der werkthätigste Glaube und der werkthätigste Unglaube, die lauterste Frömmigkeit und die unlauterste Heuchelei berühren, und es bildet seine Leute nach der einen wie nach der andern Richtung hin zu gleich sehr vollendeten Meistern. Willst du den hohen Adel kennen lernen, so schlage deinen Wohnsitz in der Friedrichsstraße, in der Kronenstraße, in der untern Königsstraße, oder in der Neckarstraße auf; willst du das Treiben des niedern Pöbels beobachten, so treibe dich in dem sogenannten Bohnenviertel, oder einem der zahllosen Winkelgäßchen, wie dem Klostergäßchen, dem Bechergäßchen, dem Sporergäßchen, oder gar unter der Mauer und in der Bettlade herum. Folge mir einmal in den Gasthof zur Bettlade, so wirst du vielleicht in kurzer Zeit, wenn auch wider deinen Willen, an einen Ort kommen, wo du die Hefe des Stuttgarter Gesindels am genauesten kennen lernst: auf die Stadtdirection.

Du gehst über den Markt- oder, wie er zu Ehren des „alten Königs“ zuweilen noch genannt wird, Friedrichsplatz in die Hirschgasse und wendest dich beim ersten Gäßchen auf der Seite, auf welcher der Gasthof zum goldenen Hirsch steht, den du an einem weit vorspringenden Schilde erkennst, rechtwärts einem dunkeln Gange zu, in dessen Hintergrund die Welt mit Brettern vernagelt zu sein scheint. Mitten in dem Gange, der eine Art Tunnel bildet und deßhalb dem Gasthofe zur Bettlade im Munde des drolligen Gastgebers sowohl, als seiner gelehrigen Stammgäste den Namen des Gasthofes zum Tunnel erworben hat, wirst du mit einiger Anstrengung deiner Sehkraft links einen schmalen finstern Eingang entdecken. Wärest du nicht in Klein-, sondern in Groß-Paris, so würdest du ängstlich vor demselben zurückbeben und das Weite suchen; aber in Klein-Paris hast du nichts zu befürchten, so lange du nicht absichtlich deine Kronenthaler in der Tasche klirren lässest. Der Gastgeber zum Tunnel und seine Stuttgarter Stammgäste sind ehrenwerthe Männer, sie verwechseln zwar bisweilen die Begriffe von Ich und Nicht-Ich, aber nie die Begriffe von Mein und Dein. Du

kannst also ruhig die steile, dunkle Treppe hinansteigen, die dich nach dem Trink- und Speisesaal des weltberühmten Gasthofes führt. Du öffnest die Thüre, und ein stechender Schmerz drückt dir die Lider über die Augen. Durch Nacht zum Licht. Deine Augen thun sich wieder auf, und freudig begrüßest du den „rosigen" Tag, den der liebende Himmel selbst in diese verborgene Schlucht hereingießt. Der Saal bildet einen rechten Winkel. Der Scheitel desselben ist der geeignetste Stand- oder vielmehr Sitzpunkt für dich, wenn du die Leute beobachten willst, welche den Gasthof zum Tunnel mit ihrer Einkehr beehren. Du fassest hier Posto. „Wollen Sie nicht lieber dort oben bei meinen Herrn Platz nehmen?" fragt dich der geschäftige Wirth, dich mit Höflichkeits-Bezeugungen überhäufend, „hier außen bei meinen Bauern und Handwerksburschen geht's zuweilen etwas bunt her." — „Hat nichts zu sagen," antwortest du und gedenkst im Stillen der Worte Göthe's: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben; denn wo ihr's anfaßt, ist es int'ressant." Du behältst deinen Platz bei und erquickst dich vor Allem mit Speise und Trank. Beides ist sehr gut, du müßtest denn gerade einen jener unglücklichen Augenblicke getroffen haben, in welchen der Gastgeber zuweilen in der Verwechslung der Begriffe von Ich und Nicht-Ich und in Folge derselben auch in der Verwechslung der Fässer und Flaschen begriffen ist. In letzterm Falle weiß ich dir keinen bessern Rath, als die Dinge zu nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Und wenn dir dein Besuch im Tunnel zu Stuttgart auch keine andere Frucht bringt, als diese goldene Lehre in ihrem Schooße birgt, so kommt er dich nicht zu theuer zu stehen.

Eine zarte, hochgewachsene Frauengestalt, umringt von drei lieblichen Töchtern, die noch in den Kinderschuhen stehen, tritt in's Zimmer, und du bist auf einmal überzeugt, daß du dich wirklich in einem achtbaren und ehrenwerthen Hause befindest. Deine Beklommenheit löst sich, und du stellst unbefangen deine Beobachtungen an. Eine der Hauptquellen, aus denen der Gasthof zum Tunnel die Mittel zur Fristung seines Daseins schöpft, ist die Beherbergung von Fremden, denen der Stand ihrer Börse nicht gestattet, einen vornehmern Gasthof heimzusuchen, und von Einheimischen, die den Hausschlüssel und im Strome der Unterhaltung sich selbst vergessen haben; da laufen denn zuweilen auch minder reine Elemente mitunter, und die hochlöbliche Polizei findet sich dann und wann veranlaßt, des Morgens Nachlese zu halten. Du sitzest vielleicht eine halbe Stunde lang ruhig und ungestört hinter deinem Glase und siehst still dem Leben und Treiben, dem Kommen und Gehen der Gäste zu. Die Einen plaudern, die Andern lachen, die Andern singen, die Andern brüllen, die Andern karten, die Andern würfeln, der Gastgeber rennt geflügelten Schrittes, bald einen Knöchelbecher, bald ein Trinkglas, bald einen Teller, bald sonst etwas in der Hand haltend und unterwegs gleich einem Professor der ehrsamen Gauklerkunst in die Höhe

werfend und wieder auffangend, auf und ab und ab und zu, und setzt sich bald da, bald dort, ein volles Glas in der Hand, als Gast zu den Gästen und lacht mit den Lachenden und spielt mit den Spielenden, indessen seine arme Frau im Stillen eine Thräne aus dem umflorten Auge wischt. Mittlerweile tritt ein junger Mann von rohen Zügen, aber feiner Kleidung in's Zimmer und nimmt der Thüre gegenüber Platz. „Ein Verdeckter," flüstert dir dein Nachbar zu, wenn er in „die Geheimnisse von Klein-Paris" eingeweiht ist. Im nächsten Augenblicke erscheint auch ein uniformirter Diener der verehrlichen Hermandad und fragt diesen oder jenen Handwerksburschen nach seinem Wanderbuche. Er entfernt sich je nach dem Erfunde desselben entweder allein, oder in Begleitung des Gefragten. Der „Verdeckte," Einer von Denjenigen, die in Wien „Naderer," in Paris „agents provocateurs" genannt werden, bleibt auf seinem Posten, oder gehet umher, nicht wie ein brüllender Löwe, sondern wie ein schleichender Fuchs, und suchet, wen er verschlinge. Er hört nirgends eine verdächtige Rede fallen, die Stuttgarter sind gar vorsichtig, sie wissen warum. Er setzt sich, seine Aufdringlichkeit mit dem Bedürfnisse der Unterhaltung entschuldigend, dir gegenüber und eröffnet sein Gespräch mit bittern Klagen über die Langeweile, diesen ersten aller Quälgeister des Residenzlebens. Vergiß das Sprüchwort nicht: „Mit Schweigen sich verredt' Niemand," und bleibe stumm wie ein Fisch; ein einziges Wort kann dich in ein Netz verwickeln, das sich unauflöslich über deinem Haupte zusammenzieht. Aber du bist vielleicht noch jung, noch unerfahren und hast ein heißes Blut. Du läßt dich zu einer unüberlegten Aeußerung hinreißen. Der „Verdeckte" gibt dir Beifall und preßt dir noch mehr dergleichen Reden aus. Mit Einem Male steht er auf und spricht: „Haben Sie die Güte, mir auf die Stadtdirection zu folgen." Die Binde fällt dir von den Augen. Aber was willst du machen? Der „Verdeckte" weist sich als Diener der Sicherheitsbehörde aus, du darfst dich nicht widersetzen, du mußt folgen. Du kommst aber nicht unmittelbar auf die Stadtdirection, du wirst zunächst der Polizei übergeben; die Polizei ist städtisch, die Stadtdirection ist königlich, dein Verbrechen gehört also vor die letztere, denn es ist ein Majestäts- oder wenigstens Staatsverbrechen. Aber Alles muß seinen geregelten Gang gehen, keine Instanz darf übersprungen werden. Du mußt die Mauthlinie der Polizei passiren. Der Commissär des Viertels, in welchem du verhaftet worden bist, hat anderwärts zu thun; er kann dich im Augenblicke nicht vernehmen. Wenn du nicht hohe Gönner bei dieser ersten Instanz hast, so kannst du lange warten, bis du zu der zweiten vordringst. Doch, ich will annehmen, du habest sie und werdest ausnahmsweise ohne Verzug an die Stadtdirection übergeben. Allein was gewinnst du dadurch? Auch hier ist der betreffende Commissär mit Geschäften überhäuft. Du wirst hinter Schloß und Riegel gebracht und bleibst so lange in Haft, bis Alle vernommen sind,

welche vor dir eingefangen wurden. Doch beruhige dich, du hast noch mehr Leidensgenossen. Du wirst durch einen langen Gang nach einem entfernten Gemache geführt, dessen eichene Thüre sich, nachdem sie unter gewaltigem Lärm entriegelt und aufgeschlossen worden, knarrend in ihren Angeln dreht. Der Gefangenwärter wünscht dir kurze Zeit und drückt die Thüre hinter dir zu. Du hast deinen Zweck erreicht, du hast Gelegenheit gefunden, die beste, welche du finden konntest, die Hefe der Bevölkerung von Klein-Paris kennen zu lernen. Du befindest dich im Kreise von fünf Individuen, welche sämmtlich in die Kategorie Derjenigen gehören, die der Franzose als mauvais sujets oder schlimme Subjecte bezeichnet, und unsere Volkssprache vertraulich mit „Bruder Lüderlich" anredet, würdigen Repräsentanten des „lüderlichen Kleeblatts" in dem beliebten Lustspiele „Lumpazivagabundus." Drei derselben sind geborene Stuttgarter, die Stadt hat sie schon oft in das Land verwünscht, in welchem der Pfeffer wächst, sie hat sie sogar schon nach Amerika geschickt; aber was sollten sie in Amerika, wo man arbeiten muß, wenn man nicht Hungers sterben will? Sie hatten sich schon längst das Arbeiten abgewöhnt, und doch gelüstete sie nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Sie beschlossen, um jeden Preis in ihr Vaterland zurück zu kehren; und mit einer Frechheit, wie man sie nur von Menschen ihres Gelichters begreifen kann, führten sie diesen Beschluß aus. Sie trieben sich am Landungsplatze von New-York umher und machten sich an amerikamüde Deutsche, welche die Rückfahrt nach Europa antraten. Sie halfen ihnen ihr Gepäck auf die Fahrzeuge schaffen, mit denen sie abgehen wollten, und beobachteten mittlerweile das Gebahren und Verfahren der Mannschaft, besonders der Befehlshaber der verschiedenen Schiffe. Da fanden sie es denn am gerathensten, sich einem englischen Dienstdampfer anzuvertrauen. Als Packträger einer deutschen Familie, die sich auf einen solchen eingemiethet hatte, schmuggelten sie sich an Bord desselben und schwangen fröhlich und wohlgemuth die Hüte, als man abfuhr. „Also da saßen wir," fährt der Erzähler fort, „wie wir hier auf unserer Pritsche sitzen, auf einer drei Ellen langen Kiste, die der deutschen Familie gehörte, welche wir an Bord begleitet hatten, und schauten hinaus auf das Meer, das sich gegen Osten uferlos vor unsern Augen ausbreitete, wie unsere Zukunft, und wandten unsere Blicke rückwärts nach dem Gestade der neuen Welt, das immer weiter und weiter zurücktrat, und endlich in den unersättlichen Ocean hinabtauchte. Aber daß uns wohl dabei um's Herz gewesen wäre, oder daß wir Sinn und Gefühl für die Größe der Natur gehabt hätten, will ich keineswegs behaupten. Es ist schon eine unangenehme Empfindung, wenn man in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen das Bewußtsein completer Geldlosigkeit mit sich herum schleppt und überall „wie ein böser Schuldner sitzt, bei jedem Zufallswörtchen schwitzt": wie mußte uns in unserer damaligen Lage zu Muthe sein! Mitten auf dem Weltmeere, in die unumschränkte Gewalt von Menschen gegeben, die kein

Mitleiden kennen, nicht einmal der Sprache kundig, welche sie sprechen, kein Geld, keinen Passagierschein, keinen Kreditbrief, keine Bürgschaft in der Tasche und darum keinen Augenblick vor dem Strang und dem Wassergrab sicher! Ja, Bruderherzen, das war keine Kleinigkeit!

„Der Dampfer brauste dahin, es war eine Lust, seinem Taktschlage zu lauschen; ein günstiger Wind, den der Lenker des Fahrzeuges in vier gewaltigen Segeln auffing, beschleunigte seinen Schritt, und wenn das Ding so fortging, landeten wir in acht Tagen an der Küste von Albion. Als am vierten Tage die Sonne aus dem Meere emporstieg, und wir eben damit beschäftigt waren, die Brosamen aufzulesen, die von dem Tische der Matrosen fielen, erhielt ich von hinten einen leichten Ritterschlag auf die rechte Schulter. Ergrimmt über die unwillkommene Störung wandte ich mich zornglühenden Gesichtes um. Der Cajütenjunge des Capitäns stand hinter mir und verlangte meine Karte. Er verlangte sie aber natürlich in englischer Sprache, ich that, als verstünde ich ihn nicht. Er wies mir die Karte eines besser bestellten Passagiers und sagte, mir dieselbe unter die Nase haltend, etwas wie: „such a thing, such a thing.“ Ich raffte mein Bischen Kauderwälsch zusammen und antwortete kopfschüttelnd: „no such a thing, no such a thing, no thing at all.“ Der Junge machte ein paar Augen, so groß, wie Pflugräder, maß mich einige Minuten lang sprachlos vor Erstaunen vom Kopf bis zur Zehenspitze und eilte dann plötzlich die verhängnißvolle Treppe hinunter, welche in die Cajüte führt. Es hatte auf meiner Uhr gewarnt, im nächsten Augenblicke mußte die Stunde der Entscheidung schlagen. Von den guten Tagen, die wir hatten, nahte der letzte heran, und zwar mit Riesenschritten. Schneller, als vorhin der gewaltige Eisenfresser, unser liebenswürdiger Hüter, stürmte der Lieutenant die Treppe herauf und forderte mir mit Donnerworten meine Karte ab. Ich bin nicht derjenige, der sich so leicht aus der Fassung bringen läßt; ich suchte die Sache in's Komische und mich selbst dadurch aus der Schlinge zu ziehen; wenn du nur die Leute einmal zum Lachen bringst, dachte ich, so hast du gewonnenes Spiel; und die Einleitung dazu glaubte ich am Besten mit einer Nothlüge zu treffen. Ich antwortete auf die barsche Rede des Lieutenants im weichsten Tone der Wehmuth:

„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Meeres Braut,
Gestern war der Tag der Feier,
Der sie ihm getraut.“

Der Kerl verstand etwas deutsch, etwa so viel, als ich englisch; er faßte den Sinn meiner Worte: „Ihr habt Eure Karte über Bord fallen lassen?“ fragte er halb deutsch, halb englisch. Yes Sir, antwortete ich keck. Er befahl dem Oberbootsknecht, sämmtliche Passagiere auf's Verdeck zu rufen. Nach wenigen Minuten waren sie zur Stelle. Der Lieutenant stellte sie in Reihen

und Glied und zählte sie ab. „Hundertfünfzig", sagte er, nachdem dies geschehen war; „drei mehr, als in die Schiffsbücher eingetragen sind. Geh' hinunter in meine Cajüte," fuhr er gegen den Jungen fort, welcher hinter ihm stand, „und bring mir das Verzeichniß, es liegt auf meinem Tische." Der Schiffsjunge ging, ich zitterte an allen Gliedern, eine wahre Todesangst hatte mich befallen; ich fühlte, daß mir das Wasser an die Kehle ging. Der Junge erschien mit dem Verzeichnisse. Der Lieutenant nahm es ihm ab und begann seinen „Verles", als hätte er eine Compagnie Soldaten vor sich. Sobald Einer sein „Hier" gerufen hatte, mußte er heraustreten und wurde bei Seite gestellt. Einen nach dem Andern traf die Reihe; nur wir drei blieben übrig. „Schurken", donnerte uns der Lieutenant entgegen, „glaubt Ihr, auf den englischen Schiffen werde wie auf Euren deutschen Eisenbahnen der Unfug geduldet, blinde Passagiere zu führen? Ihr habt keine Karte gelöst. Ihr habt kein Ueberfahrtsgeld bezahlt. Wenn Ihr nicht im Augenblicke nachzahlet, lasse ich Euch an der Spitze des Mastbaumes aufknüpfen. Und Du, Elender," fuhr er gegen mich gewendet fort, „der Du mich belügen wolltest, Du baumelst mir zuerst." Er ging und überließ uns der Verzweiflung. Doch nein, der Verzweiflung nicht, ich wenigstens verzweifelte nicht. Der Capitän ließ uns vor sich kommen und fragte uns, ob und wie wir das Ueberfahrtsgeld bezahlen könnten. Ich stellte die Gegenfrage an ihn, in welchen Hafen sein Schiff einzulaufen habe. Er antwortete, in den Hafen von Liverpool. Es dämmerte mir im Kopfe und im Herzen. In Liverpool lebte uns ein Landsmann, ein geborner Stuttgarter, der sich als Kaufmann daselbst niedergelassen hatte. In Deutschland und in Amerika wird der Deutsche vom Deutschen verlassen; aber sonst im Auslande, besonders an Orten, wo die Deutschen etwas dünner gesät sind, hauptsächlich wenn er aus derselben Provinz, oder gar aus demselben Orte gebürtig ist, findet er leicht Rath und Hilfe bei ihm. Ich sagte dem Capitän, wir hätten einen Freund in der Stadt Liverpool, der uns ohne Zweifel die Summe vorstrecken würde, welcher wir bedürften. — „Dann hat's noch gute Wege," erwiederte der Capitän; „so, ich will Sie bis an unsern Bestimmungsort mitnehmen. Aber ich sage Ihnen, wenn Sie in Liverpool nicht zahlen können, werden Sie ohne Gnade zu Matrosen gepreßt." Wir wurden entlassen; der Sturm war vorüber, aber im Hintergrunde bildeten schwarze Wolkenmassen noch einen undurchdringlichen Vorhang. Noch lachte uns keineswegs eine heitere Zukunft entgegen. Wir hatten die schönste Anwartschaft auf das reizende Loos eines englischen Matrosen und wurden auch alsbald auf unsern neuen Beruf vorbereitet; wir wurden dem Matrosentische zugetheilt, von dem wir bisher nur die Abfälle hatten erhaschen können. Im Uebrigen ließ man uns in Ruhe, und es war noch nicht aller Tage Abend. Wir hatten die Hauptsache gewonnen, und was bedurften wir mehr? Wenn wir Geld hatten, waren wir geborgen.

„Nach einer Fahrt von 13 Tagen liefen wir glücklich und wohlbehalten in den Hafen von Liverpool ein. Wir sahen Europa wieder. Die größte Schwierigkeit war überwunden, wir hatten den Ocean hinter uns, der uns vom Heimathlande getrennt hatte. Aber wir hatten noch einen harten Strauß zu bestehen. Wir waren Gefangene. Der Capitän gab uns zwei Bewaffnete mit, die uns vor die Behörde führten. Sie ließ uns die Wahl zwischen der Erlegung von fünfzig Pfund für die Ueberfahrt und dem Eintritte in den britischen Seedienst. Wir erschracken vor der einen, wie vor dem andern; doch verloren wir die Hoffnung nicht. Man gab uns drei Tage Frist, versicherte sich aber unserer Personen. Wir wurden in strengen Gewahrsam gebracht, und nur mit Bitten und Betteln erlangten wir die Erlaubniß, an unsern Landsmann zu schreiben. Er kam selbst, und ich rief aus der tiefsten Tiefe meiner Brust: „Gott sei gepriesen! hie gut Württemberg allwege.“ Ich hatte mit ihm das Gymnasium besucht; ich war in derselben Bank mit ihm gesessen. Er erkannte mich sogleich und umarmte mich. Wir hatten gewonnen. Aber konnt' ich's glauben? Fünfzig Pfund! Im Munde eines Engländers ist es eine Kleinigkeit; so viel verschleudert der Britte oft an einem Abende, mit einer Fünfzigpfundnote zündet er bei guter Laune, oder wenn es einen deutschen Fürsten zu beschimpfen gilt, seine Cigarre an. Aber in den Mund eines Bewohners vom Continent, zumal in den Mund eines armen Württembergers übertragen, in welchem es nicht weniger als sechshundert Gulden rheinisch in Anspruch nimmt, ist es eine Summe, vor welcher das kühnste Herz zurückbebt. Mein Freund war ein Kaufmann, und der Kaufmann rechnet, der Kaufmann wirft keinen Heller zum Fenster hinaus. Wer bürgte ihm aber dafür, daß er nicht die ganze Summe zum Fenster hinauswarf, wenn er uns freikaufte? Ich glaube, wenn man uns alle drei auf den Kopf stellen würde, keinem würde ein Schilling aus der Tasche fallen, geschweige denn eine Fünfzigpfundnote. Hatte doch die Stadt selbst ihre Kasse aufschließen müssen, um uns nach Amerika zu spediren. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, meinem Freunde diesen Stand der Dinge zu verheimlichen. Er ließ sich nicht abschrecken, der Edle. Er erlegte das Geld und verlangte nichts von mir, als einen Empfangschein und das schriftliche Versprechen, die ganze Summe über mich zu nehmen, und wenn ich einmal auf einen grünen Zweig kommen sollte, zurückzuzahlen. Wir waren frei und kehrten, von demselben hochherzigen Manne mit den erforderlichen Mitteln ausgestattet, in unsere Heimath zurück. Und hier sind wir wieder, und hie gut Württemberg allwege. Der Pfennig gilt nirgends mehr, als wo er geschlagen wird. Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Das will ich aber auch thun. Ich habe das tolle Treiben satt; nur einmal bei meiner Ankunft ließ ich mich durch die Freude des Wiedersehens meiner alten Spiel- und Saufkameraden von dem Wonnerausch zum Weinrausch verleiten; und dieser Weinrausch brachte mich

eben hieher in Nummer Sicher. Nun aber sei dem fluchwürdigen Becher Valet gesagt. Der Edelmuth meines Freundes in Liverpool hat mich bekehrt. Ich will mich seiner Freundschaft würdig zeigen und meine ganze Kraft zusammennehmen, um es dahin zu bringen, daß ich ihm das Anvertraute bald zurückgeben kann."

Also hörst du einen Gefangenen auf der Stadtdirektion in Stuttgart sprechen. Wahrlich es wäre besser man würde nicht immer Alles über Einen Kamm scheeren, man würde nicht gleich über Jedermann den Stab brechen. Mancher Unglückliche geht bloß dadurch zu Grunde, daß man ihn nicht mehr aufkommen läßt, wenn er einmal gefallen ist. Man spricht so viel von Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und thut so viel, dieselbe vollends niederzudrücken; denn man hält sich an den verkehrten Grundsatz, die Leute wegen jeder Kleinigkeit einzusperren und damit auf Tage und Wochen und Monate zur quälendsten und verderblichsten langen Weile zu verdammen, aber nicht nur sie einzusperren, sondern weil es bei diesem traurigen Systeme natürlich an den erforderlichen Räumlichkeiten gebrechen muß, sie auch zusammenzusperren, um den alten Spruch zu bewahrheiten: „una aegrota pecus totum corrumpit ovile." „Ein räudiges Schaf steckt die ganze Heerde an." In der ehrenwerthen Gesellschaft, in deren Mitte du dich so plötzlich gestoßen siehst, befindet sich mehr als Ein solches Schaf, hüte dich, daß du nicht angesteckt werdest. Die beiden Reisegefährten dessen, den du soeben seine Seeabenteuer erzählen hörtest, sind ganz andere Menschen, als er selbst; wenn du vom Glauben sprichst, so fallen sie dir höhnend mit den Worten in die Rede: „Was Glauben? ich glaube nichts, als daß zehn Pfund Ochsenfleisch eine kräftige Suppe geben." Laß dich nicht mit ihnen ein, du würdest die Perlen bloß vor die Schweine werfen. Sie haben gegen den Schluß der Erzählung ihres bessergesinnten Schicksalsgenossen gähnend sich wieder auf ihre Pritsche geworfen; wünsche dir Glück dazu, sie würden nur Gotteslästerungen ausstoßen, wenn sie sich wach erhielten. Schlimmer noch als sie, ist ein Taugenichts von sechszehn Jahren, der allen Meistern entläuft, weil er keinen Herrn über sich anerkennt, indem er selbst Meister ist in aller Bosheit und Teufelei. Er ist schon zehnmal eingesperrt worden. Aber was fruchtet dies? Er lacht sich, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, die Haut voll und sagt: „ewig können sie mich doch nicht gefangen halten, die ewige Gefangenschaft fangt erst an, wenn es einmal am Seil hinuntergeht; sie müssen mich immer wieder frei lassen, und wenn ich dann wieder frei bin, ist mir's nur wieder um so wohler. Aber selbst auf die ewige Gefangenschaft im Schwefelpfuhl ist mir nicht bange. Jedenfalls fehlt's nicht an Kameradschaft."

Die Rede des Burschen geht in Gesang und der Gesang in allgemeines Gebrüll über, und der Schließer sieht sich zum zweiten Male genöthigt, Stille zu gebieten. Aber diesmal verfährt er nicht mehr so glimpflich. Er stürmt

in das Gemach herein, faßt den Schreier am Arme und reißt ihn zur Thür hinaus, um ihn zu einer andern hineinzustoßen. Die Gesellschaft ist von einem Galgenvogel befreit. Aber noch lange ist die Tenne nicht gesäubert. Sie hat einen Jüngling in ihrer Mitte von kaum zwanzig Jahren, der von Natur zu denjenigen gehörte, denen die Engel die frohe Botschaft verkündigten: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Er hat ein gutes Herz und einen guten Willen; aber durch die Nachlässigkeit seiner Eltern verwahrlost, sind beide schon in den Entwicklungsjahren im Taumelbecher der Sinneslust versunken, der Unglückliche ist ein vollendeter Asot, und wegen habitueller Trunksucht sitzt er bereits zum vierten Male und zwar diesmal auf sechs Wochen in Haft. Er spricht sich selbst schuldig und vergießt bittere Thränen über seine unbegreifliche Schwäche. „Ich will, aber was frommt mir das Wollen“, sagt er; „es ist aus und vorbei, die Pfarrer mögen predigen, was ihnen beliebt, das ist mir Alles einerlei, ich behaupte einmal: der Mensch hat keinen freien Willen, denn ich weiß es aus Erfahrung, und was ich selbst erfahren habe, das streitet mir Niemand weg, auch der Pfaff nicht. Mir ist nichts verhaßter, als ein Rausch, besonders wenn ich ihn selbst habe, oder vielmehr, wenn er mich hat, und doch — ich weiß es so gewiß, als daß zweimal zwei vier macht — und doch, an demselben Abende, an welchem ich wieder aus diesem verdammten Loch herauskomme, trinke ich mich wieder voll.“ Er stimmte ein Trinklied an, das brüllt der ganze Chor nach, und der Schließer erscheint zum dritten Male. Er flucht wie ein Türke und droht, Alle in ein Verließ zu werfen, wo sich Mäuse und Ratten gute Nacht sagen. Doch bestellt jeder eine Flasche Most und verspricht sich ruhig zu verhalten. Er läßt sich beschwichtigen und geht brummend ab.

„Meine Herren“, sagt der Asot, nachdem sich der Kerkermeister entfernt hat, „dieweil wir keinen freien Willen haben — und dem Gefangenen wird auch der Rechtgläubigste den freien Willen abzusprechen sich genöthigt sehen — dieweil wir keinen freien Willen haben, also keinen Augenblick vor dem Rückfalle sicher sind, wollen wir uns, um unser Versprechen halten zu können, die Zeit mit den Karten zu vertreiben suchen, denn die Hauptaufgabe des Lebens, und darin werden die höchsten Klassen der Gesellschaft mit mir übereinstimmen, die Hauptaufgabe des Lebens besteht doch in Erlernung der Kunst, sich die Zeit in möglichst anständiger Weise zu vertreiben, gewiß eine würdige Bestimmung für einen unwürdigen Unsterblichkeits-, oder wie einer meiner Zechbrüder sich auszudrücken pflegt, Erbärmlichkeitscandidaten!“ Der Vorschlag findet allgemein Anklang, und ein hoch inkrustirtes Kartenspiel wird aus einem Strohsacke hervorgezogen. Man spielt den soeben bestellten Most heraus, und Einer überbietet den Andern an Fälschung, doch der abgefeimteste Betrüger ist der sechzehnjährige Lehrjunge, der keinen Meister über sich duldet. Er weiß von allen Mitspielern, welche Karten sie haben, und wenn

er ausgibt, trägt er Sorge, daß die besten immer auf ihn selbst fallen. Er weiß auch, welcher von seinen Mitspielern Geld hat, und welcher keines, und er versteht es so einzurichten, daß nur Diejenigen Striche bekommen, welche zahlen können. Das Spiel ist kaum beendigt, als der Knecht des Schließers mit dem Getränke erscheint. Er stellt es auf den Tisch, nimmt sein Geld in Empfang und entfernt sich wieder. Der edle Lehrjunge stellt den Antrag, nun auch noch herauszuspielen, wer die Flaschen trinken dürfe, und weiß die Sache so schlau einzufädeln, daß ihm zwei Flaschen zufallen und zwei seiner Mitspieler sich in eine theilen müssen. Nun man so ziemlich vor der Vertrocknung der Kehle gesichert ist, beginnt das Gespräch auf's Neue.

Ein neuer Sprecher tritt auf, ein weiland Freischärler übernimmt die Kosten der Unterhaltung. Er ist in die tiefsten Geheimnisse der europäischen Politik eingeweiht. Und er ist nicht blos Sprecher, er hat auch handelnd in den Gang des Weltrades eingegriffen; er hat die ganze badische Rebellion von Anfang bis zum Ende mitgemacht und ist vielleicht der einzige Glückliche gewesen, der goldene Aepfel in silbernen Schalen von diesem Baume der Erkenntniß geerntet. Im Anfange des verhängnißvollen Jahres 1848 als ehrsamer Schustergeselle in Klein-Paris functionirend wurde er mit der ganzen halbgebildeten und halbgereiften Welt durch die neue Botschaft des Heils, die über den Rhein herübertönte, von der revolutionären Hirnentzündung angesteckt, sprang voll glühender Begeisterung von seinem Schusterstühlchen auf und zog in allen Kneipen umher, wo er mit stolzer Zuversicht selbstverfaßte Knittelverse vortrug. Dies that er denn auch eines Tages im Hinterstübchen einer vorzugsweise sogenannten Demokratenkneipe, wo sich die geschäftigsten Volksverführer zu versammeln pflegten. Da erhob sich ein Bürger aus einer Nachbarstadt, einer der Hauptführer der deutschkatholischen Partei, die mit Herrn Dowiat ihr und der ganzen Welt Heil nur im Umsturze finden zu können glaubte, Begeisterung glühend von seinem Sitze, nahm den weinwarmen Schuster bei Seite, gab sich ihm als Werber für die badische Schilderhebung zu erkennen und lud ihn ein, sich einem Fähnlein Freischärler anzuschließen, das er am folgenden Tage nach dem Heerde der großen europäischen Bewegung abschicken würde. Der Schuster war entzückt und verpfändete sich dem modernen Seelenverkäufer ohne Bedenken mit Leib und Leben. Ein trockener Kauf, sagt das Volk, taugt wenig. Der Werber überschwemmte die ganze Gesellschaft mit Wein, und heiße Thränen der Rührung perlten in die schäumenden Becher. Man brachte Toast um Toast auf die Sache der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit aus. Und der neueingeweihte Pechcavalier, dessen Sinnesorgane sich allmälig zu umnebeln begannen, außer seinem hitzigen Revolutionsfieber plötzlich auch noch von dem zu jener krankheitsfruchtbaren Zeit nebenbei noch grassirenden Mißverständnißfieber angesteckt, stimmte durch das letzte Glied der großen Trias, die Brüderlichkeit, veranlaßt zum Entsetzen

der ganzen Gesellschaft, aus voller Kehle einen gemeinen Gassenhauer an. Der deutschkatholische Parteiführer, der seine Sache für eine heilige hielt und gehalten wissen wollte, erhob sich mit seinem ganzen Ansehen gegen diese greuelvolle Profanirung, aber der Wein läßt sich nichts sagen. Der Trunkene brüllte sein Lied zu Ende, und der Freischaarenwerber seufzte aus der tiefsten Tiefe seiner Brust: „Ach, daß der Mensch, wenn er nach Recht und Wahrheit ringt, sich solcher Werkzeuge bedienen muß!" Er erhob sich von seinem Sitze und bestellte den weinwunden Schuster zu einem Stelldichein auf den folgenden Morgen. Die Gesellschaft löste sich auf, und der poetische Pechcavalier taumelte in die Kneipe. Am andern Morgen packte er seine Siebensachen zusammen und zog, in eine Freiheitsblouse gehüllt, und einen Heckerhut mit einer wogenden Hahnenfeder auf dem Haupte, am Arme seines Beglückers zum Königsthore hinaus. Im nächsten Dorfe erwarteten ihn seine nunmehrigen Kriegskameraden. Man hielt noch einen Abschiedstrunk und sang dem bisherigen „Hundeleben" Adje. Ein Leiterwagen wurde mit vier Pferden bespannt. „Die heilige Schaar" bestieg ihn; ihr würdiger Führer machte den Wagenlenker, und die begeisterte Freischaar stimmte das alte Soldatenlied an: „Brüder, jetzt geht's Rußland zu ꝛc. ꝛc."

Der Sprecher erzählt das Alles unter dem lebhaftesten Gebärdenspiele und wird von seinen aufmerksamen Zuhörern nur zuweilen mit der schonenden Ermahnung unterbrochen, „nicht gar zu arg zu färben, weil sie sonst Alle der Gefahr ausgesetzt würden, blau anzulaufen, wie die Damascener Klinge, die er unter den Fahnen des unvergleichlichen Schimmelpfenning geschwungen." Er nimmt aber auch wirklich zuweilen den Mund so voll als Fallstaff, welchen Shakespeare erzählen läßt, daß er von zwei bis zwölf Mördern angefallen worden sei, aber sich mit seinem guten Schwerte ihrer aller entledigt habe. Hier hat er eine Schlacht mitgemacht, wie seit den drei Octobertagen bei Leipzig keine mehr geschlagen worden. Dort hat er den General Sigel aus der Mitte von Hunderten herausgehauen, als derselbe eben auf dem Punkte stand, unter ihren Säbelhieben zusammenzusinken. Bei einer andern Gelegenheit hat er durch einen kühnen Handstreich mit zwölf Mann nicht weniger als zwei hundert Preußen auf einmal gefangen genommen. Eine Zeitlang hat er das Portefeuille des Kriegswesens geführt und ist dabei in den Fall gekommen, zwanzig kriegsgerichtliche Todesurtheile zu unterschreiben. „Wer eine Revolution durchführen will," sagt er mit einem heroischen Blick auf sein lauschendes Auditorium, „muß ein Kerl sein wie Stahl und Eisen, und darf vor keinem Blutbade zurückbeben. Ein solcher Kerl war ich. Aber was frommte mir all meine Tapferkeit, all mein Löwenmuth, all meine Tigerwuth? Viel Hunde sind des Hasen Tod. Am Ende wurde ich eben auch gefangen genommen und hatte die Ehre, die Kasematten von Rastadt in Augenschein zu nehmen. Bruderherzen, da sollet ihr einmal hineinkommen, das sind Löcher; ihr könnt

euch keinen Begriff davon machen, die untersten Verließe der alten Ritterburgen, in welche die Gefangenen geworfen wurden, um nie mehr an's Tagelicht zu kommen, waren nichts dagegen. Und welche Behandlung! Wir glaubten von der Untersuchung zum Hungertode verurtheilt zu sein. Doch dieser Glaube wurde uns bald benommen. Alle Tage wurde ein Anderer von uns abgeholt, und wir sahen ihn nicht wieder, wir hörten nur die Kugeln pfeifen, die ihm die Brust durchbohrten. Wenn wir uns dann an die Lücken drängten, durch die in einzelnen Augenblicken zuweilen ein verlorner Lichtstrahl sich hereinbohrte, mit dessen Hülfe wir eine kurze Verbindung mit der Außenwelt anknüpfen zu können glaubten, bohrte sich plötzlich auch eine verlorene Kugel mit demselben herein, und wir mußten uns in den schwarzen Hintergrund zurückziehen, um nicht vor der Zeit und auf dem Wege des Meuchelmords erschossen zu werden. Da bekam ich's denn bald satt, ich brach mit einigen entschlossenen Kameraden durch. Wir entkamen glücklich durch den Rauchfang und gewannen das Freie. Ein paar mitleidige Fuhrleute, die wir trafen, verkleideten uns zu Fuhrknechten und nahmen uns als solche mit nach Basel. Von dort aus gingen wir über Aarau, Zürich, St. Gallen nach Rorschach, und überall, wo wir Freiheitshelden und Freiheitsgläubige oder sonst Leute von Vernunft und Gefühl vermutheten, sprachen wir zu und wußten die Erzählung unserer Heldenthaten gegen blankes Metall umzusetzen. Damit kauften wir uns eine noble Kleidung, begaben uns an Bord eines Dampfschiffes und stiegen als vollendete Cavaliere bei Friedrichshafen an's Land. Dort trennte ich mich von meinen Genossen, sie waren mir zu blöd, sie konnten nicht schwadroniren, und ich war es müde, die Früchte meiner Beredtsamkeit mit ihnen zu theilen. Ich wollte nicht umsonst den Heldenkampf mitgekämpft haben. Wo ich einen Demokraten wußte, machte ich mich an ihn, wo ich von einer Kasse für verunglückte Freiheitskämpfer hörte, brandschatzte ich sie, und selten, ja ich darf sagen, nie ging ich leer aus. Bruderherzen, ich sag' euch, das war ein Leben, so find ich's im Himmel nicht wieder, wenn ich je dahin komme. Ich hatte keine Sorgen, ich konnte in den Tag hineinleben, denn da hieß es immer: „Kommt der Tag, so bringt der Tag." Mein Handwerk natürlich hing ich an den Nagel. Wozu hätt' ich auch schustern sollen? Das Sprüchwort sagt zwar: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden." Aber die Zeiten ändern sich, was gestern galt, gilt heute nicht mehr. Wo wäre das Handwerk, das in unsern Tagen noch seinen goldenen Boden hätte? Und wenn auch, wenn es auch noch ein solches Handwerk gäbe, wenn namentlich die Schusterei ein solches Handwerk wäre, Geld und nichts arbeiten ist doch besser, als Geld und arbeiten; arbeiten, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Nein, ich halt's mit dem Jungen, der auf die Frage seines Vaters, was er thue, nachdem sein Bruder Andres auf dieselbe Frage mit: „Nichts" geantwortet hatte, erwiederte, er helfe dem Andresel. So trieb ich mich denn

ein volles Jahr auf diese Art in der Welt herum und lebte, wie die Vögel im Hanfsamen, und ließ mir's wohl sein. Da ereilte mich auf einmal mein Schicksal. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Ich ward aufgegriffen und hieher geschoben. Man sperrte mich zum Willkomm vier Wochen lang ein und lieferte mich sodann in ein Zwangsarbeitshaus. Einen Freiheitshelden in ein Zwangsarbeitshaus! Alle diese Zwangshäuser sind Untergangshäuser. Leichtsinnig kommen die Menschen hinein, und liederlich kommen sie heraus. Die Zwangshäuser sind die hohen Schulen, auf welchen der Teufel seinen Lehrstuhl aufgeschlagen hat. Wirthshäuser, Universitäten und Arbeitshäuser oder Zuchthäuser sind überhaupt die vorzüglichsten Tummelplätze des Versuchers; selten kommt Einer ungerupft durch, wenn er sich in einer dieser Anstalten einbürgert. Wie's in den Wirthshäusern auf- und zugeht, wissen wir Alle, und daß man besser dabei fährt, wenn man wegbleibt, wissen wir auch. Wie's in den Arbeitshäusern gehalten wird, könnt ihr aus dem Leben abnehmen, das wir hier führen, die Arbeit ist das Wenigste, die Hauptsache ist der Unterricht in der Spitzbuberei, den man sich gegenseitig ertheilt. Wie's aber auf den Universitäten getrieben wird, das kann ich euch sagen. Ich kam nach meiner Entlassung aus dem Arbeitshause auf einem meiner Finanzausflüge Anfangs Juli dieses Jahrs an einem Mittwoch Abend gegen sechs Uhr in der weltberühmten Universitätsstadt Heidelberg an. Mein guter Stern führte mich in eine Studentenkneipe. Es mußte was besonderes vorgefallen sein; die ganze Schenke war im Aufruhr, Niemand wußte, wer Koch oder Keller war. Indessen hatten die Studenten ihren Hauptsitz in einem an die Schenkstube stoßenden Saale aufgeschlagen; in der Schenkstube selbst saß Niemand, aber alle Augenblicke wogte es durch dieselbe aus und ein. Ich dachte: „mag's leicht sein, gibt's hier was zu fischen" und warf meine Angel vorderhand einmal nach einem Glas Bier aus. Aber vergebens rief ich nach einem dienstbaren Geiste. „Was willst du hier, Knote, mit deinem vermaledeiten Geschrei?" fuhr mich auf einmal ein himmellanger Bursche an; „wenn du Bierdurst hast, geh' dort an das Faß in der Ecke und laß dir mal 'nen Stiefel 'raus." Er trug einen Schnurbart an dem sich kein Wachtmeister zu schämen gehabt hätte, und ging hemdärmelig, wie alle seine Kameraden. Seine Beine, von gelbem Hirschleder umklebt, stacken in ungeheuern Stiefeln, wie sie früher von unsern Postknechten getragen wurden, und an diese Stiefel waren Sporen geschnallt, deren Verhältnisse der Größe der Stiefel entsprachen, ihre Rädchen oder vielmehr Räder waren zum Mindesten so groß, wie unsere Kronenthaler, und wenn man sie beim Lichte betrachtete, waren sie wirkliche Kronenthaler. Ich sperrte Mund und Nase auf und stand wie der kleine David vor dem Riesen Goliath an jenem Hause in Regensburg, das gegen die Donaubrücke hinabsieht, aber ich schoß keine so flammenden Blicke aus meinen Augen; denn ich gedachte ja

nicht die Schleuder, ich gedachte nur die Angel zu führen; einen solchen Hecht aber zu angeln, erforderte ein minder trotziges Auftreten. Ich duckte mich vor dem Riesen, nahm meinen wachstuchüberzogenen Hut ab und legte meinen knorrigen Wanderstab aus der Hand. Alsbald ergriff der Student meinen „Thurm", wie er ihn nannte, drückte mir dafür seine Cerevismütze auf den Schädel, ging mit meinem Hute an's Faß, füllte ihn bis an den Rand, kehrte mit dem neumodischen „Stiefel" zurück und hieß mich trinken, bis ich unter den Tisch fallen würde. Ich ließ ihn machen und trank. Aber schmecken wollte es mir nicht. Er mocht' es mir ansehen, denn er sagte: „was machst Du für ein saures Gesicht? Hast Du vielleicht noch nie aus einem Hut getrunken? Alberner Tropf! wir trinken nicht nur aus Hüten, wir trinken sogar aus Köpfen;" und er holte eine in Silber gefaßte Schädelkrone aus dem Saale, goß sie aus dem Hute voll und trank sie auf meine Gesundheit leer. Ich schauderte bei diesem Anblicke. Der riesige Bursche sah, daß mir noch nicht wohl war, er gerieth auf einen andern Gedanken. „Noch immer dasselbe trostlose Gesicht?" sagte er, „Dir fehlt's wohl sonst wo? Ohne Zweifel am Silber Wart', da kann ich Dir helfen; trink Deinen Wachstuchstiefel aus und gib ihn mir, ich laß Dir dafür meine Cerevismütze." Ich ließ mich auf den Tausch ein, goß aber zuvor den Inhalt meines Hutes nicht unmittelbar in meine Kehle, sondern zunächst in ein gewaltiges Bierglas, das ich auf einem Tische neben dem Fäßchen gewahrte. Mein Gönner begab sich, meinen bierdurchnäßten „Thurm" auf dem Haupte, und dadurch um eine volle halbe Elle verlängert, so daß er einen Bückling unter der Thüre machen mußte, der ihn bald um das Gleichgewicht gebracht und der Länge nach zu Boden gestreckt oder auf die nächste Tafel geworfen hätte, in den Saal. Daselbst angekommen, schlug er mit meinem Knotenstock, den er sich ebenfalls angeeignet hatte, auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen, und gebot Stillschweigen. Die Studenten liefen zusammen, wie Soldaten auf den Commandoruf, die Verbindungsthüre zwischen dem Saale und der Schenkstube wurde zugedrückt und mein Gönner eröffnete einen Vortrag. Ich spitzte die Ohren, wie ein Hase, aber ich konnte nichts erlauschen, als zuweilen einen Metallklang, wie von aufeinanderfallenden Münzen. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Verbindungsthüre wieder, mein Gönner erschien und stellte mir meinen Hut mit Silberstücken gefüllt zurück."

„Gefüllt, bis an den Rand gefüllt?" unterbricht den Erzähler eine höhnende Stimme. — „Gefüllt, bis an den Rand gefüllt", erwiedert dieser mit dem ernstesten Tone von der Welt. — „Die Fenster auf, die Fenster auf!" ruft ein halb Dutzend Stimmen; „der blaue Nebel erstickt uns; die Fenster auf, die Fenster auf, daß wir wieder Athem schöpfen können." Der Erzähler läßt sich nicht stören; er schilt die Ungläubigen Tropfen, welche noch nichts von der Welt gesehen haben, welche noch nicht über die Markung

ihres Geburtsortes hinausgekommen sind, und fährt ruhig und unbefangen in seiner Erzählung fort: „Ich stattete meine schuldige Danksagung ab, strich mein Geld ein und schickte mich an, von dannen zu gehen. Mein erhabener Gönner aber faßte mich am Arme, daß mir der Schmerz einen Schrei auspreßte, und donnerte mich mit den Worten an: „Halt, Knote! so ist's nicht gemeint; glaubst Du, wir werfen unser Geld zum Fenster hinaus? Nun Du Dein Schäfchen geschoren hast, willst Du Dich davon machen? Daraus wird nichts; Du mußt auch die Dienste leisten, die wir zum Voraus bezahlt haben; komm herein zu uns in unsere Trinkhalle." Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und folgte meinem Dränger. Es war das erste Mal, daß ich in eine Studentengesellschaft kam. Ich sag' euch, Bruderherzen, die Handwerksgesellen sind arg, wenn sie einen Jahrestag oder sonst eine Zusammenkunft im Wirthshause halten, aber mit den Studenten halten sie keinen Vergleich aus, die sind gerade wie von der Kette gelassen, meiner Lebetage will ich's nicht mehr vergessen, was ich da Alles mitangesehen habe. Sie waren zusammen gekommen, um in einer gemeinschaftlichen Angelegenheit einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen. Die Behörde, unter welcher sie stehen — wenn mir recht ist, nannten sie dieselbe Senat — hatte an diesem Tage drei von ihren Rädelsführern aus der Stadt gewiesen. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen, sie wollten eine Gegenschrift an ihren Senat eingeben, worin sie auf Wiederrufung des gefällten Spruches dringen wollten. Diese Gegenschrift sollte noch an demselben Tage entworfen und übergeben werden. Aber wie konnte da noch von Berathung und Entwerfung einer Schrift die Rede sein, wo es toller herging, als bei Erbauung des babylonischen Thurmes; wo Keiner mehr sein eigenes Wort hörte? Ich sag' euch, Bruderherzen, ich mußte mir die Ohren verstopfen, sonst hätte mir der Lärm das Trommelfell gesprengt. Mein Riese Goliath schlug mit meinem Knotenstock auf den Tisch, daß Hammer und Ambos splitterten. Es half zuletzt nichts mehr. Das Geschrei wurde im Gegentheile immer betäubender. Natürlich, Alle waren schon vom Bierdampf und Tabacksqualm betäubt, die Meisten noch extra betrunken, daß der ganze Saal um sie herumtanzte. Ich konnt's nicht länger aushalten, ich erlauerte einen günstigen Augenblick und wischte hinaus. Mußte ich gleich Hut und Stock dahinten lassen, so hatte ich doch mein Geld und meine heile Haut gerettet. Eine Bergeslast war mir vom Herzen gewälzt, als ich mich auf der Straße sah. Aber ich blieb nicht lange stehen. Lauf'st nicht, sagte ich bei mir selbst, so gilt's nicht, und schlug den kurzen Galopp an. Ich bog um die nächste Ecke und verlor mich aus der gefährlichen Nähe, um mich in einer abgelegenen Branntweinschenke wieder zu finden, wo ich versichert war, keine Studenten zu treffen. Denn es mag sein, wie es will; und wenn es noch so toll bei den Studenten zugeht, in eine Winkelkneipe, wenn sie gar vollends eine Schnapskneipe ist,

verirren sie sich nie. Als ich mich und mein Schäfchen, d. h. mein Geld, in's Trockene gebracht hatte, suchte ich meine fünf Sinne zusammen, nahm einen Bindfaden, d. h. ein Glas Bittern und fesselte sie damit wieder an ihren heimathlichen Grund und Boden. Nun ich aber die gehörige Ordnung unter dem Schädel wieder hergestellt fühlte, dachte ich auch auf die Wiederherstellung der Ordnung über dem Schädel. Nichts sieht fataler aus, als wenn das Haupt nicht unter Dach gebracht ist. Wer dir begegnet, schüttelt den Kopf und überlegt bei sich, ob er dich nicht anhalten solle; er glaubt, du seist wenigstens einem Wirthshause, wo nicht gar einem Zuchthause entlaufen. Mein erstes Bedürfniß war also eine Kopfbedeckung; die Cerevismütze, die ich gegen meinen Hut eingetauscht, hatte ich im Wirthshause zurückgelassen. Was sollte mir auch eine Cerevismütze, namentlich wenn sie, wie diese, als Abzeichen galt von einer bestimmten Studentenverbindung, einem bestimmten Corps, wie sie es auf der Universität nennen? denn ihr müßt wissen, ich sage euch dieß nur beiläufig, die Studenten haben so gut ihr Jenisch, wie wir Handwerksbursche, aber diese ihre Geheimsprache ist viel rauher, viel uncultivirter, als die unsrige. Doch um wieder auf meinen Gegenstand zurückzukommen. Was sollte mir eine Studentenmütze? Ich ging also zum nächsten besten Hutmacher und kaufte mir einen „Schlosser“, d. h. einen Hut, versteht sich nicht einen funkelnagelneuen, sondern einen alten, aber neu hergerichteten. Bei der Bezahlung entdeckte ich ein neues Bedürfniß; ich hatte Geld, aber keine Börse. Ich sag' euch, Brüder, so bald ihr einmal Einem Bedürfniß Rechnung traget, alsogleich stellt sich ein zweites und nach diesem ein drittes ein, und so geht's fort, bis ihr vor lauter Bedürfnissen nicht mehr wisset, wo euch der Kopf steht, so daß ihr euch mit jedem Tage unglücklicher und ärmer fühlet, denn nicht derjenige ist reich, der viel hat, sondern derjenige, der wenig bedarf. Ihr sehet, daß ich auch Weisheit studirt habe, und zwar die wahre, die Weisheit des Lebens; indessen habe ich es noch nicht so weit gebracht, der Früchte meines Studiums froh zu werden, ich würde sonst nicht hier sitzen, denn hieher kommt man nicht durch die Weisheit, sondern durch die Thorheit des Lebens. Ich beging mitten im Mittelpunkte der Weisheit die größten Thorheiten. Ich hatte Geld in der Tasche, dieß hat schon Manchem den Kopf verdreht, es verdrehte ihn auch mir, es warf mir das Bedürfnißfieber an den Hals. Ein gewöhnlicher Geldbeutel that's nicht mehr, ich mußte ein Bordmonney haben, ich mußte mein Geld sortiren können. Ich gehe in einen Laden, an dessen Fenstern allerlei Taschen ausgestellt sind, und sehe mich nach dem Gegenstande meines nächsten Bedürfnisses um. Ich suche mir eine Geldtasche von der erforderlichen Größe, denn ich mußte schon eine gewaltige haben, ich hatte auch gewaltig viel Geld.“ — „Natürlich“, fällt eine Stimme ein; „wenn man einen ganzen Hut voll Geld hat, thut's ein gewöhnliches Bordmonney nicht, da gehört schon eine Geld-

gurte, und zwar vom größten Kaliber dazu, wie sie gegenwärtig unsere Kornkipperer tragen, wenn sie an Einem Schrannentage den Preis um ein paar Thaler steigern wollen. Die Bordmonneh sind nur für das kleine Geld, für die Scheidemünze berechnet, davon haben sie eben ihren Namen: portemonnaie, d. h. Münzhalter, nicht Bordmonneh, wie nur diejenigen sprechen, welche die Weisheit des Lebens studirt haben." — „Was wirst doch du wissen", erwiedert der Erzähler höhnisch, denn der kühne Unterbrecher ist kaum den Knabenschuhen entwachsen, aber er hat sie in der Realschule ausgetreten, er weiß deßhalb, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, schon, wo Barthel den Most holt. — „Mehr als Du," versetzt der Gekränkte; „ich spreche wenigstens nicht Bordmonneh, als gält es, das Geld über Bord zu werfen, statt es in den Hafen zu bugsiren, ich spreche portemonnaie, wie die Franzosen, deren Sprache dieses Wort angehört, und ich sage Dir noch einmal, das portemonnaie ist eine Geldtasche, und zwar eine sehr kleine, die dazu bestimmt ist, das Taschengeld zu beherbergen." — „Ich wollte aber eine große Geldtasche haben", erwiedert der Erzähler, in seiner Erzählung fortfahrend; „nach einer solchen griff ich und fragte, was dieses Bordmonneh koste." — „Verzeihen Sie," fiel mir der Taschenmacher oder, wie sie sich vornehmer ausdrücken, der Taschner ein, „dieß ist kein Bordmonneh, dieß ist ein Cigarrenetwih!" — „Ein Cigarrenetwih!" wiederholte ich voll Verwunderung, und auf einmal ging mir ein neues Licht und damit auch ein neues Bedürfniß auf. Mein Cavaliergeist rührte sich. Die Cigarre erst, sprach ich bei mir selbst, zumal wenn man sie aus einer solchen Edelmannstasche herausnimmt, macht den Mann; ich kaufte mir das Cigarrenetwih. In demselben Laden erblickte ich auch Spazierstöcke, wie die großen Herrn tragen. Der grimmige Goliath hatte meinen Knotenstock zerschlagen, ich kaufte mir ein Bambusrohr mit einem elfenbeinernen Knopf; er kostete mich zwei Thaler. Aber was fragte ich nach dem Geld? Ich kaufte und kaufte, und ließ mir nicht träumen, daß meines Geldes weniger werden könnte. Gut, daß mich endlich der Durst aus dem verführerischen Laden forttrieb. Ich ging nach meiner Herberge und verklemmte dort noch einige Thaler mit etwelchen Schustergesellen. Wie ich zu Bett kam, weiß ich nicht mehr, aber daß es am andern Morgen mit meinem Geld vorbei war, weiß ich noch. Ich ließ mir aber keine grauen Haare darüber wachsen, und dachte vor Allem auf Verdämmerung meines Katzenjammers. Das Geld war mir abhanden gekommen, aber die Geldtasche war mir geblieben; auch mein Cigarrenetwih besaß ich noch, wiewohl auch aus ihr der Inhalt verschwunden war; selbst Stock und Hut hatte ich gerettet. Es war noch nicht aller Tage Abend. Kommt Zeit, kommt Draht, hat jener Schuhmacher gesagt, als ihm der Draht ausgegangen war. Kommt Zeit, kommt Geld, sagte ich, und suchte die Schenke auf, in der ich Tags zuvor einen so guten Fang gethan hatte. Es

dauerte lange, bis ich sie fand. Aber laß nur nicht ab, so zwingst du Alles. Ich fand die Schenke, aber nicht, was ich in derselben suchte, meine Studenten. „Heute", sagte die Kellnerin, „werden Sie wenig Studenten in der Stadt treffen, sie sind alle nach Ladenburg hinausgefahren, in ganz Heidelberg wird kein Pferd mehr aufzutreiben sein; da muß es zugehen, daß Gott erbarm'; noch weit toller, als gestern bei uns; da müssen's 'naus; da setzt's was." Kummer und Jammer waren wie weggeblasen. Ich that meine drei, vier Stiefel unter's Dach und setzte ein halb Pfund Schinken d'rauf, fragte sofort nach meiner Schuldigkeit, zahlte statt mit dem Taschengeld mit der Geldtasche und machte mich auf die Sohlen. Wohin? das könnt' ihr euch denken. Nach Ladenburg.

„Um mich aber für alle Fälle sicher zu stellen, trug ich zuvor meinen Bambusstock wieder hin, wo er hergekommen war. Ich sagte, ich hätte das Unglück gehabt, gestern all' meine Baarschaft zu verlieren, nun fehle es mir an Reisegeld, man möchte doch gütigst den Stock wieder zurücknehmen. Ich erschöpfte meine ganze Beredtsamkeit. Es war umsonst, und schon wollte ich mich unverrichteter Dinge wieder entfernen. Da sagte der Kaufherr endlich noch unter der Thüre: „Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ihr Schicksal geht mir zu Herzen. Ich will etwas Uebriges thun; ich will den Stock zurücknehmen, aber ich kann Ihnen nicht mehr dafür geben, als einen Thaler." Was wollt' ich machen? Ich nahm den Thaler und trat meinen Weg an. Er war langweilig, entsetzlich langweilig. Warum? Weil ich keinen Sinn hatte für die Schönheiten der Natur. Bin sonst nicht unempfänglich für die Reize einer hübschen Landschaft; aber wenn ich Tags zuvor etwas zu tief in's Gläschen geguckt, wenn ich gar noch allerlei Dummheiten dazu gemacht habe, kurz wenn ich, wie sie in Basellandschaft sagen, nicht recht sauber bin um's Nierenstück, bin ich ein Kerl wie ein Holzbock; aus Allem, was ich sehe und höre, grinst mir ein höhnendes Zerrbild meiner Unzufriedenheit mit mir selbst, oder, wie sich meine Heidelberger Studenten ausdrückten, als sie mich zu Gesicht bekamen, meines moralischen Katzenjammers entgegen und vergällt mir alle Freude. Ich kam voll Mißmuth in Ladenburg an. Es war gerade Mittagszeit. Ich lenkte meine Schritte nach einem Gasthofe, vor welchem ich mehr denn dreißig Herrenfuhrwerke erblickte. Richtig, dort fand ich meine Studenten. Aber sie saßen im Speisesaal an der Tafel; ich konnte mich noch nicht vorstellen. Ich setzte mich im Wirthszimmer an den Tisch, der dem Eingange in den Speisesaal zunächst stand, und ließ mir zu essen und zu trinken geben. Nachdem ich mich gehörig gelabt hatte, stellte ich meine Beobachtungen an. So oft ein dienstbarer Geist aus- und einging, ließ ich meine Späherblicke auf die Tischgesellschaft des Speisesaales herumspaziren. Endlich entdeckte ich meinen Goliath. Er saß kaum zehn Schritte von mir. Ich wagte mich in die Löwenhöhle und stieß ihn mit dem Zeige-

finger der rechten Hand an. Er sah sich erstaunt um, und eine finstere Wolke schien sich auf seine gefaltete Stirne zu lagern. Aber nach Regen, sagt das Sprichwort, folgt Sonnenschein. Der Sonnenschein wartete den Regen nicht einmal ab, er spaltete noch vorher die Gewitterwolke. Mein Goliath schlug ein Gelächter auf, daß alle Fenster zitterten. „Du bist's, Bruder Stuttgarter?“ sagte er, „Du bist mir gestern aus den Augen gekommen, ich weiß nicht wie; hast Dich ohne Zweifel während des Getümmels weggeschlichen. Nun, hast wohl daran gethan. Wir können Dich vielleicht auch heute noch brauchen. Vorderhand aber noch nicht.“ Er hielt eine Zeitlang inne. Dann fing er auf einmal wieder an: „Hast Du noch Geld?“ — „Bin gestern um Alles gekommen,“ antwortete ich. Er griff in die Tasche, gab mir ein Guldenstück und hieß mich in die nächste Brauerei gehen. Ich folgte seiner Weisung und überließ mich hinter einem vollen Bierglase meinen Gedanken über das, was ich eigentlich wollte. Aber so viel ich auch an meinen Nägeln kaute, ich konnte nicht darüber in's Klare kommen. Mein Gegenstand war zu dunkel und zu verwickelt. Das ganze Dasein war mir ein Räthsel, ich selbst war mir das größte. Endlich zerhieb ich den unauflöslichen Knoten mit dem Schwert und sprach in meinem Herzen: „es kommt auch gar nicht darauf an, was ich will, es kommt nur darauf an, was ich soll. Und was ich soll, wird die Zeit lehren. Bis dahin will ich mir die Grillen aus dem Kopfe schlagen, und thun, was ich Andere thun sehe — aber nicht Alles; denn da könnt' ich vollends um mein Bischen Verstand kommen — ich will nur trinken.“

„Ich konnte von den Fenstern meines Bierhauses in die Fenster des Speisesaales sehen, in welchem meine Studenten ihr Wesen, oder vielmehr ihr Unwesen trieben. Die Tafel war aufgehoben, oder nein, die Tafel war nicht aufgehoben, aber die Speisen waren abgetragen, und an ihrer Stelle die Champagnerflaschen aufgepflanzt. Die Pfröpfe knallten, daß es eine Lust war; alle Augenblicke hörte ich eine neue Salve. Auf einmal gerieth der ganze Saal in Bewegung, ich glaubte, das wilde Heer halte seinen Umzug in demselben. Rittlings auf ihren Stühlen sitzend, die Brust gegen die Lehne gekehrt, umritten die würdigen Musensöhne die ganze im Viereck aufgestellte Tafelreihe und tobten dabei, daß jeden Augenblick der Boden zu brechen, ja das ganze Gebäude einzustürzen drohte. Die Wirthsleute rannten rath- und hülflos umher, und die halbe Einwohnerschaft sammelte sich vor dem Gasthofe. „Ha!“ dachte ich, „nun wird die Zeit bald lehren, was du thun sollst,“ und wagte mich zum zweiten Male in die Löwenhöhle. Mein Goliath hatte so eben Halt geboten. Alles war still. Meine Dazwischenkunft war überflüssig geworden; ich wollte mich entfernen. Man hieß mich bleiben. „Hör', Kerl!“ sagte der Hauptmann der Studentenbande — denn ich kann kaum mehr eine passendere Bezeichnung für die wilde Gesellschaft

finden — mein Goliath, „hör', Kerl! wir brauchen einen Quartiermacher; unser Wirth hat uns aufgesagt; wir wollen unsern Sitz anderswo aufschlagen. Geh', suche uns ein passendes Local, und wenn Du es gefunden, so komm und mach' uns die Anzeige. Oder noch besser", fuhr er, sich vom Stuhle erhebend, gegen die Gesellschaft fort, „wir ziehen sogleich ab und machen uns selbst Quartier, wir treten eine Bierreise an und setzen sie so lange fort, bis wir eine Anstalt gefunden, wo wir bleiben mögen. Damit wir aber mit diesem Hundevolk von Philistern nicht mehr in Berührung kommen, schlage ich diesen Knoten hier, einen Kerl von Hirn und Verstand, für heute zu unserem Schleppfuchs, d. h. zu unserem Gesellschafts-Bedienten vor, dessen Amt es ist, herbeizuschleppen, was wir begehren." Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und ich ward feierlich zum Schleppfuchs erhoben. Damit ich nun aber in Herbeischaffung der verschiedenen Bedürfnisse nicht gehemmt sein sollte, wurden mir vorläufig sofort fünf Thaler aus der Kasse bewilligt und ausbezahlt, übrigens die Weisung damit verbunden, sobald wir irgendwo seßhaft sein würden, mir für alle Lieferungen eine schriftliche Rechnung geben zu lassen und diese sodann dem Kassier vorzulegen, worauf alsbald die Bezahlung, durch meine Hand laufend, erfolgen würde. Ich war also zugleich zum Zahlmeister erhoben: eine Würde, zu der ich mich als leichtsinniger Haushalter, als welchen ich mich erst Tags zuvor noch gezeigt hatte, kaum irgendwie befähigt fühlte, die ich aber bei dem unwiderstehlichen Reize des Geldes unmöglich ablehnen konnte.

Das wilde Heer brach auf; das ganze Haus wünschte sich Glück zu diesem heißersehnten Ereigniß. Schreiend und taumelnd, wie Rekruten am Tage der Aushebung, zogen die Trunkenen durch die Straßen des Städtchens von einer Kneipe zur andern; und Spektakel machten sie dabei, daß es ein Elend war; ich sag' euch, Bruderherzen, auf keiner Bauernkirbe geht's so zu. Die Einwohner von Ladenburg wußten sich nicht mehr zu rathen, noch zu helfen. Da schickten sie uns alle Bräuer und Hausknechte über den Hals und läuteten Sturm, um auch noch die ganze Umgegend in Allarm zu bringen. Es war hohe Zeit, daß wir auf den Rückzug dachten; aber einen regel- und zuchtlosern Rückzug habe ich selbst in meinen Freischärlerstagen nicht erlebt. Ich sag' euch, Bruderherzen, wenn je die sprüchwörtliche Redensart: „der Teufel ist los", zur buchstäblichen Wahrheit geworden ist, an jenem Tage ist es in Ladenburg der Fall gewesen."

Du zweifelst an der Wahrheitsliebe des Erzählers, denn du hast alle Ursache dazu, und du schiltst ihn deßhalb entrüstet einen schändlichen Verläumder, weil du es durchaus nicht begreifen kannst, wie Menschen, die den höhern Klassen der Gesellschaft angehören und Anspruch auf Erziehung und Bildung machen, so tief in den Koth hineinsinken können. Aber der Erzähler weiß sich dießmal von dem Vorwurfe eines Verrathes an der Wahrheit zu

reinigen. Er zieht einen amtlichen Bericht vom akademischen Directorium der Universität Heidelberg, datirt vom 22. Juli 1856 und unterzeichnet vom derzeitigen Prorector Schenkel, aus der Tasche und liest unter Anderem Folgendes: „Schon seit einigen Jahren mußten wir mit Bedauern wahrnehmen, daß von den Mitgliedern der Corpsverbindungen der eigentliche Beruf der Studirenden: die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, vernachlässigt wurde. Der weitaus größte Theil der Zeit wurde von denselben der Pflege des Duells und geselligen Vergnügungen, anstatt der Pflege des Geistes und Gemüthes zugewendet. Die Einfachheit des geselligen Tones, in welcher die Studirenden sich früher bewegt hatten, ging immer mehr verloren; die Ausgaben überstiegen bei Manchem die ihm zu Gebot stehenden Mittel und das Einschreiten der akademischen Behörde zur Ordnung der gestörten ökonomischen Verhältnisse gegen Corpsmitglieder ward in neuerer Zeit immer öfter geboten. Zu diesen Uebelständen gesellten sich noch mehrere andere, welche in der letzten Zeit immer unverkennbarer hervortraten. Namentlich zeigte sich unter den Mitgliedern der Corpsverbindungen schon seit längerer Zeit eine Zügellosigkeit, welche weit über die Schranken des erlaubten jugendlichen Lebensgenusses hinausführte, wie denn z. B. im Laufe des vorigen Winters das Weihnachtsfest in einer Heidelberg benachbarten Dorfgemeinde zu einem Commerse benützt wurde, bei welchem es zu groben Excessen kam, die den Theilnehmern eine Untersuchung zuzogen. Damit verband sich eine wachsende Unbotmäßigkeit gegen die akademische Behörde, die in ihrem Fortschreiten die Auflösung aller Bande der Disciplin unvermeidlich zur Folge haben mußte. Alle Ermahnungen, in wie ernstem und wohlwollendem Tone sie auch ertheilt werden mochten, hatten nicht den geringsten Erfolg. Da beschloß der Senat in seiner Sitzung vom 9. Juli, einen Hauptschuldigen mit Relegation *) auf zwei Jahre, zwei andere mit dem consilium abeundi, **) einen vierten minder Gravirten mit der Unterschrift des consilium abeundi zu bestrafen. Die Strafe hätte unstreitig auf noch mehrere ausgedehnt werden können, und der Senat ließ auch hier wieder Rücksichten der Milde walten. Die Corpsstudenten dagegen, anstatt diese Rücksichten der Milde anzuerkennen und sich ihrer mit vollem Rechte bestraften Mitglieder zu schämen, beschlossen, durch ein feierliches Comitat, welches sie den drei Verwiesenen Freitags den 11. dieß nach Ladenburg gaben, den Senatsbeschlüssen Trotz zu bieten. In 42 Chaisen zogen sie nach Ladenburg. Dort überließen sie sich den schändlichsten Excessen und riefen unter der Bevölkerung eine solche Erbitterung hervor, daß Sturm geläutet und Gewalt mit Gewalt abgetrieben werden mußte u. s. w. u. s. w."

*) Verweisung oder Zurückweisung vom Universitätsstudium überhaupt.

**) Verweisung von der einzelnen Hochschule, auf welcher der Verwiesene seither studirt hat.

Die Worte des letzten Satzes betont der Vorleser besonders scharf und heftet dabei einen Blick auf dich, in dem du den vollen Ausdruck der Schadenfreude finden würdest, wenn du nicht vor Scham über das Benehmen von Gliedern einer Klasse der Gesellschaft, welcher du früher vielleicht selbst angehört hast, die Augen zu Boden schlügest. Seufzend denkst du bei dir selbst: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll's am dürren werden?“ und gibst in deinem Herzen dem Erzähler Recht, wenn er früher sagte: „Wirthshäuser, Universitäten und Arbeits- oder Zuchthäuser sind die vorzüglichsten Tummelplätze des Versuchers; selten kommt Einer ungerupft durch, wenn er sich in einer dieser Anstalten einbürgert.“

Du denkst eben über diese traurige Wahrheit nach und bedauerst im Stillen einen unschuldigen Knaben, der wegen eines Stückchens Brod, welches er sich in der Verzweiflung des Hungers erbettelt hat, in den gefährlichen Kreis gekommen ist, in welchen dich deine vorlaute Zunge gebracht, als du mit Einem Male abgerufen wirst. Du drückst dem jungen Manne, der dir seine abenteuerliche Reise von Amerika nach Europa erzählt hat, und dem armen Knaben, dem, so lange du jetzt in seiner Gesellschaft weilst, die Augen noch nicht trocken geworden sind, stillschweigend oder mit einem sanften Worte der Theilnahme und Aufmunterung die Hand und folgst dem Schließer, der dich zu einem der Herrn Commissäre bringt. Deine Sache ist bald erledigt, du erhältst eine leichte Verwarnung und wirst entlassen. Aber der Eindruck, den du in einem der Gefängnisse der Stadtdirektion von Stuttgart empfangen hast, bleibt dir, und du schreibst in das Buch, in welches du deine Erfahrungen einzutragen pflegst: die Gefängnisse, wie sie bei uns eingerichtet sind, was sind sie anders, als Pflanzschulen der Sittenlosigkeit und des Verbrechens?

Der Löwe von Flandern.

Von Hermann Middendorf.

I.

Es schallen Kriegstrompeten, es scharrt das Roß im Sand!
Zwei Heere steh'n gerüstet im Fläm'schen Vaterland.
Es kämpfen Frankreichs Krieger um Beute und um Ruhm,
Und Flanderns Söhne schützen der Freiheit Heiligthum!

Flamländer rächen heute der Väter rauchend Blut
Und sterben todtverachtend mit Lächeln voller Wuth.
Der Knechtschaft Fesseln schmerzten ihr freigeschaff'nes Herz,
Bis der Erlösung Stunde es brachte freiheitswärts! —

Graf Robrecht von Bethumo, ihr Held durch Wort und That,
Erlag der Macht von Frankreich durch listigen Verrath.
Sein Volk, dem er ein Vater, es blieb ihm treu und gut
Und harrte seiner Rettung, ertrug des Feindes Wuth.

Doch mehrte sich der Greuel, von Feindes Hand verübt;
Es schien der Freiheit Sonne für ewig schon getrübt:
Da brach des Volkes Grollen mit Allgewalt hervor,
Scholl bis zum Königsthrone, scholl zu Schön-Philipps Ohr!

Es war der Tag gekommen für Freiheit oder Tod,
Wo Jeder sich in Flandern zu opfern gern erbot.
Nach Kortryk drängte Alles für's Vaterland herbei:
„Heil Flandern und dem Löwen," das war ihr Feldgeschrei.

O Leu von Flandern! eile aus deines Kerkers Nacht
Und zeige Freund und Feinden des Löwen starke Macht!
Der Feind ist überlegen an Waffen und an Zahl,
Und zwischen Tod und Freiheit bleibt Flandern nur die Wahl.

II.

Und lauter tönt herüber des Feindes Waffenschall;
Still wie vor'm nahen Sturme sind Flanderns Söhne all,
Bereit zum Kampf, erwartend des Vaterlands Geschick,
Und werfen auf das Leben den letzten Scheideblick! —

Sie denken Weib und Kinder, an Freiheits-Untergang;
Da schlägt das Herz im Busen, so mächtig und so bang!
Man drückt die Thräne nieder, die unwillkührlich quoll,
Und es erfüllt das Herz sich mit Rachemuth und Groll.

Der Ritter drückt sich fester im Sattel auf dem Pferd,
Der Eine prüft den Bogen, der Andre faßt sein Schwert;
Und Aller Augen funkeln, man lechzt nach Sieg und Blut,
Die Pulse schlagen höher im kühnen Heldenmuth.

Ihr Feldherr Gwide spornet den Muth durch kühnes Wort,
Es reißt ihn die Begeist'rung für Flanderns Freiheit fort:
Er bückt sich hin zur Erde, verschluckt ein Stück von ihr,
Und spricht vom Tod für Freiheit, von Flanderns Leu-Panier! —

Es nahen Feindes-Schaaren; — man ist zum Kampf bereit. —
Schon prallen Lanz' und Schwerter am ehr'nen Waffenkleid.
Der Angriff ist vorüber! — Es tost die wilde Schlacht;
Es wehren sich die Kämpen mit kühner Heldenmacht. —

Und Flanderns tapf're Söhne, obschon die Minderzahl,
Sie hauen Alles nieder, was feindlich, ohne Wahl!
Des Löwen Banner zeiget zum Sieg die rechte Bahn,
Und Flanderns Söhne folgen zum Streite Mann für Mann.

Schon liegen tausend Leichen als Brustwehr aufgehäuft,
Woraus ein Strom voll Blutes, gleich Purpurfarbe läuft;
Und immer sendet Frankreich noch frische Schaaren nach
Und hält das Schlachtgetümmel, das Morden immer wach.

Da muß die Kraft entweichen, die Flandern aufrecht hält,
Man hat nicht neue Streiter, die man entgegen stellt.
Bald hört man nur vom Feinde lautes Siegsgeschrei,
Nur hin und wieder tönet: „Heil Flandern und dem Leu!"

III.

O Flandern! deine Freiheit geht heute hin zum Grab,
Läßt sich der Herr vom Himmel zur Hülfe nicht herab!
O! wäre doch dein Löwe mit seinem Schwerte da:
So wäre Sieg und Freiheit für Flandern wieder nah'!

Doch schaue, welche Wunder der Tapferkeit und Kraft,
Die dort ein fremder Ritter im Lichtgewande schafft!
Als Waffe einen Hammer! — Ein Kreuz auf breiter Brust!
Ein Ritter voller Stärke und voller Siegeslust!

Wie mag der Ritter heißen? Wer rief ihn denn herbei?
O Flandern preis' dich glücklich, es ist dein Graf, der Leu!
Ihn hielten nicht die Fesseln, nicht Schloß und eisern Band,
Er mußte hin zum Streite, zum Kampf für's Vaterland!

Gleich einem Leu der Wüste, den man zur Wuth geneckt,
Wenn er die Mähnen schüttelt, die Klauen ausgestreckt,
Und dann mit kühnem Sprunge zerreißt die Feinde wild:
So naht der Leu von Flandern, — das ist des Retters Bild!

Sein Arm holt aus zum Schlage, der Schlag fällt dumpf und schwer:
Ein Ritter stürzt getroffen vom Pferd und ist nicht mehr;
Es folgt dem ersten Schlage der andere kräftig nach,
Und andere Opfer sinken hin wie beim ersten Schlag!

Die Feinde stürzen nieder wie welkes Gras verweht,
Wenn es des Schnitters Eisen vom Leben abgemäht;
Und Flandern sieht die Röthe des Freiheit-Morgens nah'n:
Das hat der Leu von Flandern und dessen Volk gethan!

Des Löwen Banner wallen jetzt siegreich über's Feld,
Bis auch der letzte Kämpfer von Frankreich niederfällt;
Da tönet durch die Lüfte des Jubels Kriegsgeschrei,
Der Ruf von Flanderns Freiheit: „Heil Flandern und dem Leu!"

Aus dem indischen Archipel.

Erlebnisse eines Stabs-Offiziers des niederländisch-ostindischen Heeres,

mitgetheilt von Hermann Breusing.

Die Ereignisse in Europa zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten auf die niederländische Macht in Ostindien eine äußerst schwächende Rückwirkung geübt. Diesen Zustand benützend hatte der Sultan von Palembang auf der Ostküste von Sumatra, Badar Udin, im Jahre 1809 die Besatzung der niederländischen Faktorei zu Palembang zum Abzuge gezwungen, dann aber gegen den ausdrücklich abgeschlossenen Vertrag hundert zehn Mann an der Zahl unterwegs meuchlerisch ermorden lassen. Dafür ward er von den Engländern, welche demnächst Djava eroberten, bekriegt, indeß nicht bewältigt. Im Jahre 1815 wurde den Niederländern neben andern ostindischen Besitzungen auch Palembang wieder eingeräumt. Sie hatten Badar Udin verziehen, fanden sich aber bald veranlaßt, ihn der Regierung zu entheben und durch seinen Bruder Najam Udin zu ersetzen. Doch auch dieser, in seiner Schwäche nur ein Werkzeug des entthronten thatkräftigen Bruders und der diesem blind ergebenen Häuptlinge und muhamedanischen Priester, mußte nach einiger Zeit entfernt und außer Landes in Gewahrsam gebracht werden. Badar Udin erregte nun, im Jahre 1819, einen Aufstand, führte die Schaaren seiner Anhänger mit der Wuth eines Tigers oder eines Malaien gegen die Niederländer heran, und es gelang ihm abermals, die letzteren, obwohl reichlich vierhundert Mann stark und von zwei Kriegsschiffen unterstützt, aus seiner Hauptstadt und seinem Lande zu vertreiben.

Das war eine arge Schlappe. Bis zum Jahre 1811 war der Glaube an die Unüberwindlichkeit niederländischer Waffen im indischen Archipel unangetastet und hatte die Fürsten und Völker desselben in Ehrfurcht erhalten. Dann waren die niederländischen Truppen auf Djava, denen Jahre lang nur mehr die unzureichendste Unterstützung und Ergänzung von Haus her zu Theil geworden war, den Hilfsmitteln der Engländer erlegen. Die verkehrten Anordnungen der Letzteren mit ihren demnächst nicht sofort zu beseitigenden Folgen hatten die Gemüther der Malaien erbittert. Dies kriegerische Geschlecht, mit anderen Sitten, anderen staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen, will sich einmal nicht wie Hindu's oder sonst Völker von gebrochener Thatkraft behandeln lassen. Die Niederlage der Holländer hatte die Scheu vor ihrer Macht und Weisheit geschwächt. Bei halbgebildeten Völkern gilt der Erfolg als einziger Maßstab für die Tüchtigkeit der Person und die Bedeutsamkeit ihrer Unternehmungen. Schon im Jahre 1817 hatte die niederländische Regierung einen Aufstand in dem früheren Fürstenthume Cheribon, gleich hinterher einen Aufruhr in den Molukken dämpfen müssen. Die Nachricht von

dem Unfalle zu Palembang in dem angeblichen Stammlande der Malaien verbreitete sich mit den üblichen Vergrößerungen morgenländischer Einbildungskraft um so rascher in der ganzen Inselwelt, als der Sieger den Seeraub begünstigte und schon deshalb einen zahlreichen Anhang weit über seine Grenzen hinaus unter der wilden beutelustigen Ritterschaft des Meeres besaß, welche nichts in der Welt fürchtete, als nur allein die ausdauernde Geschicklichkeit des verfolgenden rächenden Europäers. Die ganze niederländische Macht, der ganze niederländische Einfluß in Asien stand auf dem Spiele, wenn der Sultan von Palembang die errungenen Erfolge zu behaupten vermochte. In den übrigen niederländischen Besitzungen fing es an zu gähren, und doppelt unwillig trugen die stolzen Häuptlinge den Zwang höherer Gesittung. Die indischen Nachbarn erhoben trotziger und wagehalsiger den Kopf, und die Engländer sahen mit unverhehlter Schadenfreude jeden Nachtheil, den der Nebenbuhler erlitt.

Diesem Stande der Verhältnisse gemäß wurde gehandelt. Einigen Aufschub erzwang die Regenzeit, welche in den heißen Ländern der Thätigkeit eines europäischen Heeres unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Dann wurde eine wohlausgerüstete Streitmacht unter den Befehlen des Schout by Nacht — Contre-Admiral — Wolterbeek abgesandt, um Badar Udin zu züchtigen und Palembang wieder zu nehmen. Die Truppen waren auserlesen, sämmtlich Europäer, und vom besten Geiste beseelt; die Anführer besaßen das Vertrauen und die Liebe ihrer Untergebenen. Zu Muntok, dem Haupt-Orte von Banka, kamen noch Verstärkungen hinzu, besonders eine von Samarang herbeschiedene Compagnie Pioniere. Dennoch erreichte das Unternehmen seinen Zweck nicht. Wind und Wetter veranlaßten Zögerungen, deren Vortheile der Feind auszubeuten verstand; das niedrige morastige mit dichtverwachsenem Urwalde bedeckte Seeufer bot Schwierigkeiten, auf die man nicht gerechnet hatte und von denen man sich erst jetzt durch die Erfahrung eine Vorstellung machen konnte; die einzigen Zugänge zum Innern des Landes, die Flüsse, waren durch Befestigungen gesperrt, wie man sie nach Auswahl der Orte und Art der Anlagen von malaiischer Einsicht und Kunde nimmermehr hätte erwarten dürfen. Und hinter seinen Werken setzte der Sultan, der seinen Namen von dem macedonischen Alexander herleitete, der Entschlossenheit des Angriffs die grimmigste Beharrlichkeit des Widerstandes entgegen; — die Unternehmung mußte aufgegeben werden.

Sofort aber beschäftigte sich die niederländisch-indische Regierung mit den sorgfältigsten Vorbereitungen zu einem zweiten Heerzuge. Man hatte durch den Augenschein die nothwendige Kenntniß gesammelt. Menschliche Hindernisse wollte man unbedingt niederwerfen; sonstigen Möglichkeiten sollte nach besten Kräften mit Verstand und Voraussicht begegnet werden. Die Fahrzeuge, deren Mangel sich herausgestellt, namentlich leichte Kriegsschiffe, wurden

vom Mutterlande herbeigerufen, auf den Werften von Djava selbst eine große Anzahl von Landungsbooten gebaut, welche man eben auch bei dem vorigen Versuche so schmerzlich entbehrt hatte. Vorräthe und Ausrüstungsgegenstände jeder Art wurden in Fülle und Auswahl angeschafft, alle irgend denkbaren Bedürfnisse für die Kriegführung auf dem gegebenen Bereiche und unter den obwaltenden Umständen berücksichtigt, eine vorzugsweise Aufmerksamkeit auf die demnächstige Pflege der Truppen verwendet.

So war das Jahr 1820 verflossen. Zum ersten Male brach die Cholera auf Djava aus, eine noch unbekannte Seuche, allen Stämmen der Bevölkerung gleich fürchterlich. Vom festen Lande auf die Inseln verschleppt, trat das Uebel gleich von vorn herein mit unbeschreiblicher Heftigkeit auf, und sein Wesen wurde fast nur durch einen grauenhaft unerhört raschen Tod bezeichnet. Im traulichen Zwiegespräche mit dem Gatten wurde der Gatte plötzlich von einem Schauder ergriffen, zuckte zusammen und lag leblos in den Armen, die ihn im hilflosen Schmerze umschlangen. Malaiische Diener sprangen schnell und munter an ihren Platz auf dem Wagen und im nächsten Augenblicke taumelten sie zurück und zitterten den kurzen Todeskampf am Boden. Chinesische Händler streckten die Hand aus, um den bedungenen Preis für eine Waare zu empfangen, stürzten nieder, stöhnten mit verzerrten Gesichtszügen und verschieden. Des Entsetzens war kein Ende. Nirgends hörte man eine Wehklage. Allüberall waltete der starre stumme Schrecken oder die wilde tobende Lust der Verzweiflung. Die geselligen Verhältnisse waren völlig gestört und unterbrochen oder wurden auf den Gipfel wahnsinnniger Ausgelassenheit getrieben. Unbekannt mit der Krankheit kannte man kein Mittel ihr mit Erfolg zu begegnen. Die Aerzte versuchten und wagten Alles, hatten aber ihrer Rathlosigkeit kein Hehl. Ob persönliche Annäherung die Ansteckung bedinge, ob ein Giftstoff in der Luft enthalten sei, war zweifelhaft. Die verschiedensten, die entgegengesetztesten Lebensweisen fanden ihre Vertheidiger; hier sollte die strengste Enthaltsamkeit, dort ein Uebermaß von Anregung und Genuß vorbauen und schützen. Aber der Todesengel schlüpfte in das stille Haus, drang in den festlich klingenden Saal, schwebte über die Gassen, über die Felder und Wälder, und wie ihm geboten war: schlage, schlage! so schlug er, ohne Unterschied, rücksichtslos, mit flammendem Schwerte.

Die Truppen waren bereits versammelt und litten nicht weniger als die übrige Bevölkerung auch. Man erwartete günstige Wirkungen von der Seeluft, und arbeitete deshalb um so mehr an der Beschleunigung des Zuges.

Ich war zum Befehlshaber der Genietruppen ernannt. In den letzten Tagen vor der Abfahrt saß ich eines Abends bei offenen Fenstern und Thüren in meinem Wohnzimmer zu Weltevreden. Ein Buch beschäftigte mich, ohne mich völlig in Anspruch zu nehmen. Ich legte es häufig nieder, um mich dem Fluge meiner eigenen Gedanken zu überlassen. So that ich auch gerade

jetzt und richtete zufällig zugleich den Blick auf die Thüre, sah nochmals hin, aber in demselben Augenblicke auch schon trat eine weibliche Gestalt, welche an eine Säule der Vorhalle gelehnt still und bewegungslos da gestanden hatte, aus dem Helldunkel in den erleuchteten Raum und verneigte sich in entschiedener Verwirrung, aber eben so entschieden auch mit dem Wesen und der Haltung einer Frau von Stande. Ich sprang sofort auf, erwiederte den Gruß und beeilte mich, meinen Gast nach dem Sopha zu führen. Sie warf sich auf denselben und verbarg ihr Gesicht in ihre beiden Hände. Schweigend und nicht ohne Verlegenheit betrachtete ich sie. Es war ein schlankes Geschöpf mit den üppigsten braunen Haarflechten; den tadellosen Körper umfloß das reizende weiße Hauskleid ostindischer Frauen; um ihre Schultern wand sich leicht und locker ein Cachemirshawl. Plötzlich richtete sie sich auf; aus glühend schwarzen Augen funkelte ein scheuer Blick; über Züge von der vollkommensten Schönheit ergoß sich tiefes flammendes Roth. „Was denken Sie von mir?" — „Gnädiges Fräulein oder gnädige Frau" — — „Fräulein, Fräulein. Und Sie werden das Fräulein verachten. Thun Sie das. Ich will um seinetwillen Spott und Hohn und Schmach und Schande mit Wonne ertragen."

„Gnädiges Fräulein, Ihrem Aeußern nach bezweifle ich —." Ich drückte mich schrecklich unbeholfen aus. — „Meinem Aeußern nach; pah! Zu albernen Schmeicheleien finden die Männer immer Gelegenheit und Worte. Ich habe genug davon in meinem Leben gehabt und kann noch genug davon haben. Ich will keine Süßigkeiten von Ihnen. Ich will Ihre Hilfe."

„Befehlen Sie." — „Nichts von solchen Redensarten. Man sagt, Sie seien ein Mann, und Edmund sagt es auch. Ein Weib ist in Noth und bittet um Ihren Beistand. Sagen Sie ja oder nein?"

„Ja!" — „Wohl. Ich danke Ihnen. Hier meine Hand. Nun hören Sie. Ich will Edmund nach Palembang begleiten."

„Darf ich fragen, wer Edmund ist?" — „Edmund von Gandern."

Vor nicht ganz zwei Jahren war ein junger Deutscher dieses Namens von Familie und Erziehung nach Haaderwyk gekommen und hatte sich unter die ostindischen Truppen aufnehmen lassen. Mit seinen Kameraden hatte er sich trotz seiner düstern Verschlossenheit, seiner stets gleichmäßigen Zurückhaltung in gutes Einvernehmen zu setzen gewußt, aber, anspruchslos wie er war, ohne diejenige Art des Aeußern und der Haltung, welche auch in der Jacke des gemeinen Soldaten und im gewöhnlichen Dienste Aufmerksamkeit erregt, hatte man ihn von oben herab nicht weiter bemerkt als jeden anderen ordentlichen Mann auch. Er war unbefördert geblieben. Erst in Ostindien hatte er die Theilnahme der Offiziere seiner Compagnie durch einen mit ausgezeichnetem Geschick und Geschmack entworfenen und gezeichneten Plan einer Gartenanlage und die fernerweite Ausführung desselben erregt. Ohne seine Lage sogleich ändern zu können, hatte man dieselbe vorläufig zu erleichtern

gesucht, indem man ihn zu der in Buitenzorg bei der Person des General-Gouverneurs befindlichen Truppenabtheilung versetzte und ihm Gelegenheit verschaffte, sich bei der Herstellung des dort gerade in der Anlage begriffenen Parkes auszuzeichnen und zu zerstreuen. Dort aber auch war er in Berührung mit einem jungen Deutschen von gutem Hause gekommen, der einen Ausflug nach Ostindien machte und zu meinen näheren Bekannten gehörte, und von diesem wieder mir empfohlen. Es waren indeß noch andere Schritte zu seinen Gunsten geschehen, denn meine Bemühungen in Folge der ebenerwähnten Verwendung fanden bei dem befehlführenden Generale eine ungewöhnlich geneigte Aufnahme und den allerschleunigsten Erfolg. Er wurde auf meinen desfallsigen Wunsch als Unteroffizier bei meiner Compagnie eingetheilt. Seine Verhältnisse, die Veranlassung seines Eintrittes in das ostindische Heer deckte nach wie vor ein tiefes Dunkel, das er selbst auch nicht durch die leiseste Andeutung aufklärte. Indeß erzählte man sich, daß sein eigener Vater ihm die verlobte Braut entfremdet und zur Stiefmutter gegeben habe. Ich hatte übrigens bei näherer Bekanntschaft bald Ursache, nicht blos mit meinem Schützlinge zufrieden zu sein, sondern mich seiner zu freuen. Sein Verhalten, in jeder Hinsicht lobenswerth, forderte durch ruhige Würde von vorn herein Achtung, und seine Kenntnisse und Fähigkeiten setzten ihn in den Stand, vorzugsweise bei einer wissenschaftlichen Waffe nützlich zu werden. Er dürstete nach Auszeichnung, und wie er bestimmt war, mit nach Palembang zu gehen, so war ich fest entschlossen, ihm jede Gelegenheit zur Auszeichnung zu gewähren.

Ihn jetzt nennen zu hören, setzte mich in Erstaunen. Die Dame mußte die Ueberraschung in meinen Zügen lesen. Ihr Auge leuchtete mehr wie zuvor. Sie fuhr fort. „Ja, Edmund von Gandern, und ich komme zu Ihnen, weil er Sie liebt, weil er Sie achtet, weil sein Schicksal von Ihnen abhängt und das meinige dazu. Und wer ich bin? Ich bin Cäcilie Stuyvesand und bin Edmunds Braut. Und wenn Sie mir nicht helfen, seine Frau zu werden, so will ich doch seine Begleiterin sein, Euch Allen zum Trotze, und dem weisen Herrn Boleyn zuerst.“

Cäcilie Stuyvesand von Gosport war vielleicht die reichste Erbin auf Djava. Seit dem Tode ihrer Eltern stand sie unter der Vormundschaft des von ihr so eben genannten Bruders ihrer Mutter und hatte bisher auf einem Landgute zwischen Bogor, in dessen Nähe Buitenzorg liegt, und Tjanjor, dem Hauptorte der Preanger Regenschaften, gelebt. In die Welt war sie noch nicht eingeführt, aber lange schon war sie, ihre Schönheit, ihr riesiges Vermögen der Gegenstand häufiger Gespräche, besonders unter den Offizieren gewesen.

„Gnädiges Fräulein, die Persönlichkeit des Herrn von Gandern ist so achtungswürdig, daß Ihre Wahl sich selbst lobt. Seine augenblickliche Stel-

lung in der Gesellschaft läßt sich ändern. Sollte es kein anderes Mittel zu Ihrer Vereinigung mit ihm geben, als daß Sie ihn nach Palembang begleiten?"

„Ich will ihn nicht lassen, ich kann ihn nicht lassen; ich will bei ihm sein in Gefahr und Noth." — „Es ist gar nicht unbedingt nothwendig, daß Ihr Verlobter dem Zuge beiwohnt. Ich kann es einrichten." —

„Das geht nicht. Edmund würde sich entehrt fühlen, wenn man ihn jetzt ausschlöße. Und dann, was hilft es uns, wenn wir hier bleiben? Mein Oheim Boleyn wird unserer Verheirathung alle möglichen Hindernisse in den Weg legen. Es muß ein Schlag geführt werden." — „Ich wünschte, Herr von Gandern wäre hier gegenwärtig."

„Das wünsche ich gar nicht. Edmund ist viel zu scheu, zu bedenklich. Er würde nur unnütze Einwendungen machen, und ich kehrte mich doch nicht daran. Ich will überflüssigem Gerede vorbeugen. Ich gehe mit ihm, und Sie sind mir behilflich."

„Gnädiges Fräulein, Sie haben mein Wort, und mein Wort halte ich. Ich will Ihnen helfen zu Ihrer Vereinigung mit Herrn von Gandern, aber ich wünsche, daß Sie mit ihm kirchlich verbunden sein möchten, ehe Sie sich in die allerzweifelhaftesten Lagen und Zustände mit ihm begeben." —

„Wissen Sie zu bewirken, daß wir hier getraut werden? O seien Sie unser Schutzengel! Mein Oheim wird der Heirath in den Weg treten, so lange ihm dies nur möglich ist. Und bis ich volljährig bin — das ist eine Ewigkeit."

„Eine Trauung vor unserer Einschiffung ist unbedingt unmöglich. Seh'n Sie, gnädiges Fräulein, wäre nur die Möglichkeit vorhanden, daß Sie dort in Palembang getraut werden könnten, so ließen sich vielleicht Einrichtungen treffen — nein, es geht nicht, es geht nicht." — „Es muß gehen und es soll gehen!" Sie sprang auf und stampfte mit dem Fuße auf den Boden.

„Hören Sie mich. Gedulden Sie sich nur kurze Zeit. Ich will Herrn von Gandern halten wie einen Bruder. Er wird sich auszeichnen, Offizier werden. Dann ist alles gut." — „Geduld! die Krücke der Schwäche! Ich will selbst sehen, wie er sich zum Offizier macht. Was geschehen ist, ist vorbei. Das kann die Welt nicht umstoßen, darin muß sie sich finden. Gute Nacht. Hand und Wort, daß Sie meinen Besuch, meine Mittheilungen verschweigen."

„Gewiß. Aber darf ich nicht mit Herrn von Gandern sprechen?" — „Sprechen Sie, ich werde handeln. Er wird dann auch mit mir sprechen. Ich thue aber doch, was ich nicht unterlassen kann und darf."

„Darf ich Ihnen meine Begleitung nach Hause anbieten?" — „Freundlichen Dank. Meine Leute und mein Palankin erwarten mich ganz in der Nähe. Ich bin nicht im Hause meines Oheims. Erst gestern kam ich von

Tjiceroa herüber und stieg bei einer früheren vertrauten Dienerin meiner Mutter ab. Warum sollte ich mir mein Vorhaben selbst noch erschweren?"

„Gnädiges Fräulein, bedenken Sie, was Sie wollen". — Ich sprach vergeblich. Mit einer raschen Verbeugung war mein Gast verschwunden und ließ mich in großer Aufregung zurück. Wohl kannte ich diese Creolinen nicht aus persönlicher Erfahrung, aber ich hatte genug von ihnen gehört, und das kühne entschlossene Auftreten dieser Dame, die stolze Entschiedenheit, welche sich in ihrer Stimme, in dem lebendigen Wechsel ihrer Mienen aussprach, gab mir die Gewißheit, daß sie keine Rücksicht kenne, als den eigenen Willen, nnd daß dieser Wille unter dem Einfluße der Leidenschaft bereit sei, eine Welt zu zertrümmern oder aufzubauen, je nachdem es fiel. Es rollt ein glühend heißes Blut in den Adern dieser Töchter der Sonnenlande, und der Maßstab für europäische Frauen darf um so weniger an sie angelegt werden, als Umgebung und Erziehung sie alles andere eher gelehrt hat, wie sich selbst zu beherrschen.

Am andern Morgen hatte ich eine vertrauliche Unterredung mit dem Herrn von Gandern. Auf den Grund der mir gegebenen Erlaubniß machte ich ihn mit dem Besuche seiner Braut bei mir bekannt. Wir waren Beide über die Unräthlichkeit des von Fräulein Cäcilie gefaßten Entschlusses vollkommen einverstanden, verhehlten uns keine einzige der zahllosen Unzuträglichkeiten und widerwärtigsten Verwicklungen, welche für eine junge Dame aus der Theilnahme an einem Heerzuge, wie der bevorstehende, erwachsen mußten. Daß sie ihren Verlobten in nächster Nähe auf demselben Schiffe begleitete, war unmöglich. Keines der Regierungsfahrzeuge nahm sie ohne Erlaubniß des befehlführenden Generals an Bord. Daß sie durch ihre reichen Mittel einen Schiffsführer gewinnen werde, ihr verkleidet die Ueberfahrt zu verstatten, stellte Herr von Gandern ganz entschieden in Abrede. „Sie müssen," sagte ich ihm darauf, „Ihren vollen Einfluß geltend machen, die Dame für meinen Plan zu gewinnen. In drei Monaten ist die Geschichte mit Palembang abgemacht. Sie kehren mit den Achselstücken zurück. Der Vormund kann gegen Ihre Heirath nichts mehr einzuwenden haben. Und wenn doch, so wollen wir mit ihm schon fertig werden. Thun Sie das Ihre, Mann."

„An mir wird es nicht fehlen. Aber meine Aufgabe ist schwerer. Cäcilie hat die Fügsamkeit nie gekannt. Aber ich will sehen, was die Kraft meiner Ueberzeugung vermag. Sie wirft mir stets vor, daß ich sie noch nie um etwas gebeten habe. Nun, die erste Bitte soll sie mir gewähren." — —

Abends brachte er mir Nachricht. Er hegte Hoffnungen. Das Mädchen hatte freilich durch zärtliche Vorwürfe die zahlreichen Ausstellungen zu unterstützen gesucht, welche sie an seinen Gründen zu machen wußte; ihre Einwendungen gegen seine Wünsche hatten sich durch die Erörterung eher gemehrt als gemindert: allein sie hatte sich doch auf eine Besprechung überhaupt ein-

gelassen, hatte schließlich der Bitte nur die Thräne entgegengestellt, und nicht der Wille hatte sich starrsinnig geltend gemacht, sondern nur die Angst um den Geliebten. Eine ausdrückliche Zusage hatte sie zu umgehen verstanden. Indeß hielt Herr von Gandern sie für wankend in ihrem bisherigen Entschlusse. Aus ihrem Plane hatte sie ihm kein Geheimniß gemacht. Eins der kleinen Küstenfahrzeuge, von denen stets einige im Hafen lagen, sollte für sie und wenige vertraute Dienstboten gemiethet werden. Mit ihm wollte sie der Flotte folgen. — Schon europäische Frauen haben seltsame Vorstellungen von den Zuständen und Möglichkeiten in der Welt; wie soll man eine Creolin tadeln? „Ich sehe sie morgen wieder, und ruhe nicht eher, bis sich das kühne Weib herbeiläßt, sich um meinetwillen in ein zaghaftes Mädchen zu verwandeln."

So Herrn von Ganders frohe Zuversicht. Da, noch während des Gespräches, ein Bote vom Generalstabe mit dem schriftlichen Befehle: „ich solle mich Angesichts dieses mit meinen Pionieren an Bord des Transportschiffes Johanne begeben, mich sofort nach Muntok bringen lassen, mich dort behufs Uebernahme von Kriegsbedürfnissen zur Verfügung des Residenten zu stellen, die mir zu bezeichnende Thätigkeit derartig zu beschleunigen, daß die innerhalb acht Tagen nachfolgende Flotte alles gethan finde, was zu thun sei."

Mit der Ordnung von Privatangelegenheiten war es zu Ende. Ich schnallte den Degen um und eilte nach dem sogenannten Kamp, dem Lager der Truppen. Herrn von Gandern gab ich einen zweistündigen Urlaub, denn so viel Zeit jedenfalls erforderte die Einschiffung des Gepäcks. Dann setzte ich meine zweihundert Pioniere in Bewegung. Die Leute waren von Lust und Eifer beseelt. Alles ordnete sich wie von selbst. In kürzester Frist standen die Büffelkarren beladen da. Wenn gleich nicht in solcher Eile, so hatte man doch in den nächsten Tagen den Befehl zum Aufbruche erwartet und sich bereit gehalten. Nun denn, Gewehr auf und fort. Dahin marschirten die ersten Truppen des neuen Heerzuges gegen Palembang, und wie die Männer so festen und entschlossenen Schrittes den Boden traten, daß es weithin schallte durch die schweigende Nacht, so schien mir der dröhnende zuversichtliche Klang ein sicheres Vorzeichen, daß ich meinen Fuß als Sieger in Badar Udins Verschanzungen setzen werde.

Am Hafen schloß sich Herr von Gandern uns wieder an. Tiefe Trauer lag auf seinem Gesichte. Während wir auf die abermalige Rückkehr der Boote vom Schiffe warteten, um den Rest der Mannschaft hinüberzuführen, fand er einige Gelegenheit mir einige Mittheilungen zu machen. Beim Abschiede hatte sich die ganze Innigkeit, aber auch die ganze Kraft des Gemüthes seiner Braut in leidenschaftlichster Gluth entfaltet. Da war nicht Raum gewesen für eine Erwägung dessen, was der nächste Tag bringen oder veranlassen könne oder möge. Jeder Sinn, alles Empfinden und Denken

war von der Gegenwart gefangen genommen. Sie hatten kaum Reden mit einander getauscht, nur abgebrochene Worte und Schwüre.

Am 2. Mai 1821 frühmorgens vor Tag und Thau ging die Johanna unter Segel. Am 5. Mai erreichten wir den Ort unserer nächsten Bestimmung. In den letzten Monaten war auf Banka ein großer Vorrath von Faschinen, Schlagkörben und Akars oder Basttauen angefertigt, diese sollten jetzt in ihren einzelnen Theilen untersucht, nöthigenfalls verbessert und ergänzt, ferner solche Anordnung getroffen werden, daß sie in ihrer Gesammtheit sofort bei Ankunft der Flotte an deren Bord gebracht werden konnten. Am 11. Mai war das Werk gethan und am 13. Mai lag die ganze niederländische Heeresmacht auf der Rhede von Muntok vor Anker.

Es war ein stattliches Geschwader: eilf Raaschiffe von verschiedenem Range, einundzwanzig Kanonenboote, vierundachtzig Landungsfahrzeuge mit zusammen vierhundertvierzehn Geschützen und zwölfhundertachtzehn europäischen und dreizehnhundertzweiundsechzig malaiischen Seeleuten; vierzehn Transportschiffe führten ferner den Stab, zwölfhundert und fünf Mann europäisches Fußvolk, zweihundertneunundvierzig europäische Artilleristen, nebst achtzehn Geschützen, zweihundert Pioniere und schließlich außerdem zweiundfünfzig Personen behufs Pflege und Heilung von Kranken und Verwundeten. In Europa hätten alle diese Krieger zusammen nur eine unbedeutende Streitmacht gebildet. Im indischen Inselmeere genügten sie zur Bezwingung mächtiger Reiche, gegenwärtig zur Bewältigung Palembangs, das so groß ist etwa wie Bayern und ungefähr zwei Millionen Einwohner zählt. Anders stände es, wenn diese gefahrfrohen todestrotzigen Malaien ihre Kräfte zu zügeln, zu lenken, auf einen Punkt zu richten wüßten. So aber werfen sie umsonst ihre kühnen regellosen Schaaren gegen die bewegliche eisenstarrende Hecke heran, die sich öffnet, sich schließt, aus der ein zerschmetternder Feuerstrom unaufhörlich hervorbricht; so schleudern sie vergeblich ihre furchtlosen Schwärme gegen die Glieder des Ungeheuers, das ihrem wüthenden Stoße ausweicht, sich wiegt und wendet, sie von der Seite, im Rücken mit Verderben überschüttet; so stürzen sie hierher und dorther hervor, prallen zurück, werden gedrängt, zur Verwirrung gescheucht, zertrümmert, zersprengt: bis alle ihre Tapfersten der Donnersturm erschlug und was übrig ist von der Verzweiflung hinweggewirbelt wird, weit hinaus aus dem Bereiche unantastbar mordender Mächte.

Noch befand sich an Bord der Brig Jacoba Elisabeth der frühere Sultan Najam Udin nebst seinem ältesten Sohne Najam Achmet Udin und ihrem Gefolge. Ersterer sollte mit dem Titel Susuhunan Ratu Gussin ed Lia seiner Heimath zurückgegeben, der Letztere unter dem Schutze der niederländischen Regierung als Herrscher dort eingesetzt werden. Man wollte zu gleicher Zeit der Familie und der Staatsklugheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gegenwart und Name der eingeborenen Fürsten aus dem hochbe-

rühmten Geschlechte, als dessen Urahn Alexander der Große galt, mochten weniger den Widerstand lähmen, als die demnächstigen Einrichtungen in den Augen des Volkes vermitteln und heiligen.

Die Sterblichkeit auf der Flotte war bereits geringer als zu der Zeit, wo die Truppen noch in der Nähe und die Schiffe auf der Rhede von Batavia lagen. Später sollten sich die Erwartungen, welche man von dem günstigen Einflusse der Seeluft gehegt hatte, vollkommen bestätigen. Am 16. Mai segelten wir sammt und sonders nach der Mündung des Sunsang und in dieselbe hinein. Für den Augenblick war es uns noch gar nicht um ein rasches Vordringen zu thun. Der Sunsang ist ein gewaltiger Strom mit häufigen Nebenflüssen und Inseln. Aus dem Innern des Landes hervorgewälzt, überall her genährt, hat er sich eine tiefe und breite Rinne durch die meilenweite Schlammbank offen gehalten, welche das Meer als Küste an den eigentlichen langgestreckten gebirgigen Kern von Sumatra angeschwemmt hat. Hier sind seine Ufer mit den Riesenbäumen tropischer Niederungen, mit starrendem Röhricht, mit Stachelpflanzen, mit dichtverfilztem Gestrüppe in solcher Weise bedeckt, daß nur Axt und Messer Zugang und Wege auf dem tückischen wankenden Sumpfboden zu bahnen vermögen. In dem Flußbette selbst sind Bänke angespült und scheiden die Durchfahrten bald als niedrige schwärzliche Schlammrücken, auf denen sich Heerden von Kaimans sonnen, bald als eben emportauchende Inseln in das lichte Grün der Mangrovegebüsche der indischen Weide gekleidet. Badar Udins hauptsächliche Befestigungen waren weiter oben, gleich unterhalb der Hauptstadt, am Einflusse des Peladju angelegt, wo sich das allmälig steigende Binnenland aus den flachen feuchten Ablagerungen des Meeres und der Ströme erhebt. Aber die Strecke bis dahin war noch lang genug, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß es in dem unübersehbaren Waldverstecke der Ufer, in den engverschlungenen Dickichten auf den Inseln Orte gab, deren Grund fest genug war, um die Aufstellung von Geschützen zu gestatten, und deren Lage zu den Krümmungen des Fahrwassers eine erfolgreiche Beschießung desselben zuließ. Solche Hindernisse durften nicht unberücksichtigt bleiben, auch wenn sie sich für den Augenblick nicht bemerkbar machten. Außerdem aber hatte man durch die beiden malaischen Fürsten und einzelne ihnen ergebene Häuptlinge Verbindungen in Palembang angeknüpft, von denen man, wenn auch keine sonstigen Ergebnisse, doch wenigstens die Mittheilung brauchbarer Nachrichten erwartete. Die Geschichte schildert hervorleuchtende Ereignisse, glänzende Thaten von Helden und Heerführern, übergeht aber stets die unendliche Menge kleiner minder auffälliger Mühewaltungen, welche den Erfolg, seine ferneren Wirkungen, seine schließliche Bedeutsamkeit veranlaßten und bedingten.

Unaufhaltsam in ruhiger Gemessenheit zogen wir vorwärts, untersuchten und bestimmten das in derartigen Strömen so veränderliche Fahrwasser, er-

forschten die Ufer. Wir wußten, daß Palembang nur spärlich mit Lebensmitteln versehen sei und daß die Cholera dort arge Verwüstungen anrichte. In der Umgegend von Kwalla Upang nahmen wir zunächst ein Stück Geschütz weg, welches mit großer Einsicht aufgestellt und verborgen war. Die Schaluppe Fendragt hatte hier im Jahre 1819 einen Schuß erhalten, der ihr Ruder zertrümmerte, sie selbst in Folge dieses Verlustes fast auf den Strand setzte. Weiter oben fielen uns wieder zwei Stücke Geschütz in die Hände, Zwölfpfünder, welche hinter einer Brustwehr auf einer regelmäßigen Bettung standen und bis an die Mündung mit kleinen Kugeln und Eisenstücken geladen waren. Jedes Mal gelang es der Bedienungsmannschaft zu entfliehen. Trotz aller Vorsicht konnten wir nicht hindern, daß die größeren Schiffe mehrfach auf den Grund geriethen. Sie wurden indeß rasch genug wieder abgebracht und erfuhren keinen Nachtheil, da das Bett des Flusses aus weichem Schlamme bestand. Die Landtruppen hatten vorläufig nichts zu thun; eigentlichen Anstrengungen mußten sich die Seeleute unterziehen, zumal ihre Boote unausgesetzt in Bewegung waren, um zu lotsen, Mittheilungen von einem Fahrzeuge nach dem andern zu bringen, kleine Truppenabtheilungen an das Land zu setzen, hin und wieder zu führen. Nur der Cholera waren bisher Opfer gefallen, so bedeutende, daß innerhalb drei Wochen hundertsechsundzwanzig Mann von den Landtruppen hinweggerafft wurden. Und noch schlimmer war die Seemacht betroffen. Eben zur Noth noch konnte auf einzelnen Schiffen der Dienst verrichtet werden, und sogar hatte das Transportschiff de Gezüsters am 1. Juli siebzehn Mann seiner Besatzung auf der Krankenliste und nur fünf Gesunde an Bord. Doch waren die Leute entschlossen und wohlgemuth, und der Eifer ersetzte den Mangel der Zahl. Auch war die Kraft der Seuche bereits gebrochen, und immer seltener führte ihr Anfall zum Tode.

Die Insel Salamana liegt fast mitten im Flusse und spaltet denselben in zwei verhältnißmäßig enge Strömungen, von denen die stärkere östliche bisher nur als Fahrwasser bekannt und gebraucht, und auch von den frühern Heerzügen als solche benützt war. Die Oertlichkeit eignete sich nicht blos im allgemeinen zur Vertheidigung, sondern ganz besonders zur Anlegung von Werken, die namentlich für Schiffe lästig und hinderlich werden konnten. Ihr näherten wir uns jetzt, den Engpaß ungesperrt zu finden, erwarteten wir nicht. Es kam nur darauf an, Ort und Art der Hemmnisse auszukundschaften. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatten wir mehrfach Kanonenschüsse aus nicht allzugroßer Entfernung gehört. Sie konnten nur als Kundgebungen von einer feindlichen Stellung zur andern ausgelegt werden.

Ein malaiischer Fürst, Radja Akil, und ein arabischer Seehäuptling, Sarif Mohamed, Beide aus dem Archipel, hatten sich zur Bethätigung ihres Grolles gegen Badar Udin mit ihren bewaffneten Prauen uns angeschlossen.

Langgebaute Schiffe von niedrigem Bord und flachem Boden mit nur einem Mast, aber sechzig bis hundertundzwanzig Rudern, daher wenig bemerkbar und doch rasch beweglich nach allen Seiten hin, auf offenem Meere sowohl wie in seichtem Wasser und engen Durchfahrten, eignen sich die Prauen ganz besonders für alle Künste der Annäherung, des Ueberfalls, des Gefechtes und der Flucht, in denen die abenteuernde Ritterschaft der indischen Inselwelt so sehr bewandert ist, und vermögen außerdem durch ihre zahlreiche Besatzung und ihre drei bis fünf Stücke Geschütz eine bedeutende Kraft des Angriffs oder Widerstandes zu entfalten. Radja Akil und Sarif Mohamed wurden ersucht, ersterer die östliche, letzterer die westliche Durchfahrt zu durchforschen, wo möglich einige Vorposten oder Fahrzeuge des Feindes aufzuheben, indeß nur im Nothfalle Gewalt zu gebrauchen. Jedem von ihnen wurde ein bewaffnetes Großboot eines Kriegsschiffes, dessen gewöhnliche Bemannung noch durch einige Pioniere verstärkt war, unter Führung eines Seeoffiziers beigegeben. Auf demjenigen, welches Sarif Mohamed zugesellt war, befand sich Herr von Gandern.

Radja Akil fand die östliche Durchfahrt durch ein Pfahlwerk verschlossen, welches aus sehr starken in das Flußbett eingerammten mittelst schwerer Querbalken unter einander verbundenen Baumstämmen bestand, und von einer auf der Insel angelegten Batterie beschützt wurde. Eine Wegnahme von Menschen oder Schiffen war ihm nicht möglich gewesen. Andere Ergebnisse lieferte Sarif Mohamed. Die westliche Enge war nicht allein offen und allem Anschein nach von beiden Seiten unvertheidigt, sondern die Peilungen des begleitenden Seeoffiziers hatten auch herausgestellt, daß sie wider alles Erwarten und wider die bisher gehegte allgemeine Ansicht ihrer ganzen Länge nach hinreichende Wassertiefe für die größten Schiffe habe. In der Durchfahrt waren außerdem fünf oder sechs bewaffnete Prauen vor Anker liegend entdeckt. An eine derselben hatte sich der Araber im Schatten des Ufers unbemerkt heranzuschleichen gewußt, hatte sie dann mit dem von ihm selbst bestiegenen Fahrzeuge durch plötzliches Entern genommen, während seine übrigen Schiffe die anderen Feinde in Schach hielten, nach kurzer Weile die Bedrohten und Zweifelnden in die Flucht trieben.

Ich war auf dem Admiralschiffe, der Fregatte van der Werff, anwesend, als diese Erfolge gemeldet und einige Gefangene aus dem eroberten Fahrzeuge zum Verhöre herbeigebracht wurden, konnte indeß nichts Genaueres in Erfahrung bringen, weil mich die Vorbereitungen zur Vollziehung eines eben erhaltenen dringenden Befehls nach meinem eigenen Schiffe zurückführten. Hier waren unterdeß auch diejenigen meiner Leute wieder angelangt, welche ich für den Dienst auf den Kriegsschiffbooten abgegeben hatte. Sobald ich den Fuß auf das Deck setzte, trat mir Herr von Gandern völlig zerstört

entgegen. „Darf ich Sie um einige Worte unter vier Augen bitten?" sagte er hastig.

„Ich bin sogleich bereit; gestatten Sie mir nur wenige Minuten;" erwiederte ich. Nachdem ich die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, begab ich mich mit meinem Schützlinge in meine Cajüte. Ich war nachgerade stolz auf den jungen Mann und zeichnete ihn ganz offen vor allen seinen Kameraden aus. Sein bisheriges Benehmen hatte alle Erwartungen übertroffen, und an Kenntnissen stand er den übrigen Genieoffizieren in vielfacher Hinsicht völlig gleich. Jetzt — lautlos, mit zitternden Lippen warf er sich in den nächsten Sessel und rang die Hände. Es liegt etwas Entsetzliches in dem stummen Schmerze eines Mannes. „Mein Gott, was ist Ihnen geschehen? Sprechen Sie, ich bitte Sie."

Er machte eine gewaltige Anstrengung, seine Brust hob sich, einen irrenden Blick warf er auf mich, dann vor sich hin, flüsterte, klanglos und doch mit schneidender Schärfe tief aus der Brust hervor: „Cäcilie ist in Badar Udins Gewalt."

„Das ist nicht möglich!" rief ich heftig genug. „Es ist so." Und zwei schwere Thränen rangen sich aus meinen Augen. Ich fühlte mich krampfhaft ergriffen.

„Woher stammt Ihre Nachricht? das muß ein Irrthum sein; es ist unglaublich." — „Kann ich es denn selbst glauben? O wie bin ich so verstört! Aber wahr ist es."

„Badar Udin?" — „Badar Udin." Ein Schauder schüttelte seinen Körper.

„Der Teufel soll den Malaien holen." — „Cäcilie ist verloren."

„Nichts davon; in ein Paar Tagen haben wir den malaischen Schurken. Herr, was ist Ihnen?" Herr von Gandern hatte den Kopf vorn übergesenkt und weinte wie ein Kind. Dann wiederholte er mit bebender Stimme: „Cäcilie ist verloren."

Es ist schwer einen weinenden Mann zu trösten. Ich verstand es gar nicht, fühlte mich im Gegentheile durch den Anblick einer solchen Aeußerung des äußersten, des hoffnungslosesten Schmerzes zur fieberhaften Unruhe aufgeregt. Die Dame in den Händen des Sultans? Wahrhaftig, da handelte es sich um etwas anderes, als ein bloßes Löfegeld. Ich öffnete und schloß unwillkürlich die Schnalle meines Degengürtels. „Aber wie hat er sie bekommen?" fragte ich endlich, um nur zu sprechen.

„Wir haben einige feindliche Prauen angegriffen und eine davon genommen."

„Das weiß ich." — „Es waren Buginesische."

„Ja." — „Sie stehen in Badar Udins Diensten und haben bis zur Ankunft unserer Flotte an der Küste gekreuzt."

„Das ist nicht möglich. Die Küste ist seit zwei Jahren unausgesetzt durch unsere Kriegsschiffe blockirt gehalten.“ — „Es ist aber doch so.“

„Allerdings ist eine Blokade vor diesen Schlammbänken nicht Salomons Siegel.“ — „Wenigstens sind sie draußen gewesen kurz vor unserer Ankunft. Sie haben ein Küstenfahrzeug genommen und auf diesem Fahrzeuge befand sich Cäcilie.“

„Mein Gott, mein Gott, so ist sie doch so toll gewesen! Wer sagt das?“ — „Ein Theil von der Bemannung der eroberten Prau wurde in unser Boot gebracht. Einer der Leute wandte sich an unseren Befehlshaber: er sei kein Buginese, sei von Tjicerra in der Peranga, mit seiner Njonja gefangen und zum Rudersklaven gemacht.“

„Also doch ist sie uns gefolgt! O meine Vermuthung!“ — „Sie ist uns gefolgt; zwei Tage nach unserer Abfahrt ist sie gesegelt.“

„Das ist doch schändlich!“ — „Schelten Sie das Mädchen nicht.“

„Ich schelte die Dame nicht. Aber es ist schändlich, daß diese Malaien, ich möchte sagen, vor den Augen unserer Kriegsschiffe uns verhöhnen.“ — „Sie haben eine Windstille benützt.“

„Diese Buginesen wagen etwas, und das ist ihr Wetter dazu.“ — „Einen Theil der Besatzung haben sie niedergehauen.“

„Ohne Blut thun sie es nie!“ — „Die übrigen zu Sklaven gemacht.“

„Und Fräulein Cäcilie?“ — „Ist nach Palembang gebracht.“

Herr von Gandern brach wieder in ein krampfhaftes Schluchzen aus. „So lange der jetzige Kampf unentschieden ist,“ begann ich von neuem, „wird der Sultan sie nicht zu beleidigen wagen.“

„Er ist jeder Unthat fähig.“ — „Heimtückisch ist er, aber eben so vorsichtig. Um seine Krone spielt er, auch um sein Leben, aber nie um ein Weib als Preis. Und dann weiß er ganz gut, daß er eher hundert niederländische Männer tödten, als eine einzige niederländische Frau entehren darf.“

„Und wenn unser Unternehmen mißlingt?“ — „Das hängt mit von Ihnen ab, kann sehr von Ihnen abhängen. Und denken Sie, daß wir andern alle lustiger fechten werden, seit wir wissen, daß unser Sieg auch ein Weib frei macht! Sind Sie ein Mann, und kennen so wenig die Natur der Männer?“

Herr von Gandern stand langsam auf und ballte die rechte Hand. „Nun, bei dem Allmächtigen, an den ich glaube, ich will sehen, ob Einer mir voran kommt, wenn wir die Malaien im Bereiche unserer Klingen haben.“

„D'rauf und d'ran wir Alle allzumal!“ rief ich; „Sie soll herausgehauen werden. Ein Weib wie sie, ist manchen guten Schwertstreich werth. Und Sie — um Ihretwillen hat sie sich in das Getümmel gewagt. Jetzt

holen Sie Ihre Liebe herunter von des Sultans Wällen!" — „Ich bin der Erste oben, oder ich bette mich zu den Mauertrümmern!"

„So sei es. Wahrhaftig, so soll es sein. Und nie besaßen sich dann zwei Menschen mit größerem Rechte, als Sie Beiden sich besitzen werden. Unter Niederlands wallender Flagge auf den Höhen des Siegs harrt Ihrer die Hochzeitsfreude."

Wir fanden in der Entschlossenheit Ruhe. Noch eine Zeit lang sprachen wir über das entsetzliche Schicksal der jungen Dame. Wir konnten vorläufig nichts anderes thun. Dann rief mich der Dienst wieder nach dem Admiralschiffe. Ich wäre auch sonst hingegangen in Folge der eben erhaltenen Mittheilungen. Jetzt eilte ich nur um so mehr. Der Oberbefehlshaber, der General Merkus de Keck, war bereits von Fräulein Cäciliens Gefangennahme unterrichtet, hatte auch schon die Offiziere davon in Kenntniß gesetzt. Man hörte keinen Scherz, wie er sonst so leicht auf den Lippen des Soldaten schwebt, wenn Frauen sich den rauhen Wechselfällen des Krieges aufdrängen; nur eine neue Anregung war der bereits vorhandenen Kampflust zugefügt. Besondere Schritte konnten übrigens in der Angelegenheit nicht mehr geschehen. Unter den obwaltenden Umständen mußte der Sieg zugleich mit der Gesammtheit der Verhältnisse auch das Einzelne ordnen.

Und zu dieser Ordnung wurden thatkräftig und unverweilt alle Anstalten getroffen. Noch in der Nacht war die westliche Durchfahrt von andern Offizieren zum zweiten Male untersucht und wiederum gangbar gefunden. So sollte sie denn gebraucht werden. Alles hatte der Sultan bedacht, Alles vorgesehen. Nur den einen Weg hatte er vernachlässigt, und eben dieser brachte uns Angesicht in Angesicht mit seinen Batterieen.

Wir fuhren in die Enge ein. Auf der einen Seite hob sich die Insel aus dem dunklen Wasser, dem Auge nur als eine einzige weitgedehnte Masse von einzelnen Bäumen, Gruppen des gewaltigsten Röhrichts und dichtverflochtenem Gesträuche sich darstellend. Auf der andern Seite ragten die Kronen der Urwaldstämme in mächtigen Wölbungen über die schwärzliche Fluth. Zwölf leichte Fahrzeuge in drei Abtheilungen bildeten unsere Vorhut, Jedes mit einem Achtzehnpfündner bewaffnet und mit verstärkter Mannschaft besetzt. In der Entfernung eines halben Kanonenschusses folgte ihnen die Fregatte van der Werff, die Brigg Elisabeth Jacoba mit den Palembang'schen Fürsten, die Schaluppen Ajar, Nassau und Schwalbe. Dann kamen die Transport-Schiffe mit den Landtruppen durch die Schaluppen Venus und Seepferd und die Brigg Sirene gedeckt. Ruhig und schweigend zogen wir die Krümmungen des Weges dahin mit offenen Stückpforten, mit brennenden Lunten, zum sofortigen Kampfe die Mannschaft geordnet. Ohne den geringsten Unfall, ohne die mindeste Störung und Belästigung von Seiten des Feindes erreichten wir den Ausgang der Straße. Sofort wendete sich ein Theil der

Vorhut in die östliche Durchfahrt, faßte das dort befindliche Pfahlwerk und die zur Vertheidigung desselben angelegte Batterie in den Rücken und nahm letztere ohne allen Widerstand. Die erschreckte Besatzung hatte bereits die Geschütze verlassen.

Badar Udin war in unserm Bereich. Zuerst wurden die hinterwärts aufgestellt gebliebenen Streitkräfte herangezogen und schlossen sich in vollkommener Ordnung an. Die Fregatte Dageraad wurde vorläufig auf ihrem Posten am untern Eingange der Durchfahrt belassen. Jetzt feuerte der Feind die ersten Schüsse. Sie galten einigen Seeoffizieren, welche seine Werke auszukundschaften befehligt waren. Von diesen standen unsere Vorposten nur mehr zweihundertfünfzig Ruthen entfernt.

Wo sich auf der Scheidung des bergigen Binnenlandes und der niedrigen Küstenebene von Palembang der Peladju mit dem Sunsang vereinigt, recht in dem wirbelnden Zusammenflusse beider Gewässer, liegt die Insel Gombora, eine feste massenhafte Ablagerung von Sand und Kies und Gerölle, wie sie die Fluthen aus dem Gebirge und zuletzt von den Hügeln herabgeschwemmt haben. Auf dieser Insel und auf der vom Peladju und Sunsang gebildeten Landspitze, welche hoch und steil hervortritt, war als Schutzwehr für seine Hauptstadt, als Krone seiner übrigen Vertheidigungs-Anstalten je eine umfangreiche mächtige Befestigung angelegt. Vor denselben war der Strom in seiner ganzen Breite durch ein riesenmäßiges Pfahlwerk gesperrt. An beiden Ufern außerdem ragte Verschanzung neben Verschanzung, stiegen die Brustwehren von Batterien auf, droheten Geschützmündungen aus Walleinschnitten hervor. Hier war die Unternehmung von 1819 gescheitert.

Wir legten uns vor Anker. Am andern Morgen sofort begaben sich einige Stabsoffiziere, von mir und einer Abtheilung meiner Pioniere begleitet, an das Land, um einen Weg an den Peladju aufzuspüren und einen geeigneten Platz für die Aufstellung von Geschützen und Fußvolk zu ermitteln. Während die Flotte von vorn angriff, sollten die feindlichen Werke auf diese Weise im Rücken gefaßt werden. Ein Häuptling aus dem Gefolge der Palembang'schen Fürsten diente als Führer. Wie wir aus den Booten an das Land sprangen, ließ die wuchernde Ueppigkeit des Pflanzenwuchses uns fast nicht Raum, die Füße zu setzen. Wir fanden einen Weg, den die Inländer durch den Wald gebrochen hatten, und verfolgten ihn eine Zeit lang. Er lief bald zu Ende. Nun mußten die Pioniere mit Axt und Faschinenmesser eine schmale Bahn hauen, zunächst durch verhältnißmäßig hohles Unterholz und Gestrüpp, bald durch einen eigentlichen grünenden, blühenden, aber auch gestachelten Verhau von dichtverwobenen, engverflochtenen, zusammengedrängten Sträuchern, Stauden und Schilfgewächsen. Dann kam ein Morast, darin Bäume wie Kirchenpfeiler, deren himmelhohe Laubwölbungen keinem Sonnenstrahl den Zutritt auf den Boden gestatteten. Wir entdeckten die

frischen Fußspuren von Elephanten. Die Thiere mußten kurz zuvor da gewesen sein. In einiger Entfernung sahen wir einen Inländer; er entfloh, trotz der freundlichsten Zurufe. Vom Compaß konnten wir uns nicht leiten lassen, weil die schweren Bäume, sowohl aufrechtstehend, als gefallen und langdahingestreckt oder in den Verschlingungen von Lianen aufgehängt, außerdem eine Menge von wassergefüllten Lachen zu unausgesetzten Kreuz- und Quergängen zwangen. Eine in Brand stehende verlassene Wohnung zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir ließen unsere Leute hier ausruhen und einige Erfrischungen zu sich nehmen. Dann suchten wir eine passende Stelle zum Ueberschreiten eines kleinen Baches. Wir fanden sie etwas höher hinauf und gelangten nun auf einem entsetzlich mühsamen Wege, wo jeder Schritt dem verworrensten Dickichte von Ranken und Blättern mit dem Messer in der Hand abgekämpft werden mußte, während nichts desto weniger Kleider und Haut von Stacheln zerrissen und zerfetzt wurden, und die Füße schwer lösbar in dem zähen Schlamme sich senkten, zu einem größeren Bache, der Krura Balang hieß, wie wir später erfuhren. Nicht weit von ihm bemerkten wir eine Hütte, einige Labangs — auf Bambuspfosten ruhende Schirmdächer von Schilf oder Palmblättern — und einen Malaien, der sich von einem Baume herabfallen ließ und die Flucht nahm. Einer von uns Offizieren und der Palembang'sche Häuptling gingen, um mit den Bewohnern der Gebäude zu sprechen. Durch die freundliche Begegnung ermuthigt, näherten sich uns vier derselben. Sie schienen indeß eben so unwissend zu sein, als arm und bedürftig. Weiterhin gelangten wir an die Kampong — Weiler — Sikundor, welche nur sechzehn Einwohner zählte. Ihren Angaben nach lag in der Nähe eine Kampong, wo sonst ein Pangerang — Fürst — von Badar Udins Partei wohne. Wir begaben uns hin. Der Pangerang mit seiner ganzen Familie hielt sich zu Palembang auf. Den blutarmen Eingesessenen der Ortschaft mangelten in Folge der an ihnen geübten Erpressungen auch die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse. Zwei derselben schlossen sich unserem Zuge als Wegweiser an. Eine halbe Stunde lang wateten wir nun knietief durch den Sumpf. Wolkenweise wirbelten Muskiten rings umher; ekelhaftes Gezücht, zuweilen ein wahres Gewimmel, schlüpfte und kroch, dann und wann mit ängstlichem oder erboßtem Zischen und Pfeifen zur Seite oder vorweg. Endlich kamen wir an den Ausfluß des Krura Balang. Den Zweck unseres Zuges hatten wir verfehlt, wir sämmtlichen Theilnehmer an demselben aber waren zu Tode erschöpft. Von den Hindernissen und Beschwerden der Kriegführung in Ostindien hat man in Europa keinen Begriff. Zu der giftigen Einwirkung feuchter Sonnengluth gesellt sich der Mangel an Wegen, die auf einem solchen Boden inmitten solchen Pflanzenwuchses auch mit der äußersten Anstrengung nach Bedarf nicht zu bahnen sind. Herr von Gandern war bis zuletzt der rüstigste von allen. In seinen Augen

leuchtete eine unveränderliche düstere Gluth, seine Glieder schienen keiner Erschlaffung fähig, keiner Ermüdung zugänglich zu sein. Wir gaben das verabredete Zeichen, einen Flintenschuß vom Ufer aus, und wurden sogleich von den Booten nach den Schiffen abgeholt.

Am andern Morgen, noch in der Dunkelheit, gingen wir wieder an das Land. Während wir hier auf den Anbruch des Tages warteten, zündete der Feind einen Brander an, den er unter dem Schutze der Finsterniß um so eher ungesehen bis hart an die Vorhut der Flotte herangebracht hatte, als die Vorrichtung aus mehreren aneinander gebundenen Rohrflößen bestand und sich auf dem Wasser kaum bemerkbar machte. Ein Kanonenboot rettete sich nur mit genauer Noth durch rasches Kappen seines Ankertaues vor den plötzlich auflodernden und heranwallenden Flammen, deren glühender Schein vom Flusse unheimlich zurückgespiegelt, an den Borden, dem Takelwerk, den Masten der Schiffe gespenstig widerglänzte. Die Schaluppe Nassau wurde jedoch des Unheils Meister, trennte den entzündeten Theil des Branders von dem Ueberreste, versenkte den ersteren, ließ den letzteren den Strom hinabtreiben.

Nach der Aussage unserer inländischen Führer vom vorigen Tage gab es einen Weg am Ufer des Sunsang entlang bis zu der Mündung des Peladju, und vielleicht auch noch eine früher vorhanden gewesene Brücke über den letzteren Fluß in der Nähe des Pfahlwerks, welches auch ihn selbstständig verschloß. Wir gingen landeinwärts, um das beinahe undurchdringliche Unterholz zu vermeiden, kamen nun aber an einen bodenlosen Sumpf, hielten links ab und gelangten endlich nach einem abermals überaus mühevollen Marsche auf einen schmalen Fußpfad, der von den Führern als der Weg an den Peladju bezeichnet wurde. Eine Zeit lang verfolgten wir ihn, bogen aber von neuem in das Dickicht ab, weil einer der Führer, der vor einigen Tagen zu uns übergelaufen war, die hohen Bäume am Ufer des Peladju zu erkennen meinte. Vorsichtig schritten wir weiter und standen plötzlich auf dem Ufer des Sunsang und zwar zu unserer größten Freude an einer Stelle, welche einen Ueberblick der Befestigungen der Gombora gewährte. Sie waren wirklich mit Geschick angelegt und hatten in der uns augenblicklich zugekehrten Seite siebzehn Einschnitte.

Wieder zogen wir über einen zähen Schlammgrund, der mit ungeheuren Bäumen bewachsen war, dann an einer langgestreckten Lache hin, durchschritten die zwei Arme eines kleinen Baches und hatten zuletzt nach unsäglichen Anstrengungen die Genugthuung, daß einer der Soldaten von einem versuchsweise bestiegenen hohen Baume aus den Peladju entdeckte. Eine Stunde wurde nun Rast gehalten, obschon die Nässe des Bodens weder Sitz noch Lager gestattete. Es war bereits Mittag. Die feuchte Sumpfluft, unter den dichten Laubwölbungen wie in einem Kessel eingeschlossen, schien vor Hitze zu brodeln und zu wallen.

Mit der allergrößten Vorsicht näherten wir uns dann dem Flusse und erreichten ihn auch unbemerkt. Die Ufer waren hoch und steil ausgewaschen; in der Mitte der Strömung lagerte eine Bank, deren Breite auf vierzig Ruthen geschätzt wurde. Ungefähr zehn Schritte von unserem Standpunkte entfernt ruderten kleine Barken, deren Insaßen auch nicht die entfernteste Ahnung von unserer Gegenwart hatten. Die sämmtlichen Batterien des Peladju und der Gombora lagen in ihrer ganzen Ausdehnung vor unseren Augen da. Die lange Flanke der Peladju-Feste war mit neunzehn, eine kürzere mit vier Geschützen besetzt. Letztere diente zur Deckung eines Pfahlwerks, welches den Fluß absperrte. Ein zweites Pfahlwerk hägte den Raum ein, in dem die Prauen des Feindes am Ufer befestigt lagen. Die Gombora enthielt eine Menge von Bambus-Gebäuden. Beide Verschanzungen waren rückwärts durch Palisaden geschlossen. Behufs noch genauerer Auskundschaftung suchten wir einen Platz weiter unten gegenüber der Stelle, wo die Prauen innerhalb der Pfahlwerke lagen. Hier konnten wir die Feinde deutlich sprechen hören und allen Bewegungen der Einzelnen folgen. Ihr behaglich unbekümmertes Verhalten bewies, daß Niemand auch nur an die Möglichkeit unserer Anwesenheit denke. Die Beobachtung der langen, mit sechzehn Geschützen bewaffneten Seite der Gombora-Feste wurde durch die hohe Flanke sehr erschwert. Endlich waren uns jedoch die nöthigen Wahrnehmungen mittelst des Compasses gelungen. Wir traten den Rückzug an, dem Ufer entlang. Gegen das Ende unseres Marsches wurden wir dann aber durch die Unvorsichtigkeit einiger Soldaten verrathen, welche an den Fluß hinabstiegen um zu trinken. Drei Kanonenschüsse wurden erfolglos gegen uns gefeuert.

Unterdeß hatte der General auch das Flußbett in der Nähe der feindlichen Befestigungen, besonders mit Rücksicht auf die Tiefe des Wassers, untersuchen lassen. Dabei hatte sich herausgestellt, daß jedes der Pfahlwerke aus mehreren Reihen eingerammter Baumstämme bestehe. Die Untersuchung war bei Nacht vorgenommen und genauere Nachforschungen waren durch die Dunkelheit verhindert. Mehrere feindliche Prauen hatten sich sehen lassen, sich jedoch in der Stille entfernt. Zu derselben Zeit aber flackerten sieben Brander auf und schwammen nach unsern Schiffen herunter. Sie wurden sämmtlich aufgefangen. Zu gleicher Zeit wurden einige Kanonenschüsse gewechselt und gleich nachher von den Kanonenbooten zur Probe zehn Bomben geworfen, deren sechs die feindlichen Werke trafen. Als die Flotte in Veranlassung der Fluth wendete, eröffnete die Schaluppe Nassau für kurze Zeit ein heftiges Geschützfeuer auf die Gombora.

Zwei Tage waren erforderlich gewesen, um den Landungsplatz, von wo der Marsch nach dem Peladju angetreten werden sollte, etwas aufzuräumen und den ferneren Weg wenigstens theilweise nothdürftig brauchbar zu machen. Mit meinen Pionieren hatte ich das Aeußerste geleistet, aber Niemand

hatte sich solchen Anstrengungen unterzogen, solche Mühen erduldet, als Herr von Gandern. Die Natur schien keinen Einfluß mehr auf seinen Körper zu üben, seine Glieder von Eisen und Stahl gebildet zu sein. War er einen Augenblick nicht mit Messen und Abstecken beschäftigt, so griff er zu Beil und Hacke, arbeitete mit rastloser Gewalt für die Braut.

Fünfhundert Mann Fußvolk, fünfzig Artilleristen mit vier Handmörsern und sämmtliche Pioniere wurden nunmehr befehligt, auf dem einigermaßen gebahnten Wege nach dem Peladju zu marschiren, über diesen Fluß zu setzen, und den Feind zu derselben Zeit im Rücken anzufallen, wenn die Schiffe ihn von vorn her angreifen würden. Um drei Uhr morgens bestiegen wir die Boote und hatten eine Stunde später die Landungsstelle erreicht. Dort stand eine Anzahl malaiischer Seeleute von der Flotte zur Begleitung und Hülfe bereit. Fünfundzwanzig Mann Fußvolk bildeten darauf die Vorhut. Ihnen folgten die Pioniere um den Weg so weit möglich noch zu verbessern und zu erweitern. Sie wurden durch eine Abtheilung Scharfschützen gedeckt. Dann kam die Masse des Fußvolks. Hinter derselben trugen die Seeleute in zehn Pontons, von denen jeder zum jeweiligen Uebersetzen von acht Mann eingerichtet war, die Handmörser, den Schießbedarf, das Gepäck und die Lebensmittel. Den Geschützen nebst Zubehör waren die Artilleristen zugesellt. Aus fünfzig Mann Seesoldaten bestand endlich die Nachhut.

Gegen Mittag hatten wir uns mit unsäglicher Anstrengung dem Peladju bis auf fünfzig Ruthen genähert. Der Feind entdeckte uns und eröffnete ein Geschützfeuer, dessen Kugeln indeß zu hoch gezielt waren. Auf dem zu unserer Aufstellung geeignetsten Platze waren seit unserer letzten Anwesenheit alle Bäume gefällt, ein sicheres Zeichen, daß man uns dort erwartete. Hinter einigem Gebüsche nicht fern vom Peladju marschirten wir auf. Mit größter Behutsamkeit wurde dann das Ufer so weit thunlich erforscht. Mitten im Flusse lagen zwölf Prauen, vertheidigungslos wie es schien. Einer der inländischen Führer erkannte sie gleichwohl als die bewaffneten buginesischen Fahrzeuge in Badar Udins Diensten. Als solche gaben sie sich auch bald kund, denn kaum hatten sie unsere Anwesenheit bemerkt, so überschütteten sie die Stellen, wo sie uns vermutheten mit einem Hagel von Kugeln aus Dreipfünder Geschützen und Lilla's, einem Schießgewehr nach Art der Hackenbüchsen des Mittelalters oder der heutigen Wallflinten, nur plumper und größer. Ihr gut unterhaltenes Feuer hatte bereits anderthalb Stunden gedauert; während dessen erforschten wir die Umgegend. Endlich hielt unser Befehlshaber, der Oberst Bischoff, einen Marsch den Fluß entlang höher hinauf für rathsam. Auf einem weniger vortheilhaften aber noch immer recht guten Platze stellten wir uns jetzt im Viereck auf, die Artillerie und die Lastträger in der Mitte. Bisher hatten uns die Umstände gehindert, irgend etwas gegen den Feind vorzunehmen. So folgte derselbe mit einigen Fahrzeugen und

schickte sogar Leute ans Land, welche bis dicht an unsere Vorposten herankamen. Von Zeit zu Zeit fuhr er außerdem fort zu feuern. Es wurden uns auch Kugeln von größerem Gewichte zugesendet, wahrscheinlich aus der Peladju-Feste, aber troß aller angewendeten Mühe wollte es uns nicht gelingen den Standpunkt der Geschüße mit völliger Sicherheit zu bestimmen, aus denen in dieser Weise auf uns geschossen wurde.

Solch einer Lage der Dinge, der übermüthigen Keckheit des Feindes wurden wir endlich müde. Fünfzig Scharfschützen gingen am Ufer vor, um die gelandeten Plänkler und die lästigen Prauen zu vertreiben. Durch das Gebüsch hin gelang es ihnen, eine Anhöhe zu gewinnen. Ein Zeichen mit dem europäischen Horne — rasche einzelne Schüsse, in fortlaufender Reihe, in Masse, ein andauerndes Rollen. So abwechselnd, von den Prauen aus Lilla's und kleinem Gewehr beantwortet, bis unsere Artillerie vorrückte und einige wohlangebrachte Würfe aus den Mörsern die Fahrzeuge an die andere Seite des Flusses zurücktrieben. Von dort aus wurde das Feuer mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt. Anfangs war es auf unser Viereck gerichtet gewesen, und auch ich war durch einen von einem Baume abgeschossenen Splitter im Gesichte verwundet. Jetzt wurde auf unsere Schützen gezielt. Die uns verborgenen schweren Kanonen betheiligten sich nach wie vor am Gefechte. Der Feind hatte bereits eingesehen, daß es uns an Artillerie fehle, um ihm nachhaltigen Schaden zu thun.

Mit der Dunkelheit wurde es auf beiden Seiten ruhig. Wir zogen unsere Scharfschützen wieder an uns und hielten dann Kriegsrath. Die Hoffnung, den Uebergang über den Fluß bewerkstelligen zu können, war sehr geschwunden, indem mindestens fünfzehn, allerdings nur leichte, aber ausgezeichnet gut bediente Geschütze unsere Bewegungen bewachten, ihnen zu folgen, entgegenzutreten im Stande waren. Um nichts zu versäumen, machte der Oberst Bischoff spät Abends eine letzte Anstrengung und ging selbst mit einigen Offizieren den Fluß höher hinauf, um eine für unsere Zwecke geeignete Oertlichkeit zu finden. Seine Bemühungen waren vergeblich. Noch war indeß nichts entschieden.

Da begann plötzlich der Fluß zu steigen, aus unbekannten Ursachen. Doch sind die meisten Tropengewässer, welche aus Gebirge und Urwald kommend, am Ende ihres Laufes eine breite wenig geneigte Fläche durchströmen, plötzlichen Anschwellungen ausgesetzt und ergießen ihre irgend woher im Ueberflusse gesammelten oder vor ihrem Ausflusse in die See gehemmten und zurückgedrängten Fluthen, dann über das ebene Waldland, welches von den Abhängen der Berge und Höhen bis an das Meer reicht. Kein Brausen oder Rauschen kündigte das Ereigniß an oder begleitete dasselbe. Mälig, anfangs unmerklich, stieg das Wasser über seine Ufer, netzte zunächst nur den niedrigen Sumpfboden, welcher weitgedehnt ihre Umgebungen bildete,

hob sich ohne auffallende Zeichen mehr und mehr, bis es nach Verlauf von etwa zwei Stunden auf dem Platze, wo wir in tiefster Finsterniß, bekümmert zwar aber doch dem Feinde gegenüber, zu jedem Widerstande bereit und geordnet aushielten, die Höhe von anderthalb Fuß erreicht hatte. Darauf fiel es wieder und war in einer Stunde bis auf die zurückbleibende vermehrte Feuchtigkeit gänzlich verschwunden. Jetzt wurde der Rückzug beschlossen. Wenn auch unser Gegner solche Zufälle nicht zu benutzen verstand, so mußte doch eine Wiederholung derselben, auch nur ein ferneres Verweilen in diesen jetzt doppelt pestdunstgeschwängerten Morästen für die Truppen nachtheiligere Folgen herbeiführen, als der erbittertste Angriff mit Kugel und Schwert. Schon jetzt klagte eine Menge, fast die Hälfte der Leute, über Schwindel und Uebelkeit. Gegen drei Uhr Morgens brachen wir auf und gelangten gegen sieben Uhr unbelästigt an den Landungsplatz, wo die Einschiffung ohne Zögern vor sich ging. Die Ruhe that wahrlich Noth. Wohl will der Malaie fechten, aber seine Heimath ist ihm eine bessere Schutzwehr noch als seine Waffe und sein wilder, üppiger Muth. Wir sahen uns veranlaßt, das Schiff de Jessy desselbigen Tages mit Kranken nach Muntok zu schicken, um auf dem Schiffe Admiral Buyskes, welches als Lazareth hergerichtet war, Raum für die zu erwartenden Verwundeten zu schaffen.

Der Angriff von allen Seiten zu gleicher Zeit war vereitelt. Freilich hatte die Flotte am vergangenen Tage und während der Nacht die feindlichen Verschanzungen beschossen, allein nur um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. In den nächsten Tagen hinderten uns Wetter und Fluth an durchgreifenden Maßregeln. Die Schaluppe Seepferd versuchte gegen den Strom an zu segeln, es mißlang, weil der Wind nicht stark genug war. Unsere Vorposten wechselten fortwährend einzelne Kanonen- und Gewehrschüsse mit den Batterien an beiden Ufern. Eine Menge Brander wurden gegen die Flotte herabgeschickt. Zu gleicher Zeit trieben einmal acht heran. Einer von ihnen legte sich gegen den Bug der Fregatte van der Werff und brachte das Schiff in große Noth, bis es durch Strecken seiner Kabel und die Rührigkeit der Bote von ihm befreit wurde.

In der Nacht vom 20. Juni endlich brachten die verschiedenen Schiffe ihre Warptaue an die Stellen aus, wo sich ein jedes den feindlichen Befestigungen gegenüber legen sollte. Sämmtliche Truppen, die Pioniere eingeschlossen, stellten sich behuf ihrer Landung, in Boote getheilt, hinter dem Flaggenschiffe auf. Jedes ihrer Boote war mit den nöthigen Geräthschaften zur Wegräumung von Palisaden und Verhauen versehen. Um vier Uhr Morgens begab sich der Oberbefehlshaber nebst seinem Stabe an Bord des Schooners Johanne und gleich nachher wurde durch das Aufhissen einer Laterne den Schiffen der Befehl zum Aufwerfen ertheilt. Die Johanne ging auf Kanonenschußweite von den feindlichen Batterien mitten im Flusse vor Anker.

Von der sehr dunklen und nebeligen Luft begünstigt, ruderten die Landungs-Boote nach dem Ufer. Anfangs waren weder wir dem Feinde, noch der Feind uns sichtbar. Erst um halb sieben Uhr nahm Jener unsere Einleitungen zum Angriffe wahr; sofort wurde ein loser und ein scharfer Schuß aus seinen Werken abgefeuert. Unterdeß hatte sich die Schaluppe Nassau bis an den Vorsprung des Peladju hinaufgearbeitet.

Eine Viertelstunde später dröhnten alle Batterien Babar Udins und wetteifernd brachen Gluth und Flammen durch die dichte Rauchschicht, welche sich vor ihnen auf dem Flusse lagerte. Gegen acht Uhr kam ein Häuptling von Malakka, Sana Melad, freiwillig, nur von seiner Kampflust getrieben, mit sieben bewaffneten Prauen, um auf unserer Seite Theil am Gefechte zu nehmen. In Erwartung näherer Anweisung stellte er sich nicht weit vom Flaggenschiffe auf. Um acht Uhr befanden sich die Kanonen- und Mörser-Boote auf den ihnen angewiesenen Posten. Die ersteren richteten ihr Geschütz gegen die Gombora-Feste, die letzteren gegen die Schanzen am Ufer des Sun-sang, vor denen die Schaluppe Seepferd, obgleich sie ihren Ankerplatz noch nicht erreicht hatte, ebenfalls schon ihr Feuer eröffnete. Die Mörserboote hatten sich an dem Pfahlwerke selbst befestigt. Nassau und van der Werff hatten um neun Uhr ihre Stelle eingenommen, brachten neue Warptaue aus, um die Breitseiten hervorzuwenden, und gaben sofort volle Lagen, taktmäßig eine um die andere. Eine halbe Stunde später trat der Dageraad in die Schlacht-Linie ein, konnte aber aus Mangel an Raum nur einen Theil seiner Geschütze wirken lassen und auch diese nur in schiefer Richtung. Durch die ungünstige Stellung des Dageraad wurden die Schaluppen Venus und Ajax an jeder Thätigkeit gehindert.

Um zehn Uhr hob sich der Nebel. Der Feind schickte einige Brander, welche aber zwischen seinen eigenen Pfählen hängen blieben. Das Feuer in der Richtung der Gombora-Feste nahm ab. Der Oberbefehlshaber ließ durch zwei kleine Ruderfahrzeuge den Zustand der Kanonenboote untersuchen. Es stand alles gut bei ihnen; sie baten um Ergänzung ihres Schießbedarfs. Jetzt wurden Sarif Muhamed, Radja Akil und Sana Melad mit ihren Prauen in Begleitung einiger Stabsoffiziere nach der Gombora selbst geschickt, um zu erforschen, ob der Feind zum Schweigen gebracht sei. Die Kanonen-Boote erhielten Befehl, wenn irgend möglich, durch das Pfahlwerk zu bringen.

Endlich geschah, was lange befürchtet war. Es wurden Ankertaue durchgeschossen. Zuerst traf den Dageraad dies Loos. Er kam dadurch in eine Stellung, welche ihm Gelegenheit gab, volle Lagen anzubringen. Gleichwohl trieb er auf den Ufervorsprung des Peladju an und gerieth mit dem Hinter-theile auf den Grund. Einige herbeieilende Ruderfahrzeuge machten ihn wieder flott. Doch stieß er noch drei Mal auf und trieb dann stromabwärts. Kurz nachher erfuhr der Nassau dasselbe Schicksal, nachdem er bereits schwer im

Tackelwerk gelitten. Er verlor seinen Platz, fiel ab und gab nur wenige Minuten mehr Feuer. Dann geschah dem van der Werff ein Gleiches. Mehrere Male waren ihm schon die Taue gesprengt; er hatte sich bis dahin aber flott wieder herzustellen gewußt. Nichtsdestoweniger fingen die Kanonenbote an, sich durch das Pfahlwerk vor der Gombora zu arbeiten. Der Oberst Keer wurde mit dreihundert Mann Fußvolk und einer Abtheilung Pioniere dorthin zum Sturme befehligt. Mit einem grimmen Fluche sprang Herr von Gandern in ein Boot.

Da plötzlich wehte vom Flaggenschiffe das Zeichen zum Rückzuge. Die Schaluppe Seepferd hatte gerade in Folge des Verlusts ihres Ankerkabels eine unvergleichliche Stellung eingenommen, in der sie die Ufer-Schanzen auf das Vollständigste bestreichen konnte. Zwei Kanonenbote waren schon durch das Pfahlwerk gedrungen. Ein Seeoffizier, der mit einigen bewaffneten Ruderfahrzeugen in der Nähe hielt, um jeden Vortheil auszubeuten, stand im Begriffe, gegen eine der vertheidigungslos gewordenen Schanzen loszuzubrechen. Ein Zeichen des Oberbefehlshabers vom Mast des Schooners Johanne widerrief das Zeichen des Flaggenschiffes. Die vollkommenste Verwirrung trat für einen Augenblick ein. Da ließ das Flaggenschiff melden, daß es vierundsechzig Tode oder schwer Verwundete an Bord habe, daß seine Brukings zerschossen, seine Geschütze mehr oder minder beschädigt seien; der Dageraad könne seinen Platz vorerst nicht wieder einnehmen; der Nassau sei hinter den van der Werff getrieben; keins der drei Schiffe vermöge fernerweit mit Erfolg zu feuern. Jetzt wiederholte auch der Oberfehlshaber das Zeichen zum Rückzuge. Ein Theil der Schiffe befand sich bereits in rückgängiger Bewegung. Den van der Werff mußten seine Boote flußabwärts bringen. Die Beiden, schon zwischen die Pfähle gelangten Kanonenboote gingen verloren, das eine in Folge mehrerer Grundschüsse. Ihre Besatzung wurde gerettet. Auf dem Wasser herrschte ein wüstes Getümmel; die am Ufer aufmarschirten Landtruppen knirschten mit den Zähnen; in verbissener Wuth kehrte die für den Sturm bereits eingeschiffte Mannschaft aus den Booten zurück.

Auf ihrem bisherigen Ankerplatze vereinigten sich die Schiffe, setzten alle Hände zur Ausbesserung ihrer Schäden in Thätigkeit, zur erneuten Kampfbereitschaft. Die Leute waren nicht bloß ungebeugt, eine wahre Gluth der Rache hatte sich ihrer bemächtigt. Als weiterer Sporn gesellten sich die mit Windeseile verbreiteten Berichte eines ankommenden Ueberläufers hinzu. Er hatte zu der Mannschaft von einer der Ufer-Schanzen gehört. Die Besatzung hatte sich bereits nach einer andern Schanze geflüchtet. Auch von hier hatte man fliehen wollen, trotz des zornigen Widerstandes der Häuptlinge, trotz der aus der Peladju-Feste gesendeten Verstärkung. Man hatte sich theilweise

schon in naheliegende Prauen geworfen — da sah man unsere Schiffe weichen und die Verzweiflung nahm ein Ende.

Im Siegesjubel ließ sich Badar Udin in seiner Staats-Prau auf dem Flusse umher, von Schanze zu Schanze rudern, setzte seinen Freudenbezeugungen keine Grenze. Bei uns begab sich der Oberbefehlshaber nach dem Hospitalschiffe, sprach die Verwundeten tröstend an, überzeugte sich mit eigenen Augen, daß ihnen nichts gebreche. Dann eilte er von Schiff zu Schiff. Sie alle hatten viel gelitten in Rumpf sowohl als Takelwerk. Daraus konnte kein Hinderniß erwachsen, weil auf dem Flusse weder hohles Wasser, noch harter Wind zu fürchten war. Von weit größerer Bedeutung war der Verlust von Kabeln und Ankern. Bereitwillig, obschon als gemiethete Kauffahrer keineswegs zu solchen Leistungen verpflichtet, gaben die Transportschiffe, was sie in dieser Hinsicht irgend entbehren konnten, für den Dienst des Landes her. Dann wurde in Betracht gezogen, daß die Ruhe auf der Insel Banka in Folge unseres heutigen Mißgeschicks gefährdet sei. Der Oberst Keer erhielt den Auftrag, mit dem Schooner Emma und den Prauen von Radja Akil augenblicklich dorthin abzugehen.

In den nächsten Tagen betrieb der Feind mit großer Rührigkeit die Ausbesserung seiner beschädigten Verschanzungen und Pfahlwerke. Das Feuer unserer Vorposten, so oft seine Arbeiter sichtbar wurden, erwiederte er nur schwach und lässig, wahrscheinlich, weil er sich veranlaßt fand, seinen Schießbedarf zu schonen. Wir hatten übrigens die Entdeckung gemacht, daß von den drei Pfahlreihen, welche das den Sunsang verschließende Pfahlwerk bildeten, nur die erste aus dem Wasser hervorragte, während die beiden andern in einiger Entfernung dahinter tiefer eingetrieben waren.

Unsere Schiffe waren zur Erneuerung des Angriffes bereit. Bisher hatte der Oberbefehlshaber zuerst die Peladju-Feste zu nehmen beabsichtigt. Dieser Plan war durch das wohlunterhaltene Feuer des Feindes vereitelt. Die Gombora-Feste schien vortheilhaftere Möglichkeiten zu bieten. Auf sie war jetzt unser Augenmerk gerichtet, und demgemäß wurden die Anordnungen getroffen. Dazu gehörte, daß der Oberst Bischoff mit fünfhundert Mann Fußvolk, einer Abtheilung Artilleristen und hundert mit Sturmleitern und Geräthschaften ausgerüsteten Pionieren nach dem westlichen Ufer geschickt und beauftragt wurde, sich sofort auf die Gombora zu stürzen und so gut es angehe, in ihr festzusetzen, sobald ihre Geschütze zum Schweigen gebracht und außerdem einige Boote durch das Pfahlwerk gedrungen wären. Die sämmtlichen übrigen Landtruppen aller drei Waffen sollten als Rückhalt und behufs etwa sonst nöthiger Thätigkeit, am östlichen Ufer vorläufig außer Schußweite, aufmarschiren. Nebst Herrn von Gandern befand ich mich bei dem gegen die Gombora bestimmten Haufen.

Um drei Uhr Morgens am 24. Juni begab sich der Oberbefehlshaber wieder an Bord der Johanne. Die Luft war bewölkt; das schwache Mond-Licht begünstigte die Arbeiten auf den Schiffen, die bereits beschäftigt waren sich nach ihren verschiedenen Standpunkten hinzubegeben. Kaum hatte der Feind unsere Bewegungen wahrgenommen, so fiel von seiner Seite wieder ein loser und dann ein scharfer Schuß. Um vier Uhr waren alle seine Batterien in voller rauch- und flammenspeiender, eisenschleudernder Thätigkeit. Ihnen entgegen zunächst der Nassau, dann der van der Werff und nicht viel später der Dageraad. Um fünf Uhr hatte das große Mörserboot seinen Posten erreicht, legte sich an die Pfähle fest, und in leuchtenden Bögen stiegen seine Bomben zum noch umnachteten Himmel empor, senkten sich, stürzten ein, splitterten Tod und Wunden. Das kleinere Mörserboot wurde durch eine von der Gombora auslaufende, eigentlich unbedeutende Bank, auf der jedoch nur anderthalb Fuß Wasser standen, den ihm vorgeschriebenen Platz einzunehmen gehindert. Der Untiefe ausweichend, hatte es sich näher an einer der Ufer-Schanzen aufgestellt und warf bereits vor der um fünf Uhr erfolgenden Ankunft der Venus und des Ajax mit ruhiger Gemessenheit seine Geschosse. Dem großen Mörserboote hatten sich rasch die Kanonenboote angeschlossen und aus brüllenden Mündungen stürmten die eisernen Ballen daher, schlugen krachend, zerschmetternd ein in Wall und Balken. Ha, Niederdeutschlands Flagge und Niederdeutschlands Herz! Mit Titanen-Armen umklammert der friesisch-sächsische Stamm die ganze Erde.

Dröhnend und donnernd und Rauchschichten wälzend, fördert sich rastlos die mannhafte Arbeit. Immer eindringlicher zürnten unsere Geschütze: matt und vereinzelt brachen die Flammen aus der Gombora heraus. Der Oberst Bischoff geht vor. Wie gehetzte Renner schießen unsere Fahrzeuge über die wirbelnden Wasser daher. Wir landen an. Jäh, behende schwingen sich die Schaaren auf den Strand; rasch zur gewohnten Ordnung gestaltet der Führer Ruf das Gewimmel. Gewehrsalven rollen dahin; ihnen entgegen der letzte Trotz der Kanonen. Pioniere vor! Trommelwirbel, Freudenruf. „Hurrah Cäcilie!“ eines einzelnen Mannes Schrei. Von malaiischen Lanzen ein Kranz auf dem Walle, von malaischen Klingen ein funkelnd Gehäge. Und immer die Trommel, und Klirren und Gellen, und zurückgeschleudert und wieder voran. Und: „Hurrah Cäcilie!“ ein Schwertesschwung, ein letzter Sprung, und der Wall ist sein; von der Brustwehr jetzt in die Schanze hinein; ihm nach, ihm nach; ein Jauchzen gen Himmel: die Gombora gewonnen!

Das Feuer der Peladju-Feste nimmt ab. Der Befehlshaber des van der Werff bittet um Erlaubniß, seine Matrosen an das Land werfen und stürmen zu dürfen. Zugestanden. Zur Vervollständigung des Angriffs werden die Truppen des Rückhalts vom östlichen Ufer schleunig herbeigeschafft; dem Oberst Bischoff wird Nachricht gegeben von dem was man beabsichtigt. Die

Haufen dringen vor, irrthümlich an ungeeigneter Stelle. Eine Flanke ist noch in Thätigkeit, könnte nur mit dem unverhältnißmäßigsten Verluste genommen werden. Eben kehrt man von dem fruchtlosen Zuge zurück, da läßt der Oberst Bischoff den Angriff der Peladju-Feste von der Gombora aus vorschlagen: die Kanonenboote sollen die Insel umfahren, sich weiter oben im Sunsang aufstellen, Ueberfahrt und Landung des Fußvolkes decken. Augenblicklich werden die Truppen des Rückhaltes nach der Gombora gesendet, den Kanonenbooten die nöthigen Befehle ertheilt.

Unterdeß dringt die Mannschaft einiger Kanonenboote in die kleinere, bereits von der Gombora aus beschossene Ufer-Schanze ein, steckt sie sofort in Brand, läßt in der Eile, von der allgemeinen Aufregung fortgerissen, das noch vorhandene Pulver unbeachtet — und empor flammt das ganze Werk, erderschütternd mit entsetzlichem Getöse, wirbelt menschliche Glieder, Balken und Steine in die Luft, schleudert sie nieder zur Tiefe, verbirgt sich ein Trümmerhaufen den Siegern zum Grab in einer Wolke von Staub und Rauch. Gleich nachher wird die große Ufer-Schanze erobert, aber mit größerer Vorsicht verbrannt. Unvergleichlich geschickt stellt sich jetzt die Venus vor die Peladju-Feste. Der Ajar ist auf den Grund gerathen und muß das feindliche Feuer ohne Erwiederung aushalten. Fort und fort sendet der Feind noch Brander auf uns ab.

Drauf und dran! Kurz vor eilf Uhr sind alle Truppen auf der Insel Gombora vereinigt. Wohl ermattet das Feuer des Feindes, indeß auch unseren Schiffen fehlt es nachgerade an Schießbedarf. Der gegenwärtige Augenblick muß entscheiden. Zweihundert Mann bleiben zur Hut der Gombora zurück; die andern werden zum Uebersetzen in Fahrzeuge vertheilt. Der Oberst Bischoff wartet die Vertreibung der feindlichen Prauen durch die hinter der Insel hervorkommenden Kanonenboote ab. In allen Herzen zuckt und zittert die Qual der Ungeduld. Da schießt eins unserer Fahrzeuge aus der Reihe voran. An seine Borde gereiht, mit Schiffsriemen versehen, treiben es Pioniere wie einen Pfeil dahin, unbeirrt von dem ihnen entgegenprasselnden eisernen Wetter, landen am vierten Bollwerke, Herr von Gandern mit der niederländischen Flagge zuerst. Hurrah und halloh! Sie setzen hinan, sie klimmen hinauf. Am Rande der Brustwehr weh'n unsere Farben. Und wir übrigen alle den Gefährten nach, nur zu verletzen bedacht, nicht mehr uns zu schützen. Vermischtes Geschrei: Ermunterung, Freude, Bedauern; Waffengeklirr, Geschosse von allen Seiten her; das stolzeste Selbstvertrauen in unseren Reihen. Joho und halloh, hinan und hinein. Wir haben gewonnen. Nun rechtshin gewendet. Getümmel, Gestöhn; unser Anprall zerschmettert des Widerstandes Muth. Und weiter der Wirbelwind durch Staub und durch Rauch. Grimmes Erfassen, verbissenes Ringen, Hohn auf der Lippe, Stahl in der Faust, wider den Kolben der Dolch, mit dem Speer das Bajonnet gekreuzt. Aber

immer voran über Blut, über zuckende Leichen hinweg. Wir stürzen sie fort von Trümmern zu Trümmern — geschehen, vollbracht — nein — halt, halt! Das letzte, das bedeutendste Bollwerk liegt vor uns, im Rücken durch Palisaden und durch einen Graben geschlossen, über den eine schmale Brücke den einzigen Zugang bildet. Mit dem Trotze der Verzweiflung feuert es noch ununterbrochen auf unsere Schiffe.

Wir steh'n in Ordnung. Trommelwirbel, vorwärts. Ein lebhaftes Zweigliederfeuer empfängt unsere Reihen. Sie stutzen, nur einen Augenblick. Unsere Salve schafft Raum. Und wieder Hurrah. In den Graben hinunter, Beile und Hacken zur Hand; auf die Brücke los, über die Brücke hinüber. Geheul und Verwirrung da drinnen. Wir brechen auf sie ein, wie Adler auf Raben. Das ist kein Fechten mehr, das ist ein Würgen. Schonungslos, zornrasend, blutbedeckt, staub- und rauchgeschwärzt unsere Leute, wie Teufel anzusehen, die Teufel vertilgen. Nur Todestrotz, nur gierige Rachelust beseelt die Malaien. Kein Gedanke an Flucht, kein Schrei um Erbarmen. Noch vom Boden aus zucken sie den geschlängelten Kriss, lassen lautlos des Klebangs Schärfe kreisen. Unter ihren Geschützen trifft sie der Streich, wirft sie mit zermalmtem Haupte von der Brustwehr hernieder: — die Feste ist unser; ihre Männer sind todt. Um zwölf Uhr Mittags war die letzte feindliche Fahne herabgerissen und durch unsere Flagge ersetzt. In weniger als einer Stunde waren alle Schanzen am Peladju erobert.

Ich sah mich nach Herrn von Gandern um. Erst nach vielen Fragen erhielt ich inmitten der ungeheuren Aufregung Auskunft über ihn und eilte zu dem ersten Bollwerke. Da lag er unter dem Banner, welches er selbst aufgepflanzt hatte, bleich, dem Anscheine nach leblos. Einige Soldaten von der zurückgelassenen Wache mußten mir helfen, ihn zu entkleiden. Er hatte einen Lanzenstoß in der Seite, eine Dolchwunde in der Schulter. Mich fieberte vor Theilnahme und Unruhe. Zum Glücke befanden sich Aerzte in der Nähe. Die Verletzungen wurden schleunig untersucht, waren schwer aber an sich nicht lebensgefährlich. Sofort nach Anlegung des ersten Verbandes brachten wir den Leidenden in ein Boot und ruderten ihn nach dem Hospitalschiffe. Während der Fahrt erlangte er seine Besinnung wieder.

Als die Schiffe aus Mangel an Schießbedarf ihr Feuer einstellen mußten, hatten sie starke Abtheilungen ihrer Mannschaften zur Unterstützung der Truppen an das Land gesetzt. Innerhalb der Peladju-Feste stand eine große Anzahl von Bambusgebäuden. Durch die Unvorsichtigkeit der Seeleute geriethen diese jetzt in Brand. Vergeblich waren alle Anstrengungen zur Bewältigung der Flammen, um so mehr, als das Auffliegen einer Pulvertonne die Gluth bis an die Batterien ausbreitete. Es wurde alles Pulver aufgesucht und kurzweg in das Wasser geworfen; im Uebrigen wollten wir keine kostbare Zeit mit Löschen vergeuden. So loderte bald eine riesige rauch-

bekränzte Feuersäule knisternd und knatternd zum Himmel auf. Wir sahen sie ruhig an. Nach den eben erlebten Auftritten machte eine Feuersbrunst nur den Eindruck eines Schauspiels auf uns. Für das Schiff des Oberbefehlshabers aber sollte sich das Ereigniß zum Verhängniß gestalten. Im Heransegeln war es gerade in die Schußlinie der Batterien gekommen, als sich zwei noch geladene Geschütze durch die Hitze oder einen Funken entzündeten, ihm mit ihren Kugeln das große Boot zertrümmerten, einen Mann tödteten, mehrere andere verwundeten. Das waren die letzten Schüsse des blutigen Tages.

Es war ruhig geworden. Der Oberbefehlshaber kam zu den Truppen, wurde mit Jubel empfangen und sprach seine Anerkennung der von ihnen bewiesenen kühnen Rührigkeit aus. Eine vom Feuer verschonte Batterie erregte seine laute Bewunderung. Mit wenigen Mitteln hatte Badar Udin Ungeheures geleistet. Die Werke an sich waren riesenhaft und wohlausgeführt, die Geschütze dagegen im Allgemeinen alt, von sehr verschiedener Größe, auf einfachen Rollwagen oder ausgehöhlten Baumstämmen befestigt und zur Brechung des Rückstoßes nur mit Brukings von biegsamen Rohre versehen. Sehr enge Schießscharten gestatteten keine Richtungsveränderung, aber gerade durch diese Einrichtung in Verbindung mit der höchst zweckmäßigen Stellung seiner Pfahlwerke hatte der Malaie sein kriegerisches Geschick am vollständigsten bewährt, denn in Folge davon waren die Schiffe zum Kampfe auf einem bestimmten Platze gezwungen gewesen, wo sich das Feuer seiner meisten Geschütze andauernd gleichmäßig kreuzte, unabhängig von der wohl etwas zweifelhaften Gewandtheit und Sicherheit der Bedienungsmannschaft, sowie von der Zielfähigkeit der Stücke selbst. Die verschiedenen Befestigungen zusammen hatten übrigens vierundvierzig Kanonen enthalten; außerdem fanden sich etwa hundert größere und kleinere Lilla's vor.

Die Gombora blieb mit dreihundert Mann besetzt; die übrigen Truppen kehrten auf die Schiffe zurück. Der Sieg übte seine gewöhnliche erhebende Wirkung auf die Gemüther der Leute. Einige Kanonenboote wurden als Vorhut oberhalb der Gombora aufgestellt. Das große Mörserboot war bereits mit der Wegräumung von Pfählen beschäftigt, um einen Durchgang für die Raaschiffe zu öffnen; das kleinere war mit der Ebbe auf den Grund gerathen.

Sobald der Dienst es erlaubte, besuchte ich Herrn von Gandern. Er lag im Fieber, befand sich aber sonst den Umständen nach wohl. Zu dem heilsamen Einflusse von Verband und Arznei gesellte sich das Bewußtsein der erkämpften Erfolge. Nur die Unmöglichkeit, sich an unseren ferneren Anstrengungen zu betheiligen, trübte seine Stimmung wieder. „Cäcilie,“ seufzte er, „Cäcilie,“ wiederholte er, und nur von seiner eigenen Kraft schien er ihre Rettung zu hoffen. Daß ich ihn zu beruhigen suchte, ihn meiner that-

sächlichsten Fürsorge versicherte, verstand sich von selbst. Gerade besprachen wir desfallsige Zufälligkeiten und Wahrscheinlichkeiten, als der Oberbefehlshaber an Bord kam, die Verletzten zu sehen, sich persönlich von der ihnen gewidmeten Pflege zu überzeugen. Er begab sich zunächst zu den Offizieren; dann wurde die Thüre der Räumlichkeit geöffnet, wo auch Herrn von Gandern nicht weit vom Eingange gebettet war. Der Feldherr und sein Gefolge traten ein. Im Tone der Meldung sagte der begleitende Arzt, auf das erste Lager deutend: „Sergeant von Gandern schwer verwundet, zweifellose Genesung.“

„Sagen Sie, Lieutenant von Gandern,“ sprach der General mit Nachdruck, bot dem Kranken mit freundlichem Gruße die Hand und fuhr fort: „Ja, Herr, Sie haben sich Ihre Bestallung von der Brustwehr geholt, die Sie das erste Mal bestiegen. Auf die Wunden aber, die Sie erhielten, als Sie auf einem andern Walle wieder der Erste unsere Fahne aufpflanzten, lege ich das Ehrenkreuz unseres Königs. Meine Vollmachten gestatten mir, tapfere Thaten nach Gebühr zu belohnen.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Excellenz?“ stammelte der Glückliche, zitternd vor Aufregung, vor Schwäche. „Danken Sie sich selbst, Herr. Dem Könige sind Sie nun aber schuldig, sich zu schonen, damit dem Vaterlande ein braver Offizier erhalten bleibt.“ Und verbindlich reichte unser Aller Stolz dem Bewegten noch einmal die Hand, verbeugte sich und ging zu einem andern Bette. Ich trat wieder heran. „Glück auf, mein theurer Kamerad. Sie haben die Achselstücke, das Kreuz dazu. Nun kommt noch das Mädchen. Aller guten Dinge sind drei.“ Fröhlichen Herzens schieden wir von einander.

Uns blieb noch übrig, den Kraton, die fürstliche Burg Badan Udins, zu erobern. Die Schiffe machten sich zu dem neuen Kampfe bereit. Im Allgemeinen fehlte es ihnen an Schießbedarf, da der Widerstand noch über alle Erwartung hartnäckig gewesen war. Die Transportschiffe hatten ihre Vorräthe längst abgegeben. Schon vor mehreren Tagen war deßhalb nach Muntok geschickt, wo bedeutende Mengen von Pulver und Kugeln zur Ergänzung aufgehäuft lagen. Der Ankunft der verlangten Sendungen wurde stündlich entgegen gesehen.

Schon in der ersten Nacht nach unserem Siege standen mehrere Kampongs in der Umgegend des Sunsang, namentlich den Lauf des Peladju entlang, in Brand. Abermals die folgende Nacht brach an mehreren Stellen rings um uns her Feuer aus. Wir vermutheten, und wie sich nachmals auswies, ganz mit Recht, daß die Buginesen in Badar Udins Diensten durch solche Frevel ihre Wuth zu kühlen suchten. Zur Anstellung von Nachforschungen, zur Beruhigung der Einwohner wurden einige Seeoffiziere mit Sarif Muhamed den Fluß hinaufgeschickt. Ihre Bemühungen lieferten kein

Ergebniß von Bedeutung. Jetzt zündeten wir selbst die Gombora an, weil sie uns entbehrlich war, und im Uebrigen ein so unerträglicher Geruch von faulenden Stoffen jeder Art darin herrschte, daß unsere Leute ihn nicht länger ertragen konnten. Zur Säuberung fehlte aber eben Zeit und Anlaß.

Um drei Uhr Nachmittags am 26. Juni bewegte sich die ganze Flotte durch die zu diesem Zwecke in das Pfahlwerk gebrochene Oeffnung. Um vier Uhr ankerte das Flaggenschiff quer vor der Südspitze der Insel Gombora und wies die übrigen Schiffe an, ein Gleiches zu thun. Einige Kanonenboote aber und Sarif Muhamed mit seinen Prauen wurden weiter hinauf, den Kraton vorbei, an den Einfluß des Ogan und des Mussie geschickt, um jeden Fluchtversuch Badar Udins zu verhindern, denn nur seine Gefangennehmung konnte den Krieg vollständig beendigen, und dem englischen General Gillespie war er früher in einem ähnlichen Falle mit allen den Seinigen zu Wasser nach den Oberlanden entschlüpft. Die Maßregel erfuhr keine Störung. Den Unsrigen war aufgegeben, nicht anders, als zu ihrer Vertheidigung zu feuern, und die Besatzung des Kraton verhielt sich ruhig, obschon sie die Wälle bedeckte und ihre Geschütze fortwährend der Richtungsveränderung der vorbeifahrenden Schiffe gemäß wendete.

Es war nun aber bereits genug geschehen, um die Ehrfurcht vor unsern Waffen im indischen Inselmeere neu zu befestigen. Die Eroberung des Kraton mit stürmender Hand mußte bei der unausbleiblichen verzweifelten Vertheidigung zu ganz furchtbaren Auftritten, zu einem wahrhaft entsetzlichen Blutvergießen führen; bot dem Sultan während der unvermeidlichen Verwirrung zahlreiche Gelegenheiten zum Entweichen und uns damit die Aussicht auf einen endlosen Krieg in den Gebirgen. Der Oberbefehlshaber versuchte daher zunächst die Wirkung der Milde und verständigen Zuspruchs. Den Einwohnern von Palembang wurde durch öffentlichen Aufruf erklärt, daß sie nichts von uns zu fürchten haben, weil wir nicht mit ihnen, sondern einzig und allein mit Badar Udin im Kampfe begriffen seien. Dem Letztern wurde durch Vermittlung seines jüngeren Bruders, Adipattie Tua, und eines Häuptlings vom Gefolge des Susuhunan, eine gehörig abgefaßte und besiegelte Urkunde überreicht, welche ihm und den Seinigen Leben und Lebensunterhalt zusicherte, wenn er sich sofort freiwillig unterwerfe, und ihm dabei bemerklich gemacht, daß er den Kraton auf die Dauer nicht halten könne, und daß uns eben so wenig wie ihm an der Zerstörung desselben, an der Gefährdung seiner Frauen und Kinder liege. Zu gleicher Zeit stellten sich die Schiffe Nassau, Dageraad und van der Werff in Kampfbereitschaft und Schlachtordnung vor dem Kraton auf, und die beiden Mörserboote machten sich fertig, ihre Bomben zu werfen. Jetzt begann der Sultan zu unterhandeln. Er verlangte in Palembang bleiben zu dürfen. Die Forderung wurde abgeschlagen. Die Einwohner hatten auf ihren Häusern und ihren Kähnen

bereits eine Menge weißer Fähnchen aufgesteckt. In Pistolenschußweite vom Kraton lagen die Schiffe mit offenen Stückpforten und brennenden Lunten. Es erfolgte der Befehl zur Ausschiffung der Truppen. Die Landung ging ohne den mindesten Widerstand vor sich. Die Pioniere waren mit langen Leitern versehen. Badar Udin erhielt die letzte Bedenkzeit.

Noch war keine Forschung nach Fräulein Stuyvesand angestellt. Es durfte als gewiß vorausgesetzt werden, daß der Malaie im Augenblicke vor der Entscheidung nicht gewagt haben werde, sie zu kränken, und nach unserm Siege war nun vollends an irgend eine Beleidigung nicht mehr zu denken. Wir wollten aber auch die Aufmerksamkeit des Sultans in Beziehung auf den Werth, den wir auf die Auslieferung der Dame legten, nicht voreilig und unzeitig erregen, damit sie nicht ein Opfer verzweifelter Rache werde, falls die Unterhandlungen sich zerschlugen. Jetzt erwähnte der feindliche Abgesandte ihrer ganz von selbst. Sie war bisher mit aller Rücksicht behandelt und mit ihrer weiblichen Dienerschaft der Hut eines vornehmen Hofbeamten übergeben. Ihre männliche Begleitung, soweit dieselbe nicht niedergehauen war, hatten freilich die Buginesen als Beuteantheil behalten. Damit wußten wir vorläufig genug. Die Entscheidung mußte nun in kürzester Frist erfolgen.

Sie war schon erfolgt. Ich stand bei meinen zum Angriffe aufmarschirten Leuten, als ein Offizier vom Stabe des Oberbefehlshabers eilig zu mir herankam und schon aus der Entfernung rief: „Frohe Botschaft! frohe Botschaft!"

„Von Herzen willkommen," entgegnete ich; „hat sich der Sultan unterworfen?" — „Das noch nicht. Aber wir haben Fräulein Stuyvesand."

„Gut geworben und gut gewonnen! Mit dem Soldaten ist das Glück." — „Es scheint so. Ich werde geschickt, um Sie als genauesten Freund des Herrn von Gandern zu benachrichtigen."

„Wie hat sich die Geschichte gemacht?" — „Die Prauen sind doch nach dem Ogan gegangen. Nun, der Araber hat den chinesischen Renegaten, den Demang Osman, den Vertrauten von Badar Udin, abgefaßt. Der Bursche hat entschlüpfen wollen."

„Demang Osman? Was hat der mit dem Mädchen zu thun?" — „Bei ihm ist sie in Verwahrung gewesen, und da hat er sie mitgenommen, weßhalb, weiß ich nicht. Genug, sie befindet sich jetzt wohl und gut auf dem Flaggenschiffe."

„Gandern muß Nachricht haben, und ich kann nicht fort." — „Der Oberstabsarzt ist schon beauftragt, ihm die Mittheilung zu machen."

„Dreimal drei Hurrahs! Weiß Fräulein Stuyvesand von seiner Verwundung?" — „Es ist ihr unterwegs gesagt. Sie will durchaus zu

ihm. Der General wird sie wohl gewähren lassen müssen, so ungeberdig stellt sie sich."

Badar Udin war nicht der Mann, sich um Weiber zu bekümmern, wenn es sich um seine Krone handelte. Bei Fräulein Stuyvesands Ankunft hatte er seinen Günstling, Demang Osman, einen geborenen Chinesen, dessen steinernes Haus unter den Kanonen des Kraton lag, die Dame zu beherbergen beauftragt. Welchen Plan er rücksichtlich ihrer gehegt, ob er überhaupt bei dem raschen Drange der Ereignisse weiter an sie gedacht, ihre Gefangenschaft in irgend einer Weise auszubeuten oder zu benützen beabsichtigt habe, ist nie zur Sprache gekommen. In Folge unseres Sieges hatte er sich wirklich nach den Oberlanden zurückziehen wollen. Der Chinese war vorausgeschickt, um verschiedene Veranstaltungen auf dem Wege und an dem erwählten Zufluchtsorte zu treffen, hatte seine Gefangene mitgenommen, war demnächst aber mit ihr, überhaupt mit allen seinen Fahrzeugen, in Sarif Muhameds Hände gefallen. Er hatte nicht geglaubt, daß unsere Vorhut bis dahin hinaufgehen werde, wo er sich weit oberhalb von Palembang einschiffte. In dieser Hinsicht enttäuscht, hatte er in Verstecke zu entschlüpfen, durch Engen und über Untiefen zu entweichen, an das Land und in die Wälder zu entkommen gesucht. Allen seinen Listen und Schlichen indeß war der Araber überlegen gewesen, hatte zu gleicher Zeit die Dame gerettet, des Sultans Entwürfe völlig zerstört.

Nichts desto weniger wurde zu noch größerer Sicherheit die Schaluppe Venus den Prauen nachgesendet. Diese Maßregel wurde sofort überflüssig. Der Sultan hatte das Schicksal seiner rechten Hand erfahren. Spät am Abend ließ er durch die Pangerangs Adipattie Tua und Adipattie Muda seine Unterwerfung anzeigen, und verlangte nur die nöthige Zeit, damit seine Frauen und Kinder sich zur Abreise bereit machen könnten. Der Wunsch wurde gewährt, der Sultan zugleich aufgefordert, die Geschütze auf den Wällen des Kraton sofort umkehren zu lassen, die Kleinodien der Krone an seinen Bruder, den Susuhunan Najam Udin, seinen baaren Geldvorrath an unsern Oberbefehlshaber auszuliefern, endlich die Personen und Sachen, welche er mitnehmen wolle, genau zu bezeichnen.

So war das Reich von Palembang von neuem erkämpft. Augenblicklich wurde ein Schnellsegler mit der Nachricht nach Batavia geschickt. Unsere Schiffe und Truppen behielten jedoch vorläufig ihre drohende Haltung bei. An den folgenden Tagen kamen Nebensachen zur Verhandlung. Der Susuhanan bescheinigte den Empfang der Kronkleinodien. Badar Udin mochte noch einige Tage im Hause seines Bruders, Adipattie Tua, verweilen. Den Kraton sollten wir erst nach seiner Entfernung aus demselben besetzen, das dort zurückzulassende baare Geld in Empfang nehmen.

Die Thore standen offen. Alle Vorkehrungen, welche den Zugang

innerhalb und außerhalb zu sperren bestimmt gewesen waren, hatten wir bei Seite geschafft. In Schlachtordnung, zur Parade gekleidet, schaarten sich unsere Truppen dem Kraton gegenüber. Mit wehenden Fahnen, unter Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter zogen wir ein, besetzten sofort die Basteien und Vorrathshäuser, und — am 1. Juli, Morgens halb acht Uhr, verkündigte das Flattern des niederländischen Banners vom höchsten Bollwerke herab das glorreiche Ergebniß des wildesten hartnäckigsten Kampfes, die Wiederherstellung der niederländischen Oberherrlichkeit im indischen Archipel. Mit Flaggen im Top, mit einundzwanzig Kanonenschüssen Jedes grüßten augenblicklich die Schiffe.

Zwei Tage später segelte Badar Udin mit seiner Familie ab, ungebeugt und stolz, ein Fürst dem Wesen nach, nicht nur dem Namen, ein Mann, der Reich und Freunde, jeden Besitz verlieren konnte, nicht aber sich selber. Er wurde nach Ternate gebracht, in ehrenvolle doch strenge Haft. Zu seiner eigenen freien Verwendung für die Bedürfnisse seines Haushalts waren ihm jährlich zehntausend Rupien, etwa sechstausend Thaler, ausgesetzt, viel und wenig wie man will. Sich selber gleich ist er gestorben.

Nach der Besetzung des Kraton machte ich mich für einige Stunden frei. Ich wollte und mußte Herrn von Gandern sprechen. Die Verwundeten waren bereits aus dem Hospitalschiffe an das Land geschafft und in verschiedenen Gebäuden untergebracht. Auch das Haus von Demang Osman war zu solchem Zwecke verwendet, und so mußte es sich fügen, daß ich meinen Freund und dessen Braut in denselben Räumen fand, wo die Letztere als zornige Gefangene eine Zeit lang verweilt hatte. Sie hatten sich wieder und sie pflegte ihn. Wohl war sie schön in ihrem Trotze, ganz verschieden von den meisten Frauen, die der aufgeregte Starrsinn widerwärtig entstellt. Aber weit schöner erschien sie in ihrer sanftmüthigen Hingabe, in ihrer weichen Milde am Lager des Geliebten. Nur innerhalb der Schranken der Weiblichkeit entfaltet sich das Wesen der Frauen zur vollen siegreichen Glorie. Lassen sie sich aber fortreißen zur männlichen That, verführen sie sich selbst zum männlichen Gebahren, so tritt fast bei allen ein thierisches Etwas hervor, wird eine Verzerrung gewirkt, die in jedem gut gearteten Menschen Hohn und Ekel erregt.

Gandern war nicht so sehr seiner äußern Erscheinung, als seinem Wesen nach eine durchaus gesunde Natur. Seine Wunden waren schwer, aber bereits in entschiedener Heilung begriffen. Sie saß neben ihm; die eine Hand hatte sie in seine beiden Hände gelegt, in der andern Hand hielt sie einen großen Fächer aus Pfauenfedern, mit dem sie den Kranken kühlte. Leuchtende Augen empfingen mich. Dann plauderten wir, mehr durch unsere Stimmung erquickt, uns gegenseitig genügend, als durch die Gegenstände unseres Gesprächs, die oberflächlich berührt rasch wechselten, wie das nach

vielfachen und bedeutenden Erlebnissen zu geschehen pflegt. Die beiden Verlobten beabsichtigten übrigens so bald als möglich nach Djava zurückzukehren und dort ohne Aufschub zu heirathen.

„Und nun ist alles, alles gut," meinte Fräulein Cäcilie mit einem eigenthümlichen Lächeln, das zu gleicher Zeit die sonnenhellste Freude und zugleich ein wenig Bewußtsein begangenen Unrechts ausdrückte. „Wohl ist alles gut," erwiederte ich, „aber wäre es nicht noch besser gewesen, wenn Sie unsere Erfolge auf Djava abgewartet hätten, gnädiges Fräulein?"

„So! Und wer sollte Edmund pflegen? Etwa die gespenstigen Bursche, die Sie Wärter nennen?" — „Lassen Sie nur," bemerkte Herr von Gandern; „es ist gut so, und wir wollen nicht nach dem Besten verlangen. Gott hat alles gnädig gefügt."

„Wenn Sie Beide einverstanden sind, so bin ich freilich in der Minderheit, und muß mich unterwerfen;" sagte ich. — „Ach, lassen Sie uns davon abbrechen;" redete Fräulein Cäcilie ein. „Das ist nun alles vorbei. Ich habe meine Strafe für meine Thorheit erhalten, wenn es eine Thorheit war. Nur meine armen Leute! Wie bekomme ich sie wieder? Das sagen Sie mir, dazu helfen Sie."

„Wie Viele begleiteten Sie?" — „Außer meinem Mädchen der Mandur *) meiner seligen Eltern, der nicht von mir weichen wollte, und zwei Bediente."

„Den einen Bedienten haben wir bereits. Die andern müssen wir loszukaufen suchen. Alle sonstigen Mittel zu ihrer Befreiung sind unsicher. Ich will indeß mit Sarif Muhamed sprechen. Wenn Jemand, so ist er durch sein Ansehen und seine Verbindungen im Stande, Ihren Wunsch zu verwirklichen."

„Ach, der prächtige Araber! der verfährt ohne Vorrede. An Bord sprang er, schlug den dicken Chinesen mit der Faust zu Boden und zog das Schwert. Aber die ganze Bande schrie schon aus einer Kehle: Gnade, mächtiger Herr." — „Sie haben mir noch gar nicht erzählt, wie man Sie gefangen nahm, darf ich das nicht wissen?" fragte ich.

„Nun," entgegnete sie mit niedergeschlagenen Augen, „das war ein hübscher Lärm. Was soll ich viel davon sagen? Sie hatten die niederländische Flagge aufgezogen. So täuschten sie uns, denn der Schiffsführer wußte, daß auch Prauen zu dem Blakadegeschwader gehörten. Uebrigens waren wir auch wider unsere Absicht viel zu nahe an die Küste gerathen. Es war Mittag. Ich schlief in der Cajüte. Das Geschrei und Stampfen auf dem Deck weckte mich. Ich flog die Treppe hinan — pfui, welche gräuliche Wirthschaft! Einer der Anführer bemerkte mich und sprang auf mich zu. Halt, rief ich, der Maharadja läßt dich zerstampfen, wenn du mich

*) Mandur, malaisch, Haushofmeister.

anrührst; zum Maharadja will ich. Er ließ sich wirklich einschüchtern. Weg mit den Waffen! fuhr ich fort. Sie wurden alle zusammen nachdenklich, hielten eine Berathung und baten zuletzt in ihrer Art ganz höflich: ich möge in die Cajüte zurückkehren; sie werden mich zum Maharadja bringen. In der Cajüte heulten meine Mädchen dann noch. Das ist Alles."

Eine Woche später reiseten die Beiden ab. Niemand dachte mehr an Widerstand gegen ihre Liebe. Nach kurzer Zeit hatte die Kirche sie vereinigt. Und wahrhaftig, Gandern hatte einen Schatz gefunden. Ein ächtes Weib wird überhaupt gewonnen und nicht erworben. Die Liebe, welche vorzugsweise aus dem Verstande entspringt, ist nicht die Schwester des Glaubens, welcher Berge versetzt, die Schwester der Hoffnung, welche am Grabe ein Loblied stammelt. Gerade beim Weibe hat der Verstand erst in zweiter Linie Recht, ist nur der Diener, der das Heiligthum schützt und hütet. Nur aber ist nicht allen Frauen das Herz die heilige Nadel, welche stets auf Wahrheit und Schönheit deutet, deren Stoff der Erde, deren Kraft der Himmelstochter, der Religion, entstammt. Und ein Weib, das am Herzen geschädigt ist, ist jeden Augenblick im Stande, ein Teufel zu werden.

An einem der nächsten Tage fand dann die Huldigung der beiden neuen Fürsten statt, welche, Vater und Sohn, fortan unter den Titeln und Namen: Susuhunan Ratu Hussin ed Lia Udin, und: Sultan Ratu Achmat Najam Udin, gemeinschaftlich über Palembang herrschen sollten. Im Hofe Bali Bandong des Kraton war ein Thron errichtet und mit prächtigen Seidenstoffen in roth und gelb, den fürstlichen Farben des Ostens, überzogen. Auf dem Throne waren neben einander drei Sessel gestellt, mit roth und gelbem Goldbrokate bekleidet. Von der Pforte Samarikkin bis zum Landungsplatze am Flusse standen unsere Truppen in zwei Reihen geordnet. Gegen zehn Uhr Morgens begaben sich die Offiziere von der Besatzung des Kraton, den Oberst Bischoff an der Spitze, nach dem Ufer zum Empfange des Oberbefehlshabers, welcher mit seinem Stabe und einem zahlreichen Gefolge von Seeoffizieren an das Land kam. Je zwei Adjutanten wurden beauftragt, die beiden Fürsten, welche bisher noch in ihrem Schiffe geblieben waren, am Ufer zu bewillkommnen und in den Kraton zu geleiten. Um halb zwölf Uhr betrat der Susuhunan das Land und wurde mit Musik und kriegerischen Ehren begrüßt. Im Hofe Bali Bandong schritt ihm der Oberbefehlshaber entgegen, führte ihn nach dem Throne und wies ihm auf der rechten Seite seinen Sitz an. Etwas später erschien der Sultan gleichfalls im vollen Prunke des Morgenlandes und wurde auf die linke Seite des Thrones gesetzt. Die Mitte nahm dann der Oberbefehlshaber als Vertreter unseres Königs ein. An der rechten Seite auf dem Boden stellten sich diejenigen unserer Offiziere auf, welche ohne Truppen waren, an der linken Seite eben so die Pangerangs, die Palembang'schen Häuptlinge, die Araber und vornehmen

Malaien. Die Musik spielte einen festlichen Marsch. Darauf wurde ein Aufruf unserer Regierung verlesen, welcher die Erhebung des Susuhunan und des Sultan verkündete. Das zusammengeströmte Volk hörte mit Aufmerksamkeit und Andacht zu. Nun beglückwünschte der Oberbefehlshaber die beiden Fürsten. Die Wälle und das Admiralschiff grüßten je mit einundzwanzig Schüssen; die übrigen Schiffe ließen ihre Flaggen wehen. Endlich wurden die beiden Fürsten von dem Oberbefehlshaber wieder bis an das Thor geleitet und fuhren unter denselben Ehrenbezeugungen wie früher in ihren Staatsprauen vorläufig an Bord zurück.

Sie wurden nun dem Volke vor die Augen gestellt. Der Susuhunan, Kaiser, war mit seinem Titel vergnügt und abgefunden. Der Sultan hätte seine Stellung ausfüllen können und sollen, aber bei aller seiner Herrschsucht sanft bis zur äußersten Schwäche, ließ er sich eben so leicht zum Widerruf wie zum Entschlusse bestimmen und noch dazu von Jedermann leiten, der sich für den Augenblick dazu veranlaßt fand, und sich ihm zu nähern wußte. Die eigentliche Obmacht und Gewalt war daher unserm, bereits einige Tage vorher eingesetzten, Residenten aufbehalten. Ihm war aufgegeben, für den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer, für den Neubau von Zufluchts- und Erfrischungshäusern an den Landstraßen, für die Hebung und Ermunterung des Ackerbaues Sorge zu tragen, und sich von der Ausführung seiner deßfallsigen Befehle unausgesetzt persönlich zu überzeugen. Ihm lag ob, gute Aufsichtsbehörden zum Schutze der Einwohner einzurichten, den Sultan von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß er die Klagen geringerer Unterthanen selbst entgegen nehmen, die Vermehrung der Sklaven und den Menschenraub verhindern müsse. Ihm war anvertraut, die üppigen trotzigen Herzen eines halbgebildeten, und zudem eines solchen Volkes urbar zu machen durch eine höhere Gesittung, damit demnächst die Weihe des Christenthums sich befruchtend auf sie hinabsenken könne, wie das Licht und der Thau vom Himmel.

Unterdeß wurde von Banka aus über die zunehmende Menge und Frechheit der Seeräuber geklagt. Obschon vorauszusehen war, daß die Nachricht von Badar Udins Falle dem Uebermuthe dieser wilden Ritterschaft von selbst steuern werde, so gingen doch vier Kanonenboote zur Verstärkung des Geschwaders ab, welches bereits mit der Säuberung der Gewässer östlich von Sumatra beauftragt war. So war schon ein Theil der Flotte fortgezogen. Nach und nach wurden jetzt fernerweit die überflüssigen Schiffe und Truppen nach Djava zurückgeschickt. Den Anfang machten die Transportfahrzeuge mit den Kranken und Verwundeten, den Beschluß die Fregatte van der Werff, welche am 20. Juli mit dem Oberbefehlshaber an Bord, den der Sultan und die Pangerangs des fürstlichen Hauses eine Strecke weit geleiteten, unter dem Donner des Geschützes die erkämpfte Stadt verließ.

Und damit sie nicht wieder erkämpft zu werden brauche, wurde sofort

auf einem Platze gegenüber dem Kraton zur Erbauung einer Festung geschritten, deren vier Bollwerke nebst Wällen Wohngebäude für unsere Beamten, Kasernen für vierhundert Mann Besatzung und die nöthigen Vorraths-Gebäude umfassen sollten. Die Ausführung des Werkes war mir übertragen. Ich habe sie begonnen, ein Anderer hat sie beendigt. Wohl war mir das Besitzthum eines entflohenen Anhängers von Badar Udin zur Wohnung angewiesen, ein großes und luftiges Gebäude, allen Bedingungen des Wohlseins und der Gesundheit unter diesem glühenden Himmel entsprechend, außerdem in dem ganzen schmeichelnden Glanze von Vergoldungen, Malereien und Stukaturverzierungen prangend, die das Morgenland liebt und in so unnachahmlicher Weise herzustellen versteht. Aber meine insofern, mehr noch in geselliger und dienstlicher Beziehung, angenehme Lage konnte mich nicht vor den Einflüssen des Clima schützen. Palembang, wie alle malaiischen Städte, eine wirre, ordnungslose, zwischen Bäumen und Blumen und Grasflächen aufgestellte Menge von steinernen und hölzernen Bauwerken, von Holz- und Bambus-gefügten Hütten, Schirmdächern, Gallerien, käfigähnlichen Gelassen, die mit und ohne Zubehör von Höfen und Grundstücken bald frei dastehen, bald durch todte Zäune oder lebendige Hecken in höchster Unregelmäßigkeit von einander geschieden sind, ohne gepflasterte Straßen, mit einer Unzahl von größeren und kleineren Plätzen, von Gassen und Durchgängen: liegt zwar oberhalb des Sumpflandes, welches die Ostküste von Sumatra bildet, aber doch auch wieder am äußersten Rande der Senkung, zu welcher die Hochgebirge des Innern sich schließlich abflachen, ist feucht und niedrig an sich und den giftigen Dunstwolken offen, welche der Seewind aus den Morästen herüberführt. An der Grenze der letzteren erbaut, während Batavia so recht inmitten von Verwesung und Moder seinen Platz gefunden hat, übt es doch, weil entfernter von den heilsamen und kühlenden Einwirkungen des Meeres, einen noch weit nachtheiligeren Einfluß auf das Wohlbefinden und die körperliche Kraft des Nordländers aus. Mich befiel ein schleichendes Fieber. Anfangs ließ ich mich noch in einem Sessel zur Beaufsichtigung und Leitung der Arbeiten tragen. Dann schwebte ich längere Zeit zwischen Leben und Tod. Die Aerzte machten diesem Zustande ein Ende, indem sie mir als letztes Rettungsmittel einen andauernden Aufenthalt in einem gebirgigen Landstriche vorschrieben. So rief mich die Regierung nach Djava zurück. Bei Herrn von Gandern, unter der sorgsamen Pflege seiner Frau, in einem paradiesischen hoch belegenen Landstriche genas ich langsam, aber vollständig. Palembang und den Sunsang sah ich nicht wieder.

Alte Liebe.

Von Josephine v. Stengel.

Hab' ich die Welt mir so betrachtet
Und auch die Menschen um mich her;
Acht' ich, was ich bis jetzt geachtet,
Und lieb', was ich geliebt, noch mehr. —

Das Fremde kann mich nicht mehr reizen,
Das Neue hat es nie gethan;
Mit meinem Herzen laß' mich geizen,
Ihm hängt' die alte Lieb' noch an.

Sie ist das Glück, das mir geblieben
Aus einer schönen Frühlingszeit;
Was ich geliebt, das werd' ich lieben,
Mit aller Kraft und Innigkeit.

O! störet nicht mein süß' Erinnern,
Vom Hauch der Jugend noch durchweht,
Das so beglückend meinem Innern
Für alle Zeiten fortbesteht! —

Das Blumenorakel.

Humoreske von Rudolph Reither.

„Und thue ich's nicht heute,
So thu' ich's morgen doch;
Verlasse Land und Leute
Und schüttle ab das Joch;
Kein Gruß aus ihren Augen;
Vom Chef ein saurer Blick;
Kein Geld im leeren Beutel;
Zu trüb ist das Geschick."

So sprach ein junger Mensch in den Zwanzigern, so schlank und frisch, so blond und blau, wie man sich nur immer einen ächten Jünger Teuts vorstellen mag, wenn auch die Kleidung in Nichts von dem Verstand oder Unverstand abwich, den in diesem Jahrzehend uns die Kleiderkünstler aufnöthigen. Wer indeß genauer zugesehen, der hätte wohl finden mögen, daß nicht Alles ganz normal an dem jungen Manne war; die Halsbinde war ziemlich gelockert und ein fortwährendes Ziehen und Zerren daran ließ vermuthen, daß das rechte Verhältniß derselben zu dem schlanken Halse des jungen Mannes schlechterdings nicht zu finden sei; die Haare flatterten un-

ordentlich im Abendwind; der Gang war der eines Menschen, der in starkem innern Kampfe begriffen ist, bald zögernd, bald vorwärts eilend; die Mienen endlich — so weit der ziemlich tief eingedrückte Hut Einsicht gestattete — zeigten nicht minder, daß die Wogen des aufgeregten Gemüths ziemlich hoch gingen. Nun gehörte aber derselbe junge Mann sonst zu nichts weniger, als zu den aufgeregten Leuten; im Gegentheile hatte seine ganze sonstige Erscheinung etwas Freundlich-Mildes, Sinnig-Beschauliches; er war offenbar den — wenn auch allmälig etwas seltener werdenden Leuten — beizuzählen, die in Feld und Wald noch etwas Anderes sehen, als eine Versammlung verschiedener Baum- und Grasarten; und wenn seine Freunde, die ihm nicht fehlten, ihn auch nicht gerade für einen Träumer ansahen, so war ihnen doch der Unterschied zwischen ihm und ihnen wohl bewußt; weil er aber sonst ein tüchtiger Geselle war und man auf sein Wort bauen konnte, wie auf einen Felsen: so ließen sie ihm gern seine besondere Art und hatten nichts dagegen, wenn er hie und da in ihren muntern Kreisen fehlte.

Heute Abend nun aber wollte das Erbauliche und Beschauliche seines sonstigen Wesens gar nicht zur Erscheinung kommen; wie von einem Dämon getrieben, enteilte er den Umgebungen der volkreichen Stadt, hoffend, in der Einsamkeit des Waldes würde allmälig die ruhige Stimmung zurückkehren, die für den Augenblick wenigstens durch die im obigen Verse angedeuteten Angriffe einen bedenklichen Stoß erlitten hatte. Und allerdings war auch für den jungen Mann des Guten, oder, besser gesagt, des Schlimmen zu viel auf einmal gekommen. Wäre auch das letzte, der Mangel an Geld, am Ende noch zu ertragen gewesen, so waren doch die beiden andern Punkte mehr als hinreichend, um eine ruhig-heitere Stimmung des Gemüths gründlichst zu vernichten. Denn ach! er hatte nicht falsch gelesen, der Arme, in den Augen der beiden Menschen, aus denen er Tag für Tag das beruhigendste Capitel über Seelenfrieden und wahres Glück zu lesen gewohnt war! Der Präsident, dem er als Sekretär beigegeben war, hatte in der That sich halb nachlässig, halb verdrießlich von ihm abgewendet, als er seinen Vortrag erstattete, auf den er ein erkleckliches Quantum von Fleiß und Scharfsinn verwendet zu haben glaubte: und die Angebetete, die schon tiefer in seinem Herzen wohnte und waltete, als der Arme ahnen mochte — es war aber seine ganze Liebe noch so ganz innerlich, daß die Angebetete auch bei dem ausgedehntesten Ahnungsvermögen nicht von ferne vermuthen konnte, welchen Sturm von Gefühlen sie im Herzen des jungen Mannes erreget — die Angebete also war heute nicht wie gewöhnlich mit der Arbeit am Fenster zu sehen; unser guter Sekretär hatte sie also — trotz viermaligen Vorübergehens — nicht erblicken und also auch nicht für die Tagesarbeit jenes unnennbare Etwas von beflügelnder Befähigung und Seelenbeschwingung erholen können, womit heimliche Liebe zu allen Zeiten die Herzen der Menschen erfüllt.

So dürfen wir uns also nicht wundern, daß er ruhelos den Mauern der Stadt enteilte, vergeblich sinnend nach einem Erklärungsgrund seines zwiefachen Unsterns, der einfach schon im Stande gewesen wäre, die Ruhe des Gemüthes in weites Feld zu schlagen. Und nun noch dazu die Ironie des Schicksals! Statt daß Donner und Blitz in schrecklicher Abwechslung vom Himmel drohten, oder ein wilder Regensturm die Bäume zerzauste und mit dicker Finsterniß all das freudige Leben der Erde bedeckte, lagerte sich ein wahrhaft goldener Abend über das ganze Gelände; wunderbar glänzten die fernen Berge, von zauberhaftem Duft umgossen; die Abendglocken erklangen und hoch in der Luft schwebte die dankbare Lerche; kein Wölkchen war am Himmel zu sehen; von allen Enden tönte die beseligende Harmonie des Friedens und der Ruhe, und wenn hie und da ein Blatt im Abendwinde schwankte, oder Blumen ihre Häupter wiegten, so war das mehr, um miteinzustimmen in das wunderbare Friedens-Concert, als durch eigenwillige Bewegung die allgemeine Ruhe zu stören. — Was wäre solch' ein Abend sonst für unsern Sekretär gewesen! Willig hätte seine Seele sich versenkt in die Tiefen solcher Abendseligkeit; mit der frommen Lerche wären seine Gedanken emporgestiegen vor den Thron des gnädigen Weltenvaters; ausgesöhnt mit Gott und den Menschen wäre er dahin gewandelt in friedlicher Abendstille. Wie war das Alles heute so ganz anders! Er, der sonst nichts unbeachtet ließ auf seinen Spaziergängen (die man deßwegen mit vollem Recht Entdeckungsreisen hätte nennen können), ging jetzt nicht achtend an all' dem vorüber, was ihn sonst entzückte; vergebens murmelte das Bächlein die süßesten Melodieen und die zarten Vergißmeinnicht, mit denen er sonst so vertraute Worte gewechselt, schauten vergebens auf zu dem Auge, dessen lieblicher Glanz ihnen sonst so verwandt war; er, der sonst das Pflanzenleben geachtet wie ein indischer Heiliger, zertrat jetzt, ungestüm vorwärts stürmend, die zarten Blümlein am Wege mit dem zerstörenden Fuße eines mongolischen Würgengels; heute sah er nichts und hörte er nichts, und so ganz und gar war er mit seinen eigenen quälenden Gedanken beschäftigt, daß er erst dann merkte, daß er in den Wald getreten, als ein über den Weg ragender Zweig den Hut ihm vom Kopfe stieß. Diese unfreiwillige Entblößung des sorgenbeschwerten Theils seines Wesens hatte nun doch das Gute, daß der Bann, der über der Zunge des Sekretärs zu liegen schien, mit einem Male sich löste. In grimmigen Worten schalt er den Ast als den böswilligen Verderber des einzig Guten, was noch an ihm sei (es war nämlich der Hut, ein glänzender Plüsch von der neuesten, steifsten Sorte); lieber hätte er, nachdem einmal an seiner Amtstüchtigkeit vom Präsidenten und an seiner Herzensgluth von der Angebeteten gezweifelt worden sei, nun auch das noch vernichten sollen, was den ganzen Menschen, wenigstens von oben und äußerlich gesehen, mit Glanz bedecke; er danke es ihm gar nicht, daß er nicht lieber

ein gewaltiges Loch hineingestoßen, damit doch auch äußerlich zu sehen wäre, wie trostlos es in seinem Innern bestellt sei. — So ungefähr ließ er seinen Grimm gegen den unschuldigen Ast aus, als ein zweiter Unfall ihm begegnete, in seiner Art noch aufregender, als der erste.

Ein mächtiger Nachtfalter, im Wonnemonat seines kurzen Lebens, den dicken Kopf voll brausender Liebesgedanken, getrieben von arischen Welteroberungs-Gelüsten, stürmte dermaßen auf die Nase unseres Sekretärs, daß es einen Augenblick zweifelhaft war, wer von den Beiden auf dem Platze bleiben sollte; bald aber schwang sich der Falter, Dank der Elasticität seines Wesens, wieder auf in die weichen Abendlüfte, während der Sekretär, die Nase befühlend, ernstlich zu überlegen anfing, ob es gerathen sei, unter solchen Umständen seine Wanderung noch weiter fortzusetzen. So viel ward ihm allmälig klar: der heutige Tag, mit seiner ganzen Kette unangenehmer Ereignisse war von seinem Beginn an ein feindlicher gewesen; jedes weitere Vordringen in das nächtliche Dunkel schien ihm jetzt ein eigenwilliges Vergrößern der dämonischen Macht desselben; der Ast sowohl, als der Falter erschienen ihm auf einmal als ziemlich deutlich ausgesprochene Noli me tangere des sonst ihm so wohl gewogenen Waldgeistes. — Da beschloß er, umzukehren, und wunderbar — kaum hatte er dem Walde den Rücken gewendet, so strahlte ihm der eben aufgehende Mond mit so freundlich-mildem Lichte entgegen, daß er nicht umhin konnte, eine ruhigere Ueberlegung alles dessen anzustellen, was ihm bisher begegnet. Er fing an, ungefähr also mit sich zu sprechen: kann denn nicht auch dem Allerglücklichsten ein dummer Falter in's Gesicht fliegen? ja noch mehr; kann nicht gerade ein recht Glücklicher ein Loch in seinen Hut sich rennen, was ich, ich will's wenigstens hoffen, nicht einmal gethan habe? Dabei nahm er seinen glänzenden Hut ab und überzeugte sich mit Freuden beim hellen Scheine des Mondes, daß statt eines unflickbaren Loches kaum ein Makel an demselben wahrzunehmen sei. — So beruhigt und innerlich befriedigt, wagte er in seinen Gedanken sich schon einen Schritt weiter; er dachte an den Präsidenten und sein saures Gesicht. Mit einem Male wagt er zu fragen: wie? wenn der Präsident schon ärgerlich gewesen, bevor du ihm deine Arbeit vorgelesen? und: gibt es denn nicht mancherlei Dinge, die einen Präsidenten verstimmen können, von Landtagswahlen gar nicht zu reden, die auch andern Sterblichen viel Sorge und Kummer bereiten?

Also mit sich selber redend, war er allmälig aus dem Walde getreten; der Anblick, der sich ihm jetzt darbot, war geradezu ein bezaubernder. In silbernen Schleier gehüllt lag die nahe Stadt, so bräutlich und geisterhaft, als wäre sie eine Wohnung unendlich reinerer Wesen, als die Menschen im Großen und Ganzen zu sein pflegen; die Bäume in der magischen Beleuchtung des Vollmonds, hie und da durchweht von leisem Abendwinde, flüsterten mit

einander vertraute Geschichten; aus den Feldern ertönte der liebliche Schlag der Wachtel, und in langgezogenen Tönen kam vom Erlengebüsch der Schmerzensjubel der Nachtigall. Unser Sekretär hätte nicht der sein müssen, der er war, wenn er nicht bewundernd stille gestanden und mit vollen Zügen das wunderbare Bild in sich gesogen hätte. — Wie er nun aber so stand und schaute, da wird er gewahr, daß sogar die Blumen ihre Kelche dem zauberhaften Lichte des Mondes erschlossen hatten; er tritt näher und siehe: eine prachtvolle Gentiana zeigt sogar im tiefen Kelche den weißen Stern im blauen Grund. Die Blume sehen und der Angebeteten gedenken — war das Werk eines Augenblicks; und als er nicht weit davon eine Fackeldistel ihre silbernen Strahlen weit ausstrecken sah, und das Tausendguldenkraut mit seinen hübschen Dolden lieblichen Geruch weithin verbreitete — da sprang er mit einem Male fröhlich in die Höhe und rief laut: nun wohlan! ich hab's gefunden! nicht umsonst soll dir, stachlichte Carlina, die Gabe der Wetterprophezeiung innewohnen! Warum gleichst du auch so auf und nieder meinem haarigen und stachlichten Chef? Heute sollst du mir einmal Anderes prophezeien! Und damit hob er die Carlina sanft aus dem Boden, schlang um sie einen Faden, und hängte sie vorsichtig an seinen Glanzhut, indem er in lustiger Melodie sang:

Ich häng', o Präsidente,
Dich hier am Faden auf.
Und — schließ't du morgen wieder
Wie heut' den Kelch mir auf:
So bist du mir gewogen,
Magst wollen oder nicht;
Noch niemals hat gelogen,
Was eine Blume spricht.

Dann that er ein Gleiches mit der schönen Gentiana; dazu sang er in weicher Melodie:

Süßes Blumenaug'! zur Stunde
Wolle gnädig mir verzeihen,
Und aus deinem holden Munde
Mir ein tröstend Wort verleihen!
Ach! wenn mir am nächsten Morgen
Nicht dein holdes Auge lacht; —
Dann von unnennbaren Sorgen
Bricht mir an die Schreckensnacht.

Endlich, mehr spaßhaft, als besorgt, nahm er auch das Tausendguldenkraut und sprach:

O Kraut der tausend Gulden,
Nun zeige deine Kraft,
Und weise mir in Hulden,
Wie man sich Geld verschafft.
Und kannst du's nicht, so werf' ich
Zum Fenster dich hinab;
Klar ist's dann: mir wird, sterb' ich,
Ein einfach armes Grab.

So geziert mit der eigenthümlichen Trikolore der Blumen kehrte unser Sekretär mit geflügelten Schritten zur Stadt zurück; trug er ja nun die endliche Entscheidung seines Schicksals auf seinem Hute. Fröhlicher nicht mochte ein armer Teufel von einem Arbeiter, dem es drei Nummern neben einander klar und deutlich geträumt, vom alten Lottokollekteur an seine Arbeit gehen, als nun unser Sekretär vom Walde heimkehrte in sein bescheidenes Zimmerchen, vier Treppen hoch, mit vieler Aussicht und wenig Behagen. — Sorgfältig, mit vollstem Bewußtsein der gewichtigen Entscheidung, nahm er die Blumen vom Glanzhut, die wirklich alle — zu seiner nicht geringen Freude — die Kelche offen zeigten, und hängte sie hinaus vor das Fenster in die schöne, stille Nacht: denn, sprach er bei sich selber, von einem rechten Orakel muß aller bestimmende Einfluß der Menschen und ihrer Wünsche fern gehalten werden; wie leicht aber könnte meine Nähe (er schlief nämlich auch in demselben kleinen Zimmer) das geheimnißvolle Walten der Natur in irgend einer Weise stören!

Damit legte er sich beruhigt zu Bette. Daß der Schlaf des Sekretärs ein ruhiger gewesen, wollen wir gerade nicht behaupten. — Lächelte auch Gentiana ihm freundlich und mild und mit denselben süßen Augen, wie die Angebetete am Fenster, so war doch der Präsident noch viel grauslicher, als er schon in natura war; statt der Haare hatte er lange Stacheln und das Weiße seiner Augen glänzte mehr als unheimlich; zudem richtete er immer Fragen an den Sekretär, die, wenn er sie beantwortete, lauter klare Beweise von Unverstand und Ungeschicklichkeit waren; schwieg er aber, so war die Ungesetzlichkeit unerlaubten Widerstandes noch klarer am Tage. — Sehnsüchtig harrte der also Gequälte dem Morgen entgegen; kaum, daß der erste Strahl der Sonne durch's kleine Fenster drang, so war auch der Sekretär bereits an demselben, und siehe: Carlina und Gentiana lächelten ihm entgegen mit vollen Kelchen, so offen und glänzend, wie er sie gestern Abends, schicksalsungewiß, am Fenster aufgehängt hatte. — Im ersten Ueberwallen der Freude merkte er Anfangs gar nicht, daß das Tausendguldenkraut sich geschlossen hatte; dann aber, schnell entschlossen, warf er es seiner Drohung gemäß, zum Fenster hinab, während er die Gentiana küßte und die Fackeldistel streichelte, so gut es deren borstige und stachlichte Natur eben zuließ.

Und damit ist die Geschichte zu Ende. Denn, daß die Blumen recht prophezeit, d. h. daß der Präsident am nächsten Tage über die Maßen freundlich gewesen, auch die Angebetete am nächsten Morgen wieder mit ihrer Arbeit am Fenster gesessen, weiß der freundliche Leser wohl, ohne daß wir es ihm besonders versichern, vorausgesetzt, daß er auf Blumen und Blumen-Orakel etwas hält.

Die Kirche des heiligen Grabes.

Sonnet zum Titelstahlstich, von Dr. L. Lang.

O heilig Haus, um das die Völker rangen,
Wie sie um keins auf Erden je gerungen,
Gebenedeit von Millionen Zungen,
Von heißen Wünschen sehnsuchtsvoll umfangen!

Dir gilt der Christen glühendes Verlangen,
In dir zu knie'n in frommen Huldigungen,
Das Grab zu schau'n, dem Sich der Herr entrungen,
Von welchem aus das Heil der Welt gegangen.

Und wer dich sah, der scheidet dann in Trauer;
War's uns're Sünde nicht, die in die Schauer
Des Todes hat deu Gottessohn getrieben?

Doch Freude auch erblüht in deinen Hallen:
Das Grab des Herrn verbürgt den Himmel Allen,
Die Ihm sich weih'n in Glauben, Hoffen, Lieben.

Sagen aus Schwaben.

Mitgetheilt von A. Bierlinger.

Die heilige Hostie in Lauda.

Einmal veranlaßte zu Lauda ein Jude, der eine katholische Magd hatte, dieselbe ihm eine heilige Hostie von der Kirche mit heim zu nehmen. Nach langem Weigern verspricht sie es unter der Bedingung, daß er ihr einen neuen Rock zur Communion machen lasse. Wirklich brachte sie eine heilige Hostie, nachdem sie selbige aus dem Munde genommen und heimlich in ein Sacktuch gewickelt hatte. Der Jude durchstach sie mit dem Messer; da floß Blut heraus. Voll Angst und von Gewissensbissen getrieben, begrub er sie im Miste. Von da an sah der Nachtwächter jede Nacht auf demselben Platze ein Lichtlein, wußte nicht, was es bedeuten sollte, und zeigte die Sache an. Man hielt sogleich Nachforschung und Untersuchung, und fand

die heilige Hostie wirklich wieder ganz unversehrt. Auf dieses hin und um dem Urtheil zu entgehen, stürzte sich der Jude in einen Brunnen, den man jetzt noch zeigt. Die Magd wurde geviertheilt. Auf derselben Stelle aber, wo die heilige Hostie gefunden wurde, erhob sich alsbald eine schöne Kapelle, in der sie noch aufbewahrt ist, und wohin viel gewallfahrtet wird. Der Stein, der das Plätzchen deckt, an welchem die heilige Hostie gelegen, ist immer feucht. Der ganze Verlauf des gottlosen Verbrechens ist auf einem Oelgemälde an der Seitenwand der Kirche dargestellt bis in's Kleinste hinein. Das Volk in der Umgegend weiß von der Kirche viel Wunderbares zu erzählen.

Das wunderbare Kreuz in Maria-Kirchheim.

Eine halbe Stunde von Kirchheim im Ries ist Oberdorf an dem Flüßchen Sechtach. Einmal ackerte ein Bauer von da in der Nähe des Ufers, da sah er ein Kreuz herunterschwimmen. Sogleich rannte er vom Pfluge dem Wasser zu, und es glückte ihm, des Kreuzes habhaft zu werden. Er lud es auf seinen Wagen, spannte seine zwei Stiere an und ließ sie laufen, wohin sie wollten, und da wo sie stehen blieben, sollte das Kreuz aufgerichtet werden. Die Thiere liefen, die Sechtach aufwärts und immer aufwärts, bis zur Straße, von wo aus man nach Ellwangen und nach Kirchheim geht. Sie schlugen straks den Weg nach dem letztern Orte hin ein. In Kirchheim angekommen, hielten sie vor der Kirchthüre und thaten keinen Zug weiter, bis man ihnen die Pforte öffnete, worauf sie sammt Wagen und Kreuz vor dem nachher vom Letztern benannten Kreuzaltar hielten. Hierin sah man eine höhere Weisung und pflanzte alsbald das Kreuz auf, das von dort an in der ganzen Umgegend als Wunderkreuz galt und weit und breit bekannt war und noch ist. Es befindet sich noch am nämlichen Orte, wo es seit uralten Zeiten gestanden hatte, ist ganz im altmodischen Stil gearbeitet aus gewöhnlichem Holze. Die Kreuzesbalken ziert eine Menge Schnitzwerk, zierlich in einander geschlungen, ganz ehrwürdig aussehend. Der Gekreuzigte selbst hatte einstens eine schöne kostbare Krone von eitel Gold, die jetzt nur noch zur Hälfte da ist; man meint, die Schweden hätten sie zertrümmert. Auf der Brust ist ein Kränzlein mit Edelsteinen gefaßt. Von dem Kloster der Eisterzienserinen, zu dem die Kirche gehörte, wurde dieses Wunderkreuz in Tausenden von kleinen Abbildungen in aller Welt vertheilt.

Ein weinendes Marienbild.

Im Kloster Maria-Kirchheim im Ries ist eine eigene Todtenkapelle, in der die Klosterfrauen gleich nach ihrem Tode ausgestellt wurden. In dieser Kapelle befindet sich ein Marienbild mit dem Leichnam Christi auf dem

Schooße. Dieses Bild habe man öfters weinen sehen und zwar ganz deutlich. Jedesmal aber soll dieß stattgefunden haben, wenn eine Aebtissin, Oberin oder sonst eine höheren Ranges von den Klosterfrauen gestorben sei. Man sah ihr ganz natürliche Thränen aus den Augen träufeln.

Ratperonius in Rethsee.

In und um Kißlegg weiß man noch viel zu erzählen von St. Rabis (Ratperonius). Vor vielen hundert Jahren sei die Umgegend Kißlegg's mit großen Wäldern und Sümpfen bedeckt gewesen, und von wilden rohen Menschen bewohnt worden. Da sei dermaleinst ein gar frommer Einsiedler von Augsburg hergekommen, um die Räuber und wilden Leute zu bekehren. Der heilige Ulrich habe ihn hergesandt. Unter dem Volke heißt er nur St. Rabis. Er ließ sich nieder da wo jetzt Rethsee steht, da war seine Zelle. Er hatte aber von den Räubern alles mögliche Ueble auszustehen. Fast jedesmal so oft er fort war, kamen sie und rissen ihm seine Wohnung nieder. Einmal kam auch der heilige Bischof Ulrich von Augsburg auf einer Reise nach Kosten (Constanz) hieher und übernachtete in der Zelle. Da kniete St. Rabis nieder und bat mit aufgehobenen Händen Gott inständig, er möge ihm wenigstens in dieser Nacht die bösen Räuber und Ungeheuer von seiner Hütte entfernt halten, was maßen er einen so hohen heiligen Mann beherberge. Und siehe! als sie Morgens hinausschauten, war rings um die Zelle ein See, den Gott auf St. Rabis Gebet hatte entstehen lassen. Dieser See existirte noch bis in unsere Zeit herein, jetzt trocknet er allmälig aus.

Auch sonst war St. Rabis dem Volke in vielen Sagen hoch gefeiert. Erst noch kürzlich zeigte man einen großen Stein rechts am Fahrwege von Rempertshofen nach Immenried, im sogenannten Windhag, in dem deutlich eine Fußspur zu sehen war. Auf diesem Steine soll St. Rabis ausgeruht haben, als er von Augsburg her gen Rethsee kam, und sein Fuß habe sich dem Steine eingedrückt. Wenn man da vorbeiging, so that man, besonders Kinder, den Fuß in die Höhlung, dann wurde man nicht müde. Auch in dem Kirchlein von Rethsee war im Gange ein Stein eingelegt mit einer ähnlichen Fußspur, wer seinen Fuß da hineinlegte, genas, er mochte was immer für Fußleiden haben. Jetzt ist der Stein in die Wand gemauert und leicht kenntlich. Auch „Ratperonius venerabilis“ Grab befindet sich in der Kirche; es wurde erst im vorigen Jahrzehnt aufgedeckt.

Solche Erscheinungen, wie das plötzliche Entstehen eines See's, Erdwalles 2c. 2c. zum Schutze, treffen wir in alten, besonders legendenartigen Sagen oft zum Beweis, welche Kraft man dem Gebete frommer heiliger Männer zuschrieb. Sehr oft wurde aber einer plötzlichen, dem Volke ungewöhnlichen Naturerscheinung ein heiliger Ursprung gegeben, was einer der schönsten Züge der Volkssage ist. Was die Spuren von Füßen, Händen 2c.

auf Steinen betrifft, so ist dieß ein ungemein häufiger, beliebter Stoff für die Phantasie des Volkes gewesen. So die Sage vom Bethenstein in Raube, so der Fußtritt des Herrn auf dem Rosenstein. Endlich ist obige Sage besonders interessant wegen Erwähnung St. Ulrichs von Augsburg. Es ist wohl kein Heiliger so in dem Volksmunde heimisch und überall in Sage und Dichtung mehr gefeiert worden, als Ulrich. Es gibt eine Menge Sagen über ihn, die so tief im Volke wurzeln, daß sie jetzt noch unvertilgbar auf uns gekommen. Daher kommt es, daß auch die Acta Sanctorum nicht so ausführlich die vielen Züge aus Ulrichs Leben und Wirken behandeln, und kurzweg mit einem etcetera auf die Tradition im Volke verweisen. Wünschenswerth wäre es, wenn alle noch existirenden Volksüberlieferungen über diesen Heiligen sorgfältig gesammelt würden, bevor sie verschwinden.

Gedichte.

Sanfter Regen.

Wie gerne mag ich in stiller Nacht
Dem rieselnden Regen lauschen,
Wenn durch die Blätter langsam, sacht
Die fallenden Tropfen rauschen.
Der Himmel droben ist wolkenverhüllt,
Der Wind zieht leis durch die Bäume,
Die Blumen duften, die Luft haucht mild,
Das sind die Stunden der Träume.

Da denk' ich, daß Himmel und Erde bei Nacht
Jetzt flüsternde Zwiesprach' halten,
Wenn Alles ruhet und Niemand wacht
Und Schlummer und Frieden walten.

Wohl keiner versteht sie, und keiner weiß,
Was sie einander vertrauen.
Sie reden die ganze Nacht so leis
Bis zum frühen Morgengrauen.

Dann mag sich unsere Seele auch
So gern in Träume versenken,
Dann webt sich der warme Regenhauch
Gar mildernd in unser Denken.
Wie lieb' ich in solcher stillen Nacht
Dem rieselnden Regen zu lauschen,
Wenn durch die Blätter langsam, sacht
Die fallenden Tropfen rauschen.

Ed. K.

Pfingstmorgen.

Hier sitze ich an des Berges Rand.
Rings liegen die blühenden Felder,
Und weiter dehnt sich das herrliche Land,
Die Thäler und Wiesen und Wälder.

Und Alles glänzet in Frühlingsgrün,
Getauchet in Frühlingsdüfte.
Eine singende Lerche darüber hin
Steigt hoch in die sonnigen Lüfte.

Sie jubelt ihr Lied aus der Höhe hervor
Laut über Wälder und Auen,
Und weiter strebt sie und weiter empor
Und hebt sich und wiegt sich im Blauen.

Und unter mir — horch! — erst leise und sacht,
Dann lauter und voller und freier,
Und endlich ertönen mit schallender Macht
Die Glocken zur Sonntagsfeier.

Das ist ein Jubel, das ist eine Freud',
Das klingt durch Thäler und Höhen,
Aus Stadt und Dorf durch die Berge weit,
Getragen von Windeswehen.

Und Glockenläuten und Lerchenschlag
Verkünden dem Menschengeschlechte
Der Pfingsten festlichen Maientag,
Damit es des Herrn gedächte.

Wie schwillt mir das Herz vor Freude und Lust,
Wie wird mir die Seele so helle,
Mir ist's, als ströme in meine Brust
Eine läuternde, flammende Quelle.

Heut' hatte sich auf die Jünger des Herrn
Die Flamme vom Himmel geschwungen,
Heut' hat sie auch mich zwar nur von fern
Und doch so mächtig durchdrungen.

Ich fühle ein heiliges Wehen der Luft,
Mir ist's, ich höre ein Rauschen,
Es wallt um mich her wie Weihrauchsduft:
O könnte ich Alles erlauschen!

O könnt' ich verstehen des Herren Ruf!
O könnt' ich sein Jünger werden!
Der Ew'ge segnet, die er erschuf,
Er spricht zu den schweigenden Erden.

Er redet nicht mehr mit feurigem Mund
Wie einst in den heiligen Zeiten,
Unsichtbar spricht er zum Weltenrund,
Und die Menschen sollen es deuten.

Doch nur ein Mensch, der geöffnet sein Herz,
Der das Lärmen der Menge verlassen,
Der kann die Stimme, die niederwärts
Vom Himmel tönet, erfassen.

Er kann sie im ernsten Glockenklang,
In der Orgel heiligem Rauschen,
Im Frühlingshauche, im Sturmgesang,
Im Wehen des Waldes belauschen.

Er hört sie am Tage und tief in der Nacht,
Er hört sie in Freuden und Schmerzen,
Er hört sie reden leise und sacht
Tief innen im eigenen Herzen.

Ed. K.

Wasserfahrt.

Am Himmel strahlt der Abendröthe Gluth.
Wir fahren auf der stillen Wasserbahn,
Und vor uns gleitet auf der dunklen Fluth
Einsam und stolz ein flügelweißer Schwan.

Weit über'n See ergießt sich unser Lied,
Das Wasser plätschert flüsternd zum Gesang,
Wenn unser Ruder leis die Furchen zieht,
Und wogend rauscht der Wald den Strand entlang. —

Das leuchtend helle Abendroth verglimmt,
Es breiten sich die Schatten allgemach,
Der fernen Berge duft'ges Blau verschwimmt,
Und langsam treibt der Kahn dem Ufer nach.

Und sieh', der Abendstern aufdämmernd blinkt
Am Himmel hoch und tief im Meeresgrund,
Ein Gruß der Nacht; und Friede, Friede sinkt
Hernieder. Alles feiert in der Rund'.

Der Ruder leises Plätschern ist verhallt,
Die tiefste Ruhe herrschet fern und nah.
Nur über'm abendstillen Wasser schallt
Im vollen Chore: „o sanctissima."

Ed. K.

In einer Sommernacht.

Die laue, heitre Sommernacht
Hat sich auf's Thal gelegt, das stille,
Es glänzt in reich'rer Märchenpracht
Als bei des Tages Strahlenfülle.

Die Lüfte stehlen still und leis
Sich durch die dichten Rebenblätter;
Und von dem Baum und von dem Reis
Erklinget der Cicad Geschmetter.

Des Jasmins Düfte segeln nah'
Aus Gärten und aus Leiterhängen,
Als reigten sie im Freien da
Bei Sternenklang und Lustgesängen.

Und in dem Herzen wird es licht,
Und jung gestaltet sich das Alte,
Wie wenn ein neues Leben bricht
Aus einer Knospe zarter Spalte.

Die alte Lust, das alte Lied,
Sie kehren heut zu neuem Leben,
Ich fühle sie die Stirne, müd,
Mit kühlem Fächeln leis' umschweben.

Die Liebe blüht im Maienschein,
Es welkt das Meiden und das Hassen,
Ich möchte mit den Armen mein
In Liebe eine Welt umfassen.

J. V. Zingerle.

Abendruhe.

Vom nahen Dörfchen herüber
Tönt holdes Abendgeläut
Wie ein Gruß, ein alter, lieber,
Aus vergangener schöner Zeit.

Es blitzen und flammen die Wogen,
Der Schiffer ruht träumend im Kahn;
Die Sterne kommen gezogen
Am Himmel still heran.

Es singen die Nachtigallen
Die Blumen und Herzen zur Ruh';
Im Schimmer der himmlischen Hallen
O Seele! träume auch du!

Robert Köhler.

Segen der Trübsal.

Wen Gott zum Liebling will erheben,
Den züchtigt seine Vaterhand,
Der sieht von Trübsal sich umgeben
In diesem rauhen Prüfungsland;
Denn nicht im Taumel des Genusses
Und in des Glückes Sonnenschein,
Auch nicht im Schoos des Ueberflusses
Entfaltet sich das höh're Sein.

Doch — wie des Himmels sanfter Regen
Befruchtend fällt auf Wies' und Au',
So keimt der Geistesfrüchte Segen
Aus deiner Schmerzen Thränenthau —
Dann jagst du, ahnend höh're Freuden,
Nicht leeren Traumgestalten nach,
Lernst Wahrheit von der Täuschung scheiden,
Und edle Kräfte werden wach.

Dann pflückst du weiser jede Blüthe,
Die still an deinem Pfade steht,
Aus deren Duft dir Gottes Güte
Und seiner Liebe Odem weht;
Dann siehst du im Verklärungsschimmer
Den Engel mit dem Siegeskranz —
Durch deinen letzten Thränenflimmer
Der reinern Sonnen Strahlenglanz.

Robert Köhler.

Der Taufschein.

Die Sonne wirft den glühen Schein
Auf einen mos'gen Leichenstein,
Der auf dem Friedhof' nächst der Heide
Dem blühenden Hage steht zur Seite; —
Da sitzt ein armer Knabe stumm,
Und Niemand fragt, wie lang, warum
Er bei dem Kreuz des Grabes säume,
Versunken ganz in bange Träume. —
Er kann nicht weinen, — ach zu heiß
Sein Schmerz ist, davon Niemand weiß. —
Wer gibt ihm Kraft, wer gibt ihm Muth,
Wenn Gott hier nicht ein Wunder thut?
Seit er auf diesem Grabe sitzt,
Von Fiebern bleich bald, bald erhitzt,
Ist all sein Leichtsinn Ernst geworden;
Als sei, die Seele nur zu morden,
Gekommen er zur Heimath hin,
Dünkt es in bitt'rem Vorwurf ihn; —
Und immer finst'rer, starr den Blick,
Denkt an die Mutter er zurück.
Da liegt sie unter diesem Stein'! —
Sieht er sie wirklich in dem Schrein',
D'rin seine Thränen einst begegnet
Den Händen, die ihn noch gesegnet,
Ach, mit des Kreuzes heil'gem Zeichen,
Als schon des Todes ernstes Schweigen
Den Segensspruch den Lippen wehrte? —
Ist es dieß Zeichen, das sie lehrte
Einst selbst ihn in der Kindheit Tagen
Als seines Glaubens Schild zu tragen,
Das jetzt vor seiner Seele steht
Und mit ihm zu Gerichte geht?
Ist er d'rum weniger ein Christ
Weil es ihm fremd geworden ist?
Doch nicht dieß Zeichen ist's allein;
Jed' Wort der Mutter fällt ihm ein

Jetzt erst, das in den letzten Wochen
Der Krankheit sie zu ihm gesprochen,
Und auch, wie er vor ihr gekniet,
Fromm betend, jetzt im Geist' er sieht,
Und hört's, wie er so feierlich
Gelobt, von seinem Glauben sich
Zu trennen nie, auch wenn ihm drohte
Selbst Fluch und Elend bis zum Tode —
Das Alles, längst so ganz vergessen,
Seit er auf ihrem Grab' gesessen
Ist seiner Seele wunderbar
Geworden wieder hell und klar; —
Und Alles durch ein einzig Wort,
Das in ihm zürnet fort und fort,
Das in ihm prediget so laut,
Vor dem ihm immer tiefer graut,
Und das er nicht zum Schweigen bringt,
Wie er auch sträubt sich, kämpft und ringt.
Wie hat dies Wort, das er gehört,
Verscheucht den Wahn, der ihn bethört,
Und all das prahlerische Licht,
Das ihn verlockt von Schwur und Pflicht!
Nun hat er ausgekämpft, — und, — seh't,
Wie muthig er von dannen geht! —
Jetzt mag er Fluch und Elend finden:
Doch nimmer wird sein Frieden schwinden,
Und steht er, fremde und verlassen,
Und wandelt Liebe sich in Hassen
Daheim für ihn; — es schreckt ihn nicht,
Und Gott all' seine Fesseln bricht! —

Gesunken ist die Sonne eben,
Und dunkler schon die Wolken schweben;
Es senkt die Nacht sich still und leise. —
Der Knabe setzt die weite Reise
Beim blassen Schein der Sterne fort.
Jetzt endlich in der Ferne dort
Sieht er das elterliche Haus;
Es strahlet Lichterglanz heraus. —
Der Pred'ger sollt', — jetzt fällt's ihm ein,
Als Gast heut' bei dem Vater sein. —
Wie ist dir, armes Kind, zu Muth?
Doch stille! — wo Gott Wunder thut,
Wo Seiner Gnade Odem weht,
Gibt Kraft und Muth ein fromm' Gebet,
Und du wirst so, nicht mehr allein,
Mit Ihm unüberwindlich sein! —
So, auf der Lippe noch Gebet,
Jetzt vor dem heitern Vater steht
Der müde Knabe, und sogleich
Der Vater: „Nun, den Taufschein reich'!"
„Ich bringe keinen." d'rauf der Knabe,
„Weil keinen ich empfangen habe! —
„Als ich den Pfarrer d'rum gebeten,
„Hieß freundlich er mich näher treten
„Und fragte dann, wozu der Schein
„Mir eigentlich soll dienlich sein? —
„Ich sagte ihm ganz ungenirt:
„Ich werde morgen confirmirt! —
„Du, — confirmirt? — sprach er, mein Sohn!
„Du wechseln willst die Religion?
„Bist nicht getauft katholisch du
„Und willigt' nicht dein Vater zu?
„Bist nicht katholisch du erzogen?
„Hat denn dein Vater, sprich, gelogen,
„Als deiner Mutter er geschworen
„Noch eh' sie ihn zum Mann' erkoren?
„Hat er nicht tausend Mal betheuert
„Und am Altar den Schwur erneuert,
„Daß alle Kinder seiner Ehe
„Mit ihr, sie all' katholisch sehe?
„Und du, mein Sohn, wie ist's gekommen,
„Daß deiner Mutter du, der frommen
„So ganz und gar vergessen hast?
„Weh', wenn sie's wüßte, keine Rast
„In ihrem Grabe mehr sie fände! —
„Hast du nicht selbst in ihre Hände
„Gelobt so oft ihr feierlich
„Und noch eh' sie gesegnet dich
„Vor ihrem Ende, deinen Glauben
„Durch nichts dir lassen je zu rauben? —
„Mein Kind, wer hat dich so bethört? —
„Hat dein Gewissen nie gestört
„Die falsche Ruh', die dir geboten?
„Du bist gewiß am Grab' der Todten
„Am Hage nicht vorbei gekommen,
„Als du den Weg zu mir genommen!
„Geh' hin, auf jenes Grab, geh' fragen,
„Und laß' dir von der Todten sagen,
„Ob ich den Taufschein dir soll geben
„Wozu du ihn verlangt so eben! —
„Weh' aber, wenn du heimwärts kehrest,
„Und nicht der Todten Antwort ehrest! —
„So, — spricht der Knabe, — feierlich
„Beschied' der greise Pfarrer mich!" —
„Und wie, — fällt rasch der Vater ein, —
„Wie lautete die Antwort dein?"
„Ich hatte keine, — spricht der Knabe, —

„Und ging zu meiner Mutter Grabe! —
„O Vater, Vater, nie und nimmer
„Kann ich's vergessen, und muß immer
„D'ran denken, wie mir dort gewesen! —
„Ich bin von aller Furcht genesen
„Und kann und muß dir's gleich gesteh'n: —
„Ich werd' die Sünde nie begeh'n,
„Daß ich zu einem Glauben schwöre,
„Dem ich vor Gott nicht angehöre! —
„Ich bin katholisch, — und ich — bleib' es;
„Gott ist mein Zeuge! unterschreib' es; —
„Zum greisen Pfarrer kehre ich,
„Daß er, wie's recht, belehre mich!" —
Da braust der Vater auf in Wuth;
Es kocht und siedet ihm das Blut;
Und mit gewalt'ger roher Faust
Den schwachen Knaben er zerzaust,
Und fluchet ihm und schimpft ihn Hund
Und wirft ihn aus dem Hauſ' zur Stund',
Hinaus ihn in die stumme Nacht
Und teuflisch dann dazu noch lacht. —
Der Pred'ger sah dem Allem zu
Und auch mit beifallnick'ger Ruh'
Das Weib von gleicher Religion,
Mit dem vermählt sich Jener schon,
Eh' noch der Andern Todtenkranz
Verwelkt auf ihrem Grabe ganz. —
Der arme Knabe aber, ach,
Wie sann er jetzt dem Vorfall' nach!
Und auch wohin soll' er sich wenden? —
Da steht er mit gerung'nen Händen,
Auch jetzt im Auge keine Zähre,
Doch ganz als ob verzückt er wäre; —
Da steht er auf der öden Heide; —
Die Welt vor ihm, die große, weite,
Und fremd in ihr er überall!

Doch nein! — woher der dumpfe Schall,
Der aus der Ferne zu ihm dringt?
Der Himmel selbst ist's, der ihn bringt
Bis an sein Ohr, und tief in's Herz; —
Gott ist der Helfer allerwärts! —
Es sind des Waldbach's wilde Wogen,
— Er lauscht, er hat sich nicht betrogen —
Die donnernd stürzen durch das Thal;
Wo's felsig' eingeengt so schmal! —
Dort wohnet ja sein Pathe eben,
Der bei der Taufe ihm gegeben
Den Namen, den er selber trägt;
Und dem so warm im Busen schlägt
Das Herz, so gläubig, fromm und treu;
Ihm darf er nahen ohne Scheu! —
Und rasch dahin lenkt er die Schritte. —
Den wackern Müller rührt die Bitte
Des armen Knaben, und willkommen
Hat er sofort ihn aufgenommen. —
Und als am andern Morgen schon,
Zum greisen Pfarrer, mit dem Sohn, —
— So nannt' er ihn, der Müller kam,
Der freudig an sein Herz ihn nahm,
Und dankte Gott, der durch sein Wort
So mächtig wirkt im Knaben fort; —
Dann offen sagt ihm dieser gerade:
Das war der Augenblick der Gnade,
Ich fühlt's an meines Herzens Pochen,
Als Ihr das Wort zu mir gesprochen:
„Auf deiner Mutter Grab geh' fragen
„Und laß' dir von der Todten sagen,
„Ob ich den Taufschein dir soll geben,
„Wozu du ihn verlangt so eben!
„Weh' aber, wenn du heimwärts kehrest
„Und nicht der Todten Antwort ehrest!"

Gedeon von der Haide.